GOLF VON NEAPEL.

Von

Wilhelm Heſs.

LEIPZIG

VERLAG VON J. J. WEBER.

Der Golf von Neapel.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Der

Golf von Neapel,

seine

Classischen Denkmale und Denkwürdigkeiten

in

Bildern aus dem Alterthum.

Allen Italienfahrern und Alterthumsfreunden

gewidmet von

Wilhelm Heß.

Mit einer Ansicht des Golfs von Neapel in Farbendruck und 4 Orientirungskarten.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1877

Vorwort.

Italien und kein Ende! so dürfte wohl manche Stimme beim Erscheinen unseres Buches in unwilligem oder befremdetem Tone sich vernehmen lassen in Erinnerung an die zahllosen berufenen und unberufenen Federn, die sich von jeher dieses Gegenstandes bemächtigten. Gleichwohl betreten auch wir dieses vielbefahrene Gebiet, denn ohne uns der beliebten Autorenphrase zu bedienen, wornach gerade das einzuführende Buch einem unentbehrlichen, längst gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt, glauben wir doch der Lesewelt mit vorliegendem Buche eine anregende Neuigkeit zu bieten und eine vorhandene Lücke in der Literatur getroffen zu haben.

Es ist der vielbesungene und doch im Vergleich mit Rom immer noch allzu wenig gekannte und beschriebene Golf von Neapel, den wir dem Leser vor Augen führen möchten, doch

nicht bruchstückweise, wie dies in Reiseschilderungen zu geschehen pflegt, sondern als ein untheilbares, zusammengehöriges Ganzes, nicht blos in seiner berauschenden Naturschönheit, sondern auch in seiner tiefer verborgenen Anziehungskraft, nämlich in seinen altehrwürdigen Denkmalen und Denkwürdigkeiten aus dem griechisch-römischen Alterthum. Indem wir es nun unternehmen, Alles, was sich in geschichtlicher, kunstgeschichtlicher und monumentaler Hinsicht vorfand, herbeizuziehen, um den Golf archäologisch zu illustriren und seiner großartigen Vergangenheit gerecht zu werden, war es zugleich aber auch nahegelegt, das classische Zeitalter überhaupt im Spiegel des Golfes abzubilden. Wie sollten wir auch der Versuchung dazu widerstehen, da doch das Interesse an Pompeji, Bajä, Cumä und der Mehrzahl der Golfplätze ausschließlich an dem Alterthume haftet, so daß es nur weniger Striche bedarf, um die Schilderung des Golfes und seiner alten Geschichte zu Bildern aus dem Alterthume zu erweitern? Ließen wir dergestalt den Golf von Neapel in antikem Gewande wieder aufleben, so verzichteten wir jedoch damit nicht vollständig auf das subjective Element und auf die Berührung heutiger Zustände, wo Solches zur Belebung des Ganzen erforderlich schien.

Somit bietet sich unser Buch nicht blos als Führer in die hochinteressante Ruinenwelt jenes beglückten Erdstriches für Solche, denen es vergönnt ist, sich an Ort und Stelle vertraut zu machen oder denen eine genauere Kenntniß des

Golfes am Herzen liegt, sondern es dürfte auch überhaupt für Alterthumsfreunde als eine willkommene Einführung ins Alterthum angesehen werden. Bewahrt doch der geographische Rahmen, in den diese Bilder aus dem Alterthum hier zum ersten Male gefaßt sind, den Leser leichter vor der Langeweile trockener Gelehrsamkeit wie vor der Unzuverlässigkeit des Romans, den einzigen Formen, die für die Behandlung des Alterthums seither in Uebung waren. Soviel über das, was wir gewollt, mögen Andere entscheiden, was wir erreicht haben.

Wie Niemand verkennen wird, ist der Stoff durchgängig den Quellenschriften der Alten entnommen und auf eingehende Autopsie gegründet, ohne daß deshalb die vielfachen Gelehrtenleistungen, die auf diesem Felde vorlagen, im mindesten vernachlässigt worden wären. Was Pompeji betrifft, so bekennen wir hier gerne unsere Abhängigkeit auf einem Gebiete, wo die berufensten Kräfte mit einer Gründlichkeit gearbeitet haben, die der Forschung Anderer kaum mehr einen Spielraum übrig läßt. Theils aus diesem Grunde, theils um das Interesse festzuhalten verzichteten wir bei Pompeji auf Verarbeitung des gesammten Materials, das wir an anderen Orten dem Leser in seither unerreichter Vollständigkeit vorlegen, und Gleiches gilt von den antiken Kunstschätzen des Museums in Neapel, von denen nur das zur Besprechung gelangte, was mit Herkulanum und Pompeji in Verbindung steht. Jenachdem mehr

die eine oder die andere dieser Städte in Betracht kam wurden die betreffenden Kapitel an Herkulanum oder an Pompeji angereiht.

Mit diesen Vorbemerkungen übergeben wir unser Buch dem Wohlwollen des Publicums. Möchten die Freunde Italiens auch seine Freunde werden!

Neckarbischofsheim, im October 1876.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Dreißigstes Kapitel.

Einunddreißigstes Kapitel.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Golf von Neapel.

Erstes Kapitel.

Neapel sonst und jetzt.

Was ich erschaut an jenen seligen Gestaden,
Wo von des Aethers Höh'n bis zu des Meeres Grunde
Voll Schaffensdrang die Götter froh zusammentraten
Und neidlos Erdgeborne zu der Tafelrunde
Kronions zogen, bis sich diese stolz vermaßen
Und gleich dem Tantal frevelnd Göttergunst vergaßen,
Was einst in Lust und Leid vollbrachten jene Todten,
Das sei erinn'rungsvoll in Bildern hier geboten.

Kaum giebt es unter den vielgepriesenen Plätzen des Erdenrundes eine Stätte, deren Name mit süßerem Klange von den Lippen des Gereisten tönt, die mit solchem Zauber Herz und Sinn des Beschauers, wie die Phantasie des Entfernten gefesselt hält, als Neapel. Neapel die lebensfrohe, freuden reiche Golfstadt, wo die Natur ihre schöpferische Kraft in harmonischer Schönheit über Land und Meer ergossen und die erhabene Majestät ihres Wesens in den Dienst einer Alles verklärenden Anmuth gestellt hat, Neapel, wo der Mensch aus Lethes Fluthen schöpfend, in seligem Vergessen dahinträumend und doch erst wahrhaft lebend, das Elysium durchwandert, pflegt mit Vorliebe die Stadt der Gegenwart genannt und als solche der vergangenen Größe Roms gegenüber gestellt zu werden. In Bezug auf die Atmosphäre der Stadt selbst hat eine derartige Signatur auch ihre Berechtigung. Das rastlose Menschengewühl ihrer Straßen, das fröhliche Treiben auf allen Plätzen, die laute Geschäftigkeit einer gedankenlos blos dem Augenblick dahingegebenen Bevölkerung, endlich die überwältigende Macht

ihres sonnenheitern Himmels lassen in der That oft genug Vergangenheit und Zukunft aus dem Gebiet der realen Begriffe verschwinden und in der Allgewalt der genußreichen Gegenwart untergehen. Und doch erleidet dieser Charakter der Gegenwart seine nothwendige Begrenzung und zwar mit weit größerem Rechte, als wenn man Rom den ausschließlichen Charakter der Vergangenheit beilegen möchte. Wir denken nicht an Neapels mittelalterliche Geschichte zur Zeit als Saracenen und Normannen jene Küsten an das Schicksal des vielumworbenen Siciliens ketteten, wir meinen nicht seine im Ganzen bedeutungslosen mittelalterlichen Kunstschätze, noch weniger den öden mittelalterlichen Geist, der durch die dumpfen Gassen Altneapels weht und in Thoren, Kirchen, Castellen und Palästen sich versinnlicht hat. Derartige herbe Erinnerungen bestimmen zum Glück nicht mehr das Wesen des heiteren Neapels. Was wir im Auge haben, das sind vielmehr die historischen und monumentalen Denkzeichen aus dem classischen Alterthum, welche dort mit unauslöschlichen Zügen auf dem Grunde einer ewig jugendlichen Natur eingetragen sind.

Wie heimische Erinnerungen an die eigene und die Menschheitsjugend drängen sich auf diesem heiligen Boden die Erinnerungen aus der Lectüre der Alten an uns heran und verbinden sich mit der Anschauung lebendurchhauchter Trümmer zu einem Gesammteindrucke, der nicht vom Schulstaube getrübt, sondern klar und freudig zum Lichtreiche des Schönen und Wahren uns emporzieht. Schriftliche und monumentale Tradition reichen sich die Hand zu gemeinsamem Werke, bis aus dem Schutte heraus alle jene Tempel, Paläste, Villen und Städte um den Golf von Neapel ihre geistige Auferstehung feiern. Hier verwandeln sich todte Begriffe unter dem Anblicke der stummen Zeugen einstiger Größe zu wirksamen Vorstellungen, dort wieder umrankt die Buchstabenschrift der Geschichte die zerfallenen Mauern und geborstenen Säulenschafte, die ohne den Griffel Klios todt und reizlos blieben. So entschwindet

uns oft das lärmende Treiben der Großstadt Neapel in der Anschauung der stillen Größe, welche aus den ruinenbesäeten Gestaden ihrer Umgegend zu uns spricht, einer allgegenwärtigen Vergangenheit, die hier kaum minder als in Rom zu ihrem Rechte kommen will. Ja die Stadt selbst und ihre Bevölkerung müssen ihrerseits einigermaßen dazu beitragen, uns in die altgeschichtliche Vergangenheit zurückzuführen. Wir schauen da ein leichtlebiges Volk, dessen Interessen sich fast nur um alltägliche materielle Bedürfnisse und sinnliche Genüsse bewegen. Ist aber nicht eben jene ungebundene Natürlichkeit und heitere Sinnlichkeit seiner Bewohner gleichsam ein Ausfluß des antiken Charakters? Klebt nicht heute noch das neapolitanische Volk an der äußeren Lebensexistenz mit derselben Sorglosigkeit und Naivetät der Anschauung, wie in der Kindheitsstufe des Alterthums? Ist nicht die Lebhaftigkeit des Naturells, der Sprache und Mimik [1]), sind nicht sogar Einzelheiten seiner Zeichensprache [2]) eine Erbschaft aus dem Griechenthum, nicht zu reden von dem griechischen Typus, der sich freilich nur in der Landbevölkerung mancher Orte erhalten hat? Oder sind endlich nicht viele Sitten und bauliche Einrichtungen, nicht manche Neigungen, wie die ererbte Bilderlust des Volkes oder manche Spiele [3])

---

1) Auch die mimischen Spiele waren griechischen Ursprungs, indem sie zuerst durch Sophron von Sicilien ausgebildet, dann nach Unteritalien verpflanzt und romanisirt wurden, während die Pantomimen, die nur durch Geberden und rhythmische Bewegungen wirkten, römisches Product sind.

2) Wir erinnern nur an den graciösen Handgruß und an die Geberden des Bejahens und Verneinens, welche genau dem griechischen ἀνανεύειν und κατανεύειν entsprechen durch Senken oder Heben des Hauptes.

3) Das micare digitis der Römer, welches in dem Errathen einer Anzahl blitzschnell ausgestreckter Finger besteht, hat sich in der heutigen Mora erhalten, welches von den Neapolitanern früher so leidenschaftlich gespielt wurde, daß es nicht im Hause, sondern nur auf der Straße also unter polizeilicher Aufsicht erlaubt war.

und Gefäßformen unbewußt aus dem Alterthum übertragen? So dürften wir denn die Eigenthümlichkeit Neapels näher in der innigen Verknüpfung entfernter Zeitalter und in der Tradition des ewig Menschlichen zu suchen haben, ein Bund der Zeiten, der offenbar unter dem Priestersegen einer constant treuen und sonnenheiteren Natur geschlossen wurde, denn in Neapel fühlen wir mehr als irgendwo sonst in Italien die Wahrheit des Dichterwortes:

Unter demselben Blau, unter dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe sie lächelt auch uns.

Mag daher der Neapolitaner hohen oder niederen Standes selbstverständlich alle Lebensweisheit darin finden, nur im Genusse der flüchtigen Stunde träumerisch dahinzuschwelgen — es giebt deren auch in den „gebildeten" Ständen viele, die niemals in Pompeji oder Bajä waren — oder mögen manche Reisende, die übersättigt von den römischen Kunstschätzen nach dem Süden reisen, Neapel nur im Lichte froher Gegenwart betrachten, wer dieses in seinen herrlichen Umgebungen wirklich kennen lernen will und Herz und Sinn hat für das zu Grabe getragene Leben, das sich dort in reichster Unmittelbarkeit offenbart und als eine neue und doch alte Welt am Horizonte unserer Phantasie erscheint, den drängt es auch, sich mit den dortigen Alterthümern vertraut zu machen. Viele Stätten giebt es ja am Golfe, die keine moderne Geschichte, ja nicht einmal eine moderne Ansiedelung aufzuweisen haben, seit von höherer Schicksalshand der Pulsschlag griechisch-römischen Lebens erloschen ist.

Auf jene Zeit weist uns aber außer dem localgeschichtlichen auch ein höheres ethisches Interesse hin. Die Lebensgesetze der Alten als die Bedingungen ihrer Größe oder ihres geschichtlichen Zerfalles sind ja auch für uns maßgebend; ihr humanes, durch schöne Kunst veredeltes Dasein wirkt erhebend und läuternd auch auf unsere Anschauung und Geschmacksrichtung

zurück, ihre psychischen und socialen Krankheiten entsprechen den Abnormitäten mancher modernen Existenzen; kurz Aehnlichkeit und Divergenz entlegener Perioden treten in klaren Umrissen uns entgegen und erwecken liebevolle Theilnahme auch da, wo wir eine Zeit als gesunken betrachten müssen.

So begleite uns denn der Leser in jenen hochwichtigen Theil Italiens, wo die Natur den Boden schuf, auf dem das Griechenthum in der Fremde seine frühsten Blüthen trieb, aber auch das letzte Blatt an dem verfaulten Baume des römischen Cäsarenthums kraftlos verwelken mußte [1]). Er werfe zuerst mit uns einen Blick auf Land und Leute Altcampaniens und trete dann unter unserer Führerschaft eine archäologische Rundreise an, die sich von dem natürlichen Mittelpunkte Neapel zunächst über das Nordgestade des Golfes, sodann nach Osten und Süden erstrecken soll.

---

1) Wir meinen die Gründung Cumäs und den Tod des Romulus Augustulus bei Neapel.

Zweites Kapitel.

Das glückliche Campanien und der Golf von Neapel.

Sed gravidae fruges et Bacchi Massicus humor
Implevere; tenent oleae armentaque laeta.

VIRGIL.

Wer unter den Bewunderern Italiens und namentlich unter den naturempfänglichen Deutschen hätte sich nicht mit stiller Schwärmerei der Landschaft genähert, welche das Alterthum die Campania felix [1]) und auch der später heimische Bewohner die Campagna felice benannt hat? Dort, wo an den Gestaden der apenninischen Halbinsel schön geschweifte Golfe von weit ragenden Vorgebirgen umrahmt und von Felseninseln behütet werden, wo jähe, oft nur von Minervens Baum bekleidete Felswände in die durchsichtigen Fluthen tauchend mit häuser- und villenbesetzten Fluren contrastiren, dort liegt dieser reizende Landstrich, den Rom als die Krone seiner Besitzungen schätzen durfte. „Wie könnte man die Küste Campaniens, dieses glückselige und anmuthige Land, genugsam preisen, um Jedem klar zu machen, daß es das Werk einer sich dieser Stelle mit besonderer Vorliebe freuenden Natur sei?" so ruft schon ein alter Schriftsteller mit Entzücken [2]). Das römische Campanien begann nicht schon mit dem Vorgebirge der Circe, welches, wenn auch nicht mehr politisch, so doch immerhin

---

1) Plin. III, 9, 7. 2) Plin. III, 6, 3.

physisch die Pforte zum Zauberreiche Süditaliens bildet, denn in Folge der frühen Ausdehnung der Römer über die benachbarten Volksstämme umfaßte Campanien nur die Landschaft, welche vom Lirisflusse südwärts bis zum Silarus sich erstreckte. Campanien entsprach demnach der heutigen neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, nur daß es mit Ausschluß des Striches von Gaeta noch das Picentinische, also ein Stück des Salerner Golfes in sich schloß. Somit hatte es Neapel zum eigentlichen Mittelpunkt und dehnte sich gerade über die Gegend, die jetzt den Naturfreund und den Geschichtsforscher vor Allem interessiren muß.

Südwärts vom Cap Circello erhält die Westküste Italiens, ihren bisherigen Gleichlauf unterbrechend, eine sich verändernde Gestaltung, die an Reichthum der Scenerie ihres Gleichen sucht. Kühn und verwegen ins Meer ragende Bergmassen wechseln von nun an mit weit gespannten, tief ins Land einlenkenden Buchten, hinter denen bald ein flaches Gestade mit der blaugrünen Meeresfluth zu verschmelzen scheint, bald die terrassenförmig ansteigende Küste über Hügel und Berge bis zur kahlen Höhe der Abruzzen sich aufrichtet. Man weiß nicht, soll sich das Auge mehr an dem Formenwechsel oder an dem Farbenreichthum dieses Panoramas weiden, das mit dem Grade der Entfernung seine Töne mildernd und ins Nebelhafte verschwindend, bald glanzumflossen, bald von zartem Lichte gedämpft, sich vor dem Beschauer ausbreitet. Immer wieder haftet der entzückte Blick auf den steilen Felsabhängen, die, coulissenartig sich verschiebend und verdrängend, aus dem Meere auftauchen und „in rein gezeichneten Theaterkreisen“ [1]) ihre Golfbecken einschließen. Das ist das Gestade Altcampaniens oder des neapolitanischen Festlandes. Seine vollen Reize aber hat es gleichsam geflissentlich an dem Golfe von Neapel aufgehäuft, der das natürliche Centrum der campanischen

[1]) Vischer, vergl. Victor Hehn, „Ansichten und Streiflichter“ S. 53.

Küste bildet und seiner Form entsprechend ehedem als der Krater [1]) d. h. als das Becken bezeichnet wurde.

Die Natur hätte die Formen dieses berühmtesten der Golfe nicht architektonischer aufbauen können, als es hier der Fall ist. Inmitten des Hintergrundes ragen die gleichmäßigen, schwungvollen Linken des Vesuv sanft ansteigend und doch majestätisch aus der Ebene hervor und bildeten im Beginne unserer Zeitrechnung eine Spitze, die, noch nicht geborsten, einem wahren Göttersitze glich. Malerisch umrahmten, wie heute noch, die Berge von Surrentum und die vulkanische Hügelkette von Puteoli und Bajä, jene in stolz geschlossener Einheit, diese mehr isolirt und dem buchtenreichen Lande folgend, die Flanken seines viel befahrenen Spiegels bis dort, wo sie am steilen Felsencape der Minerva und dem lose verbundenen Vorgebirge von Misenum ihren Abschluß finden. Rings um den Golf aber zog sich eine Reihe blühender Städte, deren Massen, von hellleuchtenden Tempeln und meerumspülten Villen unterbrochen, den heutigen Anblick noch überboten. „Er ist rings herum bebaut", äußert Strabo, „theils mit Städten, theils mit Landhäusern und Ansiedelungen, die sich so nahe nach einander folgen, daß sie dem Beschauer eine einzige Stadt zu bilden scheinen [2])." Da lagen zu Anfang der römischen Kaiserzeit in weitem über sechs Meilen langen Bogen die Orte Misenum, Bauli, Bajä, Puteoli, Neapolis, Herkulaneum, Retina, Oplontiä, Pompeji, Stabiä, Aequana und Surrentum [3]) vom Nordwesten bis zum Süden des Golfes vertheilt und übertrafen an Zahl und Bedeutung fast sämmtliche ihrer spätgebornen Enkelstädte. Keine dieser Städte verdunkelte den Glanz der andern, alle erfreuten sich in paralleler Entwicklung eines eigenartigen Aufschwungs, denn es gab damals, obgleich Capua als das Haupt der Provinz galt, noch keine concentrirte

---

1) Strabo V, 242. 247. 2) Strabo V, 247.

3) Die heutigen Namen sind in gleicher Reihenfolge Casaluce, Bacoli, Baja, Pozzuoli u. s. w.

Provinzialhauptstadt, welche das socialpolitische Leben der Nachbarstädte absorbirt hätte, es gab nur ein weitherrschendes Rom, welches den Municipalstädten ein untergeordnetes und doch selbständig variirtes Dasein schuf.

Zu dieser Städteblüthe gesellte sich der Reichthum einer nimmer versiegenden Natur, die den Golf verschwenderisch mit Vielem von dem überschüttete, was wir heute noch an einheimischer und fremdländischer Vegetation dort bewundern. Platanen[1]), immergrüne Eichen, Ulmen und Pappeln beschatteten, wie auf der ganzen Halbinsel, so auch am Golfe, zu Alleen oder in Gruppen vereinigt, die Gärten und Landstraßen; Pinien, deren Zapfenkerne wie in unseren Tagen geröstet gegessen wurden, contrastirten mit ihrem breiten Schirmdache auf einsamer Höhe gegen den azurnen Himmel, Myrthen und Lorbeersträucher wucherten üppig auf Felsen und Abhängen. Dazu prangten Cypressen, Pfefferbäume und Palmen, aus dem Auslande verpflanzt, in Gesellschaft einer freilich beschränkteren Gartenflora in den Villenanlagen der Reichen, während andere exotische Gewächse, wie die viel verbreitete amerikanische Aloe, noch in fremder Erde ihrer künftigen Entdeckung harrten. Besonders frühe fand die Dattelpalme an der Westküste Italiens eine neue Heimath, denn „aus Griechenland, wie in Griechenland aus dem Oriente eingeführt und ein lebendiger Zeuge des uralten commerziell-religiösen Verkehrs des Occidents mit den Orientalen, ward die Dattelpalme bereits dreihundert Jahre vor Christus in Italien gezogen, nicht der Früchte wegen“, die damals noch weniger als jetzt in Campanien ihre volle Reife erreichten, „sondern als Prachtgewächs und um der Blätter bei öffentlichen Festlichkeiten sich zu bedienen[2])“.

---

1) Die Platane wurde übrigens auch erst und zwar wie Plinius (XII, 3) meint des Schattens wegen eingeführt, ebenso die Myrthe, die aus Griechenland stammt.

2) Mommsen, „Röm. Gesch.“ I, 841. Die Palme gedeiht nur an heißen, wasserreichen Orten. Plin. XIII, 6. 7.

Ehe wir jedoch unsere eigentliche Wanderung um den Golf beginnen, werfen wir aus der Vogelperspective einen Blick auf das übrige Campanien.

Der isolirte Kegel des Vesuv bildet den weithin sichtbaren Markstein, welcher die campanische Ebene in eine größere nördliche und eine kleinere südliche von einander scheidet, doch so daß beide Theile hinter dem Rücken des brummigen, alten Wächters durch eine Verbindungsthüre sich doch wieder heimlich zusammenfinden. Im Süden liegt das Flußgebiet des Sarnus, der hier denselben Rang behauptet wie in der nördlichen Ebene der Volturnus. Seine sanften Wellen, welche bei dem alten Sarnum das Licht der Welt erblickten, huldigten einst den beiden blühenden Provinzialstädten Nuceria und Pompeji, welche mit Salernum und Picentia die einzig namhaften Städte Südcampaniens bildeten. Durch reichere Städteentwicklung zeichnete sich die nördlich vom Vesuv gelegene Ebene aus, die sich, zehn Meilen lang und vier Meilen breit, bis zur ehemaligen Latinergrenze zieht und östlich von den Ausläufern des Samnitergebirges und dem vulkanischen Tifata bei Capua begrenzt wird. Diese einst vielbegehrte und vielumstrittene Ebene ist es, welche den Namen der „laborinischen Felder" führte und seit Alters geradezu zum Typus eines gesegneten Landstriches geworden ist, weil sie als die eigentliche Perle der Halbinsel in Campanien denselben Rang, wie dieses unter den italischen Provinzen eingenommen habe [1]). Die glückliche Bodenbeschaffenheit dieser jetzt noch Terra di Lavoro genannten Strecke schildert unser naturwissenschaftlicher Zeuge mit den Worten: „Am Fuße wolkiger Berge liegt ein Gefilde, dessen Boden oben staubig, unten wasserhaltig und bimssteinartig durchlöchert ist und welchem deshalb der Nachtheil der Berge zum Vortheil gereicht, indem er den häufigen Regen durchseiht und durchläßt.

[1]) Laboriae oder Laborinus campus d. h. für Ackerbau geeignetes Feld. Plin. III, 9, 7; XVIII, 29.

sich selbst aber weder auflösen noch schlammig werden läßt und so den Anbau erleichtert. Auch giebt er die eingesogene Feuchtigkeit nicht wieder durch Quellen von sich, sondern mischt und verarbeitet sie und hält sie als Befeuchtungsmittel fest [1])".

Welche Fülle von Naturproducten dieser Erdstrich aufzuweisen hatte und noch hat, erhellt nicht nur aus dem uralten mythischen Vergleiche, dem zufolge Ceres und Bacchus sich hier um die Herrschaft stritten, sondern auch aus der geschichtlichen Ueberlieferung, die von den Resultaten dieser göttlichen Concurrenz viel zu erzählen weiß. In den meisten Feldproducten erfreute man sich einer mehrmaligen, im Getreide sogar oft einer dreimaligen Ernte, so daß beispielsweise die Productionsfähigkeit des Bodens es erlaubte, ihn im selben Jahre zweimal mit Weizen und ein drittes Mal mit Hirse zu bestellen [2]). Von den Getreidearten kannten freilich die Römer nur Hirse, Gerste, Spelz und den ihn mehr und mehr verdrängenden Weizen, während Roggen und Hafer als nordische, Reis und Mais als außereuropäische Gewächse ihnen unbekannt waren. Weizen dagegen wuchs in unendlicher Fülle und in so kräftiger Entwicklung, daß sein Halm nach hyperbolischer Versicherung unseres Gewährsmannes als Holz gebraucht werden konnte [3]). Begreiflich, daß die Güte des Gewerbes damit gleichen Schritt hielt, wie denn die campanischen Gerstengraupen und das dort gemahlene Mehl in Italien den Vorrang behaupteten [4]), begreiflich ferner, daß man in diesem „Garten Italiens" auch den Gemüse- und Rübenbau mit Sorgfalt betrieb, denn die Triebkraft des Bodens war derartig, daß aus Feldern, die man einige Zeit brach liegen ließ, Kräuter und Blumen von selbst emporsprossen, ja sogar eine Fülle von Rosen, deren Geruch

---

1) Plin. XVIII, 29. Vergl. die Schilderung Virg. „Georg." II, 203 ff.
2) Strabo V, 242; Plin. XVIII, 29.
3) Strabo a. a. O.; Plin. XVII, 3; XVIII, 12.
4) Plin. XVIII, 29.

dem der Gartenrosen nicht nachstand [1]). Aber auch Baumfrüchte gediehen in dem damaligen Italien und besonders in Campanien auf das Vortrefflichste und man verschmähte weder Anbau noch Genuß der uns bekannten Obstarten, seien es die mehr nordischen Aepfel, Birnen, Kirschen und Wallnüsse, seien es die südlicher Sonne bedürftigen Oliven, Feigen, Melonen und Granatäpfel, welche als punische Aepfel figurirten, oder seien es endlich solche Obstarten, welche wie Pfirsiche, Mandeln, Quitten und Kastanien milderes Klima erfordern, doch auch jenseit der Alpen noch gedeihen [2]). Als ein Hauptelement süditalienischer Landschaft machte sich schon damals die fahlgrüne, weidenartige Olive geltend, jener Baum, der an sich so unendlich bedeutungslos ist und doch so hingebend und harmonisch anschließend im Ganzen der Landschaft aufgeht, daß er vor Allem den Charakter der süditalienischen Landschaft bestimmt, welche mehr durch breite massige Farbentöne als durch die Kraft ihrer Localfarben zu uns redet. „Nirgends", wird uns versichert, „erpreßt man aus der Oelbeere einen köstlicheren Saft" als in den laborinischen Feldern, obgleich das ölberühmte Venafrum auf der Volturnushöhe nur von Plinius zu Campanien gezählt wird [3]). Mit Recht aber könnte

[1]) Plin. a. a. O. Die Rosen dienten nämlich zur massenhaften Bereitung der berühmten campanischen Salben, von denen ein geläufiges Wort behauptete, daß es davon in Campanien mehr als an anderen Orten Oel gebe. Die feineren Gartenrosen sind übrigens sämmtlich orientalischen Ursprungs.

[2]) Von der Feige, mit der Freunde sich zu beschenken pflegten, zählt Plinius (XV, 19 ff.) 29 Arten auf. Die Melonen wurden von den Oasen am Oxus und Jaxartes zuerst nach Neapel verpflanzt, wo sie am besten gediehen. Kastanien (zuerst bei Virg. „Georg." II, 71 erwähnt), Aprikosen und Pfirsiche wurden erst 50 Jahre v. Chr. nach Italien verbracht. Vergl. hierüber die interessante Schrift: Victor Hehn, „Culturpflanzen und Hausthiere" u. s. w.

[3]) Plin. III, 9, 8. 11; XV, 3, 1; Strabo V, 239; Hor. „Sat." II, 4, 69. „Od." II, 6, 16.

man sich über die geringe Aufmerksamkeit wundern, welche die Alten dem Symbol südlicher Herrlichkeit, dem Citron- und Orangebaum, angedeihen ließen. Allein Italien war damals noch nicht das Land, „wo die Citronen blühn, im dunklen Laub die Goldorangen glühn“. Man weiß, daß die Citrone und Pomeranze erst im Mittelalter durch die maurischen Araber aus dem Oriente und daß die süße Apfelsine noch später, nämlich im 16. Jahrhundert von den Portugiesen aus China nach Europa verbracht wurde, nachdem wenigstens eine dieser Gattungen, der auch dem Plinius bekannte Cedrat, seit dem dritten Jahrhundert in Italien cultivirt wurde [1]. Unter dem Namen des assyrischen oder medischen Apfelbaumes bezeugte er seine vorderasiatische Abstammung in gleicher Weise, wie dies bei dem Kirschbaum der Fall ist, den Lucullus nach seinem Zuge gegen Mithridates von Pontus von Kerasus am Schwarzen Meer in sein Vaterland verpflanzte [2].

Doch vergessen wir nicht das edle, in Italien allgegenwärtige Gewächs des Weinstocks, der mit der Olive schon in frühester Zeit aus Griechenland eingeführt wurde und bald den ersten Rang unter den italischen und besonders den campanischen Producten behauptete. Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich der köstliche Trank von der Südküste Italiens durch die ganze Halbinsel, so daß schon Sophokles Italien als das Lieblingsland des Bacchus und Herodot die Südspitze desselben als Oenotria, als Land der Weinpfähle bezeichnen konnte [3]. Gegen Ende der Republik wurde bereits ein bedeutender Ausfuhrhandel mit italischen Weinen getrieben.

Die Cultur des Weinstocks hat mit der jetzt noch in Süditalien üblichen viele Aehnlichkeit. Man kannte schon die

---

[1]) Guhl und Koner, „Das Leben der Griechen und Römer“. 2. Aufl. S. 609. Die bittere Pomeranze wurde nach Victor Hehn erst in der Zeit der Kreuzzüge importirt.

[2]) Plin. XII, 7; XV, 30.

[3]) Soph. „Antig.“ 1117; Herod. I, 167; Strabo V, 1; VI, 255.

doppelte Weise des Anbaues mit oder ohne künstliche Bepfählung und schwankte, welche den Vorzug verdiene. Doch scheint es, daß die malerischen Baumweingärten, die den heutigen Masserien entsprechenden Arbusta, mit ihren zierlichen von Baum zu Baum gezogenen Rebenguirlanden nicht nur ursprünglich in Campanien heimisch, sondern auch weit beliebter waren als die Pfahlreben. Fand man doch einen landschaftlichen und poetischen Reiz darin, die Reben mit Ulmen oder Pappeln zu „vermählen“ [1]). Wie hoch die Reben, ihre Gatten umschlingend, in die Lüfte emporwuchsen, illustrirt Plinius durch die humoristische Bemerkung, daß der Winzer wohl daran thue, bei der Miethe des Weinbergs sich Scheiterhaufen und Grab d. h. für den Fall eines Sturzes sich kostenfreie Bestattung auszubedingen [2]). Dieser Vergleich der emporgerankten Rebe mit dem ehelichen Verhältniß erscheint auch darum treffend, weil es schwer hält, solche Reben, deren es drei bis zehn waren, von dem Stamme wieder loszureißen. Wenn von diesen Arbusta noch in landwirthschaftlicher Hinsicht angeführt wird, daß die edlen Reben nur an den Wipfeln der Bäume wüchsen [3]) und daß es das Rebenwachsthum fördere, wenn man denselben Boden noch anderweit bebaue [4]), so ist diese Methode offenbar irrationeller als die ausschließliche Benutzung des Bodens und der Sonnenwärme durch niedere Bepfählung. Man sieht, es giebt auch eine Tradition der Vorurtheile, da es heute noch in den Weinbergen und Masserien Sitte ist, auch Gemüse anzubauen. Oft ließ man auch die Reben ohne irgend einen Anhalt nur durch die Verdickung des Stammes urwüchsig in die Höhe treiben oder nach kleinasiatischer Weise künstlich verzweigt auf dem Boden fortkriechen [5]). Trotz der Mängel in Anbau

1) Plin. XIV, 3; XVI, 29; Virg. „Georg.“ I, 2; II, 221. Wie heute noch wurden auch damals Ulmen und Pappeln gewählt, theils wegen ihrer Schlankheit, theils weil sie weniger Laub und Schatten boten.

2) Plin. XIV, 3.

3) Plin. XVII, 35, 37.

4) Plin. XVII, 35, 40.

5) Plin. XIV, 3.

und Behandlung genossen jedoch viele campanische Weine eines solchen Rufes, daß ihre Namen in der Lectüre der Alten uns auf Schritt und Tritt begegnen und dabei auch in unserer sehnsüchtigen Erinnerung fortleben. Schon an der alten latinischen Südgrenze beginnen die Hügel, „wo ein weltberühmter Saft köstliche Trunkenheit bereitet“ [1]), denn dort wuchs östlich von den pontinischen Sümpfen der gesuchte Wein von Setia und am amykläischen Meerbusen zwischen dem See von Fundi und Cajeta der herrlicher Cäkuber, der noch zu Augustus' Zeiten den meisten Ruf hatte, später an Geltung verlor und endlich durch vernachlässigte Pflege und locale Aenderungen ganz in Abnahme kam. Weiter südlich am cajetanischen Golfe wuchs der gepriesene Wein von Formiä, den jedoch der Campanerwein von Cales übertraf, ebenso wie den trefflichen Wein des Massikerberges bei Sinuessa. Der geschätzteste und beliebteste aller Weine blieb in späterer Zeit der Falerner, dessen Gemarkung, der calener benachbart, von dem campanisch-latinischen Grenzgebirge des Massicus und von Suessa seinem Hauptorte bis Teanum sich erstreckte [2]). Es war ein starker Wein von hellgelber Bernsteinfarbe, am schmackhaftesten vom fünfzehnten Jahre an, da er weder zu jung noch zu alt sein durfte; Plinius, zu dessen Zeit der Falerner bereits wieder in Abgang kam, unterscheidet drei Sorten, den schweren, süßen und leichten [3]). Als eine besonders feine Sorte ward der Faustinianer angesehen, der in der Nähe von Sinuessa wuchs, seinen Namen aber wie der Falerner überhaupt auch auf verwandte Sorten desselben Himmelsstriches ausdehnte.

---

1) Plin. III, 9, 7.

2) Setia und Cales, heutzutage Sezza und Calvi. Die cäkubischen Gefilde bei Castro Vetere, die falerner zwischen Ceppano und Alife. Ueber den Falerner vergl. Plin. III, 9, 8; XIV, 6, 8; Liv. 22, 15; Virg. „Georg.“ II, 96 und viele Stellen bei Horaz Silius Italicus (Pun. VII, 157 ff.) stellt ihn äußerst poetisch als Gastgeschenk des Bacchus dar.

3) Plin. XIV, 8.

Solcher Natursegen, wie er auf der Ebene und auf den Hügeln dem Boden entquoll, könnte uns leicht zu der Vorstellung verleiten, daß Campanien und besonders die Terra di Lavoro fast nur aus eigenem Antrieb [1]) producire und unter dem Einflusse eines sonnigen und doch vom Seewinde gemilderten Klimas ein gutes Stück Menschenfleiß ersparen werde, aber — „ebenderselbe Boden ist allenthalben nur mit Mühe zu bearbeiten und quält den Landmann durch seine Vorzüge ärger als er es durch seine Fehler nur irgend thun könnte [2])". Abgesehen von der Schwere des Bodens erfordert die herrschende Trockniß ein mühevolles Bewässerungssystem durch Canäle, die desto fester gemauert sein mußten, je geringer der Wasservorrath und je größer daher in der südlichen Sonnengluth die Gefahr der Verflüchtigung war. Der Savo, der reißende Volturnus, der Clanis und Sebethus [3]) lieferten dazu in der nordcampanischen Ebene den nöthigen Zufluß und man verstand es in der That schon frühe durch Drainage mit geblendeten Gräben die Productionskraft zu erhöhen. Wie jetzt noch in der Campagna, so verzweigten sich auch damals „viele Rinnen leise strömenden Wassers" durch die Gefilde [4]). „Es ist so schön, sagt Goethe, sich in seinem eigenen Thun bestätigt zu sehen", doppelt schön, fügen wir hinzu, wenn es durch eine graue Vergangenheit geschieht. So zogen die Römer mit ähnlich construirten Pflügen, wie die unsrigen, ihre Ackerfurchen und bespannten den Pflug mit Ochsen oder Kühen, während Esel und Maulthiere, seltener Pferde, schwere Lasten dahinschleppten. Man säete im Spätherbste und erntete sobald das Aehrenfeld sich mit dem Goldgelb der Reife bekleidete, um dann von Neuem einzusäen. Herrlicher Frühling! Stehst du auch in der Campagna felice weit zurück hinter dem nordischen Lenze,

---

1) Virg. „Georg." I, 55, II, 500 u. a. St.

2) Plin. XVII, 3.

3) Die jetzigen Namen sind Saone, Volturno, Clanio, Fiume di Maddalena.

4) Ovid, „Fast." II, 703.

wenn er mit seinem Zauberstabe plötzlich und wunderbar die Erde wandelt, dennoch schlug schon vor Jahrtausenden auch des Römers Herz lauter und freudiger, wenn er mit dem Dichter sagen durfte:

Jetzt treibt jeglicher Baum, jetzt auch treibt jegliches Fruchtfeld,
Jetzt sproßt Alles im Wald, jetzt zeiget das Jahr sich im Prachtschmuck [1]).

Im Freien zwischen den da und dort zerstreuten, aus Backstein erbauten Gehöften, welche das Eigenthum römischer Großer waren [2]), da ein kleiner und freier Grundbesitz wie noch heute in Süditalien zu den Ausnahmen gehörte, standen die luftigen Tennen, wo die Getreideähren gedörrt und durch Lastthiere oder Dreschwagen und Schleifen gedroschen wurden. In das Jauchzen der mit Sicheln bewaffneten Schnitter mischte sich das laute Gebrüll der weißlichen Stiere, die mit feistem Nacken die Erntewagen zogen oder blumenbekränzt zu Ehren der Götter dem Opferaltare sich nahten. Droben aber auf schroffen Höhen schaute der Hirtenknabe, wie heutzutage, sinnend in die blaue Landschaft, statt der Schalmei die rohrgefügte Syrinx an der Seite, während sein verwegen kletterndes Ziegenvolk unter Quendel und Myrthen grasend sich auch an Cytisusblüthen und bitteren Weiden erlabte [3]).

Dieses Landschaftsbild erhält aber seine Vollendung und nothwendige Begrenzung erst durch den großartigen Hintergrund duftverklärter Bergketten. Wer sollte aber denken, daß die kahlen Höhen der Abruzzen mit ihren kühnen, ausdrucksvollen Umrissen und ihren bald zartblauen, bald röthlichvioletten Farbentönen seinerzeit im vollen Schmuck der Wälder prangten?

---

1) Virg. „Buk. Ekl.“ 3. Vergleiche die schöne Frühlingsschilderung „Georg.“ II, 323 ff.

2) Besonders bezeichnend erscheint die Stelle bei Plinius XVIII, 7: „Wollen wir die Wahrheit gestehen, so haben die großen Güter Italien und bereits auch die Provinzen zu Grunde gerichtet. Sechs Herren besaßen die Hälfte Afrikas, ehe der Fürst Nero sie umbringen ließ“.

3) Virg. „Eklog.“ 1 und 2; „Georg.“ III, 314; Hor. „Od.“ I, 17, 5.

Und doch hat uns die Natur dieses Denkmal menschlicher Zerstörungswuth aufbewahrt zum Beweise, welche Völkerstürme über diese Berge dahingegangen sind und welcher Wandlungen nicht blos ein Volk, sondern auch die Natur fähig ist. Offenbar hat sich diese in Italien in ein neues, südlicheres Gewand gehüllt, womit jedoch über den im Laufe der Zeit etwa vollzogenen Klimawechsel keine Behauptung aufgestellt werden soll. Die älteren Griechen kannten Italien als ein waldreiches Land [1]) und obwohl es diesen Ruf in Folge der zahlreichen Kriege und des Mangels an rationellem Forstbetrieb bald genug verlor, galt doch noch weit häufiger als jetzt das Wort des Dichters:

Prächtig erhebet im Wald sich die Esch', in den Gärten die Föhre,
Prächtig die Pappel am Fluß, auf hohen Gebirgen die Tanne [2]).

Auch waren aus zahlreichen Angaben zu schließen Wild und Vögel damals weit verbreiteter, vorab Singvögel, die ein nordisches Gemüth im jetzigen Hesperien nur schwer entbehren lernt. Indessen waren die Wälder doch auch im römischen Italien, namentlich in der volkreichen Ebene stark gelichtet worden. Woher käme sonst die überall so tief ausgesprochene Sehnsucht nach labendem Schatten? Woher sonst die Meinung des Plinius, daß man die Platane nur des Schattens wegen aus der Fremde geholt habe und seine Verwunderung über die germanischen Wälder? [3]).

Noch erübrigt eine kurze Orientirung über die nordcampanischen Städte, wozu ein Anschluß an den Lauf der alten appischen Straße sich am meisten empfiehlt, weil sie uns die so leicht vergessenen Denkwürdigkeiten einer Strecke vor Augen

---

1) Victor Hehn, „Culturpflanzen und Hausthiere" S. 314.

2) Virg. „Eklog." 7.

3) Plin. XII, 3; XVI, 2. Waldessehnsucht athmen viele dichterische Stellen, z. B. Virg. „Georg." II, 55 ff.; 277 ff. Hierher gehört auch die Anecdote, daß Domitius das Haus des Crassus in Rom blos deshalb nicht kaufen wollte, weil sechs Lotosbäume vom Kauf ausgeschlossen waren (Plin. XVII, 1).

führt, die desto mehr Beachtung verdient, je seltener sie jetzt wegen der abweichenden Richtung der Bahn betreten wird.

Zwar führt auch das Dampfroß über althistorischen Boden, also daß wohl die Seele eines Jeden, der nicht zu den Barbaren zählt, auf der Route von Rom nach Neapel von geschichtlichen Bildern und Träumen bewegt wird. Da geht es im Merkurflug zwischen den Latiner- und Volskerbergen hindurch, vorbei an Velletri und Segni mit seinen Cyklopenmauern, weiter vorüber an den alten Hernikerstädten Anagni, Ferentino und Frosinone, die mit mancher andern Stadt dahinter sich durch cyklopisches Gemäuer als Schöpfungen der Urzeit legitimiren. Oder können sie ihren Ursprung darum läugnen, weil sie ihre ehrlichen Taufnamen Veliträ, Signia, Anagnia, Ferentinum, Frusino inzwischen ins Moderne übertragen haben? Suchst du nach Ruinen, du findest sie allerwärts. Frosinone, Aquino, San Germano oder das volskische Casinum, endlich Teano an der Einmündung der alten Latinerstraße in die appische, sie alle bieten dir Spuren und Trümmer von Amphitheatern, gleich als ob die erhaltende Natur gerade dieser minder ruhmvollen Seite römischen Lebens ihre besondere Sorgfalt zugewendet hätte. Aquino glänzt außerdem mit mannigfachen Tempelruinen und in geschichtlicher Beziehung als Geburtsort Juvenals, San Germano aber schaut stolz zu der prächtigen Höhe von Monte Cassino empor und es hat Ursache. Stand doch droben ein berühmter Apollotempel, die letzte Zuflucht des Heidenthums, und als auch er unter dem Siegeslauf des Christenthums in Trümmer sank, da ward der heilige Berg als Träger des ersten Benedictinerklosters zum Ausgangspunkte des gesammten europäischen Klosterwesens, zum Wahrzeichen einer neu eingetretenen Epoche.

Nicht minder reiche Spuren hinterließ der Tritt der Geschichte auf der alten Via Appia, auf der noch in der Periode der Postkutsche ein Goethe, Seume und sogar ein Nicolai dem Süden zustrebten. Glückliche Zeit, da weder die äußere Fort-

bewegung noch folgerichtig der innere Gedankenflug mit Dampf beschleunigt wurde, sondern Kopf und Auge noch Zeit fand, klar und hingebend an den umgebenden Dingen zu haften und voll und ganz jeden Eindruck in sich aufzunehmen!

Es ist ein Zeichen der politischen Befähigung der Römer, daß sie nicht nur im strategischen und Handelsinteresse sich die Aufgabe stellten, die Provinzen des Reichs durch gute Kunststraßen einander anzunähern, sondern es auch verstanden, durch zweckmäßige und vortreffliche Ausführung die tauglichsten und directesten Wege herzustellen. So führte von der mächtigen Roma schon seit dem Jahre 312 vor unserer Zeitrechnung jene berühmte appische Straße nach Campanien, die als erste und schönste „die Königin der Straßen" [1]) hieß und uns den Lauf des römischen Volkes nach Süden versinnlicht. Rom ließ sie durch den Censor Appius Claudius erbauen zur Zeit als es seine Herrschaft durch Campanien und Samnium trug und schuf so im Staatsinteresse eine Straße, die, anfangs blos militärischen Zwecken dienstbar, bald die Hauptverkehrsader zwischen ihm und dem Süden wurde. In directer Linie zog sie an Bovillä vorüber auf das Albanergebirge zu, überbrückte hinter dem reizenden Albanum in einem starken Viaducte das malerische Thal von Aricia und durchschnitt auf aufgedämmtem Grunde die ehedem bewohnten pontinischen Sümpfe. Wer erinnerte sich hier nicht an die Reisebeschwerden, die der Dichter Horaz auf seiner brundisischen Reise in der schlechten Kneipe von Forum Appii und auf seiner nächtlichen Canalreise erdulden mußte, Leiden, die er nach seiner humoristischen Beschreibung weit philosophischer zu tragen wußte, als mancher moderne Italienfahrer von der Gattung Nicolais? [2]) Bei Tarracina, das in ältester Zeit nach dem Tempel des Jupiter Anxur den volskischen Namen Anxur führt und jetzt noch aus grauer Pelasgerzeit, sowie aus seiner volskischen und römischen

---

1) Stat. „Silv." II, 2, 12. 2) Hor. „Sat." I, 5.

Periode eine Fülle von Ruinen sich bewahrt hat, gelangte die Straße zum Busen von Amyklä und in die Nachbarschaft des isolirten Vorgebirges der Circe, der weithin sichtbaren „blauen Felsensphinx", die einst eine Insel und zwar nach der Sage die homerische der Circe gebildet haben soll. Jeder, der nach Terracina gelangt, versäumt gewiß nicht den kleinen Abstecher auf das steile Cap Circello, um unter dem unverkennbaren Einfluß der dort herrschenden Zaubergöttin [1]) wonnetrunken in das Reich des Südens hinüberzublicken. Nicht nur der Blick auf die am fernsten Horizonte auftauchenden Gipfel des Vesuv und Epomeo, nein auch die milden Winde, die uns umwehen, Myrthen und Aloes, Reben und Feigen, die ringsum üppig dem Boden entsprießen, bezeugen uns freudig, daß von nun an der Süden seine paradiesischen Reize erschließt. Ja, von nun an! Höher schlägt das Herz bei diesem Gedanken. Es wird also nicht das letzte Mal sein, daß wir diesen breiten, blendenden Farbenmassen begegnen und daß die schaffende Natur aus Fels und Meer, aus Inseln und Vorgebirgen eine Landschaft von berauschender Schönheit sich zusammengewoben hat, und so reißen wir uns leichteren Herzens los nach Süden, nur einen Abschiedsblick werfend auf die fern zerstreuten, im weiten Azurmeer schwimmenden Ponzainseln, jene Inseln, welche einst von den Volskern bewohnt, von den Römern aber während der Samniterkriege im Jahre 313 colonisirt und zum Schutze der Nachbarküsten stark befestigt wurden. Gleich einer Wohnung der Seligen scheint die Hauptinsel Ponza aus den Fluthen aufzusteigen. Eitler Wahn! Es sind ja nur Wohnungen von Galeerensklaven. Tarracina war auf einem weithin glänzenden röthlichen Kalkfelsen, später auch am Fuße

---

1) Auf dem Cap Circello befand sich schon zur Latinerzeit das Heiligthum einer Heil- und Zaubergöttin, in welcher nach Preller („Röm. Mythol." S. 362) die Cumaner ihre Circe wiedererkannten, wenn es nicht vielmehr heißen sollte, daß die Latiner die cumanische Circe adoptirten.

desselben erbaut und erlangte unter den Antoninen als Hafenplatz einen ziemlichen Ruf. Von hier führte die appische Straße links am Gebirge hin, auf welchem eine Villa des Nerva und wohl auch jene Villa Spelunca sich befand, wo einst Sejan dem Tiberius das Leben rettete, indem er ihn mit dem eigenen Leibe vor den Trümmern der einstürzenden Grotte schützte [1]). Ueber Fundi erreichte die Straße wieder die See bei Formiä, dem heutigen Mola di Gaeta oder genauer dessen Vorstadt Castellone di Gaeta. Hier am Golfe von Cajeta lag Ciceros bekanntes „Formianum" [2]), wo er vor Ausbruch des Bürgerkrieges auch eine politische Unterredung mit Pompejus hatte, hier in der Nähe fand er auf seiner Fluchtreise von den gedungenen Mördern des Antonius sein tragisches Ende. Man zeigt noch Ciceros Grabmal und Ruinen seiner ausgedehnten Villa, aber trotz der gründlichen Zerstörung durch die Saracenen auch Mauerreste der Stadt Formiä, die einst als tuskisches Seeräubernest berüchtigt war, weshalb die spätere dichterische Sage die homerischen Lästrygonen hierher verlegte. Am Liris, dem jetzigen Garigliano, kreuzte die Straße die nahe am Meere gelegene Handelsstadt Minturnä, deren Trümmer sich noch bei Trajetta und Scaffa finden. In den dortigen Sümpfen verbarg sich Marius mehrere Tage lang, doch umsonst, da er bald genug von den sullanischen Reitern aus seinem Versteck hervorgezogen wurde, dort machte er der gefangene Greis mit seiner drohenden Stimme den cimbrischen Sklaven erzittern, daß er den ihm aufgetragenen Blutbefehl vergaß, dort endlich retteten ihn die dankbaren Bewohner von Minturnä auf einem Fahrzeuge nach Afrika [3]). Auch der religiöse Mythus spielte eine Rolle in Gestalt eines der Nymphe Marica, der Gemahlin des Faunus, geweihten Haines, während ihr gleich unterhalb der Stadt Minturnä auch ein Tempel

1) Tacit. „Annal." IV, 59; Suet. „Tib." 39.
2) Cic. ad. Attic. I, 11; II, 14.
3) Vellej. Paterc. II, 19; Plut. „Mar." 37. 38; Cic. „De finib." 2, 32.

erbaut war [1]). Von nun an hielt sich die Straße, abseits von der über Sinuessa [2]), Volturnum und Liternum nach Cumä führenden Küstenstraße, in der Ebene, berührte die lieblich am Fuße des Massikerberges gelegene Aurunkerstadt Suessa, die wegen ihrer Verbindung mit Rom eine feindliche Zerstörung durch die Sidiciner erdulden mußte [3]), hierauf das sidicinische Teanum, die erste, gleichfalls in den Schatten des Massicus gelagerte Campanerstadt mit einem heute noch in Ruinen vorhandenen Theater und Amphitheater, weiterhin das ausonische, weinberühmte Cales, woraus das heutige Calvi entstand, und endlich das durch seine ruhmvolle Vertheidigung gegen Hannibal bekannte Casilinum [4]) am Volturnus, welches, an der Stelle der heutigen Landstadt Capua, dem alten Capua, der Krone Campaniens und dem vorläufigen Zielpunkte der appischen Straße, bereits ganz nahe lag. Capua! das reiche mächtige Capua! wer könnte seinen Namen nennen, ohne sich sofort seines hervorragenden Antheils an dem Ausgange des zweiten punischen Krieges zu erinnern [5])? An seinen Fall und an sein herbes Schicksal knüpfte sich ja das langsame doch unausbleibliche Unterliegen des punischen Helden. Geschichtlich hatte es seitdem ausgespielt, ob es gleich durch seine unvergleichliche Lage und Bodenfruchtbarkeit, auch durch spätere Colonisationen sich wieder einigermaßen erholte, ja abermals zu einer Vergnügungsstadt wurde, die als Wohnsitz der zahlreichsten Parfümeurs, sowie durch ihre Gladiatorenschule und ihre häufigen und glänzenden Fechterspiele sich einen Namen machte. Man braucht nicht sein grandioses, prächtiges Amphitheater, das bedeutendste nach dem römischen Colosseum, zu

---

1) Strabo V, 233. 237; Hor. „Od." III, 17, 7; Luc. II, 424; Mart. X, 9. Vergl. Preller, „Röm. Mythol." S. 363.

2) Sinuessa mit einst berühmten Heilquellen wurde während der Samniterkriege gleichzeitig mit Minturnä colonisirt (Liv. X, 21).

3) Liv. VIII, 15. 4) Strabo V, 249; Liv. XXIII, 49.

5) Liv. XXIII, 7. 10; XXVI, 14—16.

besuchen, um sich dessen zu versichern, und zugleich in das Gedächtniß zurückzurufen, wie Capua durch den Ausbruch des Fechtersklaven Spartacus und seiner siebenzig Gesellen zum Ausgangspunkt des gefährlichen Sklavenkrieges wurde. Erst später wurde die appische Straße über Calatia und Suessula, von dem eine Vicinalstraße nach der uralten Ausonerstadt Nola und nach Salernum sich abzweigte, durch die caudinischen Pässe nach Benevent und Horazens reizendem Geburtsort Venusia fortgesetzt, bis sie nach der Einnahme Tarents am Ostmeere in Brundusium ihr natürliches Ende fand [1]).

Das war der Lauf der großen Heerstraße, auf deren trefflichem Quaderpflaster man tagtäglich nicht nur zahlreiche Fußgänger, sondern von Transportwagen abgesehen auch mannigfache Sänften und Reisewagen, das leichtbeschwingte, cabrioletartige Essedum, wie die massivere, vierrädrige Rheda verkehren sah. Ja selbst berittene oder fahrende Staatscouriere fehlten nicht, indem seit Augustus durch sie eine Staatspostverbindung unterhalten und außer den Specialbefehlen des Herrschers auch politische Nachrichten, wie z. B. die regelmäßig veröffentlichten Senatsprotocolle in die Provinzen getragen wurden — schwache Anfänge eines Post- und Zeitungswesens [2]).

Doch eilen wir zu dem Golfgestade zurück, indem wir von Capua über Atella die Campanerstraße einschlagen. Dort

---

1) Obgleich die Via Appia noch von Theodorich restaurirt wurde und bis in die Zeit des Kaisers Justinian fortbestand, erlag sie doch später so vollständig der Zerstörung der Jahrhunderte, daß wir heute nur noch Bruchstücke derselben bei Rom, Albano und Capua bewundern. Ueber ihre Construction vergl. Guhl und Koner S. 400.

2) Suet. „Aug." 36. 49. Das Zeitungswesen, wenn man so sagen darf, datirt von Julius Cäsar, welcher als Consul die Veröffentlichung eines regelmäßigen Tagebuchs der Stadt Rom in der Herausgabe der acta diurna anordnete. Die Staatspost oder der sog. cursus publicus, welcher durch die Eilwagen rhedae besorgt und durch den Vorspann, welchen die Provinzen zu leisten hatten, diesen sehr drückend wurde, ist eine Einrichtung von Augustus. Nebenher kamen auch militärische Couriere zur Verwendung.

winkt uns in den sogenannten phlegräischen Feldern ein hochinteressantes Gebiet, in welchem die Reiche Vulkans und Neptuns sich aufs Engste berühren und vermischen. Ihr Name der „verbrannten Gefilde“ deutet auf den vulkanischen Ursprung jener kraterreichen Gegend und begriff nicht eine zusammenhängende Ebene, sondern vielmehr jene Gebirgsränder und kleinen Thalkessel in sich, die sich um die vulkanischen Höhen von Pozzuoli und Neapel lagern. Diese geschichtlich und naturgeschichtlich gleich wichtige Landschaft bildet den erhabenen Hintergrund zu dem vielgestalteten Küstensaume, der durch seine lockende Anmuth uns nicht nur mit den Schrecken der Unterwelt zu versöhnen weiß, sondern sich auch als wahren Segenspender darstellt, indem seine hafenbildenden Landzungen „sich selbst gleichsam gierig zum Frommen des Menschen in die Meere hinausstrecken“. Eine reiche, mächtig anziehende Vergangenheit ist es, die sich hier in phlegräischem Gebiete abspielte. Das Ringen blinder Naturkraft und bewußter Geisteskraft, das bildet das Hauptmotiv des Schauspiels, welches einst diesen Landstrich belebte, eines Schauspiels, in welchem nicht nur der Mensch zu dem höchsten Schaffen und Genießen sich entfaltete, sondern auch die Natur zu den großartigsten Leistungen beglückender und unheilvoller Art sich aufraffte, bis der allmächtige Director des Ganzen, dieses aufreibenden Treibens müde, dem Spiel ein Ziel setzte, die vulkanischen Naturkräfte in die Tiefe bannte, die Menschenwerke zerstörte und nur noch die herrlichen Decorationen stehen ließ, die wir jetzt noch an dem Golfe von Neapel staunend bewundern.

Drittes Kapitel.

Uebersicht über die Geschichte Campaniens.

Wahre Geschichte, bedeutend und groß, voll strenger Entwicklung
Hatten die Römer allein unter den Völkern der Welt.

Platen.

Von den drei Urstämmen, zwischen denen in der ältesten Zeit Italien von Nord nach Süd getheilt war, den Etruskern, den Italikern oder Sabellern und den Japygiern in Apulien, waren es bekanntlich die Italiker und besonders die im westlichen Centralitalien herrschenden, ihnen zugehörigen Latiner, denen die Zukunft Italiens vorbehalten war und sie waren es auch, die in einer südlichen Abzweigung, in dem Stamme der Osker oder Ausoner den Kern Campaniens bevölkerten. Wenig genug hat sich von letzteren in Inschriften und anderen Spuren erhalten und dieses Wenige genügt kaum, um die bloße Existenz dieser Nationalität zu bezeugen, die sich zudem in Bälde fremden und namentlich griechischen Einflüssen anbequemte. Erhob sich doch aus der winterlichen Dämmerung, die vordem über jenen Gegenden lag, mit dem Einzuge der Hellenen ein leuchtender Frühling und reifte Culturblüthen wie sie die campanisch-apulische Küste noch nicht gekannt hatte. Jahrhunderte vor dem glorreichen Kampfe gegen die Perser feierte das Hellenenthum in Unteritalien schon die schönsten Siege mit der Palme des Friedens und begründete eine Anzahl republikanisch regierter Gemeinwesen, die zur festen staatlichen

Consolidirung nur eines stärkeren zusammenhaltenden Bandes bedurft hätten. Jonische Schiffer waren die Ersten, welche Italien befuhren, und so war es auch jonisches und zwar chalkidisches See- und Handelsvolk, das schon über ein Jahrtausend vor Christus die Stadt Kyme am Eingange des Golfs von Neapel gründete. Zu ihr gesellten sich später andere chalkidische Niederlassungen, so Rhegion an der Südspitze Italiens und eine Reihe von Städten an der gegenüberliegenden sicilischen Küste. Ungefähr gleichzeitig mit ihnen, nämlich seit dem achten Jahrhundert erhoben sich auf dem süditalischen Festlande, besonders um den Golf von Tarent, die blühenden achäischen Handelsstädte Metapontum, Sybaris, Kroton und das dorische Tarentum und schufen um sich ein solch ausgedehntes Colonialgebiet, daß es die Hellenen selbst in ehrendem Urtheil über die Natur und Cultur dieses Erdstriches „Großgriechenland" benannten und Strabo mit Ehrfurcht sogar die dortigen Griechen als das große Hellas bezeichnen konnte[1]). Die Fruchtbarkeit des Bodens in der wasserreichen apulischen Ebene lockte zu dauernder Colonisation und die Hellenen verschmolzen dort um so leichter mit den Urbewohnern, den Japygiern, als diese eine den Griechen verwandte Nationalität hatten. So kam es, daß trotz dem Mangel planmäßiger Hellenisirung das jetzige apulisch-calabrische Gebiet doch einen zusammenhängenden griechischen Landstrich bildete. Durch die Gründung des achäischen Städtebundes, der alle dortigen Städte durch gleiche Verfassung, sowie durch gleichartiges Münz-, Maß- und Gewichtssystem vereinigte, wurde außerdem ein weitreichendes politisches Band geschaffen, das durch die gemeinsame Verehrung des Zeus Homarios als „Schirmherrn ihrer Staatenordnung" und der argivischen Hera, die sich besonders das lakinische Vorgebirge zu ihrem Dienste erkor, noch wesentlich befestigt wurde. Sybaris und Kroton, von jonischen Ansiedlern unter

1) Strabo VI, 253; Plin. III, 6, 1; Just. XX, 2, 2.

achäischer Leitung gegründet, waren die bedeutendsten Städte dieses Bundes. „In beiden Städten war es unverkennbar die Thatkraft achäischer Geschlechter, welche ihrer Geschichte eine großartigere Entfaltung gab. Es war in ihnen mehr politischer Sinn als in den chalkidischen Handelsleuten, welche zufrieden waren, wenn ihre kaufmännischen und industriellen Zwecke erreicht wurden. Sie hatten immer nur die Seewege im Auge, während die Achäer den Landbau pflegten, die Eingeborenen unterwarfen, die Stadtgebiete erweiterten und eidgenössische Einrichtungen ins Leben riefen [1]."

Minder bedeutend waren die Ansiedelungen, welche die Griechen nordwärts um den Golf von Neapel begründeten, Kyme und seine Tochtercolonien Dikäarchia und Neapolis. Ihrer vorgeschobenen, isolirten Lage entsprach auch die Schwierigkeit, sie zu behaupten und zwar waren es zunächst die Etrusker, welche sie gefährdeten. Dieses wunderbare, nach Norditalien eingewanderte Culturvolk bildete sich allmählich zur seefahrenden Nation aus, übte aber als solche erst dann einen bedeutenden Einfluß, als die Griechen und die phönikischen Karthager bereits im westlichen Mittelmeere als rivalisirende Seemächte auf den Plan getreten waren. Bei dieser politischen Constellation nahmen die Etrusker, öfters in förmlichem Bunde mit den Karthagern, Partei gegen die Griechen. Die Folge dieses fehdenreichen Interessenkampfes, wie er seit dem sechsten Jahrhundert in den tyrrhenischen Gewässern ausgefochten wurde, war, daß die Griechen, obwohl im Allgemeinen das Feld behauptend, in ihren Colonisationen keine weiteren Fortschritte machten. Sie mußten einerseits den Karthagern den nordwestlichen Theil Siciliens überlassen, andererseits konnten sie es nicht hindern, daß die Tusker, wie die Griechen die Etrusker nannten, sich auch an den süditalischen Küsten und sogar im campanischen Binnenlande festsetzten. So geboten diese in

1) Curtius, „Griech. Gesch." I, 408.

der fruchtbaren Ebene um die ausonischen Städte Nola und Capua. Auch besetzten sie das steile Vorgebirge von Surrentum und das ragende Felseiland Capri, letzteres als „eine rechte, inmitten der Buchten von Neapel und Salerno in die tyrrhenische See hinausschauende Corsarenwarte“, denn zum Schrecken der Griechen wußten die Etrusker ihren emporblühenden Handel durch Kaperei wirksam zu unterstützen. Doch ermannten sich nachmals die Griechen und eroberten sich ihr früheres Uebergewicht zurück, denn der gleichzeitig mit der Schlacht von Salamis errungene Seesieg der sicilischen Griechen bei Himera (480) gegen die vereinigte etruskisch-karthagische Macht, die zudem wohl im Bunde mit den Persern operirte, sowie der bedeutende Erfolg, den die Griechen in der Seeschlacht bei Kyme (474) erzielten, versetzten der etruskischen Herrschaft vorab im Süden den Todesstoß.

Während so das Griechenthum in Unteritalien durch die Ueberlegenheit seiner Bildung an Terrain gewann, hatten auch die Römer durch Unterwerfung der latinischen Völkerschaften, der Setiner, Aequer und Volsker ihre Herrschaft erweitert und durch liberale, volksthümliche Verfassung politisch befestigt. So brachte selbst der Einfall der keltischen Gallier, welche auch die lockenden Fluren Campaniens heimsuchten, Rom nur vorübergehend an den Rand des Verderbens und um die Mitte des vierten Jahrhunderts sah es sich im Besitze einer Macht, der von allen italisch-sabellischen Volksstämmen nur noch die benachbarten Samniten gewachsen waren. Es ist ohne Beispiel in der Geschichte, daß aus einer einzelnen geringen Stadt eine ganze Nation hervorging und durch lebenskräftige Assimilation der verschiedensten Elemente desto dauerhafter den Mittelpunkt des gesammten Staatslebens ausmachte, je mehr sich die Grenzen ihres Gebietes erweiterten. Rom ward aus Nichts, um Alles zu werden.

Aber noch rascher als die Römer hatte das kriegstüchtige Bergvolk der Samniten, das hinter der campanischen und apulischen Ebene bis zum Adriameer seinen Sitz hatte, gegen Ende des fünften Jahrhunderts einen erfolgreichen Eroberungs-

zug nach Süditalien angetreten und zunächst das blühende Campanien mit der Etruskerstadt Capua (424) in seine Gewalt gebracht, zur Zeit als die Griechen die etruskischen Eindringlinge bereits vom Golfe verdrängt hatten und wenige Jahrzehnte bevor die nordischen Etrusker den Gallierschaaren und darauf den Römern unterlagen. In Kurzem waren sowohl die hellenischen Golfstädte als auch Großgriechenland den Barbaren unterthan. Dort war es nur Neapel, das vertragsweise ziemliche Selbständigkeit behielt, hier war es allein das handelsmächtige Tarent, das sich ungeschwächter Macht erfreute und damals mit Syracus sich in die Seeherrschaft theilte. Allein diese Eroberungen kamen dem weitverzweigten Stamme der Samniten nicht in gleichem Maße zu statten, wie die ihrigen den Römern, welche alles neuerworbene Gebiet politisch in Rom zu centralisiren wußten. Die Samniten zersplitterten und assimilirten vielfach ihre Kräfte. So unterschieden sich die Bewohner der campanischen Ebene bald wesentlich von ihren Brüdern in den Apenninen. Klima und Lage dieses herrlichen Himmelsstriches, Fruchtbarkeit des Bodens und griechische Geistesbildung machten ihre Rechte geltend und führten sie aus ihrem vorigen wilden Treiben in den Bergen einer ruhigen und geordneten Existenz zu. So dauerte es nicht lange, bis sie, durch die Künste des Friedens besiegt, mit den oskischen und tuskischen Bewohnern, zum Theil auch mit den Griechen so verschmolzen, daß seitdem erst von den Campanern im Sinne einer neuen Nationalität die Rede sein konnte. Unter ihr blieb die oskische Sprache die herrschende, ihre Bildung aber entlehnte sie den Griechen, die in vielen ihrer Städte wie z. B. Kyme, Neapel, Poseidonia und Laos ihren nationalen Charakter zu bewahren wußten. „Capua, Nola, Nuceria, Teanum, obwohl rein samnitischer Bevölkerung, nahmen griechische Weise und griechische Stadtverfassung an, wie denn auch in der That die heimische Gauverfassung unter den neuen Verhältnissen unmöglich fortbestehen konnte. Die campanischen Samniten-

ſtädte begannen Münzen zu ſchlagen, zum Theil mit griechiſcher Aufſchrift; Capua ward durch Handel und Ackerbau der Größe nach die zweite Stadt Italiens, die erſte an Ueppigkeit und Reichthum [1]."

Der Conflict der Campaner mit den Bergſamniten und dieſer ihrerſeits mit den Römern konnte unter dieſen Umſtänden nicht ausbleiben und in der That brachte ein campaniſch-ſamnitiſcher Krieg auch den römiſch-ſamnitiſchen zum Ausbruche, denn ſchon war das ſamnitiſche und römiſche Machtgebiet nur durch den ſchmalen Lauf des Liris unterſchieden. Nahe dieſer Grenze ergab ſich auch die Veranlaſſung zum Kampfe. Dort hatten die campaniſchen Sidiciner in Teanum gegen die räuberiſchen Einfälle der ſtammverwandten Samniten bei den Capuanern Unterſtützung gefunden. Capua ſelbſt aber gerieth durch dieſe Parteinahme bald in ſolche Bedrängniß, daß es den römiſchen Schutz ſuchte und, da er abgelehnt wurde, ſeine Stadt und Landſchaft den Römern als Preis anbot. Die Römer zauderten, da ſie kaum erſt mit den Samniten ein Freundſchaftsbündniß abgeſchloſſen hatten, allein der in Ausſicht ſtehende Erwerb entſchied für den Krieg. Ihrer Macht bewußt, zeigten ſie durch eine Geſandtſchaft die Einverleibung Capuas in das römiſche Gebiet an und eröffneten, als die Samniten die Anerkennung des Vertrags verweigerten, die Feindſeligkeiten, die für die Römer bei ihrer ſtaatlichen Einheit und politiſchen Befähigung alle Chancen für ſich hatten. Drei blutige Kriege, in gemeinſamer Dauer von 343—290, wurden ausgefochten und entſchieden den Sieg der römiſchen Waffen.

Der erſte Krieg, in welchem der Conſul M. Valerius Corvus in der heißen Schlacht am Gaurusberge mit glücklichem Erfolge ſtritt, endigte für die Römer mit dem Siege bei den Gebirgspäſſen von Sueſſulä und verſchaffte ihnen Capua, während den Samniten Teanum überlaſſen wurde. Ihm folgte

1) Mommſen, „Röm. Geſch." I, 356.

als Zwischenspiel der Latinerkrieg (340—337) auf dem Fuße, indem die Städte des latinischen Bundes Roms Hegemonie zu brechen gedachten, während dieses gerade mit der Besitzergreifung Campaniens beschäftigt war. Die Verweigerung ihres Begehrens, an der römischen Landesregierung, vor Allem an der Besetzung des Senates und des Consulates theilzunehmen, riß den Latinern die Waffen aus der Scheide, wobei Capua, voll Eifer, das selbst auferlegte Joch von sich abzuschütteln, sich ihnen anschloß. Die Römer waren in schlimmer Lage, da ihr campanisches Heer durch die aufständischen Latiner und Volsker von Rom abgeschnitten war. Allein was vermochten diese und die verweichlichten Campaner gegen den Heroismus der Römer, wie er in dem Richterspruche des Titus Manlius, der bekanntlich seinen eigenen Sohn wegen einer verzeihlichen Insubordination zum Tode verurtheilte, oder wie er in der Schlacht am Vesuve (340) in der fatalistischen Todesweihe des Decius Mus uns entgegentritt? Die Aufständischen mußten sich nach dem Siege des Titus Manlius Torquatus bei Trifanum zwischen Suessa und Sinuessa (340) den Römern unterwerfen und die römische Herrschaft wurde in ihrem Gebiete auf das Entschiedenste durchgeführt. Die Privilegien der Latinerstädte wurden aufgehoben, die Städte des Volskerlandes und viele in Campanien, wie Fundi, Formiä, Capua und Cumä, in Abhängigkeit von Rom versetzt und neue Festungen, wie z. B. das wichtige Cales (334), zur Sicherung des Landes in Campanien angelegt. Doch trugen auch diese Annexionen bereits den Keim zu neuen Verwicklungen in sich.

Die Römer dachten ihre Erfolge weiter auszubeuten und richteten ihre lüsternen Blicke nach den einzig freien Gemeinden ihres Bezirkes, den schönen, schwesterlichen Golfstädten Paläopolis und Neapolis, als die Samniten in gerechter Besorgniß vor dem weiteren Vordringen der Römer ihnen in der Besetzung dieser Städte zuvorkamen. Daraus entspann sich (327) der zweite samnitische Krieg, der durch seine gefährliche Trag-

weite für das ſamnitiſche Stammland und durch den Muth und das militäriſche Talent des Samnitenführers Pontius weit langwieriger war als der frühere. Die alten Oskerſtädte Herkulanum, Pompeji, Nola und Nuceria verbündeten ſich anfänglich mit Samnium, fielen aber mit wachſender Gefahr wieder ab. Aus dieſem Kriege datirt auch die Blokade des römiſchen Heeres in den caudiniſchen Päſſen (321), welche bei Caudium in der Nähe des heutigen Arpaja in Folge einer gelungenen Kriegsliſt über es verhängt wurde und mit dem ſchimpflichen waffenloſen Abzuge der Römer unter dem Joche endigte. Wie lebendig entrollt ſich unſerem geiſtigen Auge dieſe Kataſtrophe, wenn wir von der Höhe des Veſuv oder von Camaldoli auf den Eingang jenes Thales blicken, der von ragenden Bergen umſäumt hinter Caſerta ins Innere der Abruzzen führt! Trotz dieſes Schlages erlag jedoch der Heldenmuth der Samniten abermals der zähen Energie und Taktik der Römer. Eine neue Erhebung vieler Campanerſtädte, beſonders der Nolaner und Nuceriner, ebenſo ein Aufſtand der Etrusker verliefen nutzlos und die Samniten, in ihrer Hoffnung auf tarentiniſche Hülfe getäuſcht, wurden mit bedeutender Einbuße an Land zum Frieden gezwungen (304). Noch konnten ſich die freiheitliebenden Samniten nicht in die veränderte Lage gewöhnen und ſo kam es zum dritten Kriege (298—290), der auf Tod und Leben geführt ein- für allemal die Oberherrſchaft Roms in Mittelitalien entſchied. Von ihren Verbündeten, den Etruskern, nach der unglücklichen Entſcheidungsſchlacht bei Sentinum durch einen Separatfrieden aufgegeben, fochten ſie in ihren Bergen den letzten unglücklichen Verzweiflungskampf.

Was Rom gewonnen, wußte es durch ſein geniales Organiſationstalent auch zu behaupten. Nicht nur hatte es durch eine Reihe befeſtigter Colonialſtädte längs der latiniſchen und altumbriſchen Grenze, ſowie durch Straßenbau ſeinen Erwerb militäriſch geſichert, ſondern es wußte auch durch geſchickte Abſtufung in dem Rechtsverhältniß der neuen Bundesſtädte

eine revolutionäre Allianz unter den ihm unterworfenen Gemeinden zu erschweren und sie durch Hoffnung auf Besserstellung an sich zu ketten. Wie die Latiner zum Theil das volle Bürgerrecht, zum Theil blos eine privatrechtliche Gleichheit oder gar eine rechtlose Stellung gewonnen hatten, so erhielten auch die campanischen Städte unter sich ein verschiedenes Rechtsverhältniß, das auf den politischen Verträgen ruhte, welche Rom mit ihnen einging. Zwar wurde allen eine municipale Verfassung zu Theil mit selbständigem Senate und Volksversammlung, desgleichen ein passives römisches Bürgerrecht, das ihnen Rom gegenüber Abgabenfreiheit gewährte und dafür Wählbarkeit und Stimmrecht in den Comitien absprach, jedoch genoß eine Stadt vor der anderen besondere Privilegien, wie denn z. B. Neapel und Nola vor dem wankelmüthigen Capua eines bedeutenden Vorzuges sich erfreuten.

In diesem Schicksal der campanischen Hellenenstädte konnte auch Großgriechenland seine eigene Zukunft schauen. Rom hatte als politisches Ziel bereits die Herrschaft über die ganze Halbinsel vor Augen und bedurfte zu seiner Sicherheit des Verschwindens aller Fremdherrschaft aus Italien. Tarent, der letzte Gegner auf italischem Boden, war noch ununterworfen. Mit wachsendem Groll hatte dieses dem Umsichgreifen der Barbarenmacht zugesehen und auch in den Samniterkriegen den Römerfeinden Vorschub geleistet, aber zu energielos zu einem machtvoll geführten Coalitionskriege, hatte es jedesmal den unausbleiblichen Zweikampf verzögert. Ein übereilter Ausbruch der erregten Stimmung, in dem plötzlichen Ueberfall einiger friedlich vor Anker liegenden Römerschiffe sich äußernd, brachte die längst gefürchtete und auch damals nur halb gewollte Collision zur Reife. Wohl gewannen die Tarentiner einen werthvollen Bundesgenossen in dem König Pyrrhus von Epirus, der voll Eroberungslust sich mit der abenteuerlichen Idee trug, ein großes südwestliches Hellenenreich unter seiner Führung zu begründen, aber Pyrrhus konnte trotz mehrerer Siege, die seine

geniale Taktik erfocht, keine dauernden Erfolge erringen, denn ſeine Hilfsquellen, die er größtentheils in den ſabelliſchen Volksſtämmen und den verweichlichten, undisciplinirten Tarentinertruppen zu finden hatte, waren der geſchloſſenen Macht der Römer ebenſowenig gewachſen als ſeine Idealpolitik ihrem geſunden, zähen Patriotismus. Die entſcheidende Niederlage bei der alten Samniterſtadt Beneventum (275), wie ſie damals ihren früheren Namen Maleventum euphemiſtiſch umwandelte, eröffnete den Schlußact dieſes Dramas, der mit der Eroberung Tarents ſein Ende erreichte.

In dieſem zehnjährigen Kriege (281—272), in welchem nicht nur das herrliche Campanien, ſondern ganz Süditalien den Kampfpreis bildete, ſtanden die Campaner auf römiſcher, die Samniten auf griechiſcher Seite. Sie begrenzten fortan nicht mehr das römiſche Machtgebiet, denn Roms Sieg ſchuf die Einigung Italiens. Der glänzende Triumph, den der ſiegreiche Conſul Marcus Curius Dentatus feierte, war zugleich der Triumph der politiſchen Tüchtigkeit der Römer, aber auch der Hellenismus konnte ſich eben in ſeinem politiſchen Abſterben eines hohen Sieges rühmen, indem Rom nach der Löſung ſeiner politiſchen Aufgabe ſich beeilte, durch die Einführung griechiſcher Sitte und Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft eine feinere Geiſtesbildung ſich anzueignen. Die Griechen ſelbſt fanden in dieſer Thatſache einen reichen Troſt für das Verlorene, wie denn auch der Redner Aelius Ariſtides von ſeinen Landsleuten ſagt: „Sie feiern einen weit größeren Triumph als den auf dem Schlachtfelde von Marathon durch den Sieg ihrer Sprache. Alle Staaten und alle Menſchengeſchlechter haben ſich unſerer Lebensweiſe und Sprache zugewandt. Wie durch göttlichen Rathſchluß hat ein wahrer Feuereifer für unſre Weisheit und Bildung die ganze Erde ergriffen und dieſe Sprache haben alle Weſen unſeres Gleichen als die gemeinſame anerkannt und durch ſie iſt der Erdkreis in gleichem Laute ſich verſtändlich geworden". In der That wurde das Griechiſche

Weltsprache, indem es überall in die höheren Schichten der Gesellschaft drang. Griechenland hatte sich in Italien wiedergefunden und führte über Rom die Morgenröthe eines neuen Staats- und Gesellschaftslebens, als kaum erst die Abendröthe griechischer Glanzzeit unter Alexander verflogen war.

Immerhin aber läßt sich die Freiheit nur schwer verschmerzen und es fehlte daher bei gegebener Gelegenheit auch nicht an einzelnen Abfallversuchen. So darf es nicht wundern, daß nach der gewaltigen Niederlage der Römer bei Cannä (216) die unteritalischen Volksstämme und manche Campanerstädte, von Hannibals zauberischem Genie fortgerissen, sich freiheitslustig an die Sieger anschlossen, wie z. B. Surrentum und vor Allem das blühende Capua mit seinen Nachbarstädten Atella und Calatia; allein da die meisten campanischen Plätze und besonders die Hafenstädte Neapolis, Puteoli und Cumä in den Banden des Gehorsams blieben, so kann von einem Unabhängigkeitskampfe Campaniens nicht die Rede sein. Der Freiheitstraum der römerfeindlichen Städte war von kurzer Dauer. Hannibals Mißerfolg vor Nola und Mangel an Hülfstruppen zwangen ihn Campanien preiszugeben, worauf die Eroberung des zähe vertheidigten Capua (211) das römische Restaurationswerk vollendete, noch ehe der punische Held das tragische Ende seiner Siegeslaufbahn erreichte.

Nach dieser Katastrophe wäre die Ruhe wohl gesichert gewesen, hätte nicht Rom selbst durch unkluge Maßregeln das schlummernde nationale Sonderbewußtsein wieder erweckt. In seinem Allmachtsgefühle versuchte es die Rechte der Bundesgenossen zu schmälern, wozu ihm die feindselige Stellung mancher Gemeinden während des zweiten punischen Krieges einen willkommenen Vorwand bot. Selbst das passive Bürgerrecht wurde den nichtlatinischen Bundesgenossen entzogen und für viele derselben eine besondere Classe geschaffen, die sie als „Unterworfene" und Rechtslose behandelte, ein Schicksal, das vor Allem das stolze Capua durch die Aufhebung seiner Stadt-

verfaſſung zu erleiden hatte. Aber auch die Latiner ſahen ſich zurückgeſetzt und geriethen, theils durch höhere Belaſtung im Kriegsdienſt, theils durch die Willkür der römiſchen Aufſichtsbehörden und ſonſtige Einſchränkung ihrer Gerechtſame, in unheilvolle Aufregung. Dazu geſellte ſich eine allgemeine ſociale und finanzielle Kriſis. Durch die Concentration des Capitals in den Händen weniger Reicher, die Anhäufung des großen Grundbeſitzes, die zunehmende Sclaveninduſtrie und die übermächtige Concurrenz der Getreideausfuhr aus den Provinzen wurde Gut und Arbeit des Bauernſtandes nach und nach entwerthet, die Landleute verarmten und erhielten nur in den Abruzzenthälern ihre Freiheit. Kein Wunder, wenn unter dieſen Umſtänden auch eine große ſociale Corruption Platz griff und ſelbſt die demokratiſchen Formen nicht hindern konnten, daß der Unbemittelte ſich in die Knechtſchaft einer angeſehenen und ehrgeizigen Oligarchie verkaufte. Dazu drang, ſeit die Römer nach dem gleichzeitigen Falle Karthagos und Korinths (146) Herr der ganzen civiliſirten Welt geworden waren, neben der Bildung auch ein überſpannter Luxus und eine Cultur in Italien ein, die in Griechenland ſelbſt ſchon in Verfall gerathen war. In dieſer gährenden Zeit entſtand eine gefährliche Erhebung der römiſchen Bundesgenoſſen. Sowohl die hochherzigen Plane des Brüderpaares der Gracchen, als auch die gemäßigteren Reformanträge ihres Geiſteserben Livius Druſus waren geſcheitert. Dieſe Männer hatten unter Anderem den Plan gehegt, durch Aufnahme der Latiner in das paſſive Bürgerrecht das berechtigte Oppoſitionselement der Bundesgenoſſen gegen die herrſchende Minorität zu beſeitigen, den römiſchen Staat auf eine ſicherere Baſis zu ſtellen und ſittlich umzubilden. Allein der gedankenloſe Ehrgeiz der römiſchen Maſſe, ihre Privilegien nicht mit Anderen zu theilen, verband ſich mit der Herrſchaft der Patricier zur Preisgebung auch der beliebteſten Volksführer, die ihrer Sache zum Opfer fielen. Als aber durch ein neues Geſetz, das die nach Rom übergeſiedelten Bundesgenoſſen einer

Erschleichung des Bürgerrechts beschuldigte, eine große Menge Italiker aus Rom vertrieben wurden, da reifte die Erbitterung zum vollen Aufstand. Fast ganz Süd- und Mittelitalien betheiligte sich unter der Anführung der Samniten an dem Kampfe gegen Rom, während im Süden nur die bevorzugten Bundesstädte Neapolis, Nuceria und Rhegium treu zu Rom hielten oder als Festungen wie Nola, Benevent, Luceria und Pästum von römischen Besatzungen in Schranken gehalten waren. Man beabsichtigte nichts Geringeres als die Gründung eines selbständigen Bundesstaats, für welche Corfinium unter dem neuen Namen „Italia“ die Hauptstadt bilden sollte. Es existirte demnach schon damals die Idee eines Rumpfitaliens ohne Rom, wie es neuerdings ein Jahrzehnt lang bestanden hat.

Campanien nahm an diesem „Bundesgenossenkrieg“ (90—88) den lebhaftesten Antheil. Als ein samnitisches Heer unter der Anführung des Mutilus daselbst einzog, schloß sich zuerst Nola, darauf mit Ausnahme Nucerias das ganze übrige Campanien bis zum Vesuve den Verbündeten an, darunter namentlich die Seestädte Salernum, Stabiä, Pompeji und Herkulanum. Bei Acerrä, das Mutilus belagerte, wurden die Aufständischen mit großem Verluste von dem Consul L. Julius Cäsar zurückgeschlagen, brachten diesem aber bald darauf eine Niederlage bei Teanum bei. Unentschieden schwankte der Sieg in dem ersten Kriegsjahr hin und her, da die beiderseitigen Streitkräfte, die bei der Ausdehnung der Insurrection auf den verschiedensten Punkten Italiens zugleich kämpften, sich ziemlich die Wage hielten, ein entmuthigendes Ergebniß für die Römer. Deshalb nachgiebig gestimmt nahmen sie auf Cäsars Antrag am Ende des Jahres 90 zu dem wirksamen Mittel ihre Zuflucht, daß sie durch die lex Julia den treu gebliebenen und übertretenden Bundesgenossen das volle Bürgerrecht in der von den Gracchen und von Drusus beabsichtigten Weise gewährten. Dem Aufstande wurden somit wesentliche Stützen entzogen, seine Ausbreitung gehindert und selbst der Eifer der noch

kämpfenden Italiker abgeſchwächt. Dazu trat im folgenden Jahre der geniale Sulla zuerſt als ſelbſtändige Größe auf dem Kriegsſchauplatze auf, drang in Campanien ein, ſchlug die campaniſch-ſamnitiſche Armee unter ihrem Führer Pontius von Teleſa bei Stabiä aufs Haupt und eroberte dieſe Stadt am 30. April 89, die er nach Plinius [1]) ſo gründlich zerſtörte, daß ſie nachmals faſt zum Range einer Meierei herabſank. Auch Herkulanum erlag ſchon am 11. Juni dem Titus Didius, der bei dem Sturme auf die Stadt umkam, desgleichen mußte ſich Pompeji, das in der vergeblichen Hoffnung auf Entſatz die Feinde mehrmals von ſeinen Mauern zurückwies, der gewaltigen Roma unterwerfen und wurde coloniſirt. Schließlich erlitt der Samnitenführer Cluentius vor Nola eine ſo entſcheidende Niederlage durch Sulla, daß dieſer nunmehr in das Innere Samniums einzudringen vermochte und ſeine ehrwürdige Hauptſtadt Bovianum zu Falle brachte. Dieſer Ausgang erſtickte jedes Erhebungsgelüſte der Provinzen. Zudem ſchieden Campanien und Unteritalien nun aus dem Verbande der Provinzen und erlangten durch das jus Quiritium wenigſtens mit den unteren Zünften der römiſchen Staatsbürger gleiche Rechte, insbeſondere auch den Vorzug der Befreiung von allen directen Abgaben. Inskünftige hatte der Senat die Verwaltung über die campaniſchen Städte, obgleich ſie für locale Angelegenheiten ihre Municipalrechte und eigene Behörden behalten durften. Ihre Zukunft lag fortan in Rom, an das ſie nicht nur die Hand des Schickſals, ſondern allmählich auch Luſt und Neigung kettete, beſonders ſeitdem ein Abglanz der römiſchen Weltherrſchaft auch auf jene campaniſchen Gemeinden fiel und der Golf von Neapel an der Herrlichkeit des römiſchen Namens, ſowie an dem Reichthum und Luxus des römiſchen Bürgerthums einen Hauptantheil gewann.

---

1) Plin. III, 9, 16.

Seit diesem Verlust der Freiheit an die stolze Einheit römischer Machtgröße kann von einer campanischen Geschichte nicht mehr die Rede sein, sondern nur von Bildern und Erinnerungen aus campanischen Stadtchroniken, wie sie in zerstreuten Blättern römischer Geschichtschreiber auf uns gekommen sind und dem Leser gelegentlich an Ort und Stelle vorgeführt werden sollen.

Viertes Kapitel.

Neapel.

Illo Virgilium me tempore dulcis alebat
Parthenope, studiis florentem ignobilis oti.
VIRGIL.

Am nordwestlichen Gestade des Golfes von Neapel, unfern von dem malerisch in die See vorspringenden Höhenzuge des Posilipo, welcher den abgerundeten Küstenwinkel bei Neapel von der Bucht von Pozzuoli scheidet, erblühte schon in grauem Alterthum eine Stadt, aus der die heutige Großstadt Neapel hervorging. Sie führte in dieser ihrer Kindheitsstufe den sinnigen Namen Parthenope d. h. die Jungfräuliche, welche Bezeichnung sie der Sage nach dem Umstande verdankt, daß sie bei der Grabstätte einer gleichnamigen Sirene erbaut worden sei [1]). Die felsige Küstengestaltung des Posilip mag wohl an sirenisches Land erinnert haben, wobei die Vorstellung nahe lag, daß die Herrschaft der Sirenen an dem nachfolgenden flachen Uferrande von Neapel ihr natürliches Ende erreichte. Oder sollte sie ihren poetischen und darum auch von Poeten nie vergessenen Namen [2]) nur den jungfräulichen Reizen der Natur oder der blühenden jugendkräftigen Entwickelung ihres Gemeinwesens zuzuschreiben haben? Wir

1) Strabo V, 246, I, 23. 26; Plin. III, 9, 10; Silius „Ital." XII, 33 ff.

2) Virg. „Georg." IV, 563; Stat. „Silv." II, 2, 90; Sil. a. a. O.

lassen es unentschieden. Jedenfalls bezeugt dieser Mythus, dem zu Ehren auf angeblichen Orakelbefehl gymnastische Wettspiele, insbesondere ein Fackellauf an dem noch im ersten Jahrhundert nach Christus gezeigten Grabdenkmale [1]) der Parthenope abgehalten wurden, das hohe Alter und den griechischen Ursprung der Stadt. In Ermanglung bestimmter Nachrichten spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß chalkidische Griechen und zwar unabhängig von dem älteren Cumä Parthenope ins Dasein riefen [2]) und, wenn wir Strabo Glauben schenken wollen [3]), dabei von Rhodiern unterstützt oder nachmals durch sie verstärkt wurden.

Eine griechische Schöpfung blieb sie auch dann, als eine Umwandlung ihres Namens und Wesens dadurch vor sich ging, daß sie in Abhängigkeit von dem mächtigeren Cumä gerieth [4]). Auf welche Weise dieses sich die Hegemonie über die aufstrebende Nachbarstadt erwarb, muß dahingestellt bleiben. Möglich, daß, wie meistens angenommen wird, ein blutiger Conflict sich entspann, in welchem die jüngere Stadt zerstört und damit auch ihr Name Parthenope aus der Geschichte gestrichen wurde, möglich, daß die Cumäer in friedlicher Weise die nahe Concurrenzstadt Neapolis schufen, welche als „Neustadt" zu der vorhandenen in Gegensatz trat und dieser zu dem Namen Paläopolis oder „Altstadt" verhalf. Immerhin erfolgte eine

---

1) Plin. und Strabo a. a. O.

2) Es scheint dies die Meinung des Plinius zu sein, da er Neapel nicht von Cumäern, sondern direct von Chalcidensern gegründet werden läßt, ohne daß diese Angabe mit Livius und Strabo unvereinbar wäre, welche von cumäischer Gründung sprechen, da diese sich auf die spätere Neugründung beziehen kann. Mehr im Zweifel bleibt, ob, wie Livius will, die nachmalige Doppelstadt oder nur Neapolis auf cumäischen Ursprung zurückzuführen ist.

3) Strabo XIV, 654.

4) Eine solche Abhängigkeit scheint von Livius vorausgesetzt, wenn er sagt: „**duabus urbibus populus idem habitabat, Cumis erant oriundi**".

Neugründung durch die Cumäer und entwickelte sich jene griechische Golfcolonie seitdem als Doppelstadt, die nachmals, besonders was die Neustadt anlangt, durch eingewanderte Pithekusaner, Athener und sonstigen Zufluß aus dem Mutterlande sich zu neuem Glanze erhob. Diese epochemachende Neugründung fällt wohl in eine Zeit, wo die cumäische Tochtercolonie Dikäarchia noch nicht gegründet war und noch keine ernstlichen Kämpfe mit den Etruskern Cumäs sonstige Unternehmungen hinderten, reicht also in die Mitte des sechsten Jahrhunderts oder noch weiter zurück. Seltsamer Weise hat man Paläopolis bald weitab an den Südwestausläufer des Posilip gen Bagnoli, bald östlich von Neapolis verlegt und doch ist es jedenfalls in der Gegend des heutigen Hafens zu suchen, da der Hafen mit der Altstadt verbunden war [1]) und nur dort sein konnte, wo wegen des tieferen Fahrwassers sich von jeher der Mastenwald erhob. „Nicht weit davon“ lag das wichtigere Neapolis, obwohl die Entfernung allerdings groß genug war, daß der Römerführer Publilius im zweiten Samniterkriege sich gefahrlos zwischen beide Städte einschieben konnte [2]). Das letztere breitete sich nordöstlich von der Altstadt aus in den heutigen Stadtquartieren San Lorenzo und della Vicaria, sofern sie sich durch manche Alterthumsreste als classischen Boden manifestiren. Mit dieser östlichen Lage in der Richtung auf die Höhen von Capodimonte stimmt auch die Angabe des Plinius, daß das Felseninselchen Megaris, das heutige Castell dell' Ovo, sich zwischen Neapel und dem Posilipo befunden habe [3]). Beide sich local und national so nahe stehenden Städte waren, wenn auch nicht durch gemeinsame Communalbehörden, so doch durch Gemeinsamkeit des Rechts und der Politik verbunden.

Bei der Invasion der Samniten nach Campanien bewahrte die Doppelstadt allein unter ihren griechischen Genossinnen ihre

---

1) Liv. VIII, 23. 26. 2) Liv. VIII. 23. 25.
3) Plin. III, 12, 3. Statius hat den Namen Megalia.

Selbständigkeit, was sie anfänglich griechischer Beihülfe von außen, später aber Verträgen mit den Angreifern zu danken hatte, durch welche, so scheint es, gegenseitiges Niederlassungsrecht begründet wurde. Wenigstens wurden, verbürgtermaßen sehr zum Schaden der inneren Einigkeit, Campaner in Neapel aufgenommen. Das Auftreten der Römer trennte das Geschick der Schwesterstädte, es wurde für Paläopolis verderblich. Im Vertrauen auf die römerfeindliche Haltung der Samniten und, wie der Kriegsverlauf zeigt, von Neapel unterstützt, erlaubte es sich Feindseligkeiten gegen die im Campanischen wohnenden Römer und diese benützten gerne den gebotenen, wenn nicht gar gesuchten Kriegsanlaß, um ihre Unterwerfungsgelüste zu befriedigen. Zwar rückten noch vor Ankunft der Römer 4000 Samniten und 2000 Nolaner als aufgedrungene Verbündete in die Stadt ein, allein ihre brutale Herrschaft während der Belagerung wurde den Griechen bald so lästig, daß die Häupter der Stadt, Charilaus und Nymphius, es vorzogen, dem Feinde heimlich die Thore zu öffnen [1]). Paläopolis ergab sich unter günstigen Bedingungen, die ihm Rechtsgleichheit und ein vortheilhaftes „ewiges" Bündniß mit Rom zusicherten, allein die wachsende Bedeutung von Neapel warf mehr und mehr ihre Schatten auf die Altstadt, bis sie völlig in Neapel aufging und sammt ihrem Namen in Vergessenheit gerieth. Neapel war seitdem nach Tacitus' Ausdruck unbestrittene „Hauptstadt der Griechen", obwohl die Samniterkriege auch seiner Unabhängigkeit ein Ziel setzten.

Auch als Colonie und später als Municipium durfte es jedoch seine griechische Sprache und Sitte und seine der athenischen nachgebildete Verfassung behalten [2]). Dazu erhielt es

---

1) Liv. VIII, 22 ff.

2) Liv. XXXV, 16; Cic. pro Balbo 14; Cic. ad div. XIII, 30; Cic. Agr. II, 31; Strabo V, 246. Wie in Athen, so konnte man auch in Neapel Archonten und Demarchen finden, erstere aus der Aristokratie genommen und mit der obersten Gemeindeleitung und dem Richteramt

Befreiung vom Dienste im römischen Landheere, wogegen es sich nur zur Küstenwacht in der Umgegend und zur Stellung einiger Kriegsschiffe verpflichten mußte. Dieser klugen Schonung verdankte Neapel seinen fortdauernd griechischen Charakter [1], von dem noch Strabo berichtet: „Es haben sich sehr viele Spuren hellenischer Lebensweise hier erhalten, Gymnasien, Uebungsplätze der Epheben und hellenische Geschlechtsgenossenschaften und Namen, obgleich sie Römer sind. Noch jetzt wird alle fünf Jahre ein künstlerischer und gymnastischer Wettkampf abgehalten, der mit den berühmtesten in Hellas wetteifert und mehrere Tage dauert". Diese periodischen Spiele wurden im zweiten Jahre unserer Zeitrechnung dem Augustus zu Ehren eingeführt, weil man dadurch dem Kaiser für seine freigebige Unterstützung zum Wiederaufbau der durch Erdbeben schwer geschädigten Stadt sich dankbar erweisen wollte [2]. Ihrem Charakter nach darf man sie als Bühnenspiele zu den sogenannten „griechischen Spielen" [3]) zählen, bei denen auch der Tanz öfters eine Rolle spielte und welche Neapel unter allen campanischen Griechenstädten allein aufrecht erhielt und der Griechensitte getreu

---

betraut, letztere aus dem Volke gewählt und für einzelne Verwaltungszweige bestimmt. Erst später, als die lateinische Sprache in Neapel mehr durchdrang, hießen die Archonten Consuln und hatten einen städtischen Senat um sich. Auch war die Bevölkerung früher, wie in Athen, in Phylen und jede Phyle in drei Phratrien eingetheilt, statt in Tribus und Curien.

[1] Tacit. „Annal." XV, 33; Strabo V, 246; Silius „Ital." VIII, 534; XII, 18.

[2] Dio 55, 10; 56, 29; 60, 6; Suet. „Octav." 98. Diese dem Augustus zu Ehren eingesetzten Spiele wurden von den neapolitanischen Griechen Romaia Sebasta genannt d. h. ludi Romae et Augusti, indem der Name Sebastos die griechische Uebersetzung des im Jahre 27 decretirten Ehrennamens Augustus bildet (Preller, „Röm. Mythol." 706, 774, 792).

[3] Diese griechischen Wettkämpfe in Gesang, Declamation, Tanz und Schauspiel bestehend, wurden in Rom zuerst durch Nero eingeführt (Cic. pro. Arch. 5, 10).

lange fortsetzte, wie denn auch der Dichter Statius gegen Ende des ersten Jahrhunderts einen Preis dort errang [1]).

Zum Lohne für Roms Milde bewahrte Neapel ihm eine unwandelbare Treue. Es verschloß nicht nur im zweiten punischen Kriege nach der Schlacht bei Cannä vor Hannibal die Thore, der vor Begierde brannte, in jener Gegend eine Seeverbindung zu besitzen, aber vor den starken Mauern der Stadt mehrmals unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte [2]), sondern es hielt auch im Bundesgenossenkriege fest zu Rom, das dort einen trefflichen Stützpunkt für seine Operationen fand. In der Folge konnte es nicht ausbleiben, daß auch Neapel mehr dem centralisirenden Einflusse Roms unterlag, obgleich es immer der Gunst der Regierung sich erfreute. Durch das julische Gesetz büßte es Manches von seiner bisherigen Verfassung und seiner früheren Unabhängigkeit ein; allein fortwährend herrschte in ihm die Sprache und das Wesen Griechenlands, das auch in der Kaiserzeit in der blühenden Stadt eher begünstigt als gehemmt wurde und es noch zur Zeit des Tacitus „gleichsam als griechische Stadt" [3]) erscheinen ließ.

Neapels Wohlstand war nicht erst eine Schöpfung des Kaiserthums, aber es schenkte ihm doch in einer Weise seine Aufmerksamkeit, daß es seitdem einen höheren Rang und geehrteren Namen in der Geschichte einnahm. Schon der erste Kaiser hat seinen Namen mit demjenigen Neapels geschichtlich verknüpft. Durch Neapel reiste der greise Augustus, als er seinen nach Illyrien ziehenden Adoptivsohn und Thronerben Tiberius nach Benevent zu geleiten gedachte. Nach der heitersten Fahrt an den campanischen Küsten und den reizenden Inseln des Golfs landete er an einem schönen Augusttage des Jahres 14 in Neapel und wohnte dort, obgleich an Ruhranfällen schwer erkrankt, den

1) Stat. „Silv." II, 2.
2) Liv. XXIII, 1. 14. 15; Sil. „Ital." XII, 37 ff.
3) Tacit. „Annal." XV, 33.

schon erwähnten fünfjährigen Wettkämpfen bei, welche jenes Mal seiner persönlichen Anwesenheit zu Ehren gewiß mit besonderem Pomp gefeiert wurden. Der Besuch dieser „Augustalien“, denen er in Gesellschaft des Tiberius präsidirte, verschlimmerte jedoch sein Leiden, das wenige Tage später in Nola sein vielbewegtes Leben endete. Sein Thronerbe Tiberius war damals nicht zum ersten Male in Neapel gewesen. Mehr als fünfzig Jahre zuvor hatte er seinen Boden betreten, als sein Vater, ein heftiger Parteigänger für Antonius, sich mit dem zweijährigen Knaben vor der Rache des Octavianus flüchtete. Dort hätte er seine Eltern beinahe zweimal durch sein Schreien verrathen, als sie sich heimlich nach einem rettenden Schiffe umsahen [1]). Der Kaiser Claudius gab seine Neigung für die Griechenstadt dadurch zu erkennen, daß er sie zur Verherrlichung seines hochgefeierten Bruders Germanicus erkor. Zum Andenken an diesen seinen liebenswürdigen Heldenbruder, den Bezwinger der Germanen, ließ er griechische Komödien in Neapel zur Aufführung bringen und die nach preisrichterlichem Urtheil besten Schauspieler mit dem Kranze krönen [2]).

Diese Kunstgenüsse waren denen vorzuziehen, welche sein gefürchteter Nachfolger Nero der Stadt bereitete. Die Mauern Neapels hatten Nero als Muttermörder gesehen [3]), wohin er sich vom Schauplatze seines Verbrechens begab, um zur Zerstreuung den Athletenkämpfen des Gymnasiums zuzuschauen. Später aber erlebte Neapel das entwürdigende Schauspiel, seinen Kaiser auf der Bühne auftreten zu sehen, ein Ereigniß, welches gleichsam den verruchten Wahnsinn der Abbrennung Roms introducirte, die gleichfalls im Jahre 64 stattfand. „Nero“, schreibt Tacitus [4]), „wurde täglich mehr von der Begierde gequält, die öffentliche Bühne zu betreten; er hatte bisher nur an dem Feste der Juvenalen in seinem Palaste oder in seinen Gärten

1) Suet. „Tib.“ 6.
2) Suet. „Claud.“ 11.
3) Suet. „Nero.“ 40.
4) Tacit. „Annal.“ XV, 33.

gesungen, nun aber wegen der kleinen Zuhörerzahl eine Verachtung dagegen gefaßt, denn er hielt ein solches Auftreten zu unbedeutend für eine Stimme wie die seinige. Da er jedoch in Rom seine öffentliche Laufbahn nicht zu beginnen wagte, so wählte er Neapel, das gleichsam eine griechische Stadt war. Er meinte, es wäre das ein Debüt, um von da nach Griechenland zu gehen und dort jene berühmten, vom ganzen Alterthum geheiligten Kronen zu gewinnen, worauf er in Folge seines gestiegenen Rufes erst den Beifall seiner Mitbürger beanspruchen wollte." Wie man sieht, bezieht sich die vorwurfsvolle Ironie des Tacitus nicht sowohl auf den musikalischen Dilettantismus Neros, den auch Monarchen sich gestatten durften und der vielen römischen Cäsaren gemein war, als vielmehr auf seine unberechtigte und sich unwürdig in die Oeffentlichkeit drängende Künstlereitelkeit. Des Tacitus Schilderung beleuchtet grell das schmachvolle Gebahren dieses Fürsten. Nero hatte sich auf sein Auftreten schon lange vorbereitet. Er unterließ keines der Mittel, welche Künstler von Profession zur Erhaltung und Stärkung ihrer Stimme anzuwenden pflegten, wozu neben einer strengen Diät auch das Purgiren mit Brechmitteln und Klystieren gehörte. Kaum erscholl die Kunde von dem öffentlichen Auftreten des Kaisers, so strömten die Bewohner von Neapel und der ganzen Umgegend in Schaaren herbei. Reservirte Plätze füllten sich mit der Ehrenbegleitung des Kaisers, mit Beamten und Soldaten. Die Vorstellung, in der Nero seine heroisch-tragische Rolle in höchstem Pathos vortrug, ging glücklich von statten, hatte aber ein ominöses Nachspiel. Als nämlich die Vorstellung eben beendigt war und die Menge sich verlaufen hatte, brach, man weiß nicht aus welcher Ursache, das leere Theater zusammen. Nero feierte den glücklichen Ausgang dieses Unfalls durch selbstverfaßte Gesänge zum Lobe der Götter und ließ sich so wenig abschrecken, daß er noch öfter und zwar mehrere Tage hintereinander die Bühne bestieg. Zur Erholung seiner Stimme mußte er eine Pause eintreten lassen,

wurde aber bald genug dieser bescheidenen Zurückgezogenheit überdrüssig. Nun trat er gleich nach dem Bade auf und speiste vor einer zahlreichen Volksmenge mitten auf der Bühne, während er in griechischen Worten versprach, seinen Zuhörern bald etwas Gehöriges vorzuträllern [1]). Mit seiner Kühnheit und dem scheinbar wenigstens zunehmenden Erfolge wuchs auch sein Ehrgeiz. Eine Anzahl Alexandriner klatschte ihm im Rhythmus Beifall zu und dies brachte ihn auf den Gedanken, eine wohlorganisirte, starke Claque zu errichten, welche aus dem Ritterstande und jungen, kräftigen Plebejern ausgewählt wurde und planmäßig verschiedene Arten des Beifallklatschens zu studiren hatte. In derartigen Zügen offenbart sich der Wahnsinn, der unter den römischen Herrschern des ersten Jahrhunderts endemisch war. Bei Nero fehlte Nichts zur Vollendung dieses Wahnsinns, denn er trat später noch in Rom und Griechenland als Sänger auf und ließ sich nicht nur im Wettkampfe jedesmal den Preis zuerkennen, sondern auch die Zuschauer durch strenge Verordnung zum Beifallklatschen anhalten und am vorzeitigen Austritt aus dem Theater hindern [2]). Bei seiner Rückkehr aus Griechenland war er noch so siegestrunken, daß er, kaum der Gefahr eines Schiffbruches entgangen, auf einem von weißen Pferden gezogenen Wagen in Neapel seinen Einzug hielt und dabei zum Ueberfluß einen Theil der Stadtmauer einreißen ließ [3]). Es war dies nur der erste Act seines abgeschmackten Triumphzuges durch Italien, indem er bald darauf den olympischen Kranz auf dem Haupte und den pythischen in der Rechten auch in die Hauptstadt seines Reiches hineintriumphirte. Das dankbare Volk decretirte ihm den Titel Neron Apollon, nachdem ihn der Senat schon früher als Gott erklärt und ihm einen Tempel geweiht hatte. Doch die immer mehr

---

1) Tacit. „Annal." XV, 34; Suet. „Nero" 20.
2) Tacit. „Annal." XVI, 5; Suet. „Nero" 23.
3) Suet. „Nero" 25.

ausbrechende Unzufriedenheit der Römer, insbesondere die Furcht vor der Consequenz einer blutig gerächten Verschwörung, trieb ihn wieder nach Neapel zurück. Es war sein letzter Aufenthalt daselbst, denn nicht lange nachher ereilte ihn auf der Flucht das gerechte Verhängniß. Er nahm bekanntlich ein theatralisches Ende, indem er klagend, daß ein Künstler in ihm zu Grunde gehe, sich selbst entleibte, um nicht einen unfreiwilligen Tyrannentod zu sterben. Diese für die Zeitgeschichte so bezeichnenden Episoden geben aber zugleich einen Begriff von der Bedeutung einer Stadt, die an Festspielen, Theater- und Arenenvorstellungen so reich war, wie Neapel.

Bald nach der traurigen neronischen Epoche erlebte dieses ein schweres äußeres Unglück, indem es im Jahre 79 wohl gleichzeitig mit dem Untergange Pompejis unter der Regierung des Titus durch ein Erdbeben größtentheils zerstört wurde [1]), wie denn Erdbeben nicht nur in Campanien überhaupt, sondern insbesondere auch in Neapel keine Seltenheit waren [2]). Aus dem Schutte heraus erstand jedoch die neuerbaute Stadt in römischem Geschmack [3]), die das Ziel ihrer Entwickelung noch lange nicht erreicht hatte, da sie unter Trajan im Jahre 130 und später unter Constantin im Jahre 308 bedeutende Erweiterungen erfuhr. Noch beim Sturze der Römerherrschaft erglänzte Neapel als eine Stadt, deren Theater und anziehendes Leben einen bedeutenden Ruf genoß. Fand es ja selbst der Ostgothe Theodorich noch als eine wohlbewehrte und volkreiche, dazu mit allen Reizen und Genüssen der See und des Landes umgebene Stadt vor!

Freilich brachte der Untergang Roms in den Wirren und periodischen Zerstörungen der Völkerwanderungszeit immerhin ein Sinken Neapels mit sich, dessen Name in dem letzten Acte

---

1) Dio 66, 24.

2) Plin. II, 84; Tacit. „Annal." XV, 22; Seneca, „Quäst. Nat." VI, 1.

3) Dio 66, 24.

des römischen Existenzkampfes noch genannt wird. Rom hatte eine mehr als zwölfhundertjährige Vergangenheit hinter sich, als im Jahre 476, nicht durch eine gewaltige Katastrophe, sondern als natürlicher Ausgang langen Siechthums, das weströmische Reich mit der Besiegung des Pannoniers Orestes durch Odoaker sein unrühmliches Ende erreichte. Der Sieg war leicht gewesen, darum der Sieger auch milde gegen den Besiegten, den er nicht mehr zu fürchten hatte. So verblieb dem neugekrönten, kaum siebenjährigen Romulus, dem sein Vater Orestes kurz zuvor zur Kaiserwürde verholfen und der als so jugendlicher Regent den bezeichnenden Spottnamen Augustulus erhalten hatte, durch die Gnade des rebellischen Odoaker nicht nur Leben und Freiheit, sondern auch ein bestimmtes jährliches Einkommen in Campanien. Er erhielt das kleine Felseneiland Megaris oder das heutige „Eicastell", von dem Platen singt:

„Einst wars der Garten Lucults, des entthronten Augustulus
Schönes Inselasyl" —

zum Wohnsitz angewiesen, falls hier wirklich das lucullische Castell zu suchen ist, woselbst Lucull eine schöne Villa besessen haben soll [1]. So endigte der letzte Erbe des ersten Romulus bei Neapel vergessen im Privatstande [2].

Läßt sich aus den seitherigen Daten ein Schluß ziehen auf die reiche Entwickelung des öffentlichen Vergnügungslebens in Neapel, so bietet uns seine commerzielle Bedeutung einen neuen Anhaltspunkt für den verhältnißmäßigen Glanz dieser Seestadt. Schon frühe spielte die Bevölkerung Neapels als ein seefahrendes Volk eine Rolle, sofern Polybius erzählt, daß die Römer im ersten punischen Kriege bei ihrer Ueberfahrt nach

1) Die gewöhnliche Annahme von der lucullischen Inselvilla auf dem Castell dell' Ovo ist sehr unsicher und ruht nur auf der Anführung des castellum Lucullanum bei Jornandes, wenn man nicht den bei Plinius (IX, 80) erwähnten Bergdurchstich hieherziehen will. Vergl. Kapitel 6.

2) Jorn. de rebus Get. 46.

Messina auch von den Neapolitanern Schiffe entliehen. Diese unterhielten neben den Puteolanern einen bedeutenden Handel mit dem Oriente und besonders mit Aegypten, so daß die alexandrinischen Kaufleute in der heiteren Golfstadt eine besondere Gilde bildeten, von der sich an Ort und Stelle manche Tradition erhalten hat.

So giebt es in der Nähe des alten vicus Alexandrinus eine Strada und einen Vico del Nilo, eine Kirche San Angelo a Nilo und am Ausgange der Strada Egiziaca a Forcella eine antike Nilsstatue, welche alle durch ihre Lage das Quartier bezeichnen, wo die alexandrinischen Kaufleute ihre Waarenlager hielten. Dies bestätigt auch die freilich spätere Inschrift an erwähnter Nilsstatue, welche besagt, daß jene Statue von alexandrinischen Kaufleuten zur Erinnerung an ihre Heimath gestiftet worden sei. Was die im Jahre 1667 entdeckte und im Volk als corpo di Napoli bezeichnete Statue selbst anlangt, so stellt sie in liegender Stellung den Nilgott als einen bärtigen Greisen dar, der ein Füllhorn in der Rechten und einen Lotoskranz auf dem wallenden Haare trägt. Sein linker Arm ruht auf einer Sphinx, während eine andere, stark beschädigte Sphinxgestalt zu seinen Füßen lagert. Auf den gewaltigen Gliedern seines Körpers klettern drei zwerghaft kleine Kindergestalten umher, welche bald als die von ihm durchflossenen Provinzen bald als Nilzuflüsse gedeutet werden. Am einfachsten bezieht man sie auf die vom Nil ausgehenden, segensreichen Ueberschwemmungscanäle. Das Werk gleicht der im Vatican befindlichen, übrigens von nicht weniger als sechszehn Putten umgebenen Nilsfigur und geht mit dieser offenbar auf den gleichen Originaltypus zurück. Da die berühmte römische Statue an der Stelle eines ehemaligen Isis und Serapistempels in Rom aufgefunden wurde und die Verehrung dieser ägyptischen Gottheiten am neapolitanischen Golfe besonders herrschend war, so ist der Schluß nicht zu gewagt, daß auch in Neapel ein derartiger Tempel existirt habe.

Das Dasein anderweitiger Tempel ruht auf monumentalen Beweisen. So stand auf der Stelle der Kirche Santa Maria Maggiore oder Pietrasanta ein rings mit Säulenhallen umgebener Dianatempel, der einst die nach ihm benannte Lunagasse oder den jetzigen Vico di Pietrasanta, mit seiner sechssäuligen Fronte, begrenzte. Unter dem anstoßenden Priestergebäude fand man sechs korinthische Capitäle, von denen eines als Basis des Taufbeckens dient, desgleichen unter dem Refectorium ausgemalte antike Räume und Vasen mit griechischen Inschriften, deren eine als eine Dedication der Rufa Pomponia an die Göttin Diana sich auswies [1]). Jenes Capitäl und die am Grunde des Glockenthurmes ersichtlichen Marmorstücke sind die einzigen Zeugen früherer Pracht. Sprechendere Beweise alten Glanzes stehen vor der Kirche San Paolo Maggiore in Gestalt von zwei kolossalen cannelirten korinthischen Säulen aus griechischem Cipollinomarmor, die sich mit ihren Architraven an die Kirchenfaçade anlehnen, während vor ihnen sich die Sockel zweier gleicher Säulen befinden. Sie gehörten einst zu den sechs Frontsäulen, welche, in Verbindung mit je zwei Seitensäulen und von einem eleganten Giebel überragt, die Vorhalle eines Tempels und später der Kirche San Paolo bildeten. Eine dem alten Giebelfries entnommene Inschrift über dem Kirchenportal besagt uns, daß hier von Julius Tarsus, einem Freigelassenen und Procuratoren des Augustus, der Stadt und den Dioskuren ein prächtiger Tempel errichtet worden sei. Leider brach die herrliche Façade mit ihrer Tempelhalle, die der Zerstörung durch die Saracenen glücklich entgangen war und die man beim späteren Bau des Gotteshauses hatte stehen lassen, 1688 in Folge eines Erdbebens zusammen. Nur die beiden Säulen blieben übrig. Sie geben uns aber einen weit höheren Begriff von den öffentlichen Bauten Neapels als ihrerseits die schönsten Tempelruinen von Pompeji, wodurch die Vermuthung bestätigt

[1]) G. Nobile, „Descrizione della citta di Napoli“ II, 116.

wird, daß das „mit einheimischen Bürgern wie mit eingewanderten Fremden stark bevölkerte“ Neapel [1]) das benachbarte Pompeji und die meisten Golfstädte an Rang und Umfang überragte. Zwei Inschriften unter den Torsofiguren der Dioskuren, die wir in Nischen an der Kirchenfronte erblicken, und welche einst die Höhe des Tempelgiebels zierten, beziehen sich auf das christliche Dioskurenpaar Petrus und Paulus und benutzen den fragmentarischen Zustand der Statuen und den Tempelruin zu einem billigen Triumphe über das Heidenthum. Doch schlägt diese in Italien so beliebte Zusammenstellung antiker Säulen mit modernen Kirchen ästhetisch meist zum Nachtheil der Kirchen aus. So auch hier vor San Paolo Maggiore, wo die stilistisch ohnehin werthlose Kirche durch die imposante Größe der Säulen noch mehr in Schatten gestellt wird. Noch muß erwähnt werden, daß der Tempel des Castor und Pollux an dem Forum Augustale von Neapel lag und diesem mit seiner Fronte sich zukehrte.

Wie die Paulskirche auf den Substructionen eines Tempels, so befindet sich das zur Kirche gehörige Kloster der Theatiner mit dem Eingange im Vico al Purgatorio auf der Stelle des alten Theaters, in welchem Nero sich auf die geschilderte Weise producirte. Das Theater hatte eine bedeutende Größe und erstreckte sich noch über die Anticagliastraße hinüber, woselbst noch einige Pfeiler zu sehen sind. Die Granitsäulen der ehemaligen Theaterarcaden dienen jetzt 24 an Zahl zum Schmuck des klösterlichen Kreuzgangs, während zwei weitere Säulen modernen Ursprungs sind. Auch die übrigen Alterthumsreste sind mit Kirchenbauten verschmolzen, ein Beweis wie sehr die Kirche es liebte, sich mit den Fetzen des Alterthums auszuschmücken, sowie sie andererseits auch eine große Neigung zeigte, antike Gebäude — man denke nur an das Kolosseum und

[1]) Sil. Ital. XII, 28: non spreta vigoris; Stat. „Silv.“ III, 5, 78: nostra quoque haud propriis tenuis nec rara colonis Parthenope.

Pantheon in Rom — mit christlichen Zuthaten zu verunzieren. So hat sich ferner die Basilika von San Restituta, früher eine selbständige Kirche aus dem siebenten Jahrhundert, jetzt nur eine Kapelle der neben ihr erbauten Kathedrale, auf den Ruinen eines Apollotempels niedergelassen und von diesem sieben Säulen von Cipollino und acht von ägyptischem Granit erborgt, um durch sie, als Träger von Spitzbogen, die drei Schiffe der Basilika von einander abzusondern. Die seitwärts von ihr sich anschließende altehrwürdige Taufkapelle San Giovanni in fonte mit ihren altkirchlichen Mosaiken wird laut alter Inschrift dem großen Constantin zugeschrieben, wäre also noch eine weströmische Schöpfung, wenn nicht, wie zu vermuthen steht, ein chronologischer Irrthum obwaltet. Ein anderer Theil der Kathedrale San Gennaro, da wo diese an die Basilika angrenzt, soll auf der Stätte eines Neptunustempels erbaut sein. Die in die hohen Pfeiler der Kathedrale eingeklebten Säulen von afrikanischem Granit sind antik, desgleichen die zehn, theils aus Cipollin, theils aus afrikanischem Marmor geformten Säulen, welche wir in der unterirdischen Krypta unter dem Hochaltar, in der sogenannten Confession des heiligen Januarius, als Träger des Deckengewölbes finden. Als weiteres geschmackvolles Denkmal aus dem Alterthum bewundern wir endlich in der Kathedrale eine breite Vase aus schwarzem ägyptischem Basalt, auf welcher schön gearbeitete bacchantische Darstellungen und tragische Masken in Hautrelief angebracht sind. Sie ruht auf einem porphyrnen Piedestal und hat, wie manche antike Steinvase, die Bestimmung eines Taufbeckens erhalten.

Doch wozu alle zerstreuten Alterthumsfragmente aufzählen? Wozu alle jene Vermuthungen aussprechen, die darauf abzielen, Altes im Neuen nachzuweisen? Es wäre ja doch ein vergebliches Bemühen, aus den wenigen, oft bis zur Unkenntlichkeit zerstückelten Gliedern wieder den schönen, lebenerfüllten Leib und das freundliche Antlitz nachzubilden, in welchem einst die zur Vollkraft herangereifte Parthenope der Welt entgegentrat.

Genug, Neapel blühte auch durch stattliche Gebäude und Tempel und letzteres gewiß auch dadurch, weil es treu an der Verehrung der heimischen Götter hing, so daß es bei der wachsenden Ausbreitung des Christenthums die Götter seiner fröhlichen Jugend unter allen italischen Städten fast am längsten nicht vergessen konnte.

Nur ein beachtenswerthes Stück Alterthum bedarf einer schließlichen Erwähnung. Wir meinen den von Augustus erbauten Aquäduct, nach ihm aquae Juliae, neuerdings in seinen Ruinen bei Neapel Ponti Rossi genannt. Von der Höhe von Capodimonte zieht sich in mannigfachen Windungen, zwischen Villen und Masserien, ein Weg nach Süden herab ins Thal, wo noch etwa ein Dutzend Pfeiler und Bogen von dieser Wasserleitung zu sehen sind. Die herrlichen Aussichten auf das Vesuvgebiet geben diesem Weg den Vorzug und lassen den näheren, der vom Albergo de' Poveri am Ostende der Stadt ablenkt, nur für den Rückweg anrathen. Neben den römischen Kolossalbauten freilich verdient dieses Bauwerk kaum genannt zu werden. Die soliden Pfeiler desselben sind unten aus Tuffsteinen, oben aus schmalen rothen Ziegeln erbaut und dienen als Stütze der Rundbogen, über welche die 3 bis 4 Fuß breite und einen Fuß hohe Wasserrinne dahinläuft. Die Rinne liegt 10 bis 11 Fuß über dem Boden. Die Bogen selbst sind äußerst schmucklos und doch ist dieser rothe, von Gebüsch überwucherte Bau inmitten der grünen Landschaft von malerischer Wirkung. Die Bezeichnung „Brücke“ erhielt der Bau, weil die Landstraße unter ihm hindurchführt, den Plural „Ponti“ aber verdankt er dem Umstande, daß er an dieser Stelle aus zwei parallel laufenden Leitungen besteht, deren eine freilich nur wenige Bruchstücke aufweist und als Succursalleitung der anderen anzusehen ist. Wenige Schritte entfernt vereinigen sie sich in der Richtung nach Capodimonte. Soviel durch den Architekten Lettieri bekannt geworden ist, den der Vicekönig Peter von Toledo zum Behuf etwaiger Wiederherstellung mit

der Untersuchung beauftragte, leiteten die aquae Juliae ihr Wasser aus den Bergen von Avellino, wo die Leitung von Serino über Sanseverino, Sarno, Palma, Somma, Palma und an Casoria vorüber nach Neapel und von da in einer Verzweigung über Vomero und Posilip nach Bajä und Misenum führte, um hier zu Tage tretend in der Piscina mirabile zu endigen [1]). Bei Sarno und Palma einerseits, auf dem Posilip und dem Monte Olibano bei Pozzuoli andererseits sind noch Spuren der Leitung vorhanden. Interessanter als dieses topographische Ergebniß ist die geschichtliche Erinnerung, daß Belisar im Jahre 536 durch diesen Aquäduct 400 auserlesene Soldaten in Neapel eindringen ließ, was trotz tapferster Gegenwehr der Gothen die Einnahme und Zerstörung der Stadt zur Folge hatte [2]).

Wir würden indessen falsch urtheilen, wenn wir das Leben Neapels ganz oder nur vorzugsweise durch seinen Handel bestimmt dächten. Neapel vereinigte die vielseitigsten Interessen. Es war in hohem Grade eine Vergnügungsstadt, eine Stadt der stillen Muße und zurückgezogenen Lebens, ein Sitz der Kunst und Wissenschaft und zugleich durch seine warmen Mineralquellen ein vielbesuchter Badeort, so daß es um so mehr zu einem Asyl für Leidende und Erholungsbedürftige gestempelt wurde [3]). Als Badeort konnte es freilich die Concurrenz mit dem luxuriösen Bajä nicht aushalten, obgleich seine Badeanstalten denen Bajäs Nichts nachgaben. Während dieses unter Augustus einen bedeutenden Aufschwung nahm, sank gleichzeitig Neapel zum Range eines secundären Bades herab. Dadurch entging es mehr dem Schicksale Bajäs, mit der wachsenden Berühmtheit auch in gleichem Maße in der Entsittlichung zu-

1) G. Nobile a. a. O. II, 34.

2) Procop., de bello goth. I, 8—10.

3) Wichtigen Aufschluß über das in Neapel herrschende Leben finden wir bei Strabo a. a. O. Als Stadt stiller Muße wird es auch bei Seneca (Epist. 68) genannt.

zunehmen, obgleich der mit den Sittenzuständen seiner Zeit wohlbekannte Petronius auch Neapel als entartet darstellt. So bestimmte sich durch seine herrliche Lage und die Schönheit seiner Kunstbauten, durch den lebensfrohen Sinn seiner Bevölkerung und den ab- und zuströmenden Handels- und Fremdenverkehr der heitere Charakter der sich im Golfe spiegelnden Stadt, die von den Dichtern bald als die milde und anmuthige, bald als die müßige und den Musen holde gerühmt wird [1]). Kein Zweifel, daß das träumerische dolce far niente nicht erst eine Erfindung der modernen Neapolitaner ist. Seit dem Niedergang der Republik war Neapel ein Lieblingsaufenthalt von solchen Männern, die, ohne der höchsten Nobilität und den Reichsten des Landes anzugehören, hier in gleichgesinnter Gesellschaft den Genüssen der Natur, des Studiums und eines gebildeten Umgangs zu leben gedachten. Herrschte doch hier „die Heiterkeit und Freiheit im Geiste Menanders, in der sich römische Würde und griechische Ausgelassenheit vereinen [2])". Gelehrte und exilirte Staatsmänner bevorzugten es vor anderen Städten. Cicero hatte hier kurz nach seiner Rückkehr aus der Verbannung eine politische Unterredung mit Pompejus und reiste hier öfters durch, wenn er auf seinen Landgütern umherzog [3]). Auch sonstige politische Notabilitäten, wie Cassius und Brutus, dessen Mutter Servilia daselbst von Cäsar ein Landgut geschenkt erhalten hatte, weilten vorübergehend in Neapel [4]). Vorzüglich aber waren es Dichter, die sich mit der schönen Golfstadt befreundeten, wie der gefeierte Epiker Statius,

---

1) Hier eine Zusammenstellung der bezeichnenden Epitheta: dulcis Parthenope Virg. „Georg." IV, 564; benigna Stat. „Silv." III, 1, 151; mitis Sil. XII, 27; otiosa Neapolis Hor. „Epod." V, 43; ähnlich hospita Musis otia Sil. XII, 31 und in otio nata Parthenope Ov. „Met." XV, 711.

2) Friedländer, „Darstellungen aus der Sittengesch. Roms" II, 100.

3) Cic. ad. Attic. IV, 9; XIV, 17.

4) Ebenda XIV, 20. 21.

dessen Vater in Neapel eine vielbesuchte Schule hielt, und der, aus Neapel gebürtig, hier seinen Ruhesitz und im Jahre 96 einen frühen Tod fand, ebenso sein Zeitgenosse der epische Dichter Silius Italicus, der in der Nähe mehrere mit Statuen reich geschmückte Villen innehatte und hier im Alter von 75 Jahren seinem Leben ein freiwilliges Ende machte [1]. Vor allen Anderen aber hat Virgilius der holden Parthenope das Siegel seines Namens und seines Geistes auf ewig eingedrückt. Hier schuf er ja sein viertheiliges Gedicht vom Landbau und wohl auch ein Stück der Aeneide. Das milde Klima Neapels kam der Kränklichkeit des Verfassers ähnlich zu statten wie die reizende Umgebung dem Gegenstande seines Lehrgedichts. Besonders in den eingeschalteten Episoden zeigt dieses einen so feinen und begeisterten Natursinn, daß offenbar seinem Aufenthalte in Neapel ein Theil dieser Gefühlswärme und Durchsichtigkeit des Stoffes zugemessen werden muß. Wenigstens dürfen wir nicht anstehen, jenen herrlichen Hymnus auf das Lob Italiens und jene Schilderung von der Glückseligkeit des Landlebens dem Einflusse eines Erdstriches zuzuschreiben, wo „ewiger Frühling und Sommer auch in den winterlichen Monaten ist“, wo „die allgerechte Erde die leicht errungene Nahrung spendet“ und „wo nicht ferne ist friedliche Ruhe und ein harmloses Leben auf weiten Gefilden, in Grotten und an lebendigen Seen [2]“. Oder läßt sich die herzerhebende und phantasieschwellende Macht der Sirenenstadt verkennen, wenn der Dichter selbst zum Schlusse bekennt [3]:

> Damals fand ich Virgil in Parthenope liebliche Nahrung,
> Blühend in allerlei Künsten der ruhmentbehrenden Muse.

Neapel war ein Lieblingssitz des Dichters. Hier hatte er studirt und — nomen et omen — den Unterricht des griechischen

1) Stat. „Silv.“ V, 3; Plin. „Ep.“ III, 7.
2) Virg. „Georg.“ II, 149. 460. 467 ff.
3) Ebenda IV, 563 ff.

Dichters und Grammatikers Parthenios genossen, hierher kehrte er auch in seinem Alter zurück, um sich von dem ermüdenden Treiben der Hauptstadt auszuruhen. Zum Andenken an ihn hat man darum auch in der weltbekannten Promenade der Villa nazionale in Neapel einen kleinen Tempel aufgerichtet mit der von Angelini gefertigten Büste des Dichters. Man weiß nicht: schaut seine Büste jetzt theilnahmsloser auf das rastlose Treiben des eleganten, corsofahrenden und spazierenwandelnden Publicums oder blickt der heutige Neapolitaner gleichgültiger auf den Dichter, der seinem Geiste so unverständlich geworden. Eine fremde Welt herrscht auf der einstigen Wohnstätte des Dichters. Wir schelten sie wahrlich nicht, verlassen sie aber gerne auf Augenblicke, um an dem Grabe des Virgil die Erinnerung zu erneuern.

Fünftes Kapitel.

Der Posilipo.

Ja, verschwunden sind sie, sind verschwunden
Jene kurzen, jene schönen Stunden,
Die auch ich am Pausilipp erlebt.
Holder Traum von Grotten, Felsen, Hügeln,
Inseln und der Sonne schönen Spiegeln,
Seen und Meer — du bist mir fortgeschwebt!

Herder, 1789.

Welcher Besucher Neapels kennt nicht den villenreichen Höhenzug des Posilipo, der am Westende der Stadt als das reizendste aller Vorgebirge sich weit in die blaue See hinausschiebt, gierig seine mächtigen Glieder in den durchsichtigen Fluthen zu netzen? Schmeichelnd in sanftem Wellengekräusel und melodischem Tacte drängen sich die Nereiden an den Berg heran, um aus seinen Händen bald den schimmernden Kranz üppigster Vegetation bald den groben Cyklopengruß wuchtiger Felsmassen entgegenzunehmen, wie es die Laune des Alten mit sich bringt. Die Natur kennt kein anmuthigeres Liebesspiel als dasjenige, welches aus der hingebenden Weichheit des einen und der Sprödigkeit des andern Elements sich gestaltet, ein Gegensatz von Fels und Meer, deren Spiel selbst die seligen Götter im blauen Aether entzückt, so lange nicht ein sturmbewegter Kampf der Leidenschaft entsteht, dem freilich Vater Zeus nur durch finsteres Stirnrunzeln und Donnerwort Einhalt gebieten kann.

Im Anschlusse an die Höhen des Vomero, der den Rücken Neapels deckt, wendet sich der Posilip an der Mergellina dem Meere zu. Hier, wo sein cypressen- und pinienbekränzter Kamm und die blinkenden Häuser vom Dorfe Posilipo, mit dem Tiefblau des Himmels wirksam contrastirend, zur Villa nazionale herunterwinken, bewundern wir zwei ungleichartige Schöpfungen aus dem Alterthum, die Grotte des Posilipo oder von Pozzuoli, welche als Tunnel die nächste Verbindung mit Pozzuoli vermittelt, und das vielgenannte Grab des Virgil, welches gerade neben und über dem hohen, von Gebüsch überwucherten Eingang zur Grotte liegt. Virgils Name ist also noch im Tode mit dem Neapels enge verknüpft. Auf einer Reise nach Griechenland erkrankt, starb der Dichter auf seiner dadurch veranlaßten Rückkehr am 22. September des Jahres 19 v. Chr. zu Brundusium. Seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß ließ Augustus seine irdischen Reste nach Neapel verbringen und in der Nähe der Grotte, wo er ein Landgut besaß, beisetzen. Der Erste, welcher die Erinnerung an das Grab des Virgil zurückrief, war sein Verehrer und Nachahmer Silius Italicus, der nicht nur den Geburtstag Virgils feierlicher als seinen eigenen beging, sondern auch das Grundstück, worauf dessen letzte Ruhestätte sich befand, ankaufte und sein Grab seitdem wie ein Heiligthum verehrte [1]). Ueber die Lage des Grabes erhalten wir jedoch erst aus der Wendezeit des 4. und 5. Jahrhunderts Aufschluß. Die Behauptung von der Aechtheit des jetzt gezeigten Grabes stützt sich nämlich auf das Zeugniß seines spätlebenden Biographen, des Grammatikers Tiberius Claudius Donatus, welcher uns belehrt, daß Virgil am zweiten Meilensteine der puteolaner Straße bestattet worden sei. Ist schon dieses Zeugniß zu unbestimmt, um unter den vielen Gräbern, die man in der Nähe

---

1) Plin. „Ep." III, 7. Das Grab Virgils scheint sich auf seiner Villa befunden zu haben, da der Dichter Silius „cineres laresque Maronis" besaß (Mart. XI, 49 ff., vergl. Stat. „Silv." IV, 4, 51).

fand, das angegebene für den Dichter zu beanspruchen, so folgt aus der Beschaffenheit des Grabes sogar das sichere Resultat, daß es das Grab Virgils nicht ist. Diese Tomba ist nämlich nichts Anderes als ein Columbarium, d. h. eine mit Nischen für die Todtenurnen versehene Kammer, welche als Familiengruft oder als Begräbnißstätte für Freigelassene und Sklaven diente. Das Columbarium des sogenannten Virgil'schen Grabes ist eines der einfachsten seiner Art, mißt nur etwas über vier Meter ins Gevierte und enthält elf Nischen in den Wänden, welche unter dem Deckengewölbe von drei kleinen Fensteröffnungen unterbrochen sind. Der quadratförmige Backsteinbau, der nach oben in einer Kuppel sich verjüngt, gleicht außen einem mächtigen von Schlingpflanzen überwachsenen Bienenkorbe und stellt nur noch die Ruine des ursprünglichen Grabmals vor, denn über dem Unterbau erhob sich einst der Abschluß in Form eines abgestumpften Kegels. Im Innern der Kammer, in das eine gewölbte Thür führt, befanden sich nach Angabe des um das Jahr 1500 lebenden Bischofs Alfonso d'Heredia neun kleine Säulen als Träger einer Platte, auf welcher die Urne des Dichters gestanden haben soll, sowie folgende, angeblich vom Dichter selbst kurz vor seinem Tode verfaßte Grabinschrift [1]:

„Mantua hat mich gezeugt, mich raffte Calabrien, jetzo
Hält mich Neapel; ich sang Triften und Fluren und Krieg."

Diese Grabschrift war am Fries der Kammer angebracht, wo sie zur Jünglingszeit Petrarcas ebenso wie die Urne noch vorhanden gewesen sein soll, während sie uns neuerdings in einer Gedenktafel, die laut einer französischen Inschrift Eichhof, Bibliothekar der Königin von Frankreich, im Jahre 1840 dem Dichter zu Ehren errichten ließ, wieder in gebührende Erinnerung gebracht wird. Auch ein anderer in französischen Diensten stehender Mann, der republikanische Eroberer Neapels, General

---

[1] Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope: cecini pascua, rura, duces.

Championnet, erwarb sich ein Verdienst um das Grabmal, indem er es zum letzten Male restauriren ließ. Nachdem das Grab schon im frühen Mittelalter traditionell als das Virgils bezeichnet wurde, sprach Cardinal Bembo in seiner Grabschrift auf den Dichter Sannazar seinen festen Glauben an die Identität desselben aus, weshalb man im Jahre 1553 die dem Eingang gegenüberliegende Wand mit der Inschrift zierte [1]):

„Was brauchts Asche und Urne? Es zeugt ja der Hügel vom Grabe
Dessen, der einst hier sang, Triften und Fluren und Krieg.“

Derjenige, der sich auf die Sprache des Hügels nicht versteht, wird sich freilich, von der fehlenden Urne abgesehen, fragen müssen, ob es wahrscheinlich sei, daß der unvermählte Dichter in einem und noch dazu so schmucklosen Columbarium beigesetzt wurde, eine Frage, die entschieden verneint werden muß. Dies hindert jedoch nicht, daß dieses Grab in minder kritischen Zeiten zum Wallfahrtsort aller berühmten Männer geworden ist und zahlreiche Anecdoten erzeugt hat. Im Alterthum saß außer Silius Italicus auch der Dichter Statius oft am Grabe Virgils und soll dessen Heldengesang unter Begleitung der Lyra recitirt haben, und vor ihnen stellte sich nach einer alten Sage der Apostel Paulus hier ein, wovon uns in sentimentaler Weise ein lateinisches Lied meldet [2]):

Zu Virgilens Grab geführet
Goß er sinnend, mild' gerühret
Thau der Thränen auf den Ort;
Sprach, welch Heil ward dir beschieden,
Traf ich lebend dich hienieden,
Du der Dichter Preis und Hort.

---

[1]) Quid cineres? tumuli haec vestigia: conditur olim
Ille hic qui cecinit pascua, rura, duces.

[2]) Die mittelalterliche Sage hat in einem Kirchenliede Ausdruck erhalten, welches zu Anfang des 15. Jahrhunderts in der Kathedrale zu Mantua als dem Geburtsorte Virgils gesungen wurde und worin eine Strophe im Original lautet:

Im Mittelalter versammelte sich die Blüthe italienischer Literatur um des Dichters Grab, Dante, Petrarca und Boccaccio, welch letzterer hier, vom Geiste Virgils angeweht, seinen Kaufmannsstand aufgab. Der Dichter Petrarca, der den Namen seiner geliebten Laura einer benachbarten Felswand anvertraute und wohl auch den ersten Lorbeer an Virgils Grab pflanzte, begleitete den König Robert von Anjou selbst als Führer an diese heilige Stätte und nahm, wie man sagt, die Aschenurne mit fort, um sie jeder Profanation zu entziehen [1]). Von den Verehrern des Dichters aus neuerer Zeit erzählt die Geschichte, daß die Markgräfin von Baireuth ihrem Bruder Friedrich dem Großen als kostbarstes Geschenk einen Zweig des berühmten Lorbeerbaumes mitbrachte, der dort grünte, aber den Bewunderern des Dichters mehr als einmal zum Opfer fiel. So weiß auch der vielgewanderte Seume zu melden „den Lorbeer suchst du umsonst“ und erzählt entrüstet von den räuberischen Afterverehrern. Neuerdings hat der Dichter Casimir Delavigne wieder einen Lorbeer gestiftet, der, am Abgrunde gepflanzt, bei einem Sturme auf die Straße gestürzt wurde.

Daß das Virgil'sche Grab besonders im Mittelalter zu einer Art Glaubensartikel geworden ist, darf nicht wundern, wenn man weiß, welche übertriebene Verehrung der Dichter genoß, wie die Kirche ihn zum Propheten und die Volkssage ihn zum Zauberer stempelte. Geistliche und weltliche Literatur wetteiferte in seiner möglichst hohen Würdigung. Dort ist es unter anderen Kirchen-

Ad Maronis mausoleum
ductus fudit super eum
piae rorem lacrimae;
Quem te, inquit, reddidissem
si te vivum invenissem
poetarum maxime.

Vergl. Piper, „Virgilius als Theolog und Prophet des Heidenthums in der Kirche“ (Ev. Kalender 1862).

1) G. Nobile a. a. O. III, 14.

vätern vorzüglich Augustin, der ihn oftmals citirt, hier ist es vor Allem Dante, der ihm als oberstem Repräsentanten des Heidenthums und darum als Führer durch Hölle und Fegfeuer in seiner Göttlichen Komödie eine hervorragende Stellung gegeben hat und ihn nur ungern vor den Pforten des Paradieses Abschied nehmen läßt. Eine solche Verehrung aber, wie sie das ganze Mittelalter ihm zollte, hat Virgil zum wenigsten den wirklichen Vorzügen seiner Werke zu danken. Man mag den Werth seines inhaltsreichen und vielfach fesselnden und ergreifenden Nationalepos, die poetische Durchbildung seiner Georgica, die rhythmische Kraft seiner Sprache noch so hoch stellen, alles Das hätte im christlichen Zeitalter nicht genügt, seinen Namen zu einem der gefeiertsten zu machen, wäre nicht Mißverstand und Aberglaube hinzugetreten. Nicht nur der prophetische Glaube an Roms wachsende Größe, welcher die ganze Aeneide durchzieht, sondern insbesondere die merkwürdigen Beziehungen der vierten Ekloge, welche schon von Constantin und den Kirchenvätern Lactanzius und Augustin auf Christus gedeutet wurde [1]), trugen ihm den Ruf eines Propheten ein, der so sehr anwuchs, daß Karl I. von England sein Schicksal aus dem Virgil zu lesen versuchte und der Gründer des Jesuitenordens Ignaz von Loyola eine virgil'sche Formel zur Austreibung eines bösen Geistes gebrauchte. Kann es uns Wunder nehmen, wenn die Volksphantasie ihrerseits einen üppig wuchernden Mythus über den Zauberer Virgil sich zusammensetzte? Roßmann hat in einem verdienstvollen Skizzenbuch über Neapel und Sicilien [2]) — wir wissen nicht ob zuerst — den genaueren Nachweis gegeben, daß der Mythus von Virgils Zauberei schon im 12. Jahrhundert in Blüthe stand, indem ihrer in dem „Parcival" Wolframs von Eschenbach, in einem Briefe des Kanzlers Conrad an den Propst von Hildesheim und in einer Schrift des Gervasius

---

1) Piper a. a. O.

2) Roßmann, „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen" S. 174.

von Tilbury an den Kaiser Otto IV. ausführlich gedacht wird. Wenn wir auf dieses Thema zurückkommen, so geschieht dies aus localem Interesse, indem der Zauberer Virgil jenem neapolitanischen Sagenkreise zufolge als Begründer und Schutzpatron Neapels, ebenso als Schöpfer der Posilipgrotte genannt wird, welche er durch seine Geister in einer Nacht habe erbauen lassen. Noch hat der Mythus unter den Fischern der Mergellina seine Kraft nicht verloren. Woher käme sonst ihre Erzählung, daß Virgil in der sogenannten scuola di Vergilio Unterricht in der Magie ertheilt habe? Dies ist aber die Veranlassung, daß der scoglio di Vergilio, ein Inselfelsen am Ausgange des Posilip, vom Volksmunde in scuola di Vergilio umgetauft wurde, und wenn die ganze Bezeichnung von der Voraussetzung ausgeht, daß an jenem Punkte die Villa des Virgil zu suchen sei, so erscheint eine Sage auf die andere gepfropft, denn die virgil'sche Villa befand sich jedenfalls in der Nähe der Posilipogrotte. Roßmann hat sich der Mühe unterzogen, den Ursachen dieser volksthümlichen Sagenbildung über Virgil nachzugehen, und findet sie in der ungewöhnlich rasch erworbenen Gunst des Kaisers wie des Publicums, in seinem zurückgezogenen Leben, seiner zeitweiligen Beschäftigung mit Mathematik, seinen Wanderungen in die plutonische Umgegend Bajäs und ähnlichen Daten aus seinem Leben. Die Hauptursache blieb freilich unerwähnt. Es ist dies das eigenthümliche Verhältniß, in das der Held der Aeneide und durch eine begreifliche Vertauschung der Dichter selbst zu der berühmten cumäischen Sibylle tritt, denn nur daraus läßt sich die in der Kaiserzeit zur Mode gewordene Orakelbefragung virgil'scher Verse, die Sage von dem übernatürlichen Wissen des Dichters und überhaupt jene Sagenbildung genügend erklären, in die der unkritische Biograph Donatus bereits eingetreten ist. Doch heraus aus dem unerquicklichen Dämmerlichte, welches des Dichters Grab umspielt! Werfen wir lieber von den kahlen Mauern einen Blick auf die langgestreckte Stadt und das weite Golfrund, wie es am Grabe

Virgils, wenn auch lange nicht so schön und umfassend wie vom Kamme des Berges, vor uns liegt. Dieser Blick ins Unendliche offenbart uns die Größe eines gewaltigen Geistes, die Einsamkeit und Stille hier in der Höhe seine Erhabenheit über das niedrige Treiben des Tages. Das ist freilich der geziemende Ruheplatz für einen Dichter, der, wie kein anderer, der nüchternen Römerwelt das Reich des Idealen erschlossen hat; das ist der Zauber, der uns hier wie ein Wehen virgil'schen Geistes anmuthet und darauf gründet sich der Glaube Mancher, die das Dichtergrab nicht bezweifeln mögen.

Nun aber hinab in den nimmer ruhenden Lärm und die staubige Atmosphäre der Posilipogrotte! Die Lage des Berges, der wie ein Riegel zwischen die Bucht von Neapel und die von Pozzuoli geschoben ist, bringt es mit sich, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen Neapolis und Puteoli nur durch den Berg hindurch stattfinden konnte, und da die praktischen Römer keine Terrainschwierigkeiten kannten, wenn es die Anlegung einer directen Straße galt, so zogen sie es auch bei Neapel vor, den Berg in einem Tunnel zu durchgraben. Es schließt das nicht aus, daß auch noch eine bequemere, wenn auch entferntere Route auf dem Kamme des Posilip bestand, was einige antike Pflastersteine zu bezeugen scheinen, die in die dortigen Gartenmauern eingelassen sind. Die äußerst verkehrsreiche Grotte, die sich heute als Fortsetzung an die breite Riviera die Chiaja und Strada di Piedigrotta anschließt, bildete ehedem einen Theil der puteolaner Straße, die zwischen Neapel und Puteoli lief. Dieser schon von Strabo [1]) geschilderte und angeblich unter Augustus angelegte Tunnel ist roh aus dem Tuffstein gehauen und mißt bei einer Breite von 6 bis 7 Meter eine Länge von 700 bis 750 Meter, welche nahezu zehn Minuten zur Passage beansprucht. Die Höhe des Tunnels variirt bedeutend, insofern der beiderseitige Eingang 25 Meter

1) Strabo V, 246.

hoch ist, die Höhe im Innern aber nach der Mitte zu abnehmend bis auf 7 Meter herabsinkt, eine Verschiedenheit, die in der Wölbung des Bodens ihren Grund hat, da dieser wegen des Wasserabflusses nach innen ansteigt. In seinem gegenwärtigen Zustande hat jedoch der Tunnel viel von seinem antiken Charakter eingebüßt, da Alfons I. von Aragonien ihn um die Mitte des 15. Jahrhunderts bedeutend erweitern und der Vicekönig Peter von Toledo ihn pflastern und durch Vertiefung der Bodenfläche erhöhen ließ. Insbesondere ist die Erhöhung der Eingänge zu der bedeutenden Höhe, welche jetzt den Anblick der dunklen Hadespforten so imposant macht, und die künstliche Ausmauerung des Deckengewölbes an den Eingängen ein Werk dieser spätern Zeit. Auch die Ventilation durch die beiden schrägen Stollen, welche über den Eingängen ins Freie münden, gehört Alfons I. an. Die Aeußerung Strabos, daß das Licht an vielen Stellen durch angebrachte Löcher von der Oberfläche des Berges in die Grotte falle, beruht offenbar auf einer Verwechslung mit der Grotte von Cumä, die von gleicher Bauart sei, aber in Wahrheit die senkrechten Licht- und Luftschachte vor der Posilipogrotte voraus hat. Diese besaß im Alterthum keine obere Ventilation, und wenn schon für unsere Sinne das trotz der Gasbeleuchtung äußerst schwache Dämmerlicht und die Stickluft des Tunnels höchst störend ist, so müssen ehedem bei der geringeren Höhe des Gangs und dem Mangel an Pflasterung, Licht und Luft die Mißstände geradezu unerträglich gewesen sein. Was die Breite anlangt, konnten zwar, wie Strabo angiebt, zwei Wagen einander ausweichen, in Bezug auf die Höhe aber behauptet Petronius mit Uebertreibung, der Tunnel sei an einigen Stellen so niedrig gewesen, daß man sich habe bücken müssen. Selbst den Seneca[1]) verließ in der „neapolitanischen Krypta" seine philosophische Ruhe, er fühlte sein Gemüth beklemmt und athmete erst wieder

[1]) Seneca Epist. 57.

frei auf, als er das frohe Tageslicht erblickte. Ein verzeihliches Gefühl! Denn nach den schönen Tagen, die er in Bajä verbracht hatte, gerieth er nun, um einer stürmischen Seefahrt auszuweichen, in diesen „endlosen Kerker mit seinen trüben Lichtern, die nicht dazu dienen, um in der Finsterniß, sondern nur um diese selbst zu sehen. Wiewohl, fährt er fort, auch wenn dieser Raum Licht hätte, so würde der Staub es nehmen. Ist es schon im Freien eine beschwerliche, drückende Sache um den Staub, was ist es hier, wo er ohne einen Luftzug eingeschlossen und sich in sich selbst zusammenballend auf die zurückfällt, die ihn erregten". Schade, daß Seneca nicht auch von dem ohrenbetäubenden Wagengerassel der Carocellen und dem Schellengeläute der jetzt beständig die Grotte passirenden Ziegenheerden zu erzählen wußte, die Analogie wäre — dem Alterthum freilich den Vorrang zugestanden — fertig gewesen. Unerklärlich bleibt es, wie die Kaiser,. die doch öfters in der Nähe weilten, diesen wichtigen Durchgang in einem so mangelhaften Zustande belassen konnten. Die kleine Kapelle, die rechts vor dem Eingange in die Grotte in den Fels gehauen und durch ein Holzgitter von der Straße abgesperrt ist, soll einst dem Gotte der Fruchtbarkeit Priapus geweiht gewesen sein, die Einsiedelei im Innern dagegen, die wir nach Pozzuoli wandernd zur Linken in der Mitte der Grotte eingehauen finden, enthielt ehedem ein Heiligthum des persischen Lichtgottes Mithras [1]), was insofern nicht unglaubwürdig ist, als der Mithrasdienst ein Höhlencultus war und, was die Posilipogrotte anlangt, mit einem Curiosum in Verbindung steht. In ihrer westöstlichen Ausdehnung ist nämlich die Grotte so gelegen, daß die tiefe Nacht ihres Gewölbes im Frühlings- und Herbstäquinoctium je drei Tage lang um Mittag von der Sonne ganz durchschienen wird, was in der stauberfüllten Grotte einen überraschenden Effect hervorbringt. Diese Einrichtung beruht jedoch schwerlich auf

1) G. Nobile a. a. O. III, 4.

Zufall, wenn wir bedenken, daß es sich um die Verehrung des Lichtgottes handelt und daß die sinnbildliche Darstellung seines Triumphes über die Finsterniß in die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche fiel, wo der Tag über die Nacht die Oberhand gewann, wo der altpersische Jahresanfang gefeiert und deshalb auch die Einweihung in die Mithrasmysterien vorgenommen wurde [1]). Nehmen wir an, daß bei dem früheren Umfang der Grotte das Licht in dieser Zeit gerade bis zum Heiligthume des Mithras drang, so bestätigt auch die Einrichtung der Grotte wunderbar die vorgefundene und jetzt im Museum aufbewahrte Inschrift, die jenes als eine Stiftung des Appius Claudius Terronius an den Gott Mithras bezeichnet. Würde die Richtung der Grotte lediglich dem Mithras zu Liebe so geführt worden sein, so bewiese das freilich eine ungewöhnlich frühe Aufnahme des Mithrascultus in Neapel, daher es leicht möglich ist, daß die zufälligen Verhältnisse der Grotte zur Anlegung des Mithrasheiligthums Anlaß gaben, eine Frage, die wir gerne den Gelehrten überlassen.

Wir wenden uns besseren Genüssen nachjagend zur Mergellina und besteigen dort eine Barke, um unserem Vorsatze getreu den Posilipo entlang zu fahren. Kein Besucher der herrlichen Golfstadt sollte sich den Genuß einer solchen Meerfahrt am Posilipo versagen. Die Natur hat hier Alles gethan, um durch kleine Buchten und Vorsprünge die fortlaufende Uferlinie möglichst zu unterbrechen und den Menschengeist zu den mannigfaltigsten Schöpfungen zu veranlassen. Deshalb lag schon den luxuriösen Römern die Idee nahe, an den Gestaden des Posilipo ihre Villegiaturen abzuhalten, und so entstanden Bauten, welche die der Gegenwart weit übertrafen und manches moderne Tusculum in Schatten stellen, das sich dort grüßend zur See neigt. Den vorderen Theil des Berges hat sich die Neuzeit erobert. Ragende Hügel und einsame Tufffelsen, durch

---

1) Preller, „Röm Mythologie" S. 756 ff.

natürliche oder künstliche Grotten unterhöhlt, tragen dort zierliche Villen und Pavillons auf ihrem Haupte, dunkle schattige Bosquets ziehen sich den Berg herab, kühn aufgedämmte oder auf Pfeilern ruhende Terrassen bespiegeln sich in der klaren See und ein reicher Pflanzenwuchs, da und dort von Dattelpalmen überragt, entsproßt dem meerumspülten Boden. Wir fahren an all dieser Herrlichkeit vorüber bis dorthin, wo das Alterthum seine Herrschaft aufgeschlagen hat. Bald wechselt die Scenerie, zerstreutes antikes Mauerwerk erscheint, dann aber zeigen sich von dem Capo di Posilipo bis zur äußersten Spitze bei der Insel Nisida die massenhaften Trümmer einer untergegangenen Welt, Berg und Abhang, Strand und Meeresgrund erfüllend. Ueberall Spuren des Luxus der römischen Optimaten, die kein Opfer scheuten, sich eine prächtige, mit allem Comfort ausgestattete Sommerexistenz zu verschaffen. Ihrer Construction nach gehören alle diese Bauten der späteren Zeit der Republik und dem Kaiserthume an, denn sie zeigen im Unterschiede von den festen Quaderbauten früherer Zeit jene zierliche Bauweise, die bald aus schmalen, horizontal gelegten Backsteinen oder Ziegeln, bald in Form des beliebten Netzwerks ihre Wandungen errichtet [1]). Natürlicher Weise ist jedoch am Posilipo der Tuff als Hauptmaterial verwendet. Doch es lohnt sich wahrlich, diese stattliche Ruinenkette auch in ihren Einzelheiten anzusehen, die unverdienter Weise stets so wenig Beachtung gefunden haben. Wir zerstreuen damit auch die Unklarheit und Verwirrung, mit der so viele Reisehandbücher diesen Gegenstand — offenbar nicht aus eigener Anschauung — behandeln.

---

[1]) Bei dem opus reticulatum oder Netzwerkbau wird in der Weise verfahren, daß pyramidalisch behauene Steine mit ihrer Spitze so in den dahinter angeworfenen Mörtel hineingepaßt werden, daß ihre quadratische Basis nach außen zu liegen kommt und in die Diagonale gestellt wird, so daß ihre schräg laufenden Fugen sich wie die Maschen eines Netzes fortsetzen und durchkreuzen. Diese Construction bot nicht nur einen gefälligen Anblick, sondern hielt auch den Mörtel besonders fest.

Die dortigen hochinteressanten Ruinen lassen sich in zwei größere Gruppen theilen, die von Marepiano einerseits und von Gajola bis zum Cap Coroglio andererseits. Zu beiden führen von der berühmten „neuen" Posilipostraße, welche, beiläufig bemerkt, Joachim Mürat nach dem Berichte Collettas aus seiner Privatchatulle mit einem Kostenaufwande von 200,000 Dukaten erbauen ließ, mehrere Fußwege an Villen und Masserien vorüber. Da indessen diese beiderseitigen Wege und Ruinen keine Landverbindung unter einander haben und die Rückkehr zur Posilipostraße sehr zeitraubend wäre, so ist es gerathen, zur Barke seine Zuflucht zu nehmen. Wer sich daher bei knapp zugemessener Zeit den genußreichen Gang über die aussichtsreiche Posilipostraße nicht entgehen lassen und doch gleichzeitig die Strandruinen besuchen will, der möge dort, wo auch eine Straße zum Dorf Posilipo auf die Berghöhe abbiegt, ihr links gegenüber den bequemen Weg zum Capo di Posilipo einschlagen. Daselbst gelangt man zu einer kleinen Marine, an welcher dem Fremdling wie anderwärts zu jeder Tageszeit Barken mit eindringlicher Beredsamkeit offerirt werden. Wenige Ruderschläge bringen uns von hier zu den Ruinen, bei denen man sich freilich die Mühe öftern Aussteigens nicht darf verdrießen lassen.

Zuerst begegnet unser Blick einer kleinen, in den Fels einlenkenden Bucht. Pfeilerbauten ziehen sich den Abhang hin, die Substructionen von Gebäuden, die dem Wogenanprall nicht widerstehen konnten und sich im Meere friedlich zur Ruhe gelegt haben. Auf der Höhe darüber liegen Mauerreste und ein gewölbtes Gemach.

Hier etwa mag unserem Philosophen Seneca das köstliche Abenteuer zugestoßen sein, von dem er in seinen Briefen schreibt [1]. „Wir lichteten", erzählt er, „bei ruhiger See die Anker, aber der Himmel war mit schweren, schwarzgrauen Wolken bedeckt, die gewöhnlich in Wasser oder Wind sich auflösen.

[1]) Seneca Ep. 53.

Gleichwohl, so zweifelhaft und drohend das Wetter war, glaubte ich doch die wenigen Millien von deinem Parthenope nach Puteoli mich durchstehlen zu können und ließ daher, um desto geschwinder zu entkommen und alle Buchten abzuschneiden, die Richtung durch die hohe See gegen Nesis nehmen. Als ich schon so weit war, daß es mir gleichgültig sein konnte, ob ich weiter führe oder umkehrte, fing jene Glätte der See, die mich verführt hatte, an, sich zu verlieren: es war kein Sturm, aber die See ging schon hohl und die Wogen folgten sich allmählich stärker. Ich bat jetzt den Steuermann mich irgendwo ans Land zu setzen: allein der Mann sagte, die Küste sei schroff und ohne Landungsplatz". Was geschieht nun? Von Furcht und Seekrankheit übermannt, läßt unser Philosoph trotz aller Einwendungen des Fährmanns nach dem felsigen Ufer hinhalten, springt aus der Barke und schwimmt, ein zweiter Odysseus, wie er sich selbst nennt, in ungeduldiger Hast zur Küste, wo er erst noch die Klippen emporzuklimmen und sich mühsam einen Weg zu bahnen hatte, — gewiß ein Heros im zerfetzten Philosophenmantel. Vielleicht verdanken wir diesem Schreckenstage seine philosophische Abhandlung „über die Gemüthsruhe".

Doch schon tritt auf einer Felsplatte der Thurm der Kirche Santa Maria del Faro hervor. Er kündigt uns den Strandplatz und Fischerflecken Marechiano oder Marepiano an, der wegen des weniger steilen und eine Landung gestattenden Charakters dieses Punktes seinen Namen erhalten hat. Mit Interesse schauen wir hier mehrere in den Tuffboden gehauene Behälter mit zum Meere reichenden und zum Theil sich kreuzenden kleinen Canälen. Kein Zweifel, wir haben hier die Reste von den berühmten Piscinen oder Fischteichen des Vedius Pollio. Zur Sortirung der Fische waren die Teiche in mehrere Abtheilungen getrennt und besaßen mit Erzgittern verwahrte Abzüge, um das Wasser immer frisch zu erhalten. Winckelmann fand noch die jetzt verschwundenen Gitter in wohl erhaltenem Zu-

stande vor. In diesen Teichen wurden die vielgenannten Muränen gehegt, eine gefleckte, dünnhäutige Gattung von Seeaalen [1]), die noch in Neapel sehr beliebt sind. Nach Plinius sollen mehrere der dortigen Muränen über sechszig Jahre alt geworden sein [2]). Pollios Name wirft ein häßliches Streiflicht auf die Stätte, denn bekanntlich verfiel dieser grausame Schlemmer auf den Gedanken, seine Sclaven ihnen zur Strafe und den Muränen zur Mästung lebend in die Teiche zu werfen [3]), wie Plinius freilich meint, um auf diese Art den ganzen Menschen zugleich zerreißen zu sehen. Einmal jedoch mußte Pollio auf dieses grausame Vergnügen verzichten. Als Augustus bei ihm zu Besuch war, hatte ein Sclave das Unglück, ein werthvolles Krystallgefäß zu zerbrechen. Augenblicklich befahl Pollio den Verbrecher in die Muränenteiche zu stürzen. Doch dem Sclaven gelang es zu entkommen und schutzflehend des Kaisers Kniee zu umfassen, worauf Augustus, über diese Grausamkeit betroffen, den Sclaven nicht nur freiließ, sondern obendrein den Befehl ertheilte, sämmtliche im Hause befindliche Krystallgefäße zu zerbrechen, um den Pollio von der Kostbarkeit eines Menschenlebens zu überzeugen. Merkwürdiger Weise gipfelte der Verweis des Kaisers nach Senecas Erzählung nicht in der Hinweisung auf die Würde des Menschen, sondern in dem entrüsteten Zuruf: „Soviel hältst du von dir selbst, daß du da, wo der Kaiser zugegen ist, einen Menschen zum Tode führen lässest?", eine für die römische Auffassung bezeichnende Bemerkung, welche

---

1) „Die Muränen sind dem Aal ähnlich und werden noch jetzt bei 1 Meter lang und über 6 Pfund schwer; sie schmecken im November am besten, sind auf tiefem Meeresgrunde häufig und werden bald zwischen Klippen mit der Fischgabel gestochen, bald seewärts in versenkten Reusen (Costelle) gefangen, in welche man einen Dintenfisch als Lockspeise einschließt." Gsell-Fels, „Unteritalien" S. 315.

2) Plin. IX, 78.

3) Plin. IX, 39; XVIII, 23. Seneca, de clementia I, 18; de ira III, 40. Vergl. Tacit. „Annal." I, 10.

der ganzen moralisirenden Anecdote die Spitze abbricht. Wollen wir auch die Süßwasserpiscinen Pollios kennen lernen, denn es gab piscinae dulces und salsae in den römischen Villen, so finden wir eine solche in einem trefflich erhaltenen und mit einem Gewölbe gedeckten Reservoir in einem auf der Höhe gelegenen Garten, an dessen Außenmauer der Besitzer eine auf den Gegenstand bezügliche Gedenktafel hat errichten lassen. Diese ganze Anhöhe in Verbindung mit den unten befindlichen Ruinen, namentlich den Piscinen und dem ins Meer versunkenen Gemäuer, das noch die Gemächereintheilung erkennen läßt, diese ganze um wenige einsame Fischerhütten reizend gruppirte Anlage gehörte zu der Villa des Vedius Pollio, der aus einem Freigelassenen ein Vertrauter des Augustus und von diesem in den Ritterstand erhoben wurde, wofür Pollio den Kaiser zum Haupterben seiner „Güter und insbesondere seines Pausilypum" einsetzte. Pausilypon d. h. die Gramstillende oder Sorgenfrei, entsprechend dem Potsdamer Sanssouci, war nämlich der bezeichnende Name der pollionischen Villa, der sich erst später dem ganzen, zuvor Ammeus benannten Berge mittheilte, was allerdings eine besondere Ausdehnung und Pracht des Besitzthums voraussetzen läßt [1]). Auch blieb man damit bei der Wahrheit, denn hat nicht Cicero vollkommen Recht, wenn er den Golf überhaupt eine „zum Troste des Gemüths vorzüglich geeignete Gegend" nennt? [2]) Nur schade, daß in der pollionischen Villa nicht der Geist seines Namensvetters Asinius Pollio herrschte, der sich im augusteischen Zeitalter als Pfleger von Kunst und Wissenschaft so verdient machte. Um jeden Zweifel an der Identität des Ortes zu beseitigen, muß noch bemerkt werden, daß man bei der Kirche die Büste des jüngsten Sohnes von Pollio, des Asinius Gallus Saloninus,

---

1) Die Villa hieß villa Pausilypi oder einfach Pausilypum von dem griechischen τὸ Παυσίλυπον (παῦσις τῆς λύπης) Dio 54, 23; Plin. III, 12, 3; IX, 78 u. s. w. 2) Cic. ad. Attic. II, 5, 17.

entdeckte, des nämlichen, dessen Geburtstag Virgil in seiner mißverstandenen vierten Ekloge feierte. Zu Füßen des Kirchleins lagert am Abstieg zum Strande eine Tempelcella, von einem Architrav und einer cannelirten weißen Marmorsäule umgeben, nach einer Inschrift der spärliche Rest eines einst mit Säulen und Statuen reich geschmückten Fortunentempels. Die Celle war eine Zeit lang zu einem Marienaltar umgewandelt. Seume besuchte auch diesen Ort im Beginne unseres Jahrhunderts und fand noch Säulen- und Mauerwerk, das auch er einem alten Fortunentempel zuschrieb. Wir vermuthen, daß wir hier die Ruinen des öfters genannten Tempels der Venus Euploia [1]) vor uns haben, welche als Schutzpatronin der ausfahrenden Seeleute der Fortuna allerdings sehr verwandt ist. Von der schaumgeborenen Kypris liegt eine Beziehung auf das heitere Meer nicht allzu ferne. Ohnehin ist bei Gajola, wohin man in der Regel das Heiligthum der Venus Euploia verlegt, keine Spur eines solchen ersichtlich, wohl aber profanes Trümmerwerk, welches das von Marepiano noch überbietet. Also nach Gajola!

Auf der kurzen Fahrt dahin kommen wir an einem weiten antiken Palastbau vorüber, einem festen zweistöckigen Gebäude, das unten in einer künstlichen Grotte der Barke eine Einfahrt gewährt und wohl auch zur Villa Pollios gerechnet werden darf. In Ermanglung eines geschichtlichen Namens hat ihn der Mund der Fischer Palazzo del Spirito oder Geisterschloß genannt, was nicht hindert, daß fleißige Hände oben auf seinen Trümmern einen Garten anlegten. Auf einem weithin sichtbaren Felsvorsprung grüßt uns Gajola. Eine Felshöhle, das Asyl eines Eremiten, davor eine Felsplatte mit den schwarzen, steingeformten Heiligengestalten des San Francesco und San Gaetano, ihr gegenüber, fast dicht am Lande, ein wuchtiger Block als Insel, das sind die Wahrzeichen dieses Punktes, dem

---

[1]) Stat. „Silv." II, 2, 79.

kein anderer an der Posilipoküste an mächtiger und malerischer Wirkung gleichkommt. Ein Meer von Trümmern starrt rings aus der Tiefe auf und herab von Insel und Steinwand. Man meint sich in cyklopisches Land versetzt. Da ist die Höhle des Polyphem, nur daß freilich jetzt ein schmutzstarrender Greis seit zwei Decennien seinen Eremitensitz dort aufgeschlagen hat und nicht von Menschenfleisch, sondern von Almosen und der Mildthätigkeit der Fischer seine Nahrung zieht, da sind die Felsstücke, die er schleuderte, da die kleine Bucht, wo Barken anlegen, und von der ein Thalgrund, das sogenannte Thal von Gajola, sich in den Bereich der Gärten und Landhäuser hinanzieht, in unserer Phantasie einst der Weidegrund von Polyphems Ziegenheerden. Zum Ueberfluß befindet sich unter dem Vorsprung von Gajola noch eine geräumige Grotte, die den Fischern als Küche und Vorrathskammer und dem Fremden als Speisezimmer dient, wenn er mit Makkaroni und mittelmäßigem Landwein sich begnügen will. Die Insel ist durch ein hohes von den Wellen in den Tuff gebrochenes Thor zerklüftet, ein arco naturale, der aber keinen Durchgang zu Wasser gestattet, weil sein Boden den Wasserspiegel nicht erreicht. Sie und nicht das angrenzende Ufer ist unter der Bezeichnung scuola oder scoglio di Vergilio zu verstehen, während der Name Gajola nach seiner Ableitung von caveola dem Felsvorsprung mit seinen Höhlen zukommt. Wir umfahren die Insel, in deren Rissen und Klüften sich dröhnend das Wasser bricht, seit Jahrtausenden die Grundfesten des Gesteins erschütternd. Bei erregter See ist es ein gefährlicher Punkt, wie billig haben sich daher die Fischer nach schützenden Heiligen umgesehen. Hinter der Insel erwartet uns die Schlußscenerie unserer Posilipofahrt. Die Felsen steigern sich zu erhabenster Bildung und von hohen, senkrecht ins Meer abstürzenden Wänden eingeschlossen tritt eine kleine Bucht zu Tage. Wir sind am Cap Coroglio. Unter den einen felsgebildeten Flügel der Bucht erstreckt sich eine tiefe, seitwärts verzweigte Grotte, vom Volke

als grotta del truono oder del tuono d. h. als Donnergrotte bezeichnet. Das durchsichtige Wasser drinnen, die angenehme Kühlung, das melodische Plätschern der Wellen, das geisterhaft hallende Echo, das von den korallengeschmückten Wänden zurückgeworfen wird, und endlich der Rückblick auf den Farbenglanz draußen im Reiche des Lichts, das Alles verfehlt nicht mit der ganzen Anziehungskraft südlicher Grottenbildung unsere Sinne gefangen zu halten. Und doch wie herrlich ist die Ausfahrt aus der Grotte, wo uns gerade gegenüber in zartem Blau Capri auf den Fluthen thront und in nächster Entfernung der abgestumpfte Kegel des kleinen Nisida vor uns aufsteigt! In welchen Zusammenhang diese Naturbilder mit der geschichtlichen Vergangenheit treten, wem Gajola und der scoglio di Vergilio als Bruchstücke ein und derselben Ruinenpartie einst angehörten, das werden wir freilich erst auf der Höhe gewahr, wo gewichtigere Monumente zu uns reden.

Stört es den Leser nicht, über Hügel und Schutthaufen mit uns hinwegzuklettern und sträflicher Weise oder mit Absolution durch Trinkgeld Privateigenthum zu durchwandern, so betreten wir den Fußpfad im Gajolathale. Selbst in diesem werden wir die Ruinen nicht los. Ueberall altes Gemäuer, da ein Gemach mit einer unverkennbaren Badewanne, dort ein Lavarium. Da, wo der Weg sich theilt, wenden wir uns nicht geradeaus zur Posilipostraße, sondern links zur Seite nach der Grotte des Sejan und in die Weinberge des Cardinals Pietro. Eine Pächtersfamilie giebt Einlaß. Nicht lange, so schauen wir von steiler Höhe hinab in die letzterwähnte Bucht und von unserer Warte hinaus in die Schönheit des Golfs, mit unserem Blicke das Meer vom Vesuve bis Ischia umfassend. Draußen Inseln und Vorgebirge, drunten nackte Felsen und Trümmermassen, um uns Ruinen inmitten eines Gartens, das ist Lage und Aussicht dieses herrlichen Bergvorsprungs punta

di Posilipo. Kaum irgendwo empfinden wir deutlicher das Wort des Dichters[1]):

Von alten Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf,
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten drauf,
Versunknes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah
Aus andrer Welt ein Grüßen
Das ist Italia.

Neben uns zu unseren Füßen ist ein für etwa 400 Personen eingerichtetes Miniaturtheater in den Rasen eingebaut und ihm zur Seite, etwas tiefer liegend, befindet sich ein größeres, für 1500—2000 Zuschauer bestimmtes. Es hat siebenzehn aus dem Tuff gehauene Sitzreihen und fünf jener schmalen von oben herabführenden Treppen, welche sie concentrisch zu durchschneiden pflegten. Von den zwei Corridoren, die ehedem um das Theater herumführten, ist wenig, von den oben befindlich gewesenen Damenlogen Nichts mehr übrig, doch sind noch die nach oben führenden Treppen theilweise erhalten. Zwei Theater in dem Landhause eines römischen Privaten! Giebt es einen anschaulicheren Begriff von dem Glanz und Reichthum des römischen Adels? Am Abhang hin gegen Gajola ziehen sich bedeutende, aus Pfeilern und Bogen construirte Substructionen, die Träger von Gartenterrassen. Nahe daran schließen sich sehenswerthe Gebäuderuinen an, unter anderen ein geräumiges mit hohen Fenstern versehenes Prachtgemach mit einer nischenförmigen Ausbiegung in der Mitte der Rückwand, vermuthlich ein Speise- oder Gesellschaftssaal. Wenden wir uns meerwärts zum höchsten Punkt der Landzunge, so trifft unser Auge auf eine überraschende Fülle von Gängen und Gemächern, die sich dicht gedrängt den Hügel hinan und schwebend in die Meeres-

1) Joseph von Eichendorff.

bucht hinauszuziehen. Auch hier entdecken wir wieder ein kleines Theater, das jedoch in seiner Bühnenwand keine Thüren, sondern allenthalben nur Seiteneingänge hat. Dieser Umstand macht es wahrscheinlich, daß es ein Odeum, also für Gesang bestimmt war. Eine schöne dorische Säule aus weißem Marmor steht einsam hinter der Scene als Ueberrest eines Porticus. Den Hügel überkletternd betreten wir eine neue Ruinenabtheilung, die sich dorthin erstreckt, wo der Abgrund der Gajolafelsen und der scoglio di Vergilio vor uns liegt. Unter werthlosem Schutte fällt uns ein gut erhaltenes, halbkreisförmig gebautes Gemach auf. In Form einer polygonen Apsis erbaut, bietet es prachtvolle Aussicht auf Nisida, Capri und Bajä. Zwei zur Heizung bestimmte Kamine in der Rückwand lassen keinen Zweifel übrig, daß dieses mit Fresken bemalte Gemach ein Badezimmer war, wofür auch die Lage nach Westen spricht, die bei Bädern sehr beliebt war. Der Ruin, der über diese Stätten ergangen ist, macht sich hier besonders bemerklich. Ganze in den Tuff gehauene Corridore sind mit den Felsen selbst herabgestürzt. Ueberall ist Zusammengehöriges auseinandergerissen, nirgends etwas Vollständiges erhalten, obgleich der Platz mit Bruchstücken von Säulen u. s. w. ganz übersäet ist. Die letzten Ausgrabungen hat hier der Architekt Becchi im Jahre 1842 vorgenommen und einige Funde, wie zum Beispiel eine schöne, auf dem Seeroß reitende Nereide, ein Werk griechischer Arbeit, ins Museum verbracht. Doch bliebe der Forschung und Ausgrabung hier noch ein weites und lohnendes Feld.

Wer ist aber der Schöpfer dieses ganzen Ruinencomplexes? fragt der Leser. Der ältere Plinius verräth es uns, wenn er schreibt [1]: „Lucullus durchstach sogar einen Berg bei Neapel mit größerem Kostenaufwande als der Bau seiner dortigen

---

[1]) Plin. IX, 80. — Lucull war überhaupt durch seine Riesenbauten bekannt. So äußert Columella (de re rust. I, 4): majores quam postulavit agri modus villas exstruxit.

Villa verursacht hatte, um durch einen Canal das Meer dahin zu führen, weshalb ihn Pompejus der Große den römischen Xerxes nannte. Nach seinem Tode wurden die Fische des dort errichteten Bassins für vier Millionen Sestertien (über 600,000 Mark) verkauft". Diesen künstlichen Durchstich erkennen wir nirgends anders als bei Gajola. Wir überzeugen uns, daß auch der scoglio di Vergilio, vielleicht ursprünglich ein Bad, zur Villa gehörte und daß der Eigenthümer des Ganzen kein Anderer war als der weltbekannte Lucius Licinius Lucullus, der Sieger über Mithridates und Typus eines römischen Aristokraten, der mit seinen in Asien zusammengebrachten Schätzen die großartigsten Schöpfungen ausführte, wie die lucullischen Gärten in Rom und seine Landhäuser am Golfe von Neapel zur Genüge bezeugten. Von seinen politisch-militärischen Missionen zurückgekehrt, in denen er sich bei aller Humanität und Gerechtigkeitsliebe doch von Habsucht nicht fernzuhalten wußte, führte er auf seinen Villen ein Leben von sprüchwörtlich verschwenderischem Glanze, ohne jedoch den Beschäftigungen eines gebildeten Mannes zu entsagen, die ihm in der hohen Welt Roms den Ruf eines Feingeistes, Philosophen und trefflichen Kenners griechischer Literatur eintrugen. Auch auf dem Posilip besaß er Palastbauten, welche diejenigen Pollios an Pracht und vielleicht auch an Ausdehnung noch übertrafen, denn es bleibt im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Pollios Villa, die man fälschlich auf der letztgeschilderten Höhe sucht, nicht über das trennende Gajolathal herüberreichte und daß alle auf der Punta di Posilipo liegenden Ruinen bei dem Reichthume Lucull's ohne störende Nachbarschaft in einer Hand vereinigt waren, um so mehr, als auch die Insel Nisida unter die lucullischen Besitzthümer zu rechnen ist. Somit aber gewinnen wir von der Posilipovilla des Lucull eine Vorstellung, die uns unwillkürlich an die palatinischen Kaiserpaläste in Rom erinnert. Ihr vor Allem kam die zweite unterirdische Straße zu statten, die vom Gajolathale her an die äußerste Posilipo-

spitze am Cap Coroglio führt und die dortigen Posilipovillen mit Puteoli in Verbindung setzte.

Dieser zweite Posiliptunnel wurde fälschlich Sejansgrotte oder grotta di Sejano benannt [1]), da sich in ihrer Nähe eine Villa dieses berüchtigten Günstlings des Tiberius befunden haben soll. Der Tunnel ist älter als Sejan, denn er wurde schon zur Zeit des Augustus im Auftrage Agrippas [2]) von dem Architekten M. Coccejus ausgeführt, unter Kaiser Honorius um 400 restaurirt und erhielt seine Namenstaufe durch einige Gelehrte des 15. Jahrhunderts, in welchem er erstmals entdeckt wurde. Bei einer Länge von 900 Meter übertrifft er hierin noch die Grotte von Pozzuoli. Auch er hat moderne Zuthaten erfahren, indem Ferdinand II. den im Jahre 1825 ausgegrabenen Gang fünfzehn Jahre später mit einem Gerippe von überwölbten Pfeilern oben und seitwärts unterstützen ließ. Bringt man diese hineingebauten Arcaden in Abrechnung, so ist die Sejansgrotte breiter als ihre Schwestergrotte; ihre Höhe ist gleichmäßiger, obgleich auch hier die Bodenfläche nach innen ansteigt. Dabei ist zur Spielerei die Einrichtung getroffen, daß ein halbrundes Fenster über dem Westeingang in der Nähe des entgegengesetzten Ausgangs als ein flimmernder Stern erscheint, ein Curiosum, auf das der Führer Werth genug legte, um sich für germanische Fremdlinge des deutschen Wortes Stern als erklärenden Stichwortes zu bedienen. Der Tunnel hat keine Lichtöffnungen mit Ausnahme einer kleinen Galerie am Ostende, wo man in die Tiefe der letzten Felsbucht hinabblickt. Eine ständige Beleuchtung dieser Tunnels gab es natürlich im Alterthum so wenig als eine eigentliche Straßenbeleuchtung.

---

1) Ursprünglich scheint die Sejansgrotte crypta pausilypona geheißen zu haben im Unterschiede von der crypta neapolitana, wie die Grotte von Pozzuoli bei Seneca (Ep. 57) und Petronius (Fragm. 13) genannt wird.

2) Strabo V, 245, wenn diese Grotte nicht mit der V, 246 erwähnten Grotte von Pozzuoli identisch ist.

Man ließ sich durch Sclaven mit Fackeln oder Handlaternen begleiten und unsere Phantasie mag sich vorstellen, wie manche Sänfte im Fackelschein die Sejansgrotte passirte und vornehme Gäste zu festlichen Gelagen in die Villen der Großen brachte,

Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüß'ge Dirnen
Den Thyrsos schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühthau fiel [1]).

Beim Austritt aus der Grotte gegen Pozzuoli wirkt das Panorama des vor uns ausgebreiteten phlegräischen Gebietes wahrhaft überraschend. Doch der nächste Blick gilt immer der nahen Insel Nisida, die kaum 600 Meter vom Lande entfernt, sich den Uferfelsen des Posilipo entgegenstreckt und seine Richtung fortsetzt. Die geringe Tiefe zwischen beiden belehrt uns, daß Nisida einst durch eine vulkanische Katastrophe vom Festlande losgerissen wurde. Zeigt doch auch die dem offenen Meere zugewandte Inselseite einen interessanten kleinen Kraterkessel, der ein Stück weit vom Meere durchbrochen jetzt einen natürlichen Hafen, den Porto Paone, bildet.

Auch über diese Stelle ist der Schritt der Geschichte hingegangen. Den Gipfel des schöngerundeten Inselbergs, wo die Gefängnißgebäude hellleuchtend und doch betrüblich herniederschauen, hatte einst Lucull bebaut und mit dem kleinen, davor liegenden Inselfelsen il Coppino, der jetzt ein Lazareth trägt, durch eine Brücke in Verbindung gesetzt. Nesis [2]) war der frühere Name des meerumflutheten Berges, die kleine Vorinsel hieß Limon [3]). Nach dem Tode des ältern Lucullus ging das schöne Besitzthum an seinen Sohn den jüngeren

[1]) E. Geibel, „Tod des Tiberius".

[2]) Seneca „Ep." 57; Stat. „Silv." II, 2, 70 (Nesis pelago circumfluxa); III, 1, 148.

[3]) Nobile a. a. O. III, 11. Der Name ist entweder von λιμήν Hafen oder von λειμῶν Wiese abzuleiten.

Lucull über, der ein eifriger Republikaner und ein Verwandter des Brutus war. Muthmaßlich kam Letzterer nach Jenem in den Besitz der Villa auf Nesis. Denn hierher zog sich Brutus nach Cäsars Ermordung auf einige Zeit zurück; hier hatte er mit seinem Freunde Cassius eine Unterredung, desgleichen am 8. Juli des Jahres 44 eine politische Zusammenkunft mit seinem Gesinnungsgenossen Cicero, der ihn von Puteoli aus besuchte und mit ihm Schutzmaßregeln gegen den Ehrgeiz des Antonius berieth [1]); hier nahm er wenige Monate später von seiner tugendhaften Gemahlin Porcia Abschied, um sich nach Macedonien einzuschiffen und sich und die republikanische Sache mit Waffengewalt zu vertheidigen. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Philippi und dem verzweifelten Selbstmorde des Brutus endigte auch seine Gemahlin auf diesem Eilande ihr Leben, indem sie in Ermanglung eines tödtenden Schwertes glühende Kohlen verschluckte [2]). Kein Denkmal bezeichnet den Ort, wo dieses Heldenpaar seine Tage des Glücks und der quälenden Sorgen und Zweifel durchlebte. Ist doch die Insel selbst ein anmuthiges Denkmal und hat ihre physische Gestalt und ihren fruchtbaren Boden behalten. Wie sie früher aufs Beste angebaut und besonders durch ihren trefflichen, sogar wild wachsenden Spargel berühmt war [3]), so ziehen auch jetzt noch Weinberge und Oelbäume bis zu der einst bewaldeten [4]) Kuppe hinan, und wer sich nicht etwa blos für Gefängnißwesen und Vulkanismus, sondern auch für wahre Naturschönheit interessirt, dem kann, zumal bei Sonnenuntergang, ein Rundblick von dieser herrlich gelegenen Seewarte nur bestens empfohlen werden.

---

1) Cic. ad Attic. XVI, 1. 4. 2) Mart. I, 42. 3) Plin. XIX, 42.

4) Stat. „Silv." III, 1, 148: silvaque quae ciuctam pelago Nesida coronat.

Sechstes Kapitel.

Die phlegräischen Felder. Solfatara.

Siedende Wasser, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerstrebende Schlackenberge, kahle, widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend, wo sie nur irgend vermag. Goethe, 1787.

Eines orientirenden Rundblickes bedarf es für uns, ehe unser Fuß das Zauberreich der phlegräischen Felder betritt. Wie könnte auch Jemand Herz und Auge verschließen, wenn er von der Höhe des Posilipwalles oder gar von Camaldoli in die reiche Landschaft hinabblickt! Classisches Land! Wie bestürmst du unsere Seele mit Erinnerungen, gehoben und geadelt durch eine Schönheit, die trotz Allem, was dort von der Natur und gegen sie gesündigt worden, noch nicht verblichen ist! Welche Wunderwerke hast du geschaffen, welche Gestalten geboren und getragen, Göttergestalten, vor denen das Erdreich erbebte und Sterbliche, vor deren Machtwort die Welt erzitterte, Kraftgestalten voll Schaffensdrang und epigonische Schwächlinge, in ihren Palästen hinsiechend in Schwelgerei und Ueppigkeit! Wie oft sahst du irdische und überirdische Gewalten schaffend und bauend in deinem Dienste vereinigt, wie oft aber auch der Menschen Werke vernichtet durch den Zorn der Ewigen!

Seitdem hat sich freilich Vieles verändert.

Das Toben und Ringen unterirdischer Naturkräfte ist zwar nicht verstummt, aber durch Zwang und Regel in die Tiefe

zurückgebannt. Die Geschichte hat unwillig oder ermüdet längst ihr Buch geschlossen. Nur ihr Geist, begleitet von dem unsterblichen Mythus, umkreist noch die lichtblauen Berge und die stillen unheimlichen Kratertiefen. Doch noch schweben die Schatten des Odysseus, Aeneas und Misenus um die duftigen Gestade, noch erzählen sich die Hügel von dem Künstler Dädalus und der Kraft des Herkules, noch schaffen und hämmern die Cyklopen in der Tiefe, noch grollen unterirdisch die gefesselten Giganten, ihren ohnmächtigen Grimm in feurigem Schnauben bekundend, während heiße Quellen den Wunden entströmen, die der Blitzstrahl des allgewaltigen Zeus den himmelstürmenden Frevlern geschlagen [1]). Wahrlich kein Punkt der Erde hat der mythenbildenden Phantasie der Alten einen reicheren Stoff geliefert, als die phlegräischen Felder, wo Elysium und Tartarus in der Pracht der Oberwelt und den vulkanischen Schrecknissen der Unterwelt neben einander liegen und Homer und Virgil, die höchsten dichterischen Repräsentanten ihrer Nationen, dem phlegräischen Bezirk eine unsterbliche Weihe verliehen haben. Selbst Pindar hat der Poesie und Naturgewalt des Orts seinen Tribut gezollt, wenn er das Ungeheuer Typhon mit seinen hundert Drachenköpfen, den letzten Bekämpfer der olympischen Weltherrschaft, auch nach Cumä verlegt.

Auch er der hunderthäuptige Typhos,
Der Götter Bestürmer,
Schaudert im schrecklichen Tartarus liegend,
Den Kilikias Kluft die verrufene
Einst nährte, nun aber Cumäs
Meerummauertes Gestad, das
Land Sikelia (Sicilien).

---

1) Strabo V, 245. Strabo läßt Feuer und Wasser aus den Wunden der getödteten Cyklopen hervorgehen in offenbarer Verwechslung mit den Titanen und Giganten, während jene bei Hesiod als Blitzschmieder und Verbündete des Zeus erscheinen. Der Gigantenkampf wird von den älteren Autoren auf die macedonische Halbinsel Pallene verlegt, die früher Phlegre geheißen habe (Herod. VII, 123;

So singt der Dichter [1]), nach dessen Anschauung der gebändigte Leib des Riesen offenbar vom Aetna bis unter die Vulkane der cumäischen Gegend sich erstreckte.

Bei dieser durchweg mythischen Auffassung darf man natürlich nicht verlangen, daß die Alten außer unserem poetischen auch unseren realistischen Forschersinn befriedigen, oder auch nur genauen Bericht erwarten, in welche Grenzen sie die phlegräischen Felder eingeschlossen wissen wollten. Plinius identificirt willkürlich die phlegräischen Felder mit den laborinischen in der Behauptung, daß ersterer Name statt des letzteren bei den Griechen gebräuchlich gewesen sei, und versteht darunter den Theil der campanischen Ebene, der an die von Cumä und Puteoli nach Capua führenden Straßen angrenzte; Strabo beschränkt die Bezeichnung auf die Gegend von Cumä und Diodor von Sicilien wendet sich ostwärts und erklärt die phlegräischen Felder von den Vesuvausbrüchen [2]). Die Neuzeit hat nicht nur nach historischem Recht, sondern auch nach geologischen Grundsätzen den Namen für die ganze nörd-

---

Apollod. I, 6; II, 7), von den späteren und namentlich römischen in die phlegräischen Felder bei Puteoli (Apoll. I, 6; Sil. IX, 297 ff.). Wie frei die Phantasie wucherte, mag übrigens gerade aus dem Mythus von den Cyklopen ersehen werden, die bei Hesiod als ein von Uranos und Gäa erzeugtes Göttergeschlecht, bei Homer als rohes, höhlenbewohnendes Riesenvolk, bei den römischen Dichtern aber als Gehülfen des Vulkan erscheinen.

1) Pind. „Pyth." I, 29—35. Damit übereinstimmend findet es Strabo wahrscheinlich, daß die ganze Strecke von Cumä bis nach Sicilien durch unterirdisches Feuer verbunden sei (V, 248). Der Typhon ist der allgemeine mythologische Ausdruck für die feurigen, von der Erde nach auswärts drängenden Dämpfe (Preller, „Griech. Mythol." I, 55). Er wird daher bald unter der Insel Ischia gesucht (Plin. III, 12, 3; Lucan V, 101; Strabo a. a. O.), bald unter dem Aetna (Ovid „Met." V, 346 ff.; Virg. „Aen." IX, 716), ja dieselben Dichter sprechen gelegentlich von beiden Localitäten (vergl. Sil. VIII, 518 mit XIV, 186).

2) Plin. III, 9, 8; XVIII, 29; Strabo V, 243. 245. Diod. Sic. IV, 21; vergl. Polyb. II, 17; III, 92.

liche Golfküste adoptirt und die Inseln Ischia und Procida, sowie die nicht minder aus vulkánischen Erhebungen entstandenen Höhen rings um Neapel in das phlegräische Gebiet gezogen, da dieses so weit reicht, als der vulkanische Tuffstein [1]) seine Herrschaft erstreckt. Sei dem aber wie ihm wolle, ursprünglich hat jedenfalls nur die Gegend von Puteoli und Cumä den ergiebigen Schauplatz geliefert, auf welchem der phlegräische Sagenkreis spielte, und jetzt noch concentrirt sich das Hauptinteresse um jene Landschaft, wo Krater aller Dimensionen, Seen, Fumarolen und Dunsthöhlen als ebensoviele Zeugen vulkanischer Thätigkeit sich beisammen finden.

Vom Posilip an, der selbst als Wand eines zum Theil nivellirten Kraters anzusehen ist, zieht sich eine drei Stunden lange Kraterkette bis in die Nähe des offenen Meeres. Fast ununterbrochen reiht sich ein Krater an den andern. Da erhebt sich nordwärts der steile Berg des berühmten Klosters Camaldoli, der höchste Punkt des Kraterwalles von Pianura und zugleich die höchste Erhebung in dem ganzen phlegräischen Gebiete. In seiner Nachbarschaft, westwärts von ihm, erblicken wir den breiten, ovalen Krater des gewaltigen Astroni, seiner weißlichen Tuffart zufolge der jüngste unter seinen Gebrüdern. In seiner von Schwarzwild bewohnten Tiefe liegen einige kleine Seen und ein schattiger Park, in welchem schon König Alphons 1452 dem deutschen Kaiser Friedrich III. zu Ehren eine solenne Jagd abhielt. Ein Kranz kleinerer Vulkane umgiebt ihn als Hofstaat, nämlich Fossa Lupara und Cigliano oder der sogenannte Krater von Capomazza im Norden und Westen, die Solfatara im Süden gegen Pozzuoli, und südostwärts, dem Posilip zugekehrt, schauen wir den nur zum Theil erhaltenen, bewaldeten Kraterrand des Lago d'Agnano. Weiter hinaus hinter Pozzuoli und dem Astroni tritt uns der ungleiche

[1]) Ueber die verschiedenen Tuffarten daselbst vergl. Roth, „Der Vesuv und die Umgebungen von Neapel". Berlin 1857.

Kraterring eines anderen ehemaligen Vulkanes entgegen, dessen Boden durch die Fläche von Campiglione und dessen Seiten durch die hohen Bergwände des Monte Barbaro im Süden und des Monte della Corvara im Westen und Norden gebildet werden. Vom Gipfel des Monte della Corvara winkt grüßend das Kirchlein San Angelo auf den Averner See und die Ruinen von Cumä hernieder, trefflich sichtbar, sobald wir diesem See uns nähern, welcher mit dem Lucrinersee und dem Monte nuovo den Uebergang von den Sehenswürdigkeiten Pozzuolis zu dem interessanten Gebiete von Cumä und Bajä vermittelt. Sehr mit Unrecht sucht man in dem Monte Barbaro den weinberühmten Gaurus der alten Schriftsteller, eine Tradition, die zwar schon dem Petrarca und Boccaccio bekannt war, aber aus einer offenbaren Verwechslung entstand, da der Gauranerwein, diese auserlesene Falernersorte, uns auch in falernisches Gebiet führt. Dies schließt aber nicht aus, daß auch der cumäische Gaurus, den unter Anderen der kundige Silius Italicus „vom fröhlichen Laub nysäischer Trauben umgrünt“ sah, einen trefflichen Saft lieferte [1]. Nach Plinius wurden Falernerreben auf den Gaurus verpflanzt, sollen aber hier wie anderwärts ausgeartet sein [2]. Zwischen dem Monte Barbaro und dem kleinen Ciglianokrater zog sich im Alterthum die wichtige Via Campana von Puteoli nach Capua, zwischen ersterem und dem pyramidalischen Krater des Monte nuovo führte die alte Cumanerstraße, parallel mit der heutigen Fahrstraße über die Vorhügel des Gaurus hinweg in die altersgraue Hellenenstadt Cumä und zwischen ihr und dem Kratersee des Avernus erstrecken sich die mäßigen Höhen des Monte di Cuma und ziehen in einem Gemisch von Trachyt,

[1] Sil. XII, 155. [2] Plin. XIV, 4, 15; 8. Mit welchem Rechte Juvenal den cumäischen Gaurus inanis nennt, muß dahingestellt bleiben („Satir.“ 9). Von diesem auch bei Lucan (II, 667) erwähnten Gaurus ist der stabianische und wahrscheinlich noch ein dritter, der berühmte, im Falernergebiete zu unterscheiden (G. Nobile III, 62).

Tuff und schlackigen Trümmerhaufen von niedriger Vegetation überdeckt bis in die vielgestaltige Halbinsel von Bajä und ihre schmalen Ausläufer beim Cap Misenum. Dahinter erglänzen, nur durch schmale Landstreifen vom Meere geschieden, zwei größere Strandseen, der Lago di Licola und der Lago del Fusaro, den die Alten als den Acherusiasee kannten und in ihren Mythus von der Unterwelt verflochten. Dies die allgemeinsten Umrisse des phlegräischen Gebietes, dessen Geheimnisse und Charakterzüge zu ergründen, der genußreiche Zweck unserer nächsten Wanderungen sein soll.

Zunächst gilt es einen Spaziergang an den Lago d'Agnano und die Solfatara, die einzigen Punkte jener Gegend, von denen die Alten rücksichtlich ihrer vulkanischen Aeußerungen nähere Notiz nahmen. Nur eine kleine Stunde entfernt von dem Dörfchen Fuorigrotta, welches den Ausgang der Grotte von Pozzuoli bewacht, liegt in traulicher Einsamkeit, von bewaldeten Hügeln umschlossen, der See von Agnano oder vielmehr dort lag er, denn nunmehr ist der See seit dem Jahre 1870 durch einen 1450 Meter langen Canaltunnel in das Meer abgeleitet, theils um die früher durch ihn verbreitete Malaria zu entfernen, theils weil man dadurch für Ackerbau und Wiesenanlagen die nicht unbeträchtliche Grundfläche von 130 Hectaren gewinnen konnte. Neapel ist dadurch um eine landschaftliche Schönheit ärmer geworden und besonders der Nordländer, der im Lago d'Agnano eine freundliche Erinnerung an seine nordische Natur fand und sich etwa an die Ufer des Laacher Sees in den Rheinlanden versetzt denken mochte, wird das kleine, stille Gewässer nur ungern unter den hochstilisirten Schönheiten rings um Neapel entbehren. Der Blick auf den hellen, wiesenbekränzten Seespiegel, zu dessen Umgehung man früher bei einer Länge von 3600 und einer durchschnittlichen Breite von 3200 pariser Fuß über eine halbe Stunde brauchte, ist jetzt in Wegfall gekommen und der Lago d'Agnano zur Lüge geworden. Seine Hundsgrotte und die dortigen Schwitz-

bäder haben jedoch für die neugierige Reisewelt ihre Anziehungskraft kaum verloren. Uebrigens scheint nach sonstigen Canalresten zu schließen schon früher eine Verbindung des Sees mit dem Meere bestanden zu haben und die Trockenlegung des Sees nur deshalb nicht gelungen zu sein, weil der Seespiegel kaum achtzehn Fuß über Meer lag und man zur Ableitung schon damals besonderer Pumpwerke bedurft hätte.

Man betritt die Ufer des einstigen Sees durch einen tiefen Tuffeinschnitt der südlichen Kraterumwallung, wo Reste römischen Netzwerks schon im Alterthum bestimmt waren, die Passage gegen den Einsturz der umgebenden Wände zu schützen. In das Thalrund eingetreten, gewahrt man zur Linken den Monte Spina, den höchsten der einschließenden Hügel, während daneben in der Mitte der Westseite der Wall gänzlich fehlt und eine breite Oeffnung in das fruchtbare Solfatarathal frei läßt. Nordöstlich senkt sich der Kraterrand. Ein Pfad führt hier nach Soccavo und dem Kloster Camaldoli, das verlockend von steiler Höhe herniederschaut. Wer dagegen eine Tour in den mauerumsäumten Astroni beabsichtigt, muß sich nach Nordwesten wenden. Den See selbst, der vielleicht erst ein Product des Mittelalters ist, erwähnen die Alten nicht, wohl aber kannten sie die dortigen Fumarolen und die berühmte Hundsgrotte. Zeigen sich doch am südlichen Eingange zum Lago d'Agnano weitläufige Ruinen aus römischem Netzwerk und gewölbte Nischen aus Ziegelwerk, über deren Zugehörigkeit zu antiken Dampfbädern die aus dem Boden dringenden Dämpfe und Bruchstücke von dampfleitenden Thonröhren keinen Zweifel lassen. Diese Exhalationen gaben auch Anlaß zur Erbauung der nahe dabei gelegenen Schwitzbäder oder sogenannten stufe di San Germano, welche schon im sechsten Jahrhundert von Papst Gregor dem Großen unter dem Namen thermae angulanae erwähnt werden und später nach dem gleichfalls von Papst Gregor angeführten Bischof Germanus von Capua, der hier Heilung suchte und fand, ihren jetzigen Namen

erhielten [1]). Die vermöge ihres Alters auch sehr primitiven Badeanlagen sind über den dampfenden Stellen errichtet und in acht rohconstruirte, in einer Reihe befindliche Kammern getheilt, in welchen sich die Dämpfe von etwa 40 bis auf 60 Grad Réaumur steigern. Die Dämpfe enthalten nur äußerst wenig Schwefelwasserstoff, der fast verschwundene See ist weder warm noch schwefelhaltig.

Die ebenfalls ganz benachbarte Hundsgrotte, die grotta del cane, ist eine niedrige kohlensaure Dunsthöhle oder Mofette, welche einen Fuß hoch über der Bodenfläche eine solche Menge Kohlensäure ausdünstet, daß bei lebenden Wesen, die in ihrem Bereiche athmen, sofort Krämpfe und Erstickungszufälle eintreten und nach wenigen Minuten mit dem Tode enden, wie die mannigfaltigsten Versuche darlegten. Selbst bei einem Frosche genügten fünf, bei einer Schlange sieben Minuten zur Tödtung. Vicekönig Peter von Toledo ließ sogar einen verurtheilten Delinquenten auf diese Art vom Leben zum Tode bringen, was zehn Minuten beanspruchte. Seit lange ist, wie schon der Name der Grotte sagt, ein Hund für diese Experimente engagirt und führt im Auftrage seines Directors, des Höhlenschließers, tragische Sterbescenen à la Afrikanerin von Meyerbeer auf, die nur darum minder verhängnißvoll enden, weil das Opfer von mitleidiger Hand zu rechter Zeit wieder an die Luft gesetzt wird. Einige wollen bemerkt haben, daß die vermöge ihrer größeren Schwere auf dem Boden festgehaltene Kohlensäure eine etwas erhöhte Temperatur zeige; Andere bestreiten dies und suchen die eigenthümliche Wärmeempfindung der Füße aus der geringeren Wärmeabgabe des Körpers an die umgebende kohlensaure Atmosphäre zu erklären. Minder kritisch und doch richtig hat schon Plinius das Wesen der Grotte geschildert, wenn er von tödtlichen

[1]) Gregor „Dial." IV, 40 bei Nobile a. a. O. (III, 20. 22). Von den thermae angulanae und nicht von anguis ist auch jedenfalls der Name Agnano abzuleiten.

Dünsten spricht, die aus Gruben und Löchern emporsteigen oder blos durch die Lage des Orts erzeugt werden. Diese Dunsthöhlen, welche im Puteolanischen für Thiere und Menschen todbringend seien, nenne man charonische [1]). Da noch eine zweite, stärkere Kohlensäuremofette sich unfern von der Hundsgrotte befindet, nämlich die sogenannte Ammoniakgrotte, welche übrigens weder mit Ammoniak etwas zu thun hat, noch eine wirkliche Grotte, sondern nur eine von reicher Vegetation umgebene, ausdünstende Grube ist, so haben wir in Ermanglung anderweitiger Mofetten alles Recht, die Stelle bei Plinius auf die Mofetten des Lago d'Agnano zu beziehen. Dabei entspricht es nur dem unwissenschaftlichen Standpunkte des Alterthums, daß Plinius, mit dem mythischen Ausdrucke sich begnügend, das ihm unerklärliche Phänomen durch die Beiziehung des Charon und der Unterwelt in ein noch geheimnißvolleres Dunkel rückt. Beruht ja doch, wie wir sehen werden, die ganze Unterwelt mit allen ihren Elementen nur auf der Anschauung dunkler Erdtiefen und vulkanischer Erscheinungen und zwar speciell solcher, die im phlegräischen Gebiete sich befinden. Für uns ist die Angabe des Plinius für die lange Dauer dieser Ausdünstung von Interesse, die auch durch die Ableitung des Sees, wie es scheint, nicht alterirt wurde.

Weit mehr Aufmerksamkeit schenkten die alten Schriftsteller der Solfatara, wie sie es auch verdient. Der directe Weg dahin führt vom Lago d'Agnano aus entweder durch die pinienbedeckten Masserien des Solfatarathals oder auf dem aussichtsreichen Höhenzuge, der zwischen diesem und dem Küstengelände auf den Spuren der alten via Puteolana dahinläuft. Beides sind Fußwege, denn zu Wagen hat man für die Solfatara keine andere Wahl, als den Umweg über Pozzuoli zu

[1]) Plin. II, 95: spiracula et scrobes Charoneae mortiferum spiritum exhalantes.

nehmen. Durch das fruchtbare, da und dort von ländlichen Gehöften besiedelte Solfatarathal gelangt man zu den leukogäischen Hügeln der Alten am Ostrande des Solfatarakraters und vor ihnen zu den sogenannten Pisciarelli, welche Plinius die leukogäischen Quellen oder Araxusquellen benannt hat [1]. Es sind dies vier trübe warme Quellen, ihrem Gehalt nach aus Schwefel, Alaun, Kohlensäure und anderen Substanzen zusammengesetzt, welche vorzüglich für Hautkrankheiten sich als treffliches Heilmittel erweisen. Man versäumte deshalb nicht an Ort und Stelle eine Badanstalt zum Gebrauch der heißen acque de' Pisciarelli einzurichten, welche dort auch als acqua della Bolla bezeichnet werden. Wenn Plinius diese Quellen zur Stärkung der Sehkraft, zur Heilung der Wunden und zur Befestigung der Zähne geeignet hält, so liegt in dieser seltsamen Verbindung von Wirkungen jedenfalls eine Mischung von Wahrem und Falschem. Wer Antiquitäten der Beobachtung derartiger Naturerscheinungen vorzieht, dürfte eher seine Rechnung finden, wenn er bei der Eingangsschlucht zum Lago d'Agnano den Fußweg einschlägt, welcher der Richtung der römischen Straße nach Puteoli folgt. Zwischen den grauen, gleichsam an den Fels angewachsenen Steinwürfeln der dortigen Landhäuser, die von üppigen Agaven und indischem Feigencactus überwuchert an den Abhängen umherliegen, wird er manches antike Mauerfragment und Gewölbe entdecken, das mit Ziegenställen oder Bauernhütten aufs profanste verschmolzen ist. Auch Gräberreste und Spuren einer Wasserleitung, möglicherweise der julischen, sind nahe vor Pozzuoli zu sehen. Drüber hinaus aber findet er entzückende Ausblicke, theils zur Rechten in das Solfatarathal, theils zur Linken auf die buchtenreiche Küste bis Cap Misenum und die ferne Insel Capri.

Ob wir von hier uns der Solfatara nahen, nachdem wir etwa zweckmäßiger Weise den Wagen vom Lago d'Agnano

---

[1]) Plin. XVIII, 29; XXXI, 2. 8.

nach Pozzuoli vorausgesendet, oder ob wir in einer kleinen Viertelstunde von Pozzuoli heraufgelangen, beide Male treten wir durch den Haupteingang ein, wo der Aufseher der im Privatbesitz befindlichen Solfatara seinen Sitz hat. Der Kraterrand des ehemaligen Vulkans ist hier am meisten gesenkt, während die angrenzende Süd- und die gegenüberliegende Nordseite eine ziemliche Erhebung haben. Nordwärts berührt er sich über Tuffhügel mit dem Astroni. Die Solfatara stellt uns jetzt einen Vulkan vor, dessen Seitenwände bei seinem Erlöschen nach innen zu einstürzten und den Schlund bis zu einer breiten Bodenfläche ausfüllten, welche eine Ausdehnung von 344 Meter in die Länge und eine etwas geringere Breite hat. Das Bemerkenswertheste im Innern ist die im engeren Sinne so genannte Solfatara, die Bocca della Solfatara, ein breiter horizontaler Erdspalt an der Nordwestseite der Kraterebene. Stoßweise schießen unter dumpfem Brausen heiße Schwefeldämpfe aus der Oeffnung in die Höhe. Wie in einem Kessel kocht und keucht es in der unheimlichen Tiefe mit einer Gewalt, welche die Luft ringsum und sogar kleine Steine in der Mündung erzittern läßt. Hier kann man den Pulsschlag vulkanischen Lebens in unmittelbarer Nähe belauschen; man hört das kräftige Schnauben des seit lange gebannten Riesen, dem es nicht gelingen will, die über ihm liegende Decke zu zersprengen. Nur einmal, im Jahre 1198, hat sich der schlummernde Riese zu einer Lava ergießenden Eruption aufgerafft und Pozzuoli und die ganze Umgegend zerstört. Seitdem beschränkt er sich auf das unterirdische Tosen und auf das Ausstoßen von Dampfwolken, welche schweflige Säure, Sauerstoff und Stickstoff in den Wasserdampf aufgenommen haben. Der Schwefelwasserstoff schlägt sich an der Mündung nieder und krystallisirt sich zu Schwefelstücken von den schönsten Farbennüancen, von blassem Weißgelb bis zu dem leuchtendsten Rothgelb. Eine Fackel in die glühende Mündung der Solfatara gehalten brennt in Bälde, doch ist es eine bloße Sage, daß

dieselbe Nachts Flammen zeige und mit dem Vesuve in Verbindung stehe, letzteres deshalb nicht, weil die Vesuveruptionen auf die Solfatara nie den mindesten Einfluß geübt haben. An der Westseite des Kraterbeckens befindet sich die grotta di stufe, eine geräumige mit künstlichen Pfeilern unterstützte Grotte mit gelblichem Schwefelniederschlag an den Wänden. In ihr herrscht eine enorm hohe Temperatur, während eine andere Grotte daneben völlig kühl ist. Kleinere Fumarolen zeigen sich noch manche im Umfange des Kraterrings und sollen einige derselben Dämpfe von 54 bis 72 Grad Réaumur entwickeln.

Doch was wissen uns die Alten von diesem vulkanischen Herde zu erzählen? Es versteht sich, daß dieselben so außerordentlichen Naturerscheinungen gegenüber mit kühnen Bildern und mythischen Vergleichen nicht zurückhielten. Verhältnißmäßig nüchtern spricht unser Geograph Strabo [1]) von der Solfatara als von dem Markte des Hephästos und schildert ihn als eine von vulkanischen Hügeln umgebene Ebene, welche an vielen Orten schlotähnliche und starktosende Dampflöcher enthalte und von herabgeschwemmtem Schwefel angefüllt sei. Die Solfatara zeigte also schon vor 1800 Jahren dieselbe beschränkte vulkanische Thätigkeit wie heutzutage, nur daß der Riß ihrer Hauptöffnung sich im Laufe der Zeit erweitert hat.

Einen höheren Aufflug nimmt die Phantasie des Dichters. So läßt der Satiriker Petronius [2]) den Pluto hier aufstehen und die Fortuna auffordern die Fackel des Bürgerkriegs für die Römer zu entzünden. Dabei beschreibt er die Oertlichkeit als ein in die Erde versenktes und von den Wassern des Cocytus durchströmtes Geklüfte, das zwischen Parthenope und den Fluren des volkreichen Dikäarchia liege. Gewaltiger Dampfhauch rase aus der Oeffnung, mit heißem, widrigem Gezisch sich ausbreitend. Weder lasse sich im Lenze verschiedenstimmiges

---

[1]) Strabo V, 246.

[2]) Petron. „Satir." 120 (Ausg. v. Bücheler).

Gesäusel des Laubwerks und harmonischer Vogelsang vernehmen, noch sei im Herbst dort die Erde mit Kräutern und frischem Rasengrün bekleidet. Allezeit herrsche das Chaos. Doch seien die von grauem Bimsstein starrenden Felsen zu ihrer Freude wenigstens unter dem Leichengewächs der Cypressen begraben. Von Flammen ausgebrannte Oeffnungen und ein weißgrauer, umhergestreuter Staub bezeichne allenthalben den Wohnsitz Plutos, des Vaters der Unterwelt. Auch Silius Italicus, der seinen Helden Hannibal in die Schrecknisse der phlegräischen Felder begleitet, stimmt seine Laute zu schaurigen Tönen, wenn er offenbar von der Solfatara die Verse singt:

Hier dampft Schwefel und Feuer und siedendes Harz im Gefild auf,
Hier droht brüllend Vulkanus den Tod, denn im innern
Mark durchglüht, erseufzt die Erd' und kämpft, von dem schwarzen
Dampf umströmt und zur Luft den stygischen Odem entsendend.
Wuthentbrannt zischt furchtbar zugleich in den zitternden Höhlen
Mulciber[1]); öfters droht er, die wölbenden Grotten zu sprengen,
Oder ins Meer zu stürzen, und kläglich brüllend benagt er
Tellus'[2]) Eingeweid, und erschüttert die murmelnden Berge.
Die der herkulischen Kraft erlegenen Riesen, so sagt man,
Schütteln das auf sie geschleuderte Land, und mit keuchendem Aushauch
Dorren sie weites Gefild; wann oft zu durchbrechen sie streben
Die schwer drückende Last, erbleicht vor Schrecken der Himmel[3]).

Aehnliche Schreckensmythen, nur in christlicher Umformung auf den Teufel und Dämonen übertragen, ergingen einst auch in den Mauern des nahen Kapuzinerklosters, das seiner Aussicht wegen öfters im Vorübergehen von den Fremden aufgesucht wird. In der That ist das Bild auch grausig genug. Düstere Trachytmassen starren an der Nordseite der Solfatara empor, nur spärlich hier und anderwärts von Myrthen, Ros-

---

1) Mulciber d. i. Vulkan als Waffenschmied.

2) Tellus, der männliche Göttergefährte der Ceres, ist Personification der Erde.

3) Sil. XII, 130—141.

marin und niedrigem Strauchwerk bedeckt, dumpf dröhnt der Boden unter dem lockeren Untergrund, als ob er hohl wäre, Schwefelbrocken und Steingeröll umgeben den dampfenden Schlund in weitem Umkreis, während der größte Theil des Kraterbodens mit einer weißen, thonartigen Erde bedeckt ist, welche durch Schwefeldampf aufgelösten Tuff darstellt. Goethe hat Recht: „Unter heiterstem Himmel der unsicherste Boden", das ist der widersprechende Eindruck der phlegräischen Felder. Was jene weiße Erde anlangt, so ist sie der von den Römern vielgenannte pulvis Puteolanus, der einst als Mörtel und als Material zu Dammbauten berühmt war und sich zu allen Zeiten als ein vorzügliches Bindemittel bei Wasserbauten erwiesen hat, denn Plinius sagt [1]: „Der Puteolistaub auf den puteolanischen Hügeln wird den Fluthen des Meeres entgegengesetzt und verwandelt sich, sobald er untergetaucht ist, in einen einzigen den Wogen unbezwingbaren und täglich fester werdenden Stein". Auch bei dem antiken Molo von Pozzuoli wurde die Puzzolanerde verwendet. Man gewinnt diese übrigens gegenwärtig auch am Fuße des Vesuv und aus den verwitterten Tufffelsen von Bajä. Der zufällige Schwefelgehalt kommt dabei nicht in Betracht, sondern nur der aufgelöste glasige Feldspath, welcher den Hauptbestandtheil des Tuffs bildet. In der kleinen Fabrik am Eingange der Solfatara wird die im Kraterring befindliche Puzzolanmasse auch zur Stuckbereitung verwendet, während der Trachyt zu Alaun verarbeitet wird. Noch in anderer Weise hatte sich die Industrie der Alten des Orts bemächtigt, indem der kreideähnliche Staub der leukogäischen Hügel am äußeren Osthange der Solfatara den Spelzgraupen beigemischt wurde, um ihnen Farbe und Zartheit zu geben. Man schätzte diesen aus der heißen Zersetzung hervorgegangenen Tuffstaub so hoch, daß Augustus den Neapolitanern jährlich 20,000 Sestertien d. i. etwa 1000 Thaler als Ent-

[1]) Plin. XXXV, 47; vergl. Strabo V, 245; Dio 48, 51.

schädigung auszahlen ließ, dafür daß er den Colonisten in Capua die Mitbenützung dieses Products gestattete [1]). Die Umschau auf der Höhe der leukogäischen Hügel, wie sie ihrer weißen Farbe wegen hießen, ist äußerst anziehend, weniger wegen der verschiedenartigen Schwefelstücke und Ammoniakkrystalle, die dort oben das Auge ergötzen und auch den Alten bekannt waren [2]), als wegen des ungehemmten Blicks, der uns über die Schutthügel hinaus in die erquickende Landschaft und endlich in das stille Blau des puzzolaner Golfes trägt. Dort das Cap Misenum, sehnsüchtig der Insel Nisida sich entgegenstreckend, dort hinter den Hängen des Posilip das majestätische Haupt des Vesuv, hier in unserer Nähe unter dem zerklüfteten Gestein die dunklen rebenerfüllten Thäler des phlegräischen Gebietes. Und wenn nun die Sonne mit ihren Abschiedsstrahlen den Himmel erst in lichtes Gold, dann in Flammenröthe taucht, während das helle Grün der nahen Reben sich zierlich von dem Abendhimmel abhebt, wer erlebte dann nicht einen der schönsten Momente seines Daseins? Warten wir nicht ab, bis die Sonne hinab ist. Leicht würden wir uns des nimmer endenden Dualismus bewußt, welcher die Natur wie die unruhige Menschenbrust durchzieht, und das hereinbrechende Dunkel würde uns mit neuer Macht an die unheimlichen Naturgewalten der Tiefe und an die Nachtseiten des menschlichen Lebens erinnern. Drum hinab nach Pozzuoli und zurück nach Neapel!

---

1) Plin. XVIII, 29.

2) Plin. XXXV, 15, woselbst der Schwefelproduction in der Solfatara gedacht wird.

Siebentes Kapitel.

Puteoli (Pozzuoli).

Adde tot egregias urbes operumque laborem
Tot congesta manu praeruptis oppida saxis.

VIRGIL.

Ein heiterer, wolkenloser Tag lag über der Campagna, einer von jenen sonnigen Tagen Italiens, die, wenn sie auch in der langen Reihenfolge gleichgearteter verschwinden, doch für den Augenblick sich mit unwiderstehlicher Gewalt in unser Herz einschmeicheln, daß es vor Lust und Freude laut aufjauchzen, Länder und Meere überfliegen möchte. Hell schien die frühe Morgensonne, die Berge und bethauten Fluren mit ihrem Rosenlichte übergießend, aber noch brannte sie nicht und nur an Stellen, wo die langen Schatten der Häuser und Bäume fehlten, ließ sich ein gewisses Wärmegefühl verspüren, eine Mahnung, daß es trotz der thauigen Morgenfrische heute einen heißen Tag geben werde. Doch was konnte das schaden? Wir — einige befreundete Deutsche — saßen ja in einer Carozelle, die unter der Peitsche des trinkgeldgewissen Kutschers rasch dahinfuhr und uns heute jede ermüdende Fußtour ersparte. Bald lag Fuorigrotta hinter uns und wir befanden uns auf der geradlinigen Chaussee nach Bagnoli inmitten ausgedehnter Masserien, wo duftige Rebengewinde üppig an Ulmen und Obstbäumen sich aufrankten. Drüber hinaus ruhte das Auge wohlgefällig auf den Weinbergen und cypressenbeschatteten

Villen des Posilipo zur Linken und den Kraterbergen zur Rechten, oder es vertiefte sich träumerisch in das weite Blau des Himmels, das vom blassen Horizont an seine Färbung stetig steigerte, um gerade im Zenith mit einem kräftigen Tiefblau abzuschließen. Auf dieser im Süden so schön ausgeprägten Scala beruht nicht zum kleinsten Theile der Farbenreiz der italienischen Natur.

Wer beschreibt aber den Eindruck, als wir plötzlich bei Bagnoli, einem fast nur aus einer Trattorie und mehreren Mineralbädern bestehenden Dörfchen, ans Meer gelangten, das leise, in melodischem Tactschlage, uns entgegenrauschte und in Millionen glitzernder und unruhig hin- und hertanzender Brillantfunken zu uns aufleuchtete. In diesem Morgengewande ist doch das Meer weit prächtiger als im Bleiglanze der Mittagsgluth oder selbst in seiner stahlblauen, vom röthlichen Schein des Sonnenuntergangs durchzitterten Abendfärbung. Wie ein großer See breitete sich die Fluth des puzzolaner Golfes vom Cap Coroglio bis zum Cap Misenum vor uns aus, ruhig und friedlich, mit kaum gekräuselter Oberfläche, als ob sie verlernt hätte, sich zornmuthig aufzubäumen und dem Sterblichen furchtbar zu werden. Noch war uns Pozzuoli durch die nahen Felsen des Monte Olibano entzogen, auf dem einst eine Wasserleitung und die früher erwähnte puteolaner Straße dahinzog. Als mit einem Male auf einem Felsvorsprung seine Oberstadt vor uns auftauchte, fühlten wir uns unwillkürlich an Virgil erinnert, wie er in seinem Lobe Italiens mit besonderem Wohlgefallen der festen Städte gedenkt, die von Menschenhand auf steilen Felsen zusammengetragen wurden [1]). Oder sollte der Dichter nicht auch das hochgebaute Puteoli vor Augen gehabt haben, das so stolz und selbstbewußt aus der weitgeschweiften Uferlinie hervortrat und den Golf von Pozzuoli, der im Alterthum übrigens meist der bajanische hieß, gleichsam in zwei

---

1) Virg. „Georg.“ II, 156.

Hälften oder kleinere Golfe theilte?[1]) Victor Hehn macht die richtige Bemerkung, daß die italienischen Städte oft wie ein Naturproduct aus dem Boden aufsteigen[2]). Wirklich scheinen auch die altersgrauen Häusermassen Pozzuolis, von einiger Entfernung betrachtet, mit ihrer Felsenbasis förmlich in Eins verschmolzen und einen Vorposten des amphitheatralisch es umringenden Gebirges zu bilden.

Beim Eintritt in die Stadt bemerkt man, daß diese größerentheils nicht auf den vorgeschobenen Felsen, sondern an den dahinter liegenden Höhenzug und in der Einsenkung zwischen beiden sich angebaut hat, eine Lage, die der des alten Puteoli so ziemlich entspricht. Ein Stück der mittelalterlichen Ringmauer hat sich erhalten und gewährt durch einen Thorbogen dem von Neapel Kommenden Einlaß. Hier lauerte eine Bettlerschaar, die lärmend unserem Wagen entgegenstürzte. Wir wollten bereits ärgerlich werden, als wir uns rechtzeitig daran erinnerten, daß auch den altrömischen Thoren diese Plage nicht fremd war[3]), so daß wir classisch gestimmte Seelen um so weniger anstanden, die Dämonen durch ausgeworfene Soldistücke zu beschwichtigen. Die Straße führt vom Thor abwärts nach dem Mittelpunkte der schmutzigen, von Fischer- und Krämervolk belebten Landstadt, nämlich nach dem in der Tiefe gelegenen, mit zwei Fontänen und zwei Statuen gezierten Marktplatz. Letztere charakterisiren das geistige Doppelinteresse in Italien, das kirchliche und das altgeschichtliche, jenes durch die Statue des um Pozzuoli ver-

---

1) Die Namen Bajanus sinus und Puteolanus sinus wurden wohl abwechselnd von dem ganzen Golf zwischen Posilipo und Misenum gebraucht und nicht von dessen Theilen. Statius („Silv." III, 2) spricht im Plural von bajanischen und Silius Italicus (VIII, 515) von phlegräischen Buchten.

2) Victor Hehn, „Italien". Ansichten und Streiflichter.

3) Die Bettler hielten sich besonders gerne an Thoren auf (Plaut I, 1, 21) und zeigten sich häufig sehr unverschämt und zudringlich. (Vergl. Becker, „Gallus", Anmerk. zur 4. Scene.

dienten Bischofs Leon y Cardenas, dieses durch die Statue eines angesehenen und gar titelreichen römischen Staatsbeamten repräsentirt, des G. Flavius Maesius Egnatius, der eine Zeit lang die Provinz Campanien verwaltete. Sie wurde 1704 aufgefunden und hat einen antiken, aber unzugehörigen Kopf.

Unser nächstes Ziel war natürlich der Hafen, den wir unter der ungesuchten Escorte zerlumpten und zudringlichen Führervolks in Bälde erreichten. Die rasche und entschlossene Wahl eines Cicerone, dessen wir ohnehin bedurften, hatte jedoch die glückliche Folge, daß unser Ehrengeleite sich als verabschiedet betrachtete und sich taktvoll zurückzog. Wir fanden ein anmuthig belebtes Marinebild, den Hafen wimmelnd von Barken und den Landeplatz weiterhin mit einer kleinen Schiffswerfte verbunden, auf dem etliche größere Fahrzeuge ausgebessert wurden. Doch was will das sagen gegen die ehrwürdige und großartige Vergangenheit einer Stadt, die einst die erste Handelsstadt des großen römischen Reiches war! Nur kleine Segelboote liegen jetzt da vor Anker, wo früher stolze Dreimaster emporragten, welche die Producte dreier Welttheile austauschten; nur ärmliches Fischervolk treibt sich da am Strande umher, wo vordem die bunten Trachten der verschiedensten Nationen sich mischten und die angesehensten Vertreter der Geld- und Adelsaristokratie sich einfanden. Welches Volksgedränge häufte sich insbesondere hier an Tagen, wo die große ägyptische Getreideflotte einlief! Ein kleines Bild davon giebt uns eine Stelle aus Senecas Briefen, worin der Philosoph schreibt: „Unvermuthet zeigten sich uns heute die Fahrzeuge aus Alexandrien, welche vorausgeschickt zu werden pflegen, um die Ankunft der nachkommenden Flotte anzukündigen. Sie heißen daher die Packetboote (tabellariae). Ihr Anblick ist für Campanien ein erfreulicher. Die ganze Volksmenge steht auf dem Hafendamm von Puteoli und findet aus der größten Menge von Schiffen die alexandrinischen heraus. Denn diese allein dürfen das Bramsegel aufziehen, welches die übrigen Schiffe alle nur auf hoher

See führen" [1]). Trotz der unvollkommenen Nautik kannte man doch damals längst eine ausgedehnte Segelverwendung, indem man an den Raaen mehrere Segel über einander anbrachte, und war mit der Technik der Segelstellung vertraut genug, um selbst bei gelindem Winde den Weg von Puteoli bis Alexandrien in neun Tagen zurückzulegen [2]). Auch baute man bereits einzelne Kolossalschiffe, wie jenes, welches im Jahr 39 auf Caligulas Befehl den vor der Peterskirche befindlichen, zehntausend Centner schweren Obelisk, der ehedem vor dem Sonnentempel in Heliopolis stand, sammt den vier ihn unterstützenden Steinblöcken aus Alexandrien über Puteoli nach Ostia führte, von wo er in den vaticanischen Circus nach Rom verbracht wurde [3]). Auf gleichem Wege wurde bekanntlich der nächstberühmte Kolossalobelisk auf der jetzigen Piazza del Popolo unter Augustus nach Rom transportirt und im Circus Maximus aufgestellt [4]).

Doch diese Reminiscenzen werden weit überwogen durch eine andere, welche sich an den Anblick des antiken Hafendamms knüpft, der sich noch heutzutage in gleicher Eigenschaft verwendet im Hintergrunde des Hafens dahinzieht. Gegenwärtig besteht er aus 13 Pfeilern [5]), welche zum Theil durch gedeckte Bogenwölbungen verbunden und von der Stadt her zu betreten sind. Auf dem letzten der über den Wasserspiegel ragenden Pfeiler steht ein kleiner Leuchtthurm, der mit dem gegenüber liegenden des Castells von Bajä correspondirt. Ursprünglich war dieser stattliche Molo noch um die Hälfte länger, indem er nicht weniger als 25 Pfeiler zählte, so daß nicht nur begreiflich

---

1) Seneca „Ep." 77.

2) Plin. XIX, 1. Ueber die Fahrgeschwindigkeit der Schiffe findet sich eine Episode bei Friedländer, „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" II, 22. 133.

3) Plin. XVI, 76.

4) Plin. XXXVI, 14.

5) Seneca a. a. O. spricht von Pilae, Sueton von moles Puteolanae („Calig." 19).

ist, wie der durch ihn abgegrenzte alte Hafen eine weit bedeutendere Ausdehnung als der heutige haben, sondern wie auch der eine halbe Miglie lange und von Seneca als Zuschauerplatz geschilderte Hafendamm einen ganz artigen Spaziergang oder, um mit den Römern zu reden, ein angenehmes deambulacrum bilden mußte. Nicht ohne Ehrfurcht vor dem römischen Schöpfergeist betrachteten wir diesen festen, mit Puzzolanmörtel gemauerten Ziegelbau, der den Fluthen nach seiner Restauration unter Antoninus Pius[1]) so lange siegreich widerstanden, nicht ohne Respect aber auch die ins offene Meer führenden Bogenwölbungen, welche eine dreifache Bestimmung erfüllten, indem sie den Hafen vor Versandung schützten, bei bewegter See das Ueberschlagen der Wogen über den Damm verhüteten und zugleich kleineren Fahrzeugen einen bequemen Durchlaß gewährten. Wie praktisch ist daher diese bei den Römern gebräuchliche Methode des Dammbaues gegenüber unseren massiven undurchbrochenen Dämmen, welche höchstens den Vortheil bieten, das Hafenwasser in unnöthiger stagnirender Ruhe zu erhalten. Sonderbar, daß dieses Denkmal praktischer Begabung und verständiger Arbeit zugleich das einer wahnsinnigen, alle vernünftigen Schranken überfliegenden Schöpferthätigkeit sein mußte. Daran erinnerte uns unser redseliger Cicerone, indem er üblichermaßen jenen Damm als ponte di Caligola bezeichnete und demnach mit dem närrischen Triumphzug des Caligula in Verbindung brachte, in welchem das Können und Wollen eines über unerschöpfliche Hilfsmittel gebietenden Tyrannen in offenen Wahnsinn ausartete.

Caligula, derselbe, der sich als Gott verehren, sich Opfer darbringen und seine goldene Bildsäule mit seinen Kleidern behängen ließ, derselbe, der seine Schwester heirathete und sein Lieblingspferd „Incitatus“ zu Gaste lud, beschenkte und ihm

1) Von der Restauration giebt eine Mauerinschrift Zeugniß (Nobile a. a. O. III, 40).

sogar das Consulat versprach, derselbe endlich, der als Gladiator auftrat und vor den Senatoren tanzte, aber auch Senatoren auspeitschen, mit Gladiatoren kämpfen und in Käfige sperren ließ, eben dieser Caligula hat sich in ähnlicher Weise auch in Puteoli verherrlicht. Er erbaute nämlich eine Schiffbrücke von Puteoli bis Bajä oder vielmehr Bauli, um einen Triumphzug auf dem Meere abzuhalten. Sueton erzählt davon folgendermaßen[1]: „Zwischen Bajä und dem Hafendamm von Puteoli, auf eine Entfernung von etwa 3600 Schritten, schlug er eine Brücke vermittelst Lastschiffe, die er von allen Seiten herbeischaffen und in doppelter Reihe aufgestellt an Ankern befestigen ließ. Auf den Schiffen ließ er einen Damm aus Erde in der Art der appischen Straße aufführen. Ueber diese Brücke zog er nun zwei Tage lang beständig hinüber und herüber. Am ersten Tage erschien er hoch auf geschmücktem Rosse mit einem Eichenkranze geziert, einem kleinen Schilde und Schwerte bewaffnet und mit der goldenen Chlamys angethan. Am folgenden Tage zeigte er sich im Anzuge eines Viergespannlenkers auf einem von zwei herrlichen Pferden gezogenen Wagen, wobei er von den parthischen Geiseln den Dariusknaben vor sich herführte. Die Prätorianerschaar und eine Menge seiner Freunde in Reisewagen schlossen sich als Gefolge an. Ich weiß, daß die Meisten glaubten, Cajus habe durch die Ersinnung dieser Brücke den Xerxes nachahmen wollen, der unter großem Beifall den noch schmaleren Hellespont überbrücken ließ. Andere aber waren der Meinung, es sei sein Zweck gewesen, Germanien und Britannien, die er bekriegen wollte, durch die Kunde von einem derartigen kolossalen Werke einzuschüchtern. Aber als Knabe hörte ich meinen Großvater erzählen, daß der Anstoß zu diesem Unternehmen von den Höflingen seiner Umgebung ausging, weil der Mathematiker Thrasyllus dem Tiberius, der um die Thronfolge besorgt und

[1]) Suet. „Calig.“ 19.

seinem wahren Neffen geneigter war, die Versicherung ertheilt hätte, Cajus werde eben so wenig herrschen als dieser den Golf von Bajä durchreiten werde". Indessen konnte Caligula auch in der freiwilligen Unterwerfung des Partherkönigs Artabanus einen Anlaß zu seinem abgeschmackten Triumphe erblicken. Wer, wie er, nach einem thatlosen Feldzuge über den Rhein und an die gallische Küste, wo er seine Truppen Muscheln sammeln ließ, als Triumphator in die Heimath zurückzog, der bedarf keiner weiteren Motivirung seiner Triumphe. Dio Cassius erzählt in wesentlicher Uebereinstimmung diesen Brückenbau mit den näheren Angaben, daß auch Ruheplätze und Schenken, in welche man Süßwasser geleitet hatte, auf der Brücke angebracht waren und daß er nach ihrer Vollendung zuerst von Bauli her darüber gezogen und dann in Puteoli eingefallen sei als ob er die Stadt erobern wolle, worauf er am zweiten Tage die Rückkehr nach Bauli antrat. Diesmal beging er nicht nur neue Sinnlosigkeiten, sondern auch empörende Grausamkeiten, worüber wir unsern Gewährsmann vernehmen wollen [1]: „Nach solchem Feldzug und so glänzendem Siege durfte ein Wort an das Volk nicht fehlen. Er bestieg eine mitten auf der Brücke aus Schiffen errichtete Rednerbühne, strich erst, wie billig, sich als den Unternehmer so großer Dinge gebührend heraus, pries dann die Soldaten, die soviel Strapazen und Gefahren ruhmvoll bestanden, und hob unter Anderem auch das heraus, daß sie zu Fuß das Meer überschritten hätten. Auch ließ er Geld unter sie vertheilen und einen Schmaus veranstalten, den er seinerseits auf der Brücke wie auf einer Insel abhielt, die Anderen aber auf Schiffen hin- und herfahrend. Das dauerte den Rest des Tages und die ganze Nacht hindurch, wobei die Brücke und die Berge umher beleuchtet waren. Die Gegend hatte Halbmondsform und die Beleuchtung fiel daher wie im Theater von allen Seiten her,

1) Dio 59, 17.

so daß man nirgends Finsterniß gewahrte. Er wollte die Nacht zum Tage machen, wie er das Meer zu Land umgeschaffen hatte. Als er sich voll gegessen und getrunken hatte, stieß er viele seiner Zechgenossen in das Meer, viele versenkte er mit einem Schnabelschiffe umherfahrend in ihren eigenen Schiffen, so daß selbst einige das Leben verloren. Die Meisten freilich wurden, obgleich sie berauscht waren, gerettet, weil zur Zeit, da die Brücke gebaut und dieser Unfug ausgeführt wurde, das Meer ganz glatt und ruhig war. Auch that er sich darauf nicht wenig zu gute und meinte, daß selbst Neptun vor ihm gezittert habe". Und diese kostspielige und frivole Komödie wurde gespielt, obgleich in Rom damals Hungersnoth herrschte und durch den Wegfall bedeutenden Transportmaterials natürlich bedeutend gesteigert wurde [1])!

Man wird es begreiflich finden, daß diese Episode aus Caligulas Regierung für uns neues Interesse gewann, als wir nach dem Hafendamme hinübersahen. Zwar ist die populäre Vorstellung, wonach derselbe einen Theil jener berüchtigten Brücke bildete, eine irrige, da die historische ponte di Caligola aus Schiffen zusammengesetzt war, allein im selben Augenblicke mußten wir uns auch gestehen, daß der ganze Brückenbau sich nirgends besser anschließen konnte, als an den weit ins Meer reichenden und dazu noch die Richtung auf Bauli einhaltenden Hafendamm, und so bleibt denn doch der Volksmund mit seiner ponte di Caligola einigermaßen im Rechte.

Welcher Richtungen und Gegensätze ist doch der menschliche Geist fähig! so muß Jeder denken, der sich erinnert, wie etwa zwei Jahrzehnte später ein christlicher Geisteshero, der bedeutendste Missionär, der erste und größte Theolog aller Zeiten, im Hafen von Puteoli ans Land stieg. Wir meinen den Apostel Paulus, der im Jahre 61 als römischer Ge-

---

[1]) Seneca, de vitae brevit. 18; Dio 59, 17.

fangener hier zuerst das italische Festland betrat, um nach einer langen beschwerlichen Seefahrt über Malta, Syrakus und Rhegium und einem siebentägigen Aufenthalte bei den „Brüdern" in Puteoli seine Reise nach Rom fortzusetzen, die bekanntlich seine Todesreise war [1]. Caligola und Paulus! Welch eine Welt contrastirender Gedanken schließen diese Namen ein! Sie sagen uns, wie es wahrlich Zeit war, daß ein neuer Same in das faule Völkerleben gepflanzt ward und diesen Samen vermittelte nicht zum wenigsten die Seestadt Puteoli, wo sich wohl die erste Christengemeinde in Italien bildete und wie überall namentlich aus Frauen und Leuten der unteren Stände für den Anfang zusammensetzte.

Doch zu dem Gewichte dieser einzelnen geschichtlichen Reminiscenzen, die in raschem Fluge am Horizonte unserer Gedanken auftauchten, gesellte sich, als wir dort am sonnigen Hafenstrande wandelten, das Bewußtsein, daß auf diesen Hafen — denn offenbar lag der alte Hafen an keiner anderen Stelle — die Entstehung und Geschichte einer großen Stadt zurückgeführt werden müsse. In der That wurde das nachmals so bedeutende Puteoli schon im Jahre 521 v. Chr. unter dem Namen Dikäarchia von den Cumäern gegründet, welche auf dieser Seite des Golfs einen Anker- und Handelsplatz besitzen wollten [2]. Anfänglich größtentheils von Seevolk und etlichen cumäischen Kaufleuten bewohnt, erhielt die Stadt bald neue Elemente durch den Zuzug von Samiern, welche, der Tyrannei des Polykrates entfliehend, sich um 492 in der chalcidischen Republik ansiedelten [3]. Das Abhängigkeitsverhältniß gegenüber Cumä erreichte, wenn nicht früher, so doch wahrscheinlich während der Samniterkriege seine Endschaft, dagegen gerieth Dikäarchia im Verlauf des zweiten punischen Krieges unter römische Herrschaft, indem nach einem Senats-

1) Apostelg. 28, 13. 2) Strabo V, 245; Plin. III, 9, 9.
3) Nobile a. a. O. III, 38. 42.

beschluß Quintus Fabius mit 6000 Mann im Jahre 215 dorthin gesendet wurde und die Stadt, die sich seither stark bevölkert hatte, gegen die anrückenden Punier befestigte, so daß Hannibal sie mehrere Tage lang vergeblich berannte. In jener Zeit kam auch der römische Name Puteoli auf, welcher das Nämliche wie Dikäarchia, nämlich den Sitz eines Gerichtshofes, bedeutet [1]). Eine weitere römische Colonisation, wenn man eine solche während des Krieges annimmt, mußte sich Puteoli nach Beendigung desselben im Jahre 195 gefallen lassen [2]). Doch unter römischem Scepter schwang sich Puteoli zur ersten Seestadt des Reiches auf und wurde als Centrum des italischen Handels im Mittelmeere ein Welthandelsplatz, soweit dieser Begriff auf die damalige Welt sich anwenden läßt. Besonders wichtig wurde der Luxushandel mit Alexandrien, Syrien und Spanien, während der näher liegende italisch-griechische Verkehr großentheils durch Brundusium und Tarent, die directe Einfuhr nach Rom aber, namentlich von Getreide, durch die Rhede von Ostia vermittelt wurde. Von den syrischen Städten ist durch Inschriften nachgewiesen, daß insbesondere Tyrus, Hieropolis und Berytus in lebhaftem Verkehr mit Puteoli standen und daß deren, von Osten übergesiedelte Vertreter hier besondere, kaufmännische Gilden bildeten [3]). Gegen das Ende der Republik, als Puteoli durch die sullanische Municipalverfassung römisches Municipium wurde, nahm die Stadt einen neuen Aufschwung und hielt sich deshalb im Bewußtsein eigener Kraft nach dem Tode Cäsars zu der republikanischen Partei des Brutus, was ihr bedeutende Nachtheile zuzog. Gleichwohl datirt Puteolis höchster Glanz erst aus der

[1]) Der zuerst von Varro genannte Name Puteoli stammte nach der getheilten Ansicht der Alten entweder von der Menge der Quellen und Brunnen (putei) oder minder wahrscheinlich von dem üblen Geruch der Schwefeldämpfe und der ungesunden Ausdünstung der benachbarten Gewässer (von putere). Vergl. Plin. XXXI, 2; Strabo V, 245.

[2]) Livius XXXIV, 45. [3]) Nobile a. a. O. III, 41.

Zeit der Monarchie, unter der es als Seeplatz und Sommerfrische der vornehmen Welt in beispielloser Weise den Ruhm einer hervorragenden Handels- und Vergnügungsstadt vereinigte, wobei es außerdem in industrieller Beziehung einigen Ruf genoß, wie denn neben der Puzzolanfabrikation die Purpurfärberei als ein ihm eigener Industriezweig genannt wird [1]. Nero, der sich oft und gerne hier aufhielt, ertheilte der Stadt die Rechte einer römischen Colonie, indem er die altansässigen Bürger und die Colonisten einander gleichstellte und ihr den Beinamen colonia Neronea Augusta gab, obgleich zwei Jahre zuvor ein Streit zwischen dem Volke und dem Senate von Puteoli ausgebrochen war, der zu blutigen Auftritten und in Folge beiderseitiger Appellation nach Rom zu einer energischen Unterdrückung durch die bewaffnete Macht geführt hatte [2]. Vespasian, für welchen die Puteolaner noch unter Vitellius Partei ergriffen hatten [3], Trajan und Antoninus Pius bemühten sich angelegentlich um die Erweiterung und Verschönerung der Stadt, die bis zur Völkerwanderung ihre Bedeutung bewahrte, in dieser sturmbewegten Periode aber zuerst durch den Westgothen Alarich im Jahre 410, dann 455 durch den Vandalenkönig Geiserich und endlich neunzig Jahre später durch Totilas zerstört wurde. Noch einmal erhob es sich aus dem Staube und besonders bemühte sich Neapel im frühen Mittelalter mit Erfolg um seine Wiederherstellung, allein bald wurde es von den Saracenen und auf gründliche Weise im Jahre 1550 von den Türken der Verwüstung preisgegeben. Die Eruption der Solfatara, die vulkanische Erhebung des Monte nuovo und mehrere Erdbeben thaten das Uebrige, um die einst blühende Stadt in Trümmer zu stürzen und zu dem gegenwärtigen armseligen Range herabzudrücken. Es hat dem-

1) Das puteolanische Purpurissum Plin. XXXV, 26.

2) Tacit. „Annal." XIII, 48; XIV, 27.

3) Tacit. „Histor." III, 57.

nach den umgekehrten Entwickelungsgang eingeschlagen, wie das immer höher gestiegene Neapel.

Gleich Neapel könnte man aber auch für Puteoli eine Art Kaiserchronik zusammenstellen, die es der Aufmerksamkeit seiner Imperatoren verdankt. Wir erwähnen in dieser Hinsicht nur Einiges, was, wenn auch nicht so unmittelbar wie Caligulas Brückenwerk, mit dem Hafen in Verbindung steht. Daß Octavianus Augustus, welcher gleichfalls durch Ueberführung von Colonisten sein Interesse an dem Wachsthum der Stadt bekundete, auf seinen Kriegszügen und auch sonst das wichtige Puteoli bereiste, ist selbstverständlich. Aus seiner letzten Lebenszeit aber wird uns eine Episode über seinen Besuch in Puteoli erzählt, die ihrer dramatischen Lebendigkeit wegen uns besonders anspricht[1]. Der greise Kaiser trat eine Erholungsreise nach dem Golfe von Neapel an und verlebte dort nach den vielen Arbeiten und bitteren Erfahrungen seines Lebens einige Wochen voll Heiterkeit und Lebenslust, wozu die sonnigen Gestade des Golfes ihn unwillkürlich inspirirten. Er befand sich auf der Fahrt nach Capri. „Als er nun zufällig an dem Golfe von Puteoli vorbeifuhr, erschienen die Reisenden und Matrosen eines alexandrinischen Schiffes, das eben erst gelandet war. Mit weißen Kleidern angethan und Kränzen auf dem Haupte brachten sie ihm Weihrauchopfer dar und überhäuften ihn mit Glückwünschen und Lobeserhebungen, denn ihm hätten sie Lebensgenuß, Schifffahrt, Freiheit und alle ihre Glücksgüter zu verdanken. Darüber war er so erfreut, daß er seinen Begleitern 400 Goldstücke austheilen ließ unter der eidlich ihnen vorgeschriebenen Bedingung, daß sie das Geld nur zum Einkauf alexandrinischer Waaren verwenden dürften.“ Es war eine der letzten Ovationen, die dem Kaiser widerfuhren, denn bald darauf verfügte er sich nach seiner Sterbestätte in Nola. Auch Tiberius betrat mehrmals den Boden von Puteoli,

1) Suet. „Octav.“ 98.

so oft er nämlich von seinem Exil in Capri nach dem Festlande oder von diesem nach der Insel eilte, die damals für die Bewohner Puteolis einer unheilvollen Wetterwolke gleich am Himmel stand. Sonderbarer Weise existirte aber in Puteoli gerade ein Denkmal mildthätiger und menschenfreundlicher Gesinnung, die der Kaiser dann und wann, namentlich wenn es das Staatswohl betraf, an den Tag legte.

In der Nähe des Hafens fand man im Jahr 1693 ein viereckiges, marmornes Fußgestell mit 14 schönen Hochreliefsfiguren, welche ebensoviele Städte allegorisch darstellen. Dieses Denkmal war vor seiner Uebertragung in das Museum in Neapel [1]) auf dem Marktplatze von Pozzuoli aufgestellt. Es ist die Copie [2]) eines Ehrengeschenkes, das von den kleinasiatischen Städten Sardes, Magnesia, Philadelphia, Tmolus, Kyme, Temnos, Kibyra, Myrina, Ephesus, Apollonidia, Hyrkania, Mostene, Aegae, Hierocäsarea dem Tiberius geweiht wurde und zwar zum Danke dafür, daß er nach einem Erdbeben, welches die genannten Städte im Jahr 17, Kibyra und Ephesus aber einige Jahre später betroffen hatte, den Neubau der zerstörten Städte durch die größte Municicenz erleichtert hatte. Er schenkte ihnen nämlich nicht nur zehn Millionen Sestertien, sondern erließ ihnen auch auf fünf Jahre die Steuern, welche sie an den Staatsschatz zu bezahlen hatten [3]). Das Piedestal

1) Das Denkmal steht jetzt im Reliefzimmer des Museums und hat folgende Inschrift: Ti. Caesari Divi Augusti F. Divi Juli N. Augusto Pontif. Maximo cos. IIII Imp. VIII Trib. Potestat. XXXII Augustales Respublica Restituit.

2) Genauere Nachweisungen über das in Rom errichtete Denkmal und sein Nachbild, das die Augustalen d. h. der Municipalritterstand von Puteoli aufstellen ließen, finden sich bei Overbeck, „Gesch. der griech. Plastik". 2. Aufl. II, 363.

3) Plin. II, 86; Strabo XIII, 627; Tacit. „Annal." II, 47; Suet. „Tib." 48. Bei Plinius und Tacitus sind nur zwölf Städte genannt, weil Kibyra und Ephesus erst einige Jahre später von Erdbeben betroffen wurden.

trug vermuthlich die Statue oder Kolossalbüste des Tiberius und enthält unter den Reliefs die Namen der stiftenden Städte. Die Aufstellung geschah nach dem Datum der Weihinschrift im Jahre 30 zu einer Zeit, da Tiberius schon längere Zeit auf Capri war, es wurde also vermuthlich darum gerade in Puteoli errichtet, weil der Kaiser es dort von Capri aus am leichtesten erblicken konnte.

Doch — entschuldige der Leser! unsere von dem Zauber der Oertlichkeit inspirirten Hafenbetrachtungen, — Gedanken und Bilder, wie sie beim Besuche Pozzuolis unsere Seele erfüllten, vorüberziehende Gestalten aus alter Zeit, die allsogleich in dem lachenden Himmel über uns verschwanden oder in den vor uns liegenden Fluthen untergingen, — sind am prosaischen Schreibtisch unvermerkt zu einer kleinen geschichtlichen Skizze geworden. Also fort von dem trockenen Ufersand, auf den wir gerathen!

Vom Hafen aus drängte uns unser Führer nach der denkwürdigsten Ruine, welche Pozzuoli zu bieten hat, nach dem berühmten namentlich in geologischen Büchern vielbesprochenen Serapistempel, den wir nun um so lieber aufsuchten, weil er am Westende der Stadt dem Hafen ganz nahe liegt und, sofern auch er uns im Geiste nach dem Oriente führte, eine sehr sachgemäße Fortsetzung bildete.

Wie schade ist es, daß dieser herrliche Bau sich jetzt in einem so äußerst trümmerhaften Zustande befindet, daß er nicht einmal mehr ein Schatten seiner selbst genannt werden darf! Der dort angestellte Aufseher, der zugleich als Badewärter der in den Tempelräumen etablirten Mineralbäder fungirt, ließ uns in einen geräumigen, viereckigen Hof ein von 43 Metern Länge und etwas weniger Breite. Die Seite links vom jetzigen Eingang enthielt in der Mitte das Hauptgebäude, welches eine in den Hof vorspringende Vorhalle hatte, die von vier aus einem Stück bestehenden korinthischen Kolossalsäulen von grauem Cipollinmarmor getragen wurde. Noch drei der-

selben, leider ohne Capitäl, haben ihren Platz behauptet und lenken durch ihre mächtige, an dreizehn Meter betragende Höhe sogleich den Blick des Eintretenden auf sich. Ist etwas geeignet, das sich beim Eintritt einigermaßen regende Gefühl der Enttäuschung nicht zur Geltung gelangen zu lassen, so sind es diese majestätischen Säulenmonolithe. Ueber ihnen erhob sich einst ein reichgezierter Fries sammt dreieckigem Tempelgiebel und dahinter erblickt man noch die zerstörten Umfassungsmauern eines nach außen oblongen, nach innen halbkreisförmigen Baus, der als die Tempelcelle betrachtet werden muß. Fand man doch in der Mittelnische die sitzende Statue des Serapis mit dem ihm zu Füßen liegenden Cerberus, wie sie jetzt in der ägyptischen Sammlung des Museums zu sehen ist. Die Seitennischen sollen gleichfalls mit Statuen und das Innere im Uebrigen mit werthvollen Säulen geschmückt gewesen sein. Weitere Aufmerksamkeit verdient ein runder, erhöht liegender und mit zahlreichen Säulenfragmenten umgebener Raum in der Mitte des Hofs. Das war einst, so sahen, hörten und lasen wir mit Genugthuung, ein von einer marmorbekleideten Kuppel gedeckter Rundtempel, den sechszehn korinthische Säulen von rothgeblümtem und afrikanischem Marmor, alle aus einem Stück gefertigt, umgaben. Zwischen ihnen standen zahlreiche Bildsäulen. Vier Treppen von wenigen Stufen führten hinauf ins Innere, wo sich, noch sichtbar, etliche Brunnenöffnungen mit dem geweihten Wasser befanden und in der Mitte ein achteckiger Opferaltar, von dem nur noch die Basis übrig ist. Jene und andere Säulen des Tempels sind längst in das Schloß von Caserta verschleppt, denn die jetzt da aufgehäuften Säulentrümmer stammen von anderen Stellen des Serapeums und geben überhaupt keinen Begriff mehr von der großartigen Auswahl kostbarer Marmorarten, die in den Räumen des Tempels und namentlich seinem Säulenheer zur Verwendung gekommen waren. Außer diesen mehr ins Auge fallenden Stellen erblicken wir, rings den Hof ein-

schließend, die Mauerreste von 32 kleinen Kammern, die zum Theil noch ordentlich erhalten, unter einander abgeschlossen und nur gegen den Hof mit Ausgängen versehen sind oder waren. Vor diesen Kammern aber lief ringsum ein herrlicher Porticus von 48 Säulen, von welchen jede nach der Hofseite eine Statue vor sich hatte. Sollen wir jedoch bestimmteren Nachrichten Glauben schenken, so vertheilten sich diese Säulen auf zwei über einander liegende Portiken, von denen der untere durch 24 korinthische Granitsäulen, der obere durch ebensoviele Säulen von giallo antico gebildet gewesen sei. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls war an den Tempel eine seltene Masse von Säulen und Statuen verschwendet, von denen auch die zahlreich umhergestreuten Bruchstücke keine Ahnung zu erwecken vermögen, da das Meiste im Laufe der Zeit, von den Zerstörungen abgesehen, theils von unbefugter Seite fortgeholt, theils anderswohin namentlich nach Caserta und ins Museum verpflanzt wurde. So birgt das Museum vier schöne farbige Mosaike und zwei mit Inschriften versehene, kolossale Cipollinsäulen, welche dem Serapeum angehörten. Auch der Fußboden, der unter den Colonnaden und in den Tempelräumen mosaicirt und auch im Hof mit Marmorplatten belegt war, weist nur noch geringe Spuren seiner Marmorbekleidung auf. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir nach dem Gesagten noch ein Wort zum Lobe dieses Tempels hinzufügen, der von seinem westlichen Haupteingange aus mit dem Blick auf den imposanten, giebelgekrönten Hauptbau und das ringsum wogende Säulenmeer in der That eine überraschende Pracht entgegenstrahlen mußte. Was die Bestimmung der Localitäten anlangt, so versteht es sich, daß der erwähnte Hauptbau als die eigentliche Gottesdienst- und Orakelstätte, das Heiligthum im Hofe aber als der Opferplatz anzusehen ist, wo nicht blos Rauch-, sondern nach am Boden befestigt gewesenen Ringen zu schließen, an denen das Vieh angebunden war, auch Schlachtopfer dargebracht wurden. Die den Hof umkreisenden, kleinen Gemächer

dienten dagegen als Weihbadekammern, Orakelzimmer und wohl auch als Priesterwohnungen, falls diese nicht in einem obern Stocke lagen. Eine Anzahl derselben, in die man einige in der Nähe entspringende warme und kalte Mineralquellen leitete, sind noch heutigentags als Badekammern eingerichtet, doch liegt ihr Eingang jetzt nach hinten und nur ein halbkreisförmiges Fenster nach der Hofseite. Wir gestehen, es gelüstete uns, hier ein historisch geweihtes Bad zu nehmen, doch die vorgerückte Zeit und des Führers sichtliche Ungeduld brachten den Vorsatz nicht zur Reife. Allein was hat der Serapisdienst mit diesen Bädern zu thun? frägt der Leser.

Der seit der Ptolemäerzeit in Aegypten verehrte Serapis, der ägyptische Jupiter und Pluto in einer Person, hatte als Gott der abgeschiedenen Seelen, wie man annahm, Macht über Krankheit und Tod, weshalb er besonders um Heilung der Kranken angegangen wurde. In dieser Eigenschaft identificirten ihn die Römer mit ihrem Heilgotte Aesculap, so daß sogar Winckelmann dadurch verleitet den Tempel als den des Aesculap beschrieb [1]). Seinen heilenden Einfluß äußerte Serapis in der gleichen Weise, wie Aesculap, nämlich durch Incubation, indem die Kranken im Tempel schliefen und sich im Traume das rechte Heilmittel offenbaren ließen. Die Serapis- und Aesculapdiener waren somit Priester und Aerzte in einer Person, verschmähten aber als solche, wie es scheint, nicht das natürliche Mittel der Bäder zur Heilung der Hülfesuchenden. So erklärt sich am einfachsten der Gebrauch jener Kammern theils als Traum- theils als Badezellen. Unleugbar lag etwas Geheimnißvolles in dem Serapisdienste und dieser mystische und — mystificirende Charakter seines Cultus wird uns auch ausdrücklich durch die Schilderung bestätigt, die uns Rufin von dem Serapistempel in Alexandrien entwirft. Er erzählt uns

1) Winckelmanns Werke II, 136.

darüber [1]): „Es gab dort auch einige auf das Staunen und die Verwunderung der Zuschauer durch List und Kunst berechnete Vorrichtungen. Ein winziges Fenster war gegen Sonnenaufgang so angebracht, daß an dem festgesetzten Tage, an welchem das Sonnenbild hereingebracht wurde, um den Serapis zu begrüßen, in Folge genauer Zeitberechnung der durch jenes Fenster einfallende Sonnenstrahl gerade beim Eintritt des Bildes den Mund und die Lippen des Serapis erleuchtete, so daß es dem zuschauenden Volke vorkam, als ob Serapis mit einem Kusse von der Sonne begrüßt würde". Auch andere physikalische Künste, so der Gebrauch des Magnetes, der zur rechten Zeit ein aus Eisen gefertigtes Sonnenbild anzog und wieder abstieß, mußten zu derlei Betrügereien herhalten, ferner weiß Rufin von den Weissagungen und Offenbarungen zu erzählen, die aus der hohlen Wand des Heiligthums hervor von den Priestern an Stelle der Gottheit erlassen wurden [2]). Diese Notizen aus Rufin, namentlich aber die Erzählung von einem Saturnuspriester [3]), der durch allerlei Schrecknisse und scheinbare Offenbarungen der Gottheit Frauen und Jungfrauen zu überwältigen suchte und wußte, hat Bulwer bekanntlich in seine Charakterzeichnung des Arbaces verwoben, doch scheinen sie uns auch für den puteolaner Tempel von hohem Werthe. Bei der Analogie mit dem alexandrinischen Tempel verdienen nämlich nicht nur Rufins Angaben über den Priestertrug vollen Glauben auch in Bezug auf Puteoli, sondern es waltet auch kein Zweifel, daß der Serapistempel in Puteoli, der ursprünglich gewiß von alexandrinischen Kaufleuten gegründet wurde, eine Nachbildung des herrlichen Tempels in Alexandrien ist, welcher in der christlichen Aera im Jahr 392 von der Volkswuth zerstört wurde. Erwähnt doch auch Rufin des viereckigen Hofes und seiner Colonnade, des Tempels in seiner Mitte und

1) Ruffin, „Histor. eccles." II, 23.
2) Ebenda II, 28. 3) Ebenda II, 24.

der vielen Kammern, und wenn er weiter angiebt, daß sich in einem oberen Stocke noch Räumlichkeiten für die Tempelhüter oder für die Kasteiungen der Asceten befunden haben, so stimmt dies mit der Annahme eines oberen Stockwerks und eines doppelten Porticus in dem geschilderten Tempel völlig überein. Somit läßt sich nach der ganzen Construction des Gebäudes, abgesehen von der Serapisstatue und den aufgefundenen Inschriften [1], deren eine der aedes Serapidis gedenkt, nicht mehr die Ansicht jener Archäologen aufrecht erhalten, welche Thermen, ein Pantheon oder sonst Etwas in ihm vermuthen wollten. Nach der herrschenden Ansicht unter Domitian erbaut, während Trajans Regierung im Jahre 105 unter Aufsicht der Zehnmänner und des städtischen Senates restaurirt, darauf unter Marcus Aurelius und Septimius Severus, wie die Inschriften besagen, abermals ausgebessert und verschönert, endlich unter Aurelian im dritten Jahrhundert durch Dämme gegen Meerüberfluthungen geschützt [2], scheint der Tempel schon im Alterthum sehr wechselnde Schicksale gehabt zu haben und ward im Laufe des Mittelalters wohl mehrfach durch vulkanische Naturereignisse beschädigt, bis die Eruption der Solfatara im 12. Jahrhundert den unteren Theil des Tempels mit Asche bedeckte. So ging er ähnlich wie Pompeji verloren, obgleich die drei Säulen fortwährend aus der Masse emporragten, und ward merkwürdiger Weise auch fast gleichzeitig mit der Entdeckung Pompejis, nämlich im Jahr 1750, ausgegraben. Die Säulen der Vorhalle trugen damals noch ein Stück des Frieses und Giebels. Doch kaum ans Tageslicht gefördert, wurde der Tempel noch im gleichen Jahre durch ein Erdbeben zerstört und befindet sich seitdem in dem traurigen Zustande, in welchem wir ihn jetzt erblicken.

Was der Tempel durch Zerstörung und Beraubung in archäologischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht verloren, das

1) Nobile a. a. O. III, 31. 2) Ebenda III, 33. 34.

hat er übrigens in geologischer Beziehung desto reichlicher gewonnen. Er ist nämlich ein eclatanter Beweis für die vulkanischen Bodenfluctuationen und insbesondere für die Hebungen und Senkungen der phlegräischen Felder. Das Interesse knüpft sich auch hier wieder an jene drei, vor dem Tempelgebäude stehenden Säulen. Sie sind nämlich etwa von Mannshöhe an in einem zwei Fuß breiten Gürtel von Bohrmuscheln, welche Cuvier lithodomus dactylus, Lamarck modiola lithophaga benannt hat, stark angefressen, also daß in den eigenthümlich gestalteten, nach oben sich erweiternden und bis zu sechs Centimeter sich vertiefenden Bohrlöchern noch jetzt vielfache Schalenreste der Muscheln sichtbar sind. Auf anderen Säulen hat das Wasser nur eine Kruste gebildet. Bohrungen sind jedoch an diesen deshalb nicht zu bemerken, weil sie völlig im Wasser lagen und die Bohrmuscheln nur an der Oberfläche des Wassers arbeiten. Man muß also annehmen, daß die Säulen während einer längeren Periode allmählich bis zur obersten Bohrlinie ins Wasser sanken, bis später wieder ein Aufwärtsgehen erfolgte. Es fanden also, wie uns auch der Augenschein lehrte, periodische Hebungen und Senkungen statt, so daß der Tempel eine förmliche geologische Geschichte hat. Schon der ursprüngliche Tempel hat sich gesenkt, denn man fand fünf bis sechs Fuß unter dem antiken Marmorpflaster des Hofes einen anderen Mosaikboden, so daß von hier ab bis zur Bohrhöhe an den Säulenschaften eine gesammte Senkung von sieben Metern zu berechnen ist. Vor dem 15. Jahrhundert stand der Tempel in seinem tiefsten Niveau, doch fand nach und nach und namentlich seit der Erhebung des Monte nuovo im Jahre 1538 wieder ein Steigen des Bodens statt, durch das nicht nur der Serapistempel wieder sichtbarer wurde, sondern auch, wie Falconi erwähnt, zwei neue salzhaltige Mineralquellen an den Tag kamen. Im Laufe der Zeit sank er aufs Neue unter den Meeresspiegel, um sich wieder zu erheben und mit Schutt und Erde bedeckt seiner

Auferstehung entgegenzugehen, und jetzt hat man berechnet, daß der Tempel seit Anfang des Jahrhunderts wieder im Niedersteigen begriffen ist, wie denn auch die Säulensockel gegenwärtig noch im Wasser stehen [1]). Daß diese übrigens an zahlreichen Küstenstrichen beobachtete geologische Erscheinung auch den Alten bekannt war, beweist uns die Meldung des Plinius, daß zur Zeit von Erdbeben das Meer häufig in die Bucht der sich senkenden Erde eindringe [2]).

Auf unseren Wunsch, die Ruinen der Villa Ciceros zu sehen, und die Auskunft des Führers, daß selbige nicht weit von hier am Meeresstrande gelegen seien, wandten wir uns der Straße nach Bajä zu und erhielten dort wenige, unbedeutende Ruinen gezeigt, die äußerlich betrachtet der Besichtigung völlig unwerth sind. Es ist, wie wir uns bei einem bald darauf folgenden zweiten Ausflug nach Pozzuoli gestehen mußten, wahrlich weit vernünftiger, vom Westende der Stadt aus die nach Norden führende ehemalige via Campana einzuschlagen und dort die zahlreichen im Netzwerk construirten Columbarien zu besichtigen, die 1841 ausgegraben wurden und mit ihrer Thurm- oder Tempelgestalt und ihrem stellenweise noch erhaltenen Relief- und Freskenschmuck den besten Eindruck hervorbringen, zumal auch die Straße mehrfach noch mit antikem Pflaster bedeckt ist. Indessen die Stätte, da ein berühmter Mann seine Tage verbrachte, sei sie auch noch so verändert und unscheinbar, hat immerhin Anspruch auf unser Interesse und wird selten ihren Eindruck verfehlen, falls nur die richtige Oertlichkeit constatirt ist. Im vorliegenden Falle muß sich der Wanderer mit dem negativen Troste begnügen, daß die bezeichneten Trümmerhaufen wenigstens mit der Beschreibung des Plinius nicht im Widerspruche stehen, wenn wir bei diesem über die Villa Ciceros Folgendes lesen [3]):

---

1) Vergl. Roth, „Der Vesuv“ u. s. w. und Nobile III, 34 ff.
2) Plin. II, 86. 3) Plin. XXXI, 3.

„Man begegnet ihr am Meeresufer, wenn man vom Avernersee nach Puteoli geht. Sie zeichnet sich durch einen Porticus und einen Lusthain aus. Cicero nannte sie die Akademie nach dem Vorbilde der Akademie von Athen. Hier war es, wo er seine Academica (quaestiones academicae) verfaßte". Cicero besaß dieses Gut wohl erst seit dem Jahre 45, weil es in den früheren Jahren seines Briefwechsels neben seinen zahlreichen anderen Gütern nicht genannt wird, dafür gewann er es aber desto lieber, besonders als er dort eine ihm von Cluvius hinterlassene Gütererbschaft antrat, über die er vergnügt in seinen Briefen berichtet [1]). Ganz nahe bei seinem Puteolanum stand das Landhaus des Philippus, der das Consulat bekleidet hatte und ein Stiefvater des Octavius und ein Verwandter des Cäsar war [2]). Von hier aus empfing Cicero am 19. December des Jahres 45 den Besuch Cäsars. Wir erfahren von Cicero selbst, welche Freude, aber auch welche Sorge ihm dieser Besuch bereitete [3]). Er schreibt: „Was war das für ein gewichtiger Gast, der mir aber nachher keine unangenehme Erinnerung hinterließ! Denn er war von der angenehmsten Laune. Als er aber am Abend des zweiten Tages der Saturnalien (20. December) zu Philippus kam, füllte sich die Villa so mit Soldaten an, daß kaum noch der Speisesaal, wo Cäsar selbst speisen sollte, frei blieb, denn es waren 2000 Menschen da versammelt. Da wurde mir denn gewaltig bange, wie es morgen bei mir aussehen werde. Doch Barba Cassius kam meiner Verlegenheit zu Hülfe und gab mir eine Wache. Die Soldaten mußten Zelte im Freien aufschlagen und die Villa blieb ihnen verschlossen. Am dritten Saturnaltage blieb er bis um ein Uhr Mittags bei Philippus ohne Jemand vorzulassen. Nun machte er einen Spaziergang an der Küste. Hierauf gings um zwei Uhr ins Bad, nach

1) Cic. ad Attic. XIII, 46; XIV, 9. 10 u. s. w.
2) Ebenda XIII, 52; XIV, 11. 3) Ebenda XIII, 52.

welchem er, ohne eine Miene zu verziehen, sich ein Spottgedicht über Mamurra vorlesen ließ. Nun ließ er sich salben und begab sich (bei Cicero) zu Tische. Er hatte vor, ein Brechmittel zu nehmen, darum aß und trank er ungestört und voll guten Humors. Es war fürwahr ein vortreffliches und reichlich ausgestattetes Mahl. Außerdem speisten noch in drei Sälen seine Begleiter aufs Reichlichste. Auch den Freigelassenen niederen Rangs und den Sclaven fehlte es an Nichts. Die angeseheneren Leute aber wurden fein bewirthet. Was mehr! wir haben uns als Männer von Ton gezeigt (!). Mein Gast war übrigens keiner, zu dem man sagen möchte: „Es wird mir lieb sein, wenn du mich bei Gelegenheit auf ähnliche Weise wieder besuchst". Einmal ist genug. Das Gespräch hatte keinen ernsten Charakter, doch wurde viel über Literatur gesprochen. Was könntest du noch weiter fragen? Er unterhielt sich gut und war gerne bei mir. Er sagte, er wolle noch einen Tag in Puteoli bleiben, den zweiten in Bajä". Mit naiver Offenheit gesteht uns hier Cicero seine Eitelkeit, daß er, obwohl Republikaner und principieller Gegner Cäsars, doch durch die Gegenwart des Dictators sich geschmeichelt fühlt. In diesem einzigen Briefe zeigt sich die Verlegenheit eines Mannes, dem die politische Situation über den Kopf gewachsen ist und der in seiner Schwäche dem allgemeinen Leitstern zu folgen gezwungen ist. Wenige Monate später triumphirte Cicero laut über den Tod des Tyrannen, den er nicht ungern bewirthet hatte. Den gleichen Eindruck der Schwäche macht auch seine skeptisch schwankende, verwässert akademische Philosophie, die ohne Princip und Originalität über eine farblose Besprechung der philosophischen Systeme sich nicht erhebt. Cicero schildert uns trefflich in seinen Briefen die Lage der Zeit, aber auch, wie wenig sie geeignet war, Charaktere zu reifen. Kein Wunder, daß er auch in diesem Paradiese es zu keinem wahren Lebensgenusse brachte, indem er hier seine schwankende, ängstliche Vermittlungspolitik betrieb

und von hier aus bald mit Cäsars Mördern, bald mit Octavianus persönlich und brieflich in Verkehr trat. Auch die Consuln Hirtius und Pansa, die durch Cäsars Gunst zum Consulat erhoben waren, besuchten ihn öfters auf seinem Puteolanum [1]), aber auch sonst eine bedeutende Anzahl von Diplomaten und Repräsentanten der römischen Gesellschaft, so daß er darüber ganz mißgestimmt wurde. „O wie gerne, ruft er, wäre ich sonst in jeder Hinsicht an diesen Orten, wenn mich nur nicht die Menge von störenden Besuchen sie fast zu fliehen nöthigte!" [2]) Am meisten hielt sich Cicero während des Jahres 44 auf diesem Landgute auf, doch auch sonst gar oft in Abwechslung mit seinen sonstigen campanischen Villegiaturen, die er stolz seine Königreiche nennt. Nach seinem Tode wurde Antistius Vetus Besitzer dieser Villa, zu dessen Lebzeiten im vorderen Theile des Gutes warme Quellen entsprangen, die sich den Augen sehr heilsam erwiesen und durch einen Freigelassenen Ciceros, Laurea Tullius, poetisch verherrlicht wurden [3]). Fast scheint es, als ob die Villa schließlich in kaiserliche Hände kam, weil der in Bajä verstorbene Kaiser Hadrianus hier so lange beigesetzt wurde, bis sein Riesengrabmal in Rom, die bekannte Engelsburg, vollendet war [4]).

Auch der Dictator L. Cornelius Sulla, der „Glückliche", dieser talentvolle, doch sittenlose Aristokrat, verlebte, nachdem er freiwillig und feierlich die Regentschaft in Rom niedergelegt hatte, seine letzten Lebensjahre in dem heiteren Puteoli und beschäftigte sich neben Gastereien, Jagd und Fischfang auch gelegentlich mit der Schlichtung bürgerlicher Zwistigkeiten. Er hatte auch die Absicht, eine Selbstbiographie und Geschichte seiner Zeit zu schreiben, allein das Werk kam nicht zur Aus-

1) Cic. ad Attic. XIV, 11. 12. 2) Ebenda XIV, 16.

3) Plin. XXXI, 3.

4) Spartian über Hadrian c. 25 und Julius Capitolinus über Anton. Pius c. 6.

führung, da er bald darauf, im Alter von 66 Jahren, den Folgen seines schwelgerischen Lebens erlag [1]).

Eine Reihe interessanter Alterthümer, die Pozzuoli zu bieten hat, zieht sich hinter der Stadt den Hügel hinan, wo auf den Spuren der alten Straße von Neapolis nach Bajä ein herrlicher aussichtsreicher Feldweg sich dahinzieht. Dorthin lenkten wir vom Meere aus unsere Schritte und fanden zwischen Weinbergen versteckt gar manche Ruine einst berühmter Gebäude zerborsten und vergraben: zuerst die halbkreisförmige Ruine eines sogenannten „Tempels der Ehre", der irgendwo inschriftlich erwähnt wird, aber sicher fälschlich in diesem Bau gesucht wird, da dieser vermuthlich den Bestandtheil einer Therme bildete, sodann auf der Höhe des Hügels mit breitem Blick auf die belebte Stadt und das Meer drunten, ein paar starke mit Nischen und Fenstern versehene Mauern. Ist die ihnen beigelegte Bezeichnung eines Neptuntempels richtig, wofür freilich jede Bürgschaft fehlt, so hätten wir also die Bruchstücke des bemerkenswerthen Baus vor uns, in welchem Augustus vor seinem Feldzuge gegen Sextus Pompejus und Caligula vor seinem erzählten Triumphzuge dem Beherrscher des Meeres ihre Opfer darbrachten [2]). Schräg gegenüber von dem stattlichen Mauerwerk des Neptuntempels liegt ein außen viereckiger, innen runder Bau, den man nach einer Inschrift Dianentempel benannt hat; doch ist diese Bezeichnung durchaus nicht verbindlich, da die Ruine ganz das Gepräge einer Therme trägt und die 1728 hier entdeckte Inschrift Dianae custodi [3]), im Grunde nur eine Widmung an Diana enthielt, welche als Nymphenführerin auch ein gewisses Anrecht an die Oertlichkeit hatte. Etwas landeinwärts von hier, nur an der Bodenform und etlichen Bögen kenntlich, im Uebrigen aber unter Ackerland vergraben, fanden wir das einstige Theater, das

[1]) Plut. „Sulla" 36.

[2]) App. de bello civ. lib. V; Dio 59, 27.

[3]) Nobile a. a. O. III, 29 ff.

noch seiner Auferstehung harrt. Wie viele unentdeckte Schätze mag auch Pozzuoli in sich schließen, aber die Fülle von Alterthümern macht auf den Einheimischen in Italien einen abstumpfenden Eindruck und hält mehr als recht und nöthig den Staats- und Gemeindebeutel verschlossen.

Also räsonnirend hatten wir unvermerkt das Amphitheater erreicht, ein herrliches Gebäude, das zwar vom Zahn der Zeit stark beschädigt, aber wenigstens annähernd vollständig ausgegraben ist. Wir treten durch einen der beiden Haupteingänge ein, welche in der Richtung der Längenaxe liegen und, was ihre Ausstattung anlangt, ehedem mit dreifachen Säulenreihen versehen waren, und ein Ausruf freudigen Staunens entfuhr uns, als wir den gewaltigen Raum überblickten, wo die wogende, buntgeschmückte Volksmenge mehr als einmal dem blutigen Schauspiel in der Arena zujauchzte. Das gesammte im Oval geführte Gebäude hat eine Längenaxe von 147 und einen Breitedurchmesser von 117 Meter, während die Arena, mit deren Ausgrabung 1838 die Freilegung des Amphitheaters begann, nur eine Länge von 72 und eine Breite von 42 Meter hat [1]), somit ist das Theater unter Berücksichtigung seiner Höhe kleiner als die Amphitheater von Rom und Capua, doch größer als das in Pompeji und auf etwa 30,000 Zuschauer berechnet. Wie bei allen diesen Gebäuden, so laufen auch hier übereinander zahlreiche aus Marmorblöcken gefügte Sitzreihen ringförmig um die Arena herum. Bei der verhältnißmäßig starken Breite des Gebäudes in Pozzuoli, welche seine Ovalfigur schon auffällig der Kreislinie annähert, war die Möglichkeit gegeben, besonders breite und bequeme

1) Die Angaben über die Dimensionen schwanken. Einer irrigen Angabe folgt Friedländer, der die beiden Axen des ganzen Gebäudes zu 190,95 und 144,87 Meter und die Axen der Arena zu 111,93 und 65,85 Meter annimmt, worauf die Grundfläche des puteolaner Amphitheaters und namentlich seiner Arena größer als beim flavianischen Theater in Rom sein müßte.

Sitze herzustellen. Leider sind die Marmorstufen der Sitzreihen nur noch an einzelnen Stellen vorhanden, doch erkennt man, wie jene, durch Absätze getrennt, rangweise in vier Abtheilungen zerfielen. Die Tribüne des Kaisers war durch korinthische Säulen von schwarzem Marmor ausgezeichnet. Zwei gedeckte Corridore mit zahlreichen Ausgangspforten nach den Zuschauerräumen, der eine im Niveau der Arena, der andere weiter oben herumlaufend, vermittelten das Betreten der Plätze, desgleichen häufige Treppengänge, welche die Sitzreihen in bestimmten Distancen quer durchschnitten. Da sie nach unten sich einander annähern, so belegte man diese Einschnitte sehr treffend mit dem Namen cunei, d. h. Keile. So strebte der Bau, außen durch drei übereinander stehende Bogenreihen zusammengehalten und mit Strebepfeilern gestützt, einst mächtig in die Höhe bis zu dem obersten Gesimse, welches mit einer Reihe von Statuen geziert war. Dort erhoben sich, der Arena zugewendet, die Damenlogen und man konnte von hier aus vermittelst Seile zum Schutz gegen Sonne und Regen ein Zeltdach über die Zuschauer ausspannen. Von all dem ist durch den Zusammenbruch der oberen Theile das Beste verschwunden. Man bewundert nur noch die massiven Quadern der unteren Bogenreihe, während die oberen aus Ziegel erbauten Bögen und die von außen aufwärts führenden Treppen zerstört sind.

Charakteristisch in dem puzzolaner Amphitheater sind seine ausgedehnten Souterrains, die sich unter dem ganzen Gebäude hindurchziehen. Drei Reihen von massiven Pilastern stützten hier als Gewölbeträger die oberen Massen. Zwischen hindurch findet überall breiter Durchgang statt, zugleich aber auch eine eigenthümliche Verbindung mit der Arena oben. Denn auf dem Boden der Arena öffnen sich etwa sechszig regelmäßig vertheilte quadratische Löcher und in der Richtung der Längenaxe befindet sich gar ein wenigstens vier Meter breiter Durchlaß, der fast von einem Ende der Arena bis zum anderen reicht. Augenscheinlich waren alle diese Oeffnungen, wie die

Randeinschnitte beweisen, mit Brettern gedeckt, die natürlich im Laufe der Jahrhunderte verfaulten, so daß man jetzt überall in die räthselhafte Tiefe hinabstarrt. Wozu haben diese Öffnungen gedient? Seltsamer Weise erinnerten sich Manche an die Naumachieen d. h. an die Seekämpfe, die in den Amphitheatern Roms, sowohl in dem von Nero erbauten auf dem Marsfelde als in dem prachtvollen flavischen, dem Colosseum, zu wiederholten Malen veranstaltet wurden [1]). Allein was in Rom am Platze war, wäre in Pozzuoli zum mindesten absurd gewesen, wo man in dem nahgelegenen Meere die ausgedehntesten Seekämpfe viel leichter und bequemer in Scene setzen konnte. Zudem konnte die Arena, wie der Augenschein lehrt, ohne gleichzeitige Ueberfluthung der Eingänge und des unteren Corridors gar nicht unter Wasser gesetzt werden und die Existenz der zahlreichen Oeffnungen, welche die halbe Oberfläche der Arena einnehmen, wäre damit erst nicht hinreichend erklärt. Ueberhaupt werden derartige kostspielige Naumachieen auf künstlich hergestellten Wasserbecken niemals von den Provinzen erwähnt und bleibt es sogar sehr zweifelhaft, ob das berühmte capuaner Amphitheater, das dem flavischen an Größe nahezu gleichkommt, zum Zweck solcher Seekämpfe überfluthet werden konnte. Die Souterrains des capuaner Amphitheaters werden wohl die gleiche Bestimmung wie die des puteolaner gehabt haben und die Wasserleitungen, die sich hier wie dort nachweisen lassen, dienten den weit näher liegenden Bedürfnissen der Reinigung und Durstlöschung. Unter diesen Umständen hat Roßmann die Ansicht ausgesprochen, daß hier unten eine Fechterschule etablirt gewesen sei. Die Hypothese ließe sich hören, sofern es nicht undenkbar ist, daß die Gladiatoren hier in kühlem Grunde und nach Abnahme der Bretter dennoch bei hinreichender Beleuchtung sich wettkämpfend auf die blutigen Künste der

1) Dio 61, 9; 62, 15; 66, 25. Ueber die Naumachieen vergl. Friedländer a. a. O. II, 388 ff.

Arena vorbereiteten. Auch darf nicht verhehlt werden, daß von den Souterrains des puzzolaner Amphitheaters ein Treppengang, eine scala segreta, wie der Führer uns geheimnißvoll zuflüsterte, in verschiedenen Windungen emporleitete und zwar in einer Richtung, die auf eine abgekürzte Verbindung mit der Stadt hindeutet, so daß offenbar ein persönlicher Gebrauch dieser unterirdischen Räume stattfand. Von einer Gladiatorenschule kann jedoch nicht die Rede sein, da es einestheils im Gebäude an Gladiatorenwohnungen gebricht, anderntheils das Souterrain wegen der hindernden Steinpfeiler nicht als Fechtsaal benutzt werden konnte. In der Voraussetzung, daß das Einfachste und Nächstliegende das Beste ist, nehmen wir also an, daß sich da unten das Gladiatorenarsenal befand, wo die Waffen, Rüstungen und Kleidungsstücke aufbewahrt wurden und an Spieltagen die Fechterschaaren, die vorher, vom Publicum ungesehen, aus der Caserne in das Gebäude gelangt waren, sich waffneten und ordneten, um gruppen- oder massenweise die Arena zu betreten. Zahlreiche Pforten und kleine Treppen, welche die Arena mit dem unteren Raum verbinden, ließen solchergestalt die Kämpfer zu rechter Zeit vor dem Podium d. h. der Arenawand auftauchen. Doch wozu dann die vielen Oeffnungen? Gewiß denkt Jeder bei ihrem Anblick zuerst an Versenkungen, durch die man die Thiere in ihren Käfigen vermittelst Hebewerke heraufbeförderte, desgleichen die Fechter, und sodann auf einen Wink wieder verschwinden ließ. Diese Vermuthung steigt zur Gewißheit, sobald wir durch literarische Zeugnisse erfahren, wie sehr die Römer derartige Ueberraschungen liebten und wie überhaupt auch bei den Arenenkämpfen ein vollständiger theatralischer Apparat von Decorationen und Verwandlungen zur Anwendung kam [1]). Bestanden solche Ein-

[1]) Seneca „Ep." 82; 88, 22; Dio 69, 4; 76, 1. Die richtige Ansicht von der Bedeutung dieser Substructionen findet sich zuerst von Rucca (sull' ipogeo dell' anfiteatro) vertreten. Vergl. Friedländer a. a. O. II, 384 ff.

richtungen, warum nicht auch in dem reichen Puteoli, wo, wie in dem capuaner Amphitheater, die weiten Substructionen von selbst darauf hinführen und wo bei der mehrfachen Gegenwart der Kaiser prunkvolle Aufführungen nicht zu den Seltenheiten gehörten? Wie diese Verwandlungen bewerkstelligt wurden, darüber haben sich keine Nachrichten erhalten. Auch fehlte jede Seilspur an den Oeffnungen der puzzolaner Arena. Doch steht soviel fest, daß die damaligen Maschinisten es zu einer außerordentlichen mechanischen Fertigkeit gebracht hatten. Im Interesse weiterer Orientirung ist es sehr zu bedauern, daß die bei der Solfataraeruption eingedrungenen Schutt- und Lavamassen aus den Souterrains noch nicht völlig ausgeräumt sind. Ein Bild der Verwüstung stellen die unten umherliegenden Säulenstücke dar, die von ihrem ursprünglichen Standort auf der Höhe des Amphitheaters, wie es scheint durch ein Erdbeben, umgestürzt und durch die Bodenöffnungen der Arena in die Tiefe geschleudert wurden.

Die Puteolaner müssen schaulustige Leute gewesen sein. Wenigstens wird uns erzählt, daß zur Zeit des Augustus ein Senator in dem überfüllten Gebäude keinen Platz mehr finden konnte, eine Rücksichtslosigkeit, die dem Kaiser Veranlassung gab, die untersten Sitzreihen in der Mitte der Arena den Senatoren und vornehmen Beamten zu bestimmen, überhaupt aber durch Senatsbeschluß allen Ständen, den Pädagogen, Soldaten, verheiratheten Männern u. s. w. bestimmte Plätze anweisen zu lassen. Dabei hatte er den richtigen Tact, die Frauen vom Besuche der Athletenspiele auszuschließen, obgleich er selbst ein leidenschaftlicher Besucher derselben war[1]. Wie gewöhnlich unerfreulicher Natur sind die geschichtlichen Streiflichter, welche auf diese Ruinen fallen. Nero gab hier zu Ehren des Königs Tiridates von Armenien großartige Fechterspiele und Thierkämpfe, bei denen nur Mohren beiderlei Geschlechts

[1]) Suet. „Octav." 44.

und von jedem Alter als Kämpfer auftraten. Um eine Probe seiner Stärke abzulegen, betheiligte sich auch der königliche Gast an dem Kampfspiel, und erlegte von seinem Sitze aus zwei Stiere, wie berichtet wird, mit einem einzigen Bogenschuß[1]). Auch aus der Leidenszeit des Christenthums hat uns dieses Amphitheater eine Erinnerung bewahrt. Von Januarius, dem bekannten Schutzpatron Neapels, der, wie geschichtlich bezeugt ist, unter Diocletian als Märtyrer in Pozzuoli starb, weiß die Sage, daß er in dieser Arena den Bären vorgeworfen wurde, welche wider Erwarten den Glaubenshelden schmeichelnd umdrängt und verschont hätten. Gleiches soll seinen Leidensgefährten, unter denen sich auch der puteolaner Diakonus Proculus befand, widerfahren sein, weshalb jetzt beiden in einem Seitenraume des Amphitheaters eine Kapelle mit ihren Bildnissen und darauf bezüglicher Inschrift gewidmet ist und die Kapelle wie das ganze Gebäude im Volksmunde die Bezeichnung carceri di San Gennaro erhalten hat. Wahrlich wer von der Höhe des Amphitheaters auf die pinien- und cypressengeschmückten Hügel der Umgegend, auf Stadt und Golf hinausblickt, der fühlt doch, wie die Natur, sei sie auch noch so sonnig und wonnig, keine Heilkraft hatte für Zustände, wie sie uns durch die Arena und ihre blutigen Festspiele repräsentirt sind, sondern wie sie von Seiten derer kommen mußte, die damals die Verfolgten waren.

Der Stand der Sonne mahnte indessen fühlbar zur Rückkehr. So beschlossen wir denn, das Wenige, was wir in der Stadt noch zu sehen hatten, so die in der Oberstadt liegende Kathedrale San Procolo, die, wie einige Inschriften und korinthische Säulen darthun, auf den Trümmern eines im 3. Jahrhundert erbauten Augustustempels steht und unter Anderem die Gebeine Pergoleses, des großen Componisten des stabat mater, beherbergt, sowie die piscina grande, einen

---

1) Dio 63, 63.

ehedem schön ornamentirten, jetzt noch benutzten Wasserbehälter, der groß genug ist, um ihn mit einer Barke befahren zu können, einem späteren Besuche in Pozzuoli vorzubehalten. Auch die zahlreichen antiken Gräber, die sich an der ehemaligen via Puteolana und via Antiniana um die Solfatara herumziehen, sowie die bereits berührte Gräberstraße an der via Campana verschoben wir auf später, ein Gelübde, das seinerzeit redlich und zu großer Zufriedenheit eingelöst wurde. Doch konnten wir im Vorbeigehen der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens dem an der Straße nach der Stadt gegenüber einem Antiquitätencabinet gelegenen „Labyrinthe" einen Besuch abzustatten. So heißt nämlich eine geräumige Piscina, weil sie durch Mauern und 47 dicke Pilaster in viele mit Wassern gefüllte Kammern getheilt ist[1]). Der äußere Bau ist von schmalen rothen Ziegelsteinen aufgeführt. Soviel wir später bemerken konnten, wird dieses immerhin interessante Reservoir durch eine östlich von den Hügeln bei dem Solfatarathal kommende Wasserleitung gespeist, dieselbe, die wir bereits auf unserer Wanderung nach der Solfatara kennen lernten, während die piscina grande mit den nahe bei ihr befindlichen Trümmern des julischen Aquäducts in Verbindung steht. Mit dem Labyrinthe, das möglicher Weise zur Wasserversorgung des Amphitheaters diente, nehmen wir also, von den angenehmsten Eindrücken und Erinnerungen umschwebt, Abschied von Pozzuoli und Puteoli. Wir kehrten zurück, um von entgegengesetzten Polen gezogen heute zwar in das lärmende Gewühl des schönschmutzigen Neapels zurückzutauchen, doch morgen bereits an einsamen Seen und Küsten umherschweifend den Spuren entthronter Götter und untergegangener Geschlechter nachzuforschen.

---

1) Das sogenannte Labyrinth in der Villa des Duca di Lasciano ist 26 Meter lang und 21 Meter breit. Noch größer ist die Piscina grande, deren Wölbungen auf drei Reihen von je 10 Pfeilern ruhen.

Achtes Kapitel.

Der Averner- und Lucrinersee.

> An memorem portus Lucrinoque addita claustra,
> Atque indignatum magnis stridoribus aequor,
> Julia qua ponto longe sonat unda refuso,
> Tyrrhenusque fretis immittitur aestus Avernis?
>
> VIRGIL.

Wer im Alterthum von Puteoli her sich den Gestaden des Averner- und Lucrinersees näherte, dem erglänzte schon von ferne ihr heller Silberspiegel. Gegenwärtig entziehen sie sich unseren Blicken mit Hülfe des vorgeschobenen, kaum 200 Meter hohen Monte nuovo so vollständig, daß der verhüllende Schleier erst fällt, wenn man den Berg umgangen oder seine Zinne bestiegen hat. Wie bekannt hat sich dieser isolirte Markstein der dortigen Landschaft erst 1538 als ächtes Kind der reformatorischen Neuzeit mit wunderbarer Schnelle aus der Tiefe erhoben und seiner Brutalität ungeachtet traulich am Ostrande beider Seen gelagert. Wie dies näher zuging, darüber besitzen wir nicht weniger als vier geschichtliche Berichte [1]), dennoch verzichten wir auf nähere

1) Die vier aus dem Jahre 1538 erhaltenen Schilderungen sind von Simone Porzio, welcher zwei Berichte an den Vicekönig Peter von Toledo richtete, von Marco Antonio delli Falconi, welcher am ausführlichsten schrieb, und von Francesco del Nero verfaßt, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß alle diese Gewährsmänner nicht bei dem Natur-

Erzählung, da Auszüge aus jenen Originalberichten bereits mehrfach publicirt und die wichtigsten Daten in jedem Führerbuche zu lesen sind.

Das plötzliche Emporwachsen des Berges, sowie aller Eruptionskegel wird neuerdings nicht aus einer Erhebung des Erdreichs, sondern nur aus der Uebereinanderlagerung ausgetretener Lavaströme und ausgeworfener Schlackenschichten zu erklären gesucht. Ob dieses regelmäßige Emporwachsen der äußeren Massen ohne gleichzeitige Erhebung innerer Erdmassen gedacht werden kann, ist freilich fraglich, wie denn überhaupt der Laie zwischen der Aufschüttungstheorie und der ihr gegenüberstehenden Erhebungstheorie keinen sich ausschließenden Gegensatz entdecken wird [1]). Doch gleichviel, der Berg steht da und weckt Interesse, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß die beschwerliche Besteigung seiner wenig dominirenden Höhe für die reisende Welt, Geologen ausgenommen, sonderlich lohnend wäre.

In höherem Grade fesseln uns die Seen, an deren Ufern sich die Mythe so vielgestaltig und andauernd, wie nirgends sonst, niedergelassen hat. Sogar heute noch findet sie dankbare Verehrer in den Bewohnern der Umgegend, denen die Namen Nero und Sibylle geläufiger sind, als Cavour oder Garibaldi. Ihre centrale Lage machte die beiden in der Mythe und Geschichte vielgenannten Seen zu einer Art Gemeingut von Bajä, Cumä und Puteoli, doch gravitirte der lucriner See

---

schauspiel selbst, sondern erst folgenden Tags zugegen waren. Eine Zusammenstellung des Wesentlichen findet sich in Elise von der Reckes: „Reise durch Italien und Deutschland", bei Roth: „Der Vesuv u. s. w." sowie anderwärts.

[1]) Roth a. a. O. und H. Lebert, der neueste Schriftsteller über den Vulcanismus („le golfe de Naples et ses volcans", 1876) entscheiden sich principiell und namentlich was den Monte nuovo betrifft, für die Aufschüttungstheorie, obgleich Lebert in geringem Umfang auch die gleichzeitige Terrainerhebung zuläßt.

stark nach Bajä, der averner geographisch und mythologisch nicht minder nach Cumä hinüber. Dementsprechend lag dieser ebenso an der alten cumaner Straße, wie jener an der bajaner. Noch heute muß man an der Wegtheilung vor dem Monte nuovo sich entschließen, ob man am Avernus vorüber zuerst nach Cumä, oder den Lucrinus entlang direct nach Bajä seinen Lauf richten will, eine Wahl, welche den reisenden Herkules am Scheidewege aus Gründen der Bequemlichkeit und der Zeitersparniß gewöhnlich zur Linken in das minder tugendhafte Bajä führt. Wer Eile hat, mit dem läßt sich hierüber nicht rechten; wer dagegen nur einen vollen Tag zur Verfügung hat, dem möchten wir dringend rathen, den Vormittag auf die Seen und die Ruinen von Cumä, den Nachmittag aber auf Bajä und Misenum zu verwenden. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, am lucriner See angelangt den Wagen zu verlassen, da auf dem heroischen Boden Cumäs zur Wahrung der antiken Eindrücke kein Fahrweg angelegt ist und die Seen von dort aus nicht ohne zeitraubende Rückkehr zu erreichen wären. Für den Abend bleibt es alsdann dem Belieben anheimgestellt, entweder zu Wagen, den man unterdessen nach Bajä vorausgesendet, oder mittelst Barke nach Pozzuoli zurückzukehren.

Der Lucrinersee war ursprünglich ein mehr oder weniger mit dem Meer verbundener Strandsee, was Strabo veranlassen konnte, ihn als Meerbusen anzuführen, obgleich schon frühe zwischen ihm und dem Meer ein Damm aufgeführt worden war, um eine unmittelbare Straße von Puteoli nach Bajä herzustellen [1]).

Denk' ich der Häfen sodann und des wohlumdammten Lucrinus,
Dort, wo mit lautem Getös' antobet die zürnende Brandung,
Wo von des Meeres Ansturz weit hallet die julische Woge
Und tyrrhenische Fluth eindringt in den Sund des Avernus?

---

1) Strabo V, 244. 245; Plin. XXXVI, 24; Virg. „Georg." II, 161 ff.

So fragt Virgil, indem er seinem Lobe Italiens auch die Wunderwerke der Menschenkunst und unter ihnen die Damm- und Hafenbauten an den beiden Seen einflicht. In der That erschienen solche Wasserbauten dem Alterthum als kühne und außerordentliche Werke. Theils dieserhalb, theils weil alle Heilquellen und warme Bäder, deren es dort in unmittelbarer Nähe gab, nach griechisch-römischer Sitte dem Herkules geweiht waren [1]), konnte die Sage Platz greifen, jener habe den Damm erbaut und auf seiner Rückkehr aus Spanien die Rinder des Geryon über ihn hingetrieben [2]). Agrippa ließ ihn erhöhen, da er zuvor öfters überfluthet wurde [3]). Von dem antiken Damm will man 200—300 Schritte meerwärts noch Spuren unter dem Wasser entdecken. Uebrigens ist anzunehmen, daß die dortigen Dämme im Laufe der Zeit viele Zerstörungen und Renovationen erfahren haben, ebenso daß sie jederzeit eine Verbindung mit dem Meere gewährten, um den See vor Versumpfung zu bewahren und ihn wenigstens mit Kähnen vom Golfe her befahren zu können. Agrippa dagegen ließ eine breite Einfahrt anlegen, den Lucrinus mit dem Avernus durch Canal und Schleuße verbinden und letzteren mit Aufwand von 20,000 bei der Marine beschäftigten Sklaven in einen stattlichen Kriegshafen umwandeln, der unter dem Namen des julischen in der Geschichte bekannt ist [4]). Octavianus war es nämlich, der nach dem Sturze der Republik den Agrippa mit seiner Herstellung beauftragte, um seine Seemacht zu stärken. Nachdem Agrippa die Marinemannschaft hier einen Winter lang einexerciert hatte, schlug er seinen Gegner Sextus Pompejus in der Schlacht bei Mylä und die fünf Jahre später geschlagene

1) Preller, „Röm. Mythol." S. 522. 656.

2) Strabo V, 245; Diod. Sicul. IV, 21. 22; Properz III, 18; Sil. XII, 115. — Die Geryonssage entstand in Sicilien, wo sie auch ihre erste Ausbildung erlangte (Preller, „Röm. Myth." 642).

3) Strabo a. a. O.

4) Dio 48, 50; Suet. „Oct." 16; Virg. „Georg." II, 163 ff.

Schlacht bei Actium wurde hier nachträglich schauspielsweise nochmals von Augustus zur Aufführung gebracht. Derartige fingirte Seeschlachten oder Naumachieen gehörten zu dem Apparate kaiserlichen Glanzes und waren natürlich sehr beliebt, unterschieden sich aber von unseren Flottenmanövern wesentlich dadurch, daß der Schlacht um der Natürlichkeit willen ein blutiger Verlauf eingeräumt und das dazu bestimmte Terrain in prahlerischer Weise erst künstlich geschaffen und hergerichtet wurde, sei es daß man Amphitheater, oder daß man Binnenseen zu diesem Zwecke benützte. Man wollte eben kein blos militärisches Schauspiel, sondern eine schwimmende Arena sehen, um den verwöhnten Gaumen zu kitzeln. Die großartigste Leistung in dieser Beziehung war wohl die Seeschlacht auf dem Fuciner See, dem heutigen Lago di Celano, welchen Claudius durch einen Bergdurchstich mit dem Liris verband und mit zahlreichen Drei- und Vierruderern besetzte, auf denen 19,000 Matrosen in Gegenwart des Hofstaates und einer großen Zuschauermenge sich aufs Erbittertste bekämpften [1]).

In Folge der Versandung und Seichtigkeit des Lucrinersees wurde der Hafen jedoch bald unbrauchbar und noch von Augustus durch den von Misenum ersetzt. Wunderbare Uebereinstimmung! Neuerdings hegten auch die Könige Ferdinand II. und sein depossedirter Nachfolger Franz II. den Plan, aus dem Avernersee einen Kriegshafen zu machen, allein die Revolution des Jahres 1860 verhinderte die Ausführung des Projectes.

Die Verbindung des Lucrinersees mit dem Meere wird uns auch durch Plinius in einer Anecdote bezeugt, die wir als einen Beweis von der Mythensucht und Leichtgläubigkeit jener Zeit unseren Lesern nicht vorenthalten wollen [2]). „Zur Zeit des göttlichen Augustus, wird erzählt, liebte ein Delphin, der in den Lucrinersee gekommen war, den Knaben eines armen Mannes, welcher aus dem Bajanischen nach Puteoli

1) Tacit. „Annal." XII, 56. 2) Plin. IX, 8.

in die Schule ging, mit wunderbarer Anhänglichkeit, weil dieser den Delphin während seiner Mittagsrast öfters angerufen und mit Stückchen Brod, die er bei sich trug, gelockt hatte. Zu welcher Tageszeit er von dem Knaben angerufen wurde, flog er, so entfernt und versteckt er auch sein mochte, aus der Tiefe herbei, fraß aus seiner Hand, bot ihm, während er die Stacheln der Finne, wie in einer Scheide, barg, den Rücken zum Aufsitzen und trug ihn so durch die weite See nach Puteoli in die Schule, desgleichen zurück, was mehrere Jahre lang dauerte. Nachdem der Knabe durch eine Krankheit hingerafft worden war, kam der Delphin noch fortwährend an den gewohnten Ort, betrübt, mit allen Anzeichen der Trauer, und starb dann, wie Niemand zweifelte, selbst aus Sehnsucht." Für diese gewiß allerliebst erfundene Anecdote führt Plinius den Mäcenas und mehrere Andere als Gewährsmänner an! Wir nehmen sie als ein Zeichen, daß der so ruhige und friedliche[1]) See ein poetischeres Aussehen als jetzt gehabt haben mußte, wo er durch die Erhebung des Monte nuovo auf die Hälfte seines früheren Umfangs eingeengt wurde[2]), so daß er nur noch auf den Namen eines Teiches oder vielleicht richtiger eines Sumpfes Anspruch hat. Dagegen war er zur Blüthezeit des nahen Bajä ein Hauptsitz der römischen Aristokratie, welche seine Ufer zu den genußreichsten Villeggiaturen auserſah. Weit ins Land hinein zogen sich Villen und Gartenanlagen mit dem Blicke aufs Meer und auf die gondelbelebte Fläche des Sees, jenseit dessen die Paläste des sonnigen und wonnigen Bajä herüber-

---

1) Der von Strabo als *Λοκρῖνος κόλπος* bezeichnete See heißt bei Martial (III, 20, 20) stagnum und war wegen seiner Glätte für Lustfahrten sehr beliebt.

2) Daß der See früher weit größer war, läßt sich aus Strabos Angabe schließen, daß er sich in die Breite bis nach Bajä zog und durch einen 8 Stadien langen Damm vom Meere getrennt war, nicht minder aus Horaz, wenn er die künstlichen Teiche römischer Großen mit dem Umfange des Lucrinus vergleicht („Od." II, 15, 3).

schimmerten. In einem jener untergegangenen Landhäuser am See fand Agrippina auf Befehl ihres Sohnes Nero ein schmähliches Ende [1]).

In besonderen Ruf kam der Lucrinersee durch seine Austernschätze und seine Gienmuscheln, während das Meer vor Bajä ob seiner Stachelschnecken berühmt war. Namentlich wetteifern römische Dichter und Prosaiker im Lobe der lucrinischen Austern [2]). Doch stammt ihr Weltruhm erst aus der Zeit des Feinschmeckers Sergius Orata, der um das Jahr 92 v. Chr. Austernbehälter eigener Erfindung speculationsweise in Anwendung brachte und als Austernkenner den Preis zuertheilt erhielt [3]). Gegenwärtig werden nicht mehr dort, sondern im benachbarten Lago del Fusaro Austern gezüchtet. Statt dessen birgt der Lucrinersee jetzt noch die beliebte Fischart Spigola, welche die Römer Lupus benannten und für welche keilförmig sich zuspitzende Stakete von Rohrgeflechten als Fangvorrichtung angebracht sind. Doch man lasse sich an Ort und Stelle nicht allzusehr gelüsten. Zur Strafe für antike Gourmanderie ist jene ganze Gegend der Göttin der Entsagung geweiht. Nur in Bajä wartet unser eine bescheidene Osterie mit Austern, Makkaroni und oft unbescheidenen Preisen.

Sind die Agrippa'schen Hafenbauten bis auf wenige Pfeilerspuren, welche die alte Hafeneinfahrt bezeichnen, der Zeit und der Verschüttung durch den Monte nuovo erlegen, so ist die Natur immerhin minder radical mit den antiken Bädern verfahren, deren Ruinen uns am Bergabhange gegen Bajä also am Südwestende des Sees entgegentreten und als jetzt noch sanitarisch benützte Schwitzbäder unter dem Namen suda-

1) Tacit. „Annal." XIV, 5. 6.

2) Strabo V, 245; Hor. „Sat." II, 4, 32; „Epod." II, 49; Plin. IX, 60.

3) Plin. IX, 79. 108; Cic. de finib. II, 22, 70. Seinen Beinamen Orata oder Ourata erhielt Sergius von seiner besonderen Liebhaberei für die Goldbrassen.

torii oder stufe di Tritoli, mit Rücksicht auf ihren römischen Ursprung aber allgemeiner als bagni di Nerone bekannt sind. Die interessanten Schwitzlocale bestehen aus mehreren Corridoren und verschlossenen Zellen und sind nebst Vorsaal und Auskleidezimmer in das von heißen Quellen durchzogene Berginnere eingehauen. Ihre erstaunliche Hitze, die nach innen steigt und an einigen abgesperrten Stellen sogar den Siedpunkt erreicht, macht sie gegen rheumatische Leiden trefflich geeignet. Wer aus bloßer Neugierde in sie eindringt, findet freilich gegründeten Anlaß sich seiner Thorheit zu wundern. Nach Ablegung des Oberrocks wird der Besucher in einen der Schwitzcorridore eingeführt, der etwa hundert Schritte weit in die Tiefe sich erstreckt und in der Runde zum Ausgange zurückführt. Welche erstickende Atmosphäre herrscht aber in dieser Unterwelt! Wer sie aus Erfahrung kennt und die Macht des Schweißergusses am eigenen Leibe empfunden hat, wird nimmer begehren, dieses Purgatorium zum zweiten Male zu betreten, dagegen mit der natürlichen Sonnengluth des Himmels sich auf längere Zeit ausgesöhnt finden. In einer seitlichen Verzweigung des letzterwähnten Ganges kann man das brodelnde Wasser der heißen Quelle sehen, in welcher Eier in weniger als einer Minute hartgesotten wurden. Doch was hat Nero mit diesen Bädern zu thun? Vielleicht waltet diesmal keine bloße Volkslaune, obwohl sie sich oft unnöthig mit ihrem Liebling Nero beschäftigt, denn es ist immerhin möglich, daß diese ganze Anlage, wenn auch nicht zu einer in Neros Besitz und Gebrauch befindlich gewesenen Therme, so doch zu der heißen Quellenleitung gehört, welche Nero dort anlegen ließ und von der Suetonius Folgendes zu melden weiß [1]: „Außerdem richtete er eine gedeckte, von Misenum bis zum Avernersee reichende Leitung ein, welche mit Säulenhallen umgeben war und wohin sämmtliche heißen Quellen des ganzen bajaner

[1]) Suet. „Nero" 31.

Gebietes zusammenliefen". Etwas oberhalb dieser Bäder, wo jetzt ein künstlich durchbrochener Paß gegen Cumä hinüberführt, zeigen sich mannigfache Ruinen und der Querschnitt eines in der Richtung von Bajä nach dem Lago d'Averno laufenden Ganges. Es könnte sein, daß diese Ruinen zu der erwähnten Centralleitung gehörten, und läßt sich annehmen, daß letztere manchen darüber erbauten Villen mit Privatbädern zu gute kam, indem solche gerne an Stellen angelegt wurden, wo die Dämpfe unmittelbar aus der Leitung zu Tage drangen oder durch Röhren leicht in die betreffenden Gebäude geleitet werden konnten [1]. Auf solche Weise wurden auch die Sudatorien der bajanischen Thermen gespeist. Den äußeren Stempel der Badeanlagen und zugleich des antiken Ursprungs tragen indessen nur die bagni di Tritoli an sich, die wenige Schritte unterhalb der Schwitzbäder zu finden sind und sonder Zweifel mit diesen einst ein Ganzes bildeten. Es haben sich von ihnen neben werthlosem Trümmerwerk zwei gewölbte, aus dem Tuff gehauene Säle erhalten, in denen eine mäßig warme Temperatur, angeblich von 20° Réaumur, herrscht. In dem einen derselben ruht, nur durch eine niedrige Mauer getrennt, kaltes und warmes Wasser neben einander. Das sind die spärlichen Reste der tritolischen Bäder, die im Mittelalter zur Zeit Kaiser Friedrichs II. und der spanischen Vicekönige stark besucht und mehrmals beschrieben wurden, ja eines solchen Rufs genossen, daß die salernitanischen Aerzte aus Geschäftsneid sogar ihre Zerstörung veranlaßt haben sollen [2].

Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß der Reichthum an warmen Quellen und damit in Verbindung stehenden Fu-

---

1) Vitruv (II, 6) spricht von der Anlage von Sudatorien über Fumarolen und Dio Cassius (48, 51) berichtet, daß die Dämpfe am bajanischen Golfe durch besondere Röhren in hochgelegene Wohnungen geleitet werden. Indeß trat der Badende nicht in unmittelbare Berührung mit den Dämpfen, diese wurden vielmehr nur zur Luftheizung benutzt. 2) Nobile, a. a. O. III, 79.

marolen im Alterthum in jener Gegend ein ganz außerordentlicher gewesen sein muß. Bajä hieß nur das laue oder von warmen Quellen überströmte [1]) und Plinius zählt unter den dortigen Mineralquellen schwefel-, alaun-, salz- und natronhaltige und andere auf mit der weiteren Angabe, daß einige eine stoffliche Mischung enthalten, andere durch ihren bloßen Dampf nützen und sogar zur Erwärmung von Kaltwasser in Badewannen verwendet werden, wie die sogenannten posidianischen Quellen im bajanischen Gebiete, welche von einem Freigelassenen des Kaisers Claudius namens Posides benannt und so heiß seien, daß sich sogar Fleischspeisen darin kochen ließen [2]). Handelt es sich um Erklärungen solcher Naturwunder, so begegnet man oft einer köstlichen Naivetät, wie z. B. ein Geschichtschreiber uns folgendermaßen belehrt: „Auf den Bergen an jenem mehr landeinwärts gehenden Meerbusen (von Bajä) findet man Quellen von vielem Wasser und Feuer vermischt. Keines wird gesondert getroffen, so daß man bloßes Feuer und kaltes Wasser hätte, sondern durch ihre Vermischung wird das Wasser erwärmt und das Feuer befeuchtet“ [3]).

Vom Lucrinersee zum Lago d'Averno ist es nur ein Spaziergang von wenigen Minuten. Der alte Verbindungscanal zwischen beiden ist seit der Katastrophe von 1538 verschüttet und das bisher mit wildem Gesträuch bewachsene Zwischenterrain wurde neuerdings ausgefüllt, um durch Entsumpfung für die Cultur gewonnen zu werden. Noch ziemlich in seinem alten Umfang, der gegenwärtig kaum eine halbe Stunde beträgt, liegt der elliptisch geformte, mit Quais eingefaßte See vor uns, wie die blinkende Fläche eines grün umränderten tiefen Tellers, doch ist seine Oberfläche von einem

1) Stat. „Silv.“ III, 2, 17: litora foeta tepentibus undis; Sil. XII, 111: Bajae tepentes.

2) Plin. XXXI, 2. Der Freigelassene hieß Posides.

3) Dio 48, 51.

constanten Luftzug leicht gekräuselt. Röhricht und Weidengebüsch bedecken seine Ufer, dahinter stellenweise schattige Kastanien und besonders vom Monte nuovo her fruchtbares Acker- und Rebland. Der volle Kraterrand umschließt ihn nur noch zur Hälfte gegen Südwesten, nördlich und südöstlich begrenzt ihn der Fuß dort des alten Gaurus, hier des jungen Monte nuovo. Im Süden, wo er sich gegen den Lucrinersee öffnet, wurde der Zauberring von Agrippa durchbrochen und dadurch zuerst von dem stillen träumerischen Schlafe befreit, in den der geheimnißvolle See und seine Umgebung seit unvordenklichen Zeiten versunken war.

Eine ähnliche Canalisirung wurde später unter Nero begonnen, indem dieser vom Avernus einen schiffbaren Canal nach Ostia zu bauen beabsichtigte, 160 römische Meilen lang und breit genug, daß zwei Fünfruderer sich bequem ausweichen konnten. Der Canal mußte dazu ein sprödes, mehrfach bergiges Terrain durchschneiden und sollte wohl in denjenigen überführen, der bereits in den pontinischen Sümpfen bestand, wo die Schiffe durch Maulesel gezogen wurden. So zwecklos das Unternehmen auch war, da die natürliche Wasserstraße des Meeres ganz in der Nähe liegt, gerade das Ungewöhnliche reizte. Schon hatten die Architekten Severus und Celer die Ausführung übernommen, schon waren Tausende von Sclaven und Verbrechern als Arbeiter in Bewegung gesetzt, als die Sache, vielleicht wegen des Kostenpunktes, liegen blieb [1]). Doch sah man noch zu Tacitus' Zeiten „die Spuren vereitelter Hoffnung" in der begonnenen Durchstechung des Kraterrandes, und die Bildung des heutigen Lago di Licola, welcher deshalb auch als fossa di Nerone bezeichnet ist, wird mit jenem Unternehmen in Zusammenhang gebracht.

In der That hat der Lago d'Averno mit seinen lachenden Ufern mehrfache, bedeutende Metamorphosen erfahren.

---

[1]) Tacit. „Annal." XV, 42; Plin. XIV, 6; Suet. „Nero" 31.

Zuerst verhüllt ihn das Dunkel der Sage, entsprechend den dichten, finsteren Wäldern, welche damals seine Fluthen beschatteten [1]). Schon seinem ursprünglich griechischen Namen „Aornos“ d. h. der Vogellose haftet der Mythus an, denn alle in der Nähe des Sees, geschweige über ihm fliegenden Vögel sollen, von seinen mephitischen Ausdünstungen berührt, todt zu Boden gefallen oder in das Wasser gestürzt sein [2]), eine Sage, die neben der geheimnißvollen Stille des düstern und jetzt noch außerordentlich tiefen Sees doch auch wahrscheinlich dem positiveren Umstande zu danken ist, daß nach dem Erlöschen des Vulkans lange Perioden hindurch erstickende Gase aus dem See aufstiegen, zumal dieses Phänomen anderwärts mehrfach bezeugt ist [3]). Jetzt freilich ist der See von Wildenten und Fischen, daneben aber auch von einer fabelhaften Menge von Kröten belebt, die zeitweise wie ein grüner Schlamm die Oberfläche bedecken.

Wie bekannt, suchte man an seinen Ufern den Eingang zur Unterwelt, eine Tradition, die sich wohl schon aus dem homerischen Sagenkreis, namentlich seiner „Nekyia“, herleitet und von römischen Dichtern, vor Allem von Virgil, in geschickter Weise benützt und ausgebildet worden ist. Ob der oder die Dichter der „Odyssee“ bei ihrer nekromantischen Schilderung gerade jene Localität am Avernus vor Augen gehabt haben, ist entschieden zu bezweifeln [4]); Thatsache ist dagegen, daß das nebelumwölkte Land der Kimmerier und im Zusammenhange mit dem cumanischen Todtendienst auch das Todtenopfer und die Todtenbeschwörung des Odysseus bald genug hierher ver-

1) Strabo V, 244. 245; Virg. „Aen.“ III, 442; VI, 238.

2) Strabo a. a. O.; Virg. „Aen.“ VI, 242: Lucret. 6, 740.

3) Beispiele bei Nobile III, 76.

4) Man nimmt mit größerem Rechte an, daß Homer seine Nekromantie („Od.“ XI) von dem thesprotischen Flusse Acheron in Epirus entlehnt habe, wo seit Alters Todtencultus und Todtenbeschwörung geübt wurde. (Herod. V, 92.)

legt wurden, sowie daß ein uraltes, von Priestern des Pluto bedientes Todtenorakel hier seinen Sitz aufgeschlagen hatte und sich so lange als das Heidenthum erhielt [1]). Selbst als Agrippa den dichten Forst aushieb, das mysteriöse Dunkel am See lichtete und anmuthige Culturanlagen schuf, blieb das Gestade eine Domäne des plutonischen Reiches.

Am Ostrande des Sees erhebt sich malerisch aus dem Schilfrohr die Ruine eines großen, achteckigen Baus, der ursprünglich weit höher, mit jonischen Säulen geschmückt und mit einer Kuppel gedeckt war. Diese Ruine, von der nur Wunder nimmt, daß sie bei der Eruption des Monte nuovo verschont blieb, figurirt unter dem herkömmlichen Namen eines Apollotempels und wird neuerdings meist als Bestandtheil einer früheren Therme angesehen, darf aber in dieser plutonischen Gegend und ihrer isolirten Lage zufolge, welche weder mit Thermalquellen noch sonstigen Bäderruinen einen Zusammenhang erkennen läßt, eher als das erwähnte Heiligthum des Pluto betrachtet werden. Wie berühmt das Orakel am Avernersee war, erfahren wir unter Anderem aus der geschicht-

1) Veranlaßt durch Homer („Od." XI, 14), aber auch durch die Höhlen und den Todtendienst am Avernus entstand die Sage, daß die Kimmerier an diesem See gelebt hätten. In diesem Sinne schrieb zuerst ein Schriftsteller aus Cumä namens Ephoros und über seine Aussprüche referirt uns Strabo (V, 244) mit den Worten: „Ephoros, der hier den Aufenthaltsort der Kimmerier angiebt, sagt, daß sie in unterirdischen Räumen wohnen, die sie Argillä (Thonhöhlen) nennen, daß sie durch gewisse Gänge mit einander Verbindung haben und durch diese auch die Fremden zu dem tief unter der Erde gegründeten Orakel geleiten. Sie fristeten ihr Leben von dem Ertrag der Bergwerke und von den Orakelbesuchern und der König habe ihnen gewisse Steuern auferlegt. Für die, welche den Orakeldienst zu besorgen hätten, sei es altherkömmliches Gebot, daß Keiner je die Sonne sehen dürfe" u. s. w. Plinius (III, 9, 9) und Silius Italicus (XII, 129) fabeln sogar von einer am See gelegenen Stadt Kimmerium. — Ueber das Todtenorakel vergl. Preller, „Röm. Mythol." S. 462 u. 767.

lichen Angabe, daß Hannibal sich mit seinem Heere hierher wandte, um zu opfern. Ob dies, wie Livius meint, nur ein Vorwand war, um seinen Ueberfall auf Puteoli zu maskiren, oder ob ihm der religiöse Act von Bedeutung war, genug der punische Held betrat diesen classischen Boden, empfing hier eine tarentinische Gesandtschaft und verwüstete hierauf das cumanische Gebiet bis zum Cap Misenum [1]).

Den werthvollsten Tribut hat der Weihe des Orts Virgil gezollt, indem er seinen Heros Aeneas nicht etwa nach dem Vorbilde des homerischen Odysseus eine Todtenbeschwörung vornehmen läßt, sondern geradezu in die Schrecknisse der Unterwelt einführt, wo Aeneas seinen Vater nochmals zu sehen begehrt. Die kühnen und sinnreichen Bilder Virgils, in denen er frühere Vorstellungen fortbildend mit genialem Pinsel die Unterwelt fixirte, sind erst spät durch den großen Dante abermals umgewandelt und überboten worden. Geleitet von der cumäischen Sibylle, die ihm zuvor schon ihre Rathschläge ertheilt hat, wirft sich Aeneas, das Schwert in der Rechten, in der Linken aber den kaum erst gebrochenen goldenen Zweig haltend [2]), das unentbehrliche Geschenk für die Göttin Proserpina, in das offene Thor der Unterwelt. Wir verzichten darauf, ihm dahin zu folgen und das Gemälde zu skizziren, das der Dichter vom Orkus entworfen und, man weiß nicht, ob mehr der Tradition oder einer persönlichen Stimmung zu lieb, gerade an den Avernus verlegt hat. Fast scheint es sogar, als habe ihm hier eine bestimmte Localität vor Augen geschwebt, wenn er der Sibylle die Erklärung in den Mund legt:

„Leicht geht es hinab zum Avernus,
Nachts ist offen und Tags die Pforte des finsteren Pluto“,

und wenn er hierauf den Eingang zur Unterwelt, wie folgt, beschreibt:

---

1) Liv. XXIV, 12. 13.

2) Ov. XIV, 113; Virg. „Aen.“ VI, 136 ff. 205.

„Dort war ein tiefes Geklüft, grundlos unendlichen Schlundes
Schroff, von dem düsteren See umschirmt und von finsteren Hainen;
Nie noch war ungestraft ein geflügeltes Wesen vermögend
Drüber zu schweben im Flug, so dicht aus dem dunkelen Rachen
Strömte der Qualm und stieg aufwärts zur gewölbeten Höhe“ [1]).

Was Virgil hier andeutet, hat die geschäftige Phantasie der Nachwelt in einer Grotte an der Südseite des Sees gefunden, welche der Volksmund in einer gewissen Verwechslung des Aeneas mit seiner Beratherin und des Lago d'Averno mit Cumä der Sibylle als einstigen Aufenthalt zuwies. Daher die Verwirrung, daß die Grotte bald als la strada di Virgilio per l'Inferno, bald als la grotta della Sibylla bezeichnet wird [2]). Gelüstet es den Leser selbst zu untersuchen? Der Führer oder vielmehr die Führer, denn man bedarf deren zwei, erschließen eine Thüre in der epheuumrankten Bergwand und vor uns thut sich ein regelmäßiger, vier Meter breiter und etwa eben so hoher Gang auf, der geradeaus gegen 300 Schritte tief ins Innere führt. Hier zweigt sich zur Rechten ein schmaler, abwärts geneigter Gang ab, der uns zu zwei ineinandergehenden Kammern gelangen läßt. Da diese bis zu einem halben Meter mit lauem Wasser erfüllt sind, so besteht die ungewöhnliche Einrichtung, daß man sie nur auf dem Rücken des Führers hängend einer Besichtigung unterwirft, während ein anderer die Fackel voranträgt. Ist diese Lage an sich schon unbequem genug, so wird sie zudem oft von dem Cicerone dazu ausgebeutet, eine Erhöhung des accordirten Lohnes zu beantragen. Da war doch der alte Charon besser, der mit seinem Obolus zufrieden war und sein Publicum neidlos den Seligkeiten des Elysiums überlieferte. Dagegen

[1]) Virg. „Aen.“ VI, 126 ff. 237 ff. Auch Ovid läßt Aeneas dort hinabsteigen („Met.“ XIV, 105).

[2]) Wenn das Orakel der cumäischen Sibylle vielfach fälschlich an den Avernus verlegt wird, so trug zu diesem Mißverständniß zum Theil auch Virgil selbst bei, indem er den Aeneas die begeisterte Seherin am geheiligten See schon zum voraus erschauen läßt („Aen.“ III, 441 ff.).

lohnt dieser unheimliche Orkus nicht einmal die Besichtigung. Weisen doch die sogenannten „Bäder der Sibylle" als Gegenstand der Bewunderung nur spärliche Reste von Mosaiken und vom Fackeldunst geschwärzter Wandgemälde auf. Erst in der hinteren Kammer, welche Vorrichtungen eines warmen Bades erkennen läßt, finden unsere Füße einen Ruhepunkt in einem aufwärtsführenden, jetzt verschütteten Corridore. Die Führer verlegen hierher den Sitz der Sibylle nebst Eingang zur Unterwelt und fabeln in ihrer fruchtbaren Phantasie allerlei von ihrem dortigen Rendezvous und ihren Orgien mit dem unvermeidlichen Bösewicht Nero. Zweifellos waren diese Räume Thermen oder Schwitzbäder, in welche das Wasser mit der Zeit eindrang. Der in den Tuff gehauene Hauptgang aber muß ein directer Verbindungstunnel mit Bajä gewesen sein, der vielleicht schon am Lucrinus endigte. Seume erwähnt es als ein Gerede der Leute, daß ein solcher nach Bajä geführt habe, und wie es scheint, hatten sie Recht. Ist man geneigt, die Oertlichkeit für die virgil'sche Unterwelt in Anspruch zu nehmen, wozu übrigens keinerlei Veranlassung, geschweige Nöthigung vorliegt, so kann Virgil jene nur als natürliche Höhle oder Felskluft gekannt haben, welche erst später einestheils zum Ausgangspunkt eines Tunnels nach Bajä, anderntheils zur Einfahrt für die erwähnten Badekammern und, wie wir vermuthen, zu einem Verbindungsgange für eine Reihe auf dem Berge gelegener Villen wurde. Hat auch Virgil noch die gründliche Umgestaltung des Avernus durch Agrippa erlebt und vielleicht gerade in der wehmüthigen Rückerinnerung an die einst so stillen, hainumschatteten Ufer des Sees dessen poetische Verherrlichung nicht unterlassen, so scheint doch damals nicht der letzte Nimbus geschwunden und der Bergdurchstich in dem erwähnten Tunnel erst dann veranlaßt worden zu sein, als nach der allmählichen Bebauung der Seeufer das Bedürfniß nach einer möglichst nahen Verbindung mit Bajä sich geltend machte. Die Hypothese Roß-

manns, welcher in den Bädern der Sibylle die am See vorhandene Orakelstätte vermuthet, läßt sich nicht aufrecht erhalten, da jene Kammern augenscheinlich Badezellen waren und ein von einem Priestercollegium bedientes Orakelinstitut jedenfalls andere und größere Anlagen erforderte. Eben aus der Natur dieses cultisch geordneten Orakels folgt auch, wie ungereimt es ist, mit den Führern und Führerbüchern von einer Grotte der cumäischen Sibylle zu reden, welche ja jenseit der Berge bei Cumä zu suchen ist und auch wirklich gezeigt wird. Uebrigens sollte endlich einmal eine gründliche topographische Untersuchung angestellt werden, bei welcher vielleicht auch ein Zusammenhang mit der neronischen Quellenleitung sich nachweisen ließe.

Doch wodurch bestimmte sich der Unterweltsmythus am Avernersee, wenn die geschilderte Grotte dazu keinen oder nur einen höchst geringen und zufälligen Beitrag lieferte? Nach dem Zeugniß der Alten galt die ganze Gegend für infernalisch. Eine hier entspringende Trinkquelle wurde strenge gemieden, weil es Wasser vom Styx sei, ebenso schloß man aus den warmen Quellen auf die Nähe des Feuerstromes Phlegethon [1]). Offenbar war auch Virgils schöpferisch waltende Phantasie durch den vulkanischen Charakter der Gegend angeregt und durch traditionelle Gesichtspunkte beeinflußt, ohne daß er freilich so weit ging, die Einzelheiten des Orkus in der dortigen Landschaft zu localisiren und im Avernersee den einstigen Styx, im Lucrinersee den Kokytus und im heutigen Lago del Fusaro den Acheron zu feiern [2]). Solche unpoetische

---

[1]) Strabo a. a. O.

[2]) So Silius (XII, 113 ff.), während nach Strabo Andere den Acheron im Lucrinersee erkennen wollen und Artemidorus im Avernersee, womit Virgil übereinstimmt, bei dem der Acheron in den Kokytus fließt. Wieder Andere verlegen, ein Zeugniß, wie unzulässig die Uebertragung des Unterweltmythus auf die Topographie der Oberwelt ist, den Styx oder den Kokytus in die acqua morta bei Misenum.

Fixirung von Einzelheiten liegt weniger im Geiste des dichtenden als des auslegenden Mythus und kann nicht ohne Widersprüche und Willkürlichkeiten abgehen, so daß eine kritische Untersuchung, wo die Flüsse der Unterwelt zu suchen seien, wahrlich höchst überflüssig ist. Kephalides findet es zur Erklärung, daß Virgil gerade am Avernus seinen Helden die Unterwelt beschreiten läßt, für nöthig, den allerdings melancholischen Charakter jener Landschaft anzuführen[1]). „Man hat sich mit Recht gewundert, schreibt er, daß Virgil seine Unterwelt sammt allem ihrem Graus hierher versetzte, in eine Gegend, die Leben und Fülle athmet und überdies den meisten Römern so bekannt sein mußte, wie den Wienern die Umgebung von Baden und Laxenburg. Hat ihn indeß, was wohl das Wahrscheinlichste ist, hierzu nicht die einmal vorgefaßte Meinung der alten Welt seit Homers „Odyssee" verleitet, so konnte nebenbei auch die trotz aller Schönheit und Fülle über diese Gegend verbreitete geheimnißvolle Düsterheit und Trauer den Dichter dazu veranlaßt haben. Wirklich ruht hier auf dem Avernersee, weiterhin auf den elysäischen Gefilden ein so räthselhaftes Schweigen, eine so grauenhafte Stille, wie sonst nirgends in den heiteren und lachenden Umgebungen des lebendigen Neapels. Ahnung und Bangigkeit erfüllten hier unsere Seele." Die Beobachtung ist richtig, doch vergißt Kephalides, daß die Gegend zur Zeit der Entstehung des Mythus und sogar der „Aeneide" einen total anderen Charakter trug. Wie wechselte doch der Avernersee sein Aussehen unter der umgestaltenden Hand des vielvermögenden Agrippa! Da erklang die frevle Axt in den heiligen, der Proserpina geweihten Hainen und die hochstämmigen Eichen wanderten zur Schiffswerfte nach Puteoli vom Hause Plutos in den Dienst Merkurs[2]). Statt dessen wuchsen in wetteifernder Prunksucht

[1]) Kephalides, „Reise durch Italien und Sicilien".

[2]) Sil. Ital. (VIII, 510) spricht von Gauraner Werften, also von Schiffsbauholz, das aus der Gegend des Gaurus kam.

Häuser und Villen, Bäder und Tempel empor, Gärten und Rebengelände dehnten sich im Sonnenlichte und bequeme Straßen verbanden die neue Ansiedelung mit den umliegenden Städten. Menschen schalteten gleich Göttern. Auch ein Tunnel nach Cumä wurde zu jener Zeit auf Agrippas Anordnung angelegt und zwar von dem nämlichen Coccejus, welcher denjenigen an der Posilipospitze erbaute [1]). Diese grotta di Cuma oder grotta di Pace, wie sie auch nach einem Spanier Namens Pietro di Pace heißt, der unter dem Vicekönige Ripacorsa hier Nachgrabungen veranstaltete, ist einen Kilometer lang und besitzt nicht nur wie die Grotte von Pozzuoli schräge Luftschachte an den Ausgängen, sondern auch mehrere senkrechte, die sich gewaltigen Kaminen gleich von innen zur Bergoberfläche erheben. Der Tunnel ist vollkommen passirbar, doch ungepflastert und darum durch Staub beschwerlich. Mehrere Quergänge gehen von ihm aus, von denen der eine nahe am Ausgange unverkennbar in die Stadtmitte und zum Hafen führte, während der Haupttunnel die Richtung auf die Akropolis von Cumä einhält. Somit haben wir Allem zufolge abermals ein Riesenwerk römischer Arbeit vor uns, das Niemand ohne Bewunderung besichtigen kann. Unserem Zuge nach Westen folgend, dem erst das Meer eine Schranke setzt, erreichen wir nach einer zwanzigminütigen Passage durch die Grotte den jenseitigen Bergrand und damit das alte Stadtgebiet von Cumä.

Auf der Höhe jener Bergkette südlich von der cumanischen Grotte lag einst Ciceros berühmtes „Cumanum", ein Gut, wo er zu verschiedenen Zeiten die bedeutendsten seiner Zeitgenossen, wie den Pompejus, den jungen Octavianus, ehe dieser von Athen zurückgekehrt das Erbe seines Oheims Cäsar antrat, den Redner Hortensius und wiederholt einen ausgewählten Freundeskreis um sich sah, so daß er auf seinem

[1]) Strabo V, 245.

Cumanum ein kleines Rom zu haben glaubte [1]). Freilich das kleine Rom ist den Weg des großen gegangen. Kaum sind von dem angeblichen Landsitze des berühmten Mannes noch einige Steine vorhanden, aber ein werthvolleres geistiges Denkmal ist uns in den von dem Cumanum aus datirten Briefen Ciceros geblieben, die uns in den Gedankenkreis jenes einflußreichen Geistes einführen und uns eine geschichtliche Detailkenntniß jener epochemachenden Zeit und ihres Parteitreibens, wie kaum eine andere Quelle, gewähren.

1) Cic. ad Attic. IV, 9. 10; V, 2 (das kleine Rom); XIV, 12. 13 u. s. f.

Neuntes Kapitel.

Cumä und Liternum.

Felix qui potuit rerum cognoscere caussas,
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari!
Fortunatus et ille deos qui novit agrestes
Panaque Silvanumque senem Nymphasque sorores!

VIRGIL.

Kaum wagen wir den Leser zu einem Spaziergang nach Cumä aufzufordern. Zwar liest der geschichtskundige Reisende gewiß mit innerlicher Befriedigung den Namen „Cumä" in seinem Führerbuche, allein je größer die Sehnsucht wäre, diese erstgeborne Stadt des italischen Griechenlands in ihren erhabenen Monumenten kennen zu lernen und je lebendiger die süße Hoffnung, dort einen erquickenden Rastplatz zu finden, desto schmerzlicher würde die Enttäuschung und desto unerfreulicher die stille Betrachtung des Wanderers sein, wenn er mit leerem Herzen und leerem Magen, müde und sonnverbrannt sich bis zu der ebenfalls nichts weniger als comfortablen Osterie Bajäs hindurchgeschlagen hat. Cumä ist eben kein zweites Pozzuoli, wo rings um ein modernes Städtchen bedeutende Ruinen in ziemlicher Nähe concentrirt sind, es ist sozusagen ein bloßer Terrainbegriff und darf im Sinne der alten Stadt gegenwärtig nur auf ein paar künstlerisch werthlose Ruinen Anspruch machen, die sich über ein großes Stück Weide- und Rebland zerstreut finden. Nur von einigen Hügeln unterbrochen, mit Pappelgruppen und wilden Reben

untermischt und erst in der Richtung auf Bajä für Weinberge und Gartencultur in Besitz genommen, zieht sich dieser Landstrich wohl eine Stunde lang und gegen eine halbe Stunde breit zwischen dem Meere und den Bergen der bajanischen Halbinsel dahin, nördlich vom Lago di Licola, südlich vom Lago del Fusaro begrenzt. An der sumpfreichen Küste aber dehnt sich ein tannen- und eichenbestandener Streif Landes auf sandigem Grunde, woran sich hinter dem Fusarosee ein königlicher Jagdpark anschließt. Tiefe Stille lagert melancholisch über den Fluren, die da, wo eine der seltenen Bauernhütten oder weidende Rinder erscheinen, den Charakter des Idyllischen annehmen, dort aber, wo antikes Mauerwerk auftaucht und der Blick auf die See hinausschweift, die bewegliche Phantasie in die Heroenzeit zurückführen und zu unwillkürlichen Vergleichen zwischen einst und jetzt uns auffordern. Auf keiner vordem berühmten Stätte lastet der Ruin der Zeiten mit größerer Wucht, als auf dem viel umstrittenen Boden des gewesenen Cumä. Gleichwohl darf sich derjenige, der mit topographischem Interesse und heiliger Pietät für eine ruhmvolle Vergangenheit seinen Fuß hierher setzt und welcher außerdem mit einer inhaltreichen Feldflasche, einem kleinen Imbiß und einem begleitenden Cicerone als den äußeren Erfordernissen für Cumä ausgerüstet ist, einen wirklichen Genuß versprechen. Darum auf nach Cumä!

Das Erste, was wir davon zu sehen bekommen, ist das polygone Lavapflaster einer Römerstraße, die hinter dem Ausgange der Grotte von Cumä nordwärts einen Hohlweg hinan und in Kurzem zu einem mächtigen antiken Thorbogen führt, den die Nachwelt, scheints, in seiner vermeintlichen Eigenschaft als Triumphbogen „arco felice" benannt hat. Es ist ein zwanzig Meter hoher Ziegelbau, der unten einen Thorweg bildet, oben, wo er die beiderseitigen Hügelketten verbindet, zugleich als Träger einer Wasserleitung diente. Er darf wohl als nördlicher Eingang von Cumä und als Durchgang der von

Sinuessa nach Puteoli angelegten Domitianischen Straße [1]) angesehen werden, gegenwärtig aber als Endpunkt der von Pozzuoli nach Cumä führenden Fahrstraße, die sich unweit des Arco felice zum Lago di Patria nordwärts wendet.

Vom Arco felice an ist der Weg, der einzige, welcher das cumanische Gebiet durchschneidet und in südlicher Richtung zum Fusarosee und nach Bajä gelangen läßt, nicht mehr fahrbar und auch darum von geringem Nutzen, weil die meisten Sehenswürdigkeiten ein Stück außerhalb desselben liegen und ohne Wege und Wegweiser gesucht werden müssen. Dank dieser Fürsorge ist der Reisende dort lediglich seinem guten Genius überlassen, falls er sich nicht in Pozzuoli oder Bajä mit einem Führer versehen hat. Dem Anschein nach bog die bereits erwähnte römische Fahrstraße der Tunnelmündung der Grotte von Cumä gegenüber zur See ab und siehe! — einem dortigen holprigen Fußwege folgend, der öfters blos in einen Wasserablauf ausartet, dafür aber an manchem antiken Gemäuer und Gewölbe vorüberführt, erreichen wir auf die directeste Weise die alte Akropolis von Cumä. Die Akropolis? Das heißt die Höhe, auf der sie stand, und wo sie vordem im Centrum der Stadt voll sinniger Majestät auf das Häuser- und Fluthenmeer unter sich herabsah. Dieser sogenannte Monte di Cuma ist ein großer Trachytfelsen, der, zum Theil aus schwarzer Trachytlava aufgethürmt, an seinen Abhängen mit Schlacken und Bimsstein bedeckt und stellenweise von gelbem Tuff begrenzt ist. Nach der Seeseite fällt der Fels steil ab, im Uebrigen hat er Verbindung mit dem umliegenden vulkanischen Gestein; der eigentliche Aufgang, an dem sich eine künstliche Herrichtung des Bodens nicht verkennen läßt, liegt im Süden. Hier war die feste Burg der Stadt und umschloß, wie auf der athenischen Akropolis, das Beste, was die Stadt aufzuweisen hatte, nur daß das Heiligthum des Parthenon durch einen berühmten

[1]) Dio 67, 4.

altdorischen Tempel des Apollo ersetzt war, denn die Chalkidier, die Gründer Cumäs, waren treue Verehrer des pythischen Apollo, den sie dankbar in ihre neue Heimath übertrugen und mit der Zeit auch der römischen Nation zum Geschenke machten. Was von der stolzen Herrlichkeit dieser cumäischen Akropolis noch übrig ist, beschränkt sich auf eine Anzahl Fundamentquadern, über denen einige Reste von Ziegelwerk und opus reticulatum von spätrömischer Restauration Zeugniß ablegen. Diese Mauerstücke, sowie Stumpf und Capitäl einer dorischen Säule, bezeichnen allein noch das gestürzte Heiligthum; die Ringmauern der Akropolis, große Blöcke, welche von den Römern, letztlich von Crasius zu Justinians Zeiten, überbaut wurden, sind gleichfalls zum Theil erhalten. Weithin sichtbar war der Apollotempel der Akropolis ein Wahrzeichen für die Schiffer und als treffliche Seewarte zugleich durch seine Aussicht entzückend. Das Auge umspannt hier die Küste von Gaeta bis zum mächtig aufstrebenden Epomeo auf Ischia und ruht mit reinem Wohlgefallen auf der majestätischen Curve des Golfes von Gaeta. Sollte wohl dieser Ausblick von der äußersten Höhe griechisch-italischer Niederlassungen die bekannte Sage begünstigt haben, daß der mythische Künstler Dädalus, der Erbauer des kretischen Labyrinths, auf seiner kühnen Luftreise, durch die er dem König Minos entfloh, auf dem Monte di Cuma zuletzt Fuß gefaßt habe und der Urheber des Tempels geworden sei?

Hier erst wieder der Erde geschenkt, hat die rudernden Flügel
Dir er, o Phöbus, geweiht und den mächtigen Tempel erbauet[1]).

Nun, wenn wir in beflügelter Sehnsucht mit unseren Gedanken über die weite Salzfluth dahineilen oder wenigstens manches Luftschiff in die Ferne senden, dorthin, wo Helios seine brennende Gluth in den Wogen des Okeanos kühlt, so erkennen wir jedenfalls die poetische Geburtsstätte des sinnigen Mythus. Vielleicht

---

[1]) Virg. „Aen." VI, 19 ff. und eine ganz ähnliche Stelle bei Silius (XII, 99 ff.).

nach verbürgter Ueberlieferung läßt Virgil den Dädalus eine Reihe von Scenen aus demselben kretischen Sagenkreise an der Tempelpforte abbilden, so den von Aegeus verübten Mord des Androgeos, des Sohnes von Minos, der Königin Pasiphae verworfene Liebe zum Stier, welchen Poseidon entsendet, das Labyrinth und die Erlegung des Ungeheuers Minotaurus durch Theseus. Nur den schrecklichen Tod seines Sohnes Ikarus, der den Flug seines Vaters begleitend ins Meer stürzte, vermochte Dädalus nicht nachzubilden. Zweimal versucht' er's, doch „zweimal sank ihm die Hand“[1]).

Auch sonst führt uns der Monte di Cuma mitten ins Reich des Mythus. Sucht man doch an der Ostseite des Hügels in einer mehrfach durch Gänge sich verzweigenden Höhle die Grotte der berühmten cumäischen Sibylle, wo sie, gleich ihrer delphischen Collegin Pythia auf dem Dreifuße sitzend, ihre doppelsinnigen Orakel ertheilte. Die Höhle selbst ist darüber verschwiegen, auch entspricht sie nicht der poetischen Schilderung:

Ausgehau'n ist zur Höhle die Wand des euböischen Felsens;
Hundert geräumige Gäng' und Mündungen führen zum Innern;
Gleich oft fallen die Töne zurück beim Spruch der Sibylle[2]).

Was thuts? Der Umstand, daß die Grotte am Fuße der Akropolis liegt, wohin sogar und ohne Zweifel in das Heiligthum Apolls ein Gang emporführte, ferner die Thatsache, daß die weltbekannte Sibylle als Priesterin und Prophetin nur das Organ des orakelspendenden Apollo war, legen es in der That nahe genug, diese Grotte als Sibyllenwohnsitz oder richtiger als Orakelstätte zu betrachten, aus deren unterirdischer Tiefe sich Apoll durch den Mund seiner Priesterin vernehmen ließ. Daß der Gott selbst über seinem Organ, der Sibylle[3]), all-

---

1) Virg. „Aen.“ VI, 20—23. 2) Ebenda V. 42—44.

3) Der Mythus bezeichnet die Sibyllen bald als Priesterinnen, bald als Geliebte, Schwestern, Töchter und sogar Gattinnen Apollos (Preller, „Röm. Mythol.“ 266). Ovid („Met.“ XIV, 132 ff.) schildert sie als Geliebte Apollos, welche dessen Liebe verschmäht.

mählich in den Hintergrund trat, ist nicht minder begreiflich, als daß das anfänglich unter dem Einfluß und der Oberaufsicht Delphis stehende Orakel[1]) mit der Zeit sich emancipirte und als das älteste griechische in Italien hier, vornehmlich auch durch die sibyllinischen Bücher, keine geringere Bedeutung erlangte als das delphische in Griechenland. Die Orakel wurden schriftlich ertheilt, denn die Dichter kennen die Sibylle als eine „begeisterte Seherin, die tief in der Felskluft Schickungen singt, Schriftzeichen und Namen den Blättern vertrauend"[2]). Wie alt und hochangesehen diese sibyllinischen Aufzeichnungen waren, beweist die Nachricht, daß Tarquinius Superbus die sibyllinische Spruchsammlung, die sich in Cumä befand, ankaufte, wie die Sage erzählt von der Sibylle selbst, welche incognito in Rom erschien und dem Könige erst neun, sodann auf seine Weigerung sechs, endlich drei Bücher zum Kauf anbot, ohne jedoch den Preis herabzusetzen, worauf der König, aufmerksam geworden, wenigstens die letzten Bücher erstand[3]). Diese sibyllinischen Bücher, die seit Tarquinius in dem capitolinischen Jupitertempel, seit Augustus im Tempel des palatinischen Apoll aufbewahrt wurden, erlangten bald als officielles, nur auf Senatsantrag befragtes Orakel die höchste Geltung, wurden von einem eigenen Priestercollegium bedient[4]) und bei allen wichtigen Cultushandlungen, allgemeinen Unfällen und politischen Unter-

---

1) Der Einfluß des delphischen Orakels wurde durch das Ansehen der aristokratischen Geschlechter und des Amphiktionengerichtes in Delphi gesteigert (Curtius, „Griech. Gesch." I, 406. 505).

2) Virg. „Aen." III, 443 ff.

3) Preller, „Röm. Mythol." S. 139.

4) „Zur Lesung und Ausdeutung des Zauberbuchs wurde in frühster Zeit ein eigenes, nur den Auguren und Pontifices im Range nachstehendes Collegium von zwei Sachverständigen bestellt (duumviri sacris faciundis), auch für dasselbe zwei der griechischen Sprache kundige Sklaven von Gemeinde wegen angeschafft." (Mommsen, „Röm. Gesch." I, 181.) Später wurde dieses Collegium aus 10 und noch später aus 15 Männern zusammengesetzt.

nehmungen als Sühn- und Auskunftsmittel um Rath befragt. Mit der Zeit reichten sich Aberglaube und staatsmännischer Betrug die Hand, um das Sibyllen- und Orakelwesen, das anfangs auf religiösem Grunde und insbesondere auf dem hochgefeierten Apollocultus ruhte, auszubreiten, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn nicht nur die Zahl der Sibyllen sich mehrte, sondern auch die sibyllinischen Bücher, trotzdem daß sie mehrmals verbrannten, immer wieder ersetzt und bis auf die Zahl vierzehn gebracht wurden. Seit unserer Zeitrechnung lieferten sogar Juden- und Christenthum ihre Beiträge zu den sibyllinischen Sprüchen und insbesondere das letztere bemächtigte sich der sibyllinischen Weissagungen mit solch abergläubischem Eifer und Erfolg, daß die Sibyllen als prophetische Verkündigerinnen des kommenden christlichen Heils gar bald den Propheten zur Seite gestellt wurden, eine Stellung, in der sie für würdig befunden wurden, sogar von dem Pinsel eines Rafael und Michelangelo dargestellt zu werden. Und wo liegt der treibende Keim dieser langen Entwickelungsreihe? Hier auf den Zinnen des Monte di Cuma, wohin das Volk seinen heimischen Gott auf den Ehrenplatz stellte und damit dem römischen Reiche einen mächtigen religiösen Impuls gab. Doch Apoll war nicht der einzige Gott, den die fahrenden Griechen mitbrachten. „Neben Apoll dürfen wir den Meeresgott Poseidon und den Handelsgott Hermes in der See- und Handelsstadt, die Acker- und Fruchtgottheiten Demeter mit ihrem Mädchen und Dionysos in der mit einem fruchtbaren Gebiete gesegneten und durch seinen Todtendienst am Averner See berühmten Stadt mit Sicherheit voraussetzen, lauter Götter, welche in Rom unter den ältesten griechischen Eingang fanden: unter den Heroen Herakles, von dem die ganze Umgegend von Cumä viel zu erzählen wußte, und Ulysses, dessen Abenteuer, namentlich die bei der Circe und der Unterwelt, an dieser Küste gleichfalls seit alter Zeit erzählt wurden[1]."

[1]) Preller a. a. O. S. 16.

Noch gefeierter wurde später der seegewohnte Held Aeneas, der Begründer römischer Macht, als den ihn die Sage kennt. Wir sehen ihn in Cumä zuerst das italische Festland betreten, die Burg ersteigen, wo Apollo machtvoll thront, und zum geheimnißvollen Sitze der Sibylla wandeln, um durch deren Vermittlung in die Unterwelt zu gelangen. Freilich waren es erst die Römer, welche sich voll Lust und Liebe mit ihrem Nationalheros beschäftigten und wir dürfen annehmen, daß es nicht die Schuld der cumäischen Griechen war, wenn der weiland Gegner des griechischen Volkes sich in Italien einbürgerte und als Rivale des vielgewanderten, erfindungsreichen Odysseus in den Gesängen der Dichter fortlebte [1]). Die Cumaner pflegten lieber homerische Tradition und so auch die frühe, durch die Klüfte und Felshöhlen in der ganzen Gegend begünstigte Sage, daß die Kimmerier, welche bei Homer als ein sonnenloses Volk im äußersten Westen, bald aber im Gewande räthselhafter Höhlenbewohner erscheinen, in der Nähe von Cumä ihr Wesen getrieben hätten.

Ist jedoch Cumä dergestalt den fabelhaften Kimmeriern zugewiesen, wie dies bereits durch den griechischen Geschichtschreiber Ephoros an der Hand einer jedenfalls noch älteren Tradition geschehen ist, so möchten wir hier gelegentlich in aller Bescheidenheit die Hypothese wagen, daß die nahe Insel Ischia [2]) von den westlichen Griechen als Circeinsel Aeäa angesehen wurde. Man mißverstehe uns nicht. Es soll nicht gesagt werden, daß Ischia und Cumä zum Ausgangspunkte für die homerischen Sagen von der Kirke und den Kimmeriern

---

1) In Rom wurde es erst um die Zeit des ersten punischen Krieges Sitte, den Ursprung Roms in Troja zu suchen, und nicht viel früher sind die Spuren der italischen Aeneassage, wie sie zuerst von Aristoteles und Kallias, vollständig ausgebildet aber von Timäus, dem Zeitgenossen des Pyrrhus, erzählt wurden. Vergl. Preller 670 ff.

2) Ueber Namen und Geschichte von Ischia vergl. Kap. 13.

geworden sei, denn es ist überhaupt fraglich, in wie weit sich die homerische Dichtung an bestimmte Localitäten angeschlossen habe, und auf der andern Seite ist es sicher, daß die Römer einstimmig das Vorgebirge von Circeji, wo ohnedies vor Alters eine altlatinische Fee oder bona dea ihren Sitz hatte, für die Zauberin Circe in Anspruch nahmen. Doch ist es nicht im höchsten Grade wahrscheinlich, daß der römischen Localisirung am Westmeer eine dortige griechische, namentlich cumanische vorausging, welche nur theilweise von den Römern adoptirt wurde? So stimmen beide Nationalitäten in der Localisirung der Scyllä und Charybdis und der Kimmerier überein, nicht aber z. B. in Bezug auf die Lästrygonen, welche von den Westgriechen bei Himera in Sicilien, von den Römern mit beispielloser Willkür bei Formiä gesucht werden, und schwerlich in Bezug auf die Circeinsel. Natürlich! Bei dem kimmerischen Cumä, wo wir die Grenze der ältesten Nordfahrten der Chalkidier zu erkennen haben, floß der Okeanos und nur römischer Patriotismus konnte dessenungeachtet mit den Odysseusfahrten bis zum Cap Circello hinaufgreifen. Nicht nur die Lage der Insel als Zwischenstation zwischen den Lästrygonen und den Kimmeriern, sondern auch ihre vorausgesetzte bedeutende Größe, ihre Wälder, Bucht und Bach, welche erwähnt werden, ihre bald als steil, bald als flach geschilderte Küstengestaltung, vor Allem aber der von Kirkes Wohnung aufsteigende Rauch, der sich durch den Dampf der dortigen Fumarolen, heißen Quellen und ausgebrannten Vulkane aufs Trefflichste erklärt, das Alles stimmt zu Ischia, während das Cap Circeji keine derartigen Anhaltspunkte bietet und namentlich zu keiner Zeit als eine „von endlos wogender Meerfluth eingehegte Insel“ gedacht werden kann[1]). Sehen wir aber auf den Inhalt des Mythus, was sonst könnte die Verzauberung der Gefährten des Odysseus bedeuten, als die unästhetischen und verderblichen Folgen der

[1]) Homer „Odyss.“ X, 135 ff.

Weinseligkeit[1]? Man braucht kein Genosse des göttlichen Dulders Odysseus zu sein, um noch heute den lockenden, aber auch rächenden Dämon des trefflichen Ischianers in vollem Maße zu empfinden.

Doch wenden wir Herz und Blick ab von der verführerischen Weininsel Aenaria, welche natürlich in der fruchtbaren Phantasie des Römers, wie schon der Name sagt, auch ein Aufenthaltsort des Aeneas gewesen sein mußte. Es ist wahrlich Zeit, unsere Rast am Monte di Cuma zu unterbrechen und vergangenen Traumgestalten den Abschied zu geben, um uns im jetzigen Cumä umzusehen. Was hier von antiken Tempeln auf uns gekommen ist, ist äußerst mangelhaft, meist Namen ohne Ruinen oder Ruinen ohne verbürgte Namen. Dort bei jener Winzerhütte unweit der Akropolis stand — jetzt sieht man kaum mehr Spuren — der sogenannte Tempel des Giganten (tempio del Gigante), der seinen seltsamen Namen nicht, wie sich vermuthen ließe und wie man auch vermuthet hat, einer Darstellung der Giganten verdankt, so daß man auf einen Heraklestempel schließen könnte, sondern der großen Halbfigur eines sitzenden Jupiter Stator, der mit seinem energischen, bartumwallten Haupte an den Typus des vaticanischen Jupiter von Otricoli erinnert, ohne freilich dessen Idealität und mit Ernst gepaarte Milde des Ausdrucks zu erreichen. Jetzt ist die Statue in den großen Götterhades des Museums eingegangen, nachdem sie ursprünglich in der Hauptnische des cumanischen Tempels, dann von dem Vicekönig Pietro Antonio von Aragonien an der Ausmündung der strada del Gigante in Neapel, die daher ihren Namen erhielt, aufgestellt gewesen war. Mehr als unverbürgte Namen besitzen wir auch nicht von dem Serapistempel, zu dessen Annahme einige unter Gebäudetrümmern versteckte Kolossal-

1) Auf diese Deutung führt auch der Unglücksfall mit Elpenor, „Odyss.“ X, 550 ff.

figuren ägyptischen Gepräges Veranlassung gaben, und von dem Dianentempel, einem großen Nischenbau, den der Graf von Syrakus im Jahre 1852 ausgraben ließ. Die dort gefundene Statue der Diana sammt Bruchstücken von korinthischen Säulen aus Cipollinmarmor wurden in seinen Palast nach Neapel verbracht. Bedarf es noch der Erwähnung eines anderen Apollotempels aus römischer Zeit, dessen Altar man 1817 in der Nähe des Arco felice entdeckte und den eine Inschrift des Museums als eine Dedication des Quintus Tinejus Rufus bezeichnet?

Das Angeführte läßt uns eine ansehnliche archäologische Ausbeute an Fundgegenständen voraussetzen, genügt aber wahrlich nicht, um an Ort und Stelle das Auge zu befriedigen, denn die zerstreuten Mauerstücke, da und dort mit gebüschumrahmten Fensteröffnungen versehen, die Reihen von Schwibbogen, Kammern und Höhlen an der Bergwand, alles Das sind bloße Leichensteine, Ahnungen vergangenen Lebens, worunter freilich die erhaltenen Gräber eine ganz hervorragende Stelle einnehmen. In den Bergwänden unfern vom Arco felice findet sich sogar eine ausgedehnte griechische Todtenstätte, die sich oft zu drei Stockwerken erhebt und wie man annimmt über einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden erstreckt, sofern schon die oskischen Urbewohner daran gearbeitet hätten. Die unteren Gräber, als Gänge in die Erde getrieben, enthielten Vasen ägyptischen Stils, die mittleren, aus Kammern bestehenden altgriechischen Gräber schwarze archaische Vasen, während die oberen griechisch-italischen Gräber mit Reliefs, Schmuckgegenständen und Vasen spätern Stils ausgestattet waren. Auch sonst entdeckte man in der Gegend Felsgräber, die jedoch ihres werthvollen Schmuckes und der beliebten Thongefäße wegen anscheinend schon von den Römern entleert wurden [1]. Was sie nicht thaten, vollbrachte die Nachwelt.

[1] Ein Beispiel solcher Raublust findet sich bei Sueton „Cäsar" 81.

Viele Theile Cumäs wurden zu verschiedenen Zeiten nach Schätzen durchforscht, zuletzt vom Prinzen Leopold, dem Grafen von Syrakus, der sich ein Privatmuseum anlegte, das von seinem Erben, dem Fürsten von Carignano, der Stadt Neapel geschenkt wurde. Die Sammlung, als besondere „Raccolta Cumana" im Museum vereinigt, hat 2000 Nummern und besteht aus Terracotten, Glassachen, Broncen, Goldschmuck, Waffen und Vasen, unter welchen eine solche jungattischen Stils mit dem Relief der Amazonenschlacht auf schwarzem Smaltgrunde besondere Aufmerksamkeit verdient. Vieles in dieser kleinen Sammlung reizt uns schon durch den Gegenstand. Oder muß es uns nicht nachdenkend stimmen, wenn wir in nächster Nähe der Graburnen ein vollständig eingerichtetes Toilettenkästchen erblicken — die doppelten Sinnbilder menschlicher Eitelkeit? Gleichwohl birgt der Boden von Cumä noch manchen verborgenen Schatz, der seiner künftigen Auferstehung harrt, und nicht ohne Herzweh bemerkt der nordische Reisende, wie viele Antiquitäten in Ermanglung systematischer Nachgrabungen bereits verschleudert wurden und von den umwohnenden Bauern, die mit aufgewühlten Münzen, Gemmen und dergleichen Privatindustrie treiben, immer noch verschleudert werden.

Cumä ist ein Ort, der bei sorgfältigen Nachgrabungen einen besonders reichen Lohn verspräche, und doch hat man es noch nicht einmal vermocht, das Amphitheater, das im südlichen Cumä am Wege vom Arco felice nach Bajä liegt, ans Tageslicht zu fördern. Es schläft noch unter Weinbergen. Nur ein kleines Stück der 21 Sitzreihen steht uns vor Augen, zwar in rohem Zustande, da die bedeckenden Steinplatten von den Sitzen entfernt wurden, doch sind zwischen ihnen die einzelnen Rangabtheilungen und über ihnen die Damenlogen, deren im Ganzen etwa hundert gewesen sein mögen, noch gut erkennbar. Die Arena verräth sich nur durch die Bodensenkung und scheint, wie der ganze Bau, die Dimensionen der

Amphitheater von Pompeji und Puteoli nicht unbeträchtlich zu übertreffen.

Wenden wir uns von dem immerhin sehenswerthen, wenn auch wenig sichtbaren, Amphitheater abermals südwärts, so empfangen wir bald neue Eindrücke durch den Lago del Fusaro, der den Römern als Acherusischer Sumpf bekannt war. In Wahrheit kann der See auf den Namen Sumpf Anspruch machen. Sowohl der Mangel irgend eines Kraterrandes als die längliche Gestalt des Sees und die unmittelbare Nähe des Meeres lassen ihn nicht als Krater eines erloschenen Vulkans erscheinen, sondern nach Strabos Bezeichnung als eine seichte Meeresbucht oder als Strandsee, der schon zur Römerzeit durch einen heute noch vorhandenen Canal, die foce del Fusaro, mit dem Meere verbunden war. Zur Blüthezeit Cumäs führte wahrscheinlich eine breite natürliche Wasserstraße vom See zum Meere, welche wie die italische Westküste überhaupt mit der Zeit versandete, so daß auch der dünne Landgürtel zwischen beiden durch Landanschwemmung sich allmählich erweiterte. Es gewinnt somit den Anschein, daß der Lago del Fusaro als der alte Hafen von Cumä zu betrachten ist. Wie ganz anders als damals, wo er von Schiffskielen und griechischem Matrosenvolk wimmelte, erscheint uns jetzt der See, in dessen Fluth sich von der Meeresseite her die dunklen Bäume des königlichen Parks bespiegeln und der im Uebrigen sich nur von freundlichen Wiesen und wenigen Fischerhütten umgeben zeigt! In demselben hat, wie Goethe berichtet, König Ferdinand I. sich mittelst Pfahlbaus zu Jagd- und Fischereizwecken einen niedlichen, jetzt noch am bajanischen Ufer sichtbaren Pavillon erbauen und seinen Saal durch Hofmaler Hackert mit Bildern von den vier Jahreszeiten ausschmücken lassen, welche 1799 von den Lazzaroni geraubt wurden. Man sieht, daß der freundliche, idyllische See in jeder Beziehung nicht zu dem finsteren Acheron passen will, mit dem alle Schrecknisse der Unterwelt in Verbindung gedacht

wurden, und nur eine seltsame Laune konnte damals, als man die Unterwelt bei Cumä localisirte, den Acheron an einen Ort versetzen, wo nirgends etwas Infernales zu finden ist und selbst von Tempelculten nur derjenige des Sol und der Luna, der Sonne und des Mondes, erwähnt wird 1). Statt dessen tauchen am Seegestade liebliche Bilder römischen Privatlebens vor uns auf. Nicht als bloßes Luftgebilde der Phantasie, sondern durch mannigfaches Trümmerwerk von Gebäuden und Piscinen veranschaulicht, erscheint uns dort am Südwestufer auf einem neben dem Fusarocanal befindlichen Landvorsprung, der sogenannten Terra di Gaveta, die ausgedehnte Villa des Servilius Vatia. Die Lage entspricht der Beschreibung Senecas, der gleichfalls in Cumä eine Villa besaß. Als unser Philosoph einmal von Bajä aus an jenem Küstenstrich eine Spazierfahrt unternahm, fiel sein Blick auf das einstige Landgut des Vatia und sein Geist stimmte sich zu erinnerungsvoller Betrachtung, als er zu sich selbst sprach: „Hier also war es, wo jener reichgewesene Prätor seine Jahre verlebte, der durch Nichts als seine Muße bekannt war und wegen dieser allein für glücklich galt". Gefährliches Zeitalter, wo nur gänzliche Zurückgezogenheit vor physischem oder moralischem Untergang sicherte und selbst ein Seneca das Leben einbüßte, weil er dieser Lehre vergaß! In der That hatte Vatia den besten Entschluß gefaßt, als er unter Neros Schreckensregierung sich ganz der Verborgenheit des Privatlebens überließ. Doch war es wohl nur weise Vorsicht, was ihn dabei leitete, und wenn ihm sonst Etwas an dieser Einsamkeit gefiel, so war es sicher nicht ein

1) Eines solchen Tempels am Fusarosee wird in einer Inschrift gedacht (Nobile a. a. O. III, 65). Ueber die Gottheiten bemerkt Preller („Röm. Myth." S. 90): „Sol und Luna zusammen sind gewöhnliche Bilder der Ewigkeit, er aufsteigend, sie niedersteigend, beide mit dem Epitheton aeternus und aeterna, in welcher Weise sie oft neben einander abgebildet, verehrt und pro salute imperii oder pro salute eines Kaisers angerufen wurden".

romantischer Hang zur Naturschwärmerei, sondern die Lust an ungestörter, luxuriöser Lebensfreude, der er als Kind seiner Zeit nicht fremd bleiben konnte. War doch die Villa des Vatia reizend genug. „Die Villa hat, schreibt Seneca [1]), zwei künstlich gebildete, dem geräumigsten Vorsaale gleichkommende Grotten, deren eine die Sonne gar nicht zuläßt, die andere sie bis zum Untergange behält. Einen Platanenhain durchschneidet in Art eines Canals ein Bach, der den acherusischen See mit dem Meere verbindet und einen Vorrath von Fischen enthält, welcher, auch wenn man ihn fortwährend benützte, nicht leicht zu erschöpfen wäre. Die größte Bequemlichkeit dieser Villa ist jedoch die, daß sie an Bajä angrenzt, dessen Annehmlichkeiten sie hat, ohne dessen Unbequemes zu theilen." Konnte doch Cumä überhaupt, wo auch die Landhäuser eines Terentius Varro, eines Petronius und Anderer standen, nach Juvenals Bezeichnung als eine Vorhalle von Bajä betrachtet werden.

Auf dem Wege nach Bajä, der direct vom östlichen Seegestade über den Hügel führt, haben wir das hohe Vergnügen, mehreren schönerhaltenen Columbarien zu begegnen. Das eine derselben stellt sich als viereckigen Backsteinbau dar mit zwei neben einander befindlichen Kammern, in denen Nischen für die Aschenurnen angebracht sind. Das Grabmal liegt fast gänzlich unter der Erde, so daß man 10—12 Stufen hinabsteigt, und soll nach Aussage des Führers von einem Lord Vernon entdeckt worden sein, der allerdings in dieser Gegend eine Menge von Gold-, Silber- und Broncesachen, Kameen und Vasen ausgrub und nach Altengland beförderte. Von ähnlicher Construction und vertiefter Lage sind mehrere umherliegende, bald flach, bald mit Gewölben gedeckte Columbarien, die sich im Unterschied von den griechischen Felsgräbern als römisches Product kundgeben. In einem derselben, wenn es wirklich

[1]) Seneca „Epist." 55.

das im Jahr 1843 entdeckte Grab der im Alter von fünf und zwanzig Jahren verstorbenen Julia Procula ist, fand man ein goldenes Halsband, das jedoch lange nicht so interessant und werthvoll ist als ein 1853 gemachter Gräberfund, indem man in dem gedachten Jahre bei Gelegenheit der Nachgrabungen des Grafen von Syrakus in einem Columbarium, welches außerdem thönerne Salbengefäße, Lampen, gefüllte gläserne Aschenurnen, Haarnadeln, einen Spiegel und andere Gegenstände enthielt, vier menschliche Skelette, davon zwei mit abgehauenen Händen und offenen starrenden Augen, erblickte. Eine nähere Besichtigung ergab, daß die Köpfe aus Wachs geformt und die Augen von Glas eingesetzt waren. Dies und eine dabei befindlich gewesene Münze aus Diocletians Zeiten berechtigt zu der Vermuthung, daß es Skelette von Märtyrern waren, die in der diocletianischen Christenverfolgung enthauptet und von den Ihrigen, sei es um öffentliches Aufsehen zu vermeiden, sei es der christlichen Auferstehungshoffnung wegen, auf diese Weise bestattet wurden. Noch sieht man im Museum eine der Wachsmasken in einem Glaskasten, ein Vorwurf, der manchem Novellisten hochwillkommen sein könnte, da er anknüpfend an die sonst entdeckten Gegenstände ungesuchte Veranlassung böte, das Leben einer eitlen, schließlich christianisirten und mit der Märtyrerkrone geschmückten Römerin zur Darstellung zu bringen. Doch wir bleiben der strengen Wirklichkeit treu und können uns, weniger durch den nimmer versiegenden Wissensschatz des redseligen Cicerone als durch den Ort selbst inspirirt, nicht versagen, die Geschichte Cumäs uns noch in Kürze zu vergegenwärtigen.

Cumä, die älteste griechische Colonie auf italischem Boden, wurde, wie schon ihr griechischer Name Kyme besagt, von einer gleichnamigen Mutterstadt gegründet und zwar nach allgemeiner Annahme von Griechen aus Euböa, welche zuerst zu Handelszwecken das Westmeer und die italische Westküste befuhren doch schwanken die Ansichten, ob die euböische Stadt Kyme

oder das von diesem gegründete, kleinasiatische Kyme in Aeolien die Gründerin unserer campanischen Stadt gewesen sei [1]. Letzteres verdient deshalb den Vorzug, weil die unbedeutende euböische Stadt Kyme nach der Neuschaffung in Kleinasien bald in Vergessenheit gerieth, während das äolische Kyme in Ruf kam und in Euböa Chalkis so an Handelsbedeutung gewann, daß man überhaupt euböische Colonien leicht als chalkidische bezeichnete. Dies war auch bei dem campanischen Kyme der Fall, um so mehr, als es bald Zuzug aus Chalkis erhalten haben mochte und die Colonisation auch unter chalkidischer Leitung erfolgte, indem Hippokles von Kyme und Megasthenes von Chalkis als Leiter der Unternehmung erwähnt werden. Diese griechischen Seefahrer ließen sich jedoch nicht auf dem Festlande, sondern zunächst auf den Inseln Ischia und Procida nieder, die durch ihre Fruchtbarkeit und ihre insulare gegen Piraten geschützte Lage den Vorzug gewannen. Erst später zogen sie von hier, sei es zur besseren Beherrschung des dortigen Canals und im Interesse des Binnenhandels, sei es durch vulkanische Eruptionen vertrieben, auf das gegenüberliegende Festland, wo sie im Lande der Osker eine neue Stadt gründeten [2], die durch ihre meist flachen Ufer und die steilen Akropolisfelsen kaum minder geschützt war, als ihre Niederlassung auf Ischia. Nach gewöhnlicher Annahme fällt diese Gründung in die Jahre 1030—1050 vor Christus. Sie ersetzte bald die in Dunkel versinkende Inselstadt und behielt auch in ihrem Namen die ehrwürdige Erinnerung an die Mutterstadt im Osten. Als Centralpunkt des längs der tyrrhenischen Küste und besonders mit der Insel Aithalia d. h. Elba betriebenen Erzhandels, auf einem üppig producirenden

---

[1]) Ueber die Gründung von Cumä s. Diodor IV, 21; Dionys. VII, 3; Strabo V, 243; Liv. VIII, 22, ferner Curtius, „Griech. Gesch." I, 401 ff., Mommsen „Röm. Gesch." I, 133.

[2]) Liv. VIII, 22.

Boden gelegen und mit dem für die Schifffahrt so günstigen Golf von Neapel enge verbunden, konnte es nicht fehlen, daß Kyme einen bedeutenden Aufschwung nahm und alle umliegenden Gestade mit seinem Handel erfüllte, mit seinen Mythen und Götterculten beeinflußte. Lange Zeit ein vereinzelter „Vorposten griechischer Bildung", schuf es sich später eine compacte Macht durch die Besetzung der nördlichen Golfküste und sicherte gleichzeitig seine Verbindung mit dem übrigen Griechenland durch die von ihm ausgegangene oder doch unterstützte Gründung von Zankle, dem späteren Messina. Anfänglich durch abenteuerndes Seevolk verstärkt, das auf Sardinien und anderen Küstenplätzen keine dauernde Heimath fand, „hat Kyme sich in tapferem Widerstande gegen die umwohnenden Barbaren gehalten, bis nach Beruhigung der Meere neuer Zuzug aus Euböa, Samos und anderen Gegenden zuströmte und den Doppelgolf von Neapel zu einem blühenden Griechenlande machte [1]". Bereits erfreute sich Kyme einer ungestörten Machtentwicklung, wie sein Handelsbezirk erweiterte sich auch mehr und mehr sein Stadtbezirk, da erwuchs ihm in den Etruskern ein lästiger Nebenbuhler. Schon vom Jahre 524 meldet uns die Geschichte von einem gemeinsamen Ueberfalle Kymes durch die Etrusker und die Umbrer mit den Dauniern, die, sonst gegen einander feindlich gesinnt, damals durch Zufall oder Interesse sich gegen die Griechenstadt verbanden und ein gewaltiges Heer, wie man sagt von einer halben Million Fußvolk und 1800 Reitern, ins Feld stellten. Trotzdem daß die Cumaner nach Bemannung der Flotte und Besetzung der Stadt nur 4500 Fußgänger und 600 Reiter gegen diesen Schwarm aufzubringen vermochten, wurden die Alliirten doch durch die Entschlossenheit und Kriegskunst des Aristodemos Malakos zurückgewiesen, worauf Aristodemos als „Tyrann" sich zum alleinigen Träger der Regierung emporschwang. Als solcher

[1] Curtius, „Griech. Gesch." I, 402.

nahm er bekanntlich auch den abgesetzten Tarquinius Superbus, dem er bald die Stelle eines Freundes und Rathgebers einräumte, an seinem Hofe auf. Ursprünglich hatte man in Kyme, wie auch in den sonstigen chalkidischen Colonien, eine demokratische, aber auf der Basis des Besitzes ruhende Verfassung mit classenweise abgestuftem Bürgerrechte und einem leitenden Bürgerausschuß oder Rathe ins Leben gerufen. Dieser conservativen Verfassung gegenüber, „die sich bewährte und im Ganzen von diesen Städten Usurpatoren wie Pöbeltyrannen ferne hielt“, war die Tyrannis zwar eine zur Machterweiterung des Staates nicht ungeeignete Regierungsform, aber als die den Handelsinteressen minder entsprechende doch in der Regel nur von kurzer Dauer, wie denn auch in Kyme nach der Ermordung des Aristodemos die vorige Geldaristokratie wieder zur Herrschaft gelangte. Wie die Cumäer durch die Rivalität der Etrusker und Karthager nicht selten bedrängt wurden, wurde bereits früher berührt. So kam es, daß die cumäischen Griechen sich einmal sogar mit den Latinern gegen eine etruskisch-karthagische Coalition verbinden mußten. Als die Etrusker im Jahre 506 in Latium einfielen und bis Aricia vordrangen, wurden sie hier von den herbeigeeilten Cumäern zurückgeschlagen. Bald errangen die Griechen neue Erfolge, denn nicht nur erlitt die etruskische Seeherrschaft einen bedeutenden Schlag durch die Schlacht bei Himera in Sicilien, sondern es erfocht auch Hiero von Syrakus unter Zuzug der Cumäer bei Kyme einen weiteren Seesieg über die etruskische Flotte, nachdem deren Vereinigung mit der karthagischen Macht mißlungen war. Das ist der Sieg, welchen Pindar in der ersten pythischen Ode feiert, die er dem König Hiero nach seinem pythischen Wagensiege widmete und worin er unter anderen Großthaten des Herrschers auch seinen Sieg über die Tyrrhener mit den Worten besingt: „Winke Zeus! daß in friedlicher Heimath schweige das Schlachtengebrüll der Tyrrhener. Die schmähliche Zertrümmerung ihrer Schiffe sahst du vor

Kyma [1]". Noch zeigt man auch im Britischen Museum den Etruskerhelm, den Hiero nach Olympia sandte, mit der Aufschrift: „Hiaron, des Deinomenes Sohn und die Syrakosier dem Zeus Tyrrhanisches von Kyma [2]". Eine Frucht dieses Sieges war die Besetzung der Insel Ischia durch Hiero, wodurch die Verbindung zwischen den campanischen und den nördlichen Etruskern unterbrochen wurde. Nicht so wie gegen die Etrusker behauptete Kyme seine Vorherrschaft gegen die Samniten, die bald darauf ihre Invasionen begannen. Es wurde schließlich im Jahre 420 von den campanischen Samnitern erobert und zu Campanien geschlagen [3], nachdem seine griechischen Einwohner von den Siegern theils niedergemacht, theils in Sclaverei geschleppt worden waren. Der Glanz Cumäs, wie es latinisirt hieß, war zu Ende. Seine Selbständigkeit errang es nicht wieder, denn nicht ganz ein Jahrhundert später ging es mit passivem Bürgerrecht dauernd in römischen Besitz über und blieb wohl in Folge der früheren intimen Handelsbeziehungen der römischen Oberherrschaft so treu, daß es in dem zweiten punischen Kriege dem Consul Gracchus einen Anschlag der Campaner auf die Stadt vernichten half und sich auch gegen Hannibal abweisend verhielt, so daß dieser es bei bloßen Demonstrationen gegen die starke Stadt bewenden lassen mußte [4]. Mit der Zeit verlor Cumä immer mehr an Bedeutung, wozu auch eine Versandung seines Hafens beigetragen zu haben scheint [5], und zur Kaiserzeit, seit welcher es römische Colonie wurde, war es nur eine Art Filiale von Puteoli und Bajä, welche es als Wohn- und Handelsplatz weit in Schatten stellten. Nur als Festung behauptete es einigermaßen seinen

---

1) Pindar I „Pyth." 138—141.

2) Mommsen I, 325. Der Helm wurde 1817 in Olympia ausgegraben.

3) Liv. IV, 44. 4) Liv. XXIII, 35. 36.

5) Schon Ovid („Met." XIV, 103) spricht von den sumpfreichen, schilfbewachsenen Gestaden Cumäs.

Rang und spielte als solche in den griechisch-gothischen Kämpfen eine bedeutende Rolle. Tejas empfing hier die Krönung als Gothenkönig und erhob die Stadt zu neuem Ansehen, doch der Byzantiner Narses eroberte bald Stadt und Burg und schleifte die letztere. Im Anfang des 10. Jahrhunderts wurde die Stadt von den Saracenen überfallen und verbrannt, wurde aber mit der Zeit selbst ein Piratennest und darum 1207 von den Bewohnern Neapels und Aversas so gründlich zerstört, daß es zu existiren aufhörte. Dies das ruhmlose Ende der so glorreich in der Geschichte aufgetretenen Stadt, die übrigens noch zur Römerzeit auch in industrieller Beziehung nicht ohne Ruf war. So hat sich Cumä durch die solide Arbeit seines Töpfergeschirrs und durch seinen dauerhaften Mörtel einen Namen gemacht [1], auch verdiente es Lob durch seine Glasfabrikation, die durch den feinen Ufersand zwischen Cumä und Liternum begünstigt wurde [2]. Ferner wurde hier ein vorzüglicher Lein verfertigt und zu Fisch-, Vögel- und größeren Jagdnetzen so fein verarbeitet, daß diese, wie man behauptete, sammt den Ziehschnüren durch einen Fingerring gingen [3]. Was Gartenbau anlangt, so war wenigstens der cumäische Kohl ein vorzügliches Tafelgericht [4]) und in culturgeschichtlicher Beziehung, um damit zu schließen, wird Cumä als der Ort bezeichnet, durch den Italien zuerst die Buchstabenschrift erhielt, was bei dem hohen Alter der Stadt sehr wahrscheinlich ist, zumal nicht nur der Orakeldienst die Schrift erforderte, sondern auch eine schriftliche Gesetzgebung, wie sie die griechischen Colonien besaßen, von Anfang an ein unumgängliches Bedürfniß war.

Doch noch können wir uns nicht trennen von dem weiten, offenen Tyrrhenermeere. Sind es seine grünlockigen Nereiden, die uns mit ihrem sanften, melodischen Wellenschlag an den

---

1) Plin. XXXV, 46. 47; Hor. „Sat." I, 6, 118; Mart. XI, 27, 5; XIV, 114, woselbst angegeben wird, daß sich die cumanischen Töpferwaaren durch ihre rothe Farbe auszeichneten.

2) Plin. XXXV, 46. 3) Plin. XIX, 2. 4) Plin. XIX, 41.

sandigen Strand zurückrufen und uns zu Träumen verlocken, grundlos und endlos wie des Meeres Woge? O nein, es sind die Manen eines großen Mannes, die uns aus dem Norden herübergrüßen. Dort lag zugleich am Meeresstrande und an dem Canale, welcher von dem heutigen Lago di Patria zur See führte, zwei Stunden nördlich von Cumä und jenseit des Sees von Licola das bereits erwähnte, uralte Liternum, das auf pelasgische Gründung zurückgeführt wird, einst von griechisch redendem Volke bewohnt war und erstmals im Jahre 196, zum zweiten Male unter Augustus colonisirt wurde [1]). Das war der letzte Aufenthaltsort des großen Publicus Cornelius Scipio Africanus, wohin er sich durch eine unverdiente Anklage gekränkt, als habe er sich durch Antiochus bestechen lassen, in die Einsamkeit zurückzog und von wo aus er mit Krankheit sich entschuldigend jede Selbstvertheidigung vor Gericht verweigerte, denn, erklärt Livius, er war viel zu edel gesinnt und viel zu sehr an das Glück gewöhnt um sich in die Rolle eines Angeklagten zu fügen. Dort, wo jetzt inmitten einer großen Wüstenei nur ein elender Fischerflecken sichtbar ist, verbrachte er den Rest seiner Tage in freiwilligem Exile und pflanzte mit eigener Hand Myrthen und Oliven in seiner Villa [2]). Es ist uns die Anecdote überliefert, daß eines Tages ein Schwarm Seeräuber, von Bewunderung erfüllt für den greisen Besieger Hannibals, ihm ihren Besuch abstattete und die ausgesuchtesten Huldigungen darbrachte, nachdem freilich der anfängliche Verdacht eines Ueberfalls fast zu blutigen Scenen geführt hätte [3]). Villa und Grabmal Scipios sind nicht mehr vorhanden, statt dessen nur noch seine dem Museum einverleibte, hier ausgegrabene Broncebüste. Wir beschränken

1) Liv. XXXIV, 45 ff.

2) Liv. XXXVIII, 52 ff.; Gell. IV, 18; Strabo V, 243; Seneca „Ep." 51.

3) Valer. Max. II, 10, 2.

uns daher aus der Mappe der Alten zur Erinnerung an den Ort ein kleines Gedenkblatt hervorzuholen, das uns Seneca in Gestalt eines Briefes gestiftet hat [1]). Er schreibt nämlich an seinen Freund Lucilius über Grab und Villa des berühmten Mannes wie folgt: „Unmittelbar aus Scipios Villa schreibe ich dir dies, nachdem ich seinen Manen und einer Ara, welche ich für das Grabmal des großen Mannes halte, meine Ehrfurcht bezeugt habe. — Ich habe seine aus Quadersteinen gebaute Villa gesehen; sie ist nebst einem kleinen Walde von einer Mauer umschlossen; Thürme erheben sich als Bollwerk zu beiden Seiten. Unterhalb des Gebäudes und des Gartens befindet sich ein Wasserbehälter, groß genug, um ein ganzes Kriegsheer zu versorgen. Das Badegemach ist nach alter Art klein, eng und dunkel: unsere Alten meinten, ein Bad wäre nicht warm, wenn es nicht dunkel wäre. Es war mir ein großer Genuß, die Sitten Scipios im Vergleich mit den unsrigen zu betrachten. In diesem Winkel wusch der Schrecken Carthagos, dem es Rom verdankt, daß es nur einmal erobert ward, seinen von ländlichen Geschäften ermüdeten Körper, denn er übte sich in regelmäßigem Tagewerk und baute, wie es Sitte der Alten vordem war, seinen Boden selbst. Unter diesem so unansehnlichen Dache stand er; dieser so wenig kostbare Boden trug ihn. Und jetzt — wer fände es erträglich so zu baden? Arm und gemein kommt sich Jeder vor, dessen Zimmer nicht von großen und kostbaren Metallspiegeln erglänzen, dessen Wände nicht mit alexandrinischem Marmor bekleidet und mit Tafeln von numidischem Marmor ausgelegt sind, während in wechselnden Farbentönen ein kunstvoller Saum, wie ein Gemälde (in Mosaik) sich herumzieht, und Jeder, dessen gewölbte Decke nicht mit Glas getäfelt ist [2])". Zur Zeit Senecas

[1]) Seneca „Ep." 86.

[2]) Vergl. die schöne Schilderung von dem Bade des Claudius Etruscus bei Statius („Silv." I, 5), wo der Reichthum an Licht und Luft hervorgehoben und sogar der silbernen Ausgußröhren und Wannen gedacht wird.

befand sich die historische Villa im Besitze des Freigelassenen Aigialus, der als trefflicher Landwirth das Gut in musterhaftem Stande hielt [1]). Von Scipios Grabmal wird uns berichtet, dieser habe sich selbst die Grabschrift setzen lassen: „Undankbares Vaterland, du sollst nicht einmal meine Gebeine haben [2])". In der That fand man in Liternum eine zerbrochene Inschrifttafel mit dem Worte Patria, welches durch irrthümliche Deutung als Ortsbezeichnung aufgefaßt und Veranlassung wurde, daß der dortige Fischerflecken den Namen Torre di Patria oder schlechtweg Patria empfing. Und woher der Name Torre? Von einem epheuumrankten, malerisch die Gegend beherrschenden Küstenthurme, in welchem spätere Geschlechter das Grabmal Scipios erkennen wollten, während es keinem Zweifel unterliegt, daß auch dieser Thurm, gleich den vielen an der Südwestküste Italiens vertheilten „Saracenenthürmen", zum Schutze gegen Seeräuber erbaut wurde. So hätten wir uns denn am Lago di Patria in Roms gute, alte und doch schon schlimme Zeit zurückversetzt. Eines persönlichen Besuches dort kann der Reisende jedoch füglich entbehren. War der Ort auch seinerzeit, wie Seneca meint [3]), eines verbannten Scipio würdig, so wäre er es heute nicht mehr und selbst ein vorübergehender Aufenthalt in jener öden und entlegenen Strandniederung dürfte Unlust erwecken, es sei denn, daß eben der Reiz einer solchen italienischen Wüstenlandschaft, Sand und Meer in innigem Vereine, jener nur durch niedrige Vegetation, dieses höchstens durch etliche Segel belebt, uns in ihr melancholisches Bereich locken.

---

1) Plin. XIV, 5, 3; Seneca „Ep." 86.

2) Valer. Max. V, 3, 2. Vergl. Liv. XXXVIII, 53.

3) Seneca „Ep." 51.

Zehntes Kapitel.

Bajä. Badeleben, Villen und Mahlzeit.

Colline de Baja! poétique séjour!
Voluptueux vallon qu'habita tour à tour
Tout ce qui fut grand dans le monde,
Tu ne retentis plus de gloire ni d'amour.
Pas une voix qui ne réponde,
Que le bruit plaintif de cette onde,
Ou l'écho réveillé des débris d'alentour!

Lamartine.

Welch ein anderes Bild bietet uns die Bäderstadt Bajä, am Strande des Golfes lagernd und mit dem Angesichte dem einst so handelsmächtigen Pozzuoli oder Puteoli zugekehrt! Wie dort in Cumä der Charakter ernsten und ehrwürdigen Alters herrschte, so offenbarte sich vordem an den Abhängen von Bajä das Wesen und Treiben schäumender Jugendlust, und diese auch der Natur aufgeprägten Züge haben sich seitdem nicht ganz verwischt. Man könnte den nördlichen Theil der bajanischen Halbinsel mit einem Januskopf vergleichen, der auf der einen Seite die Physiognomie eines Greisen, auf der anderen die eines Jünglings darstellt, denn wie zur Illustration ihrer so verschiedenartigen Geschichte zeigen sich dort auch zwei Naturtypen, die durch den niederen bajanischen Bergrücken zugleich getrennt und verschmolzen sind.

In jugendlicher Schönheit liegt Bajä vor uns, nicht ohne den Stempel einer gewissen Trauer, den ihr der Zeiten Wandel aufgeprägt hat, aber doch mit einer einschmeichelnden Anmuth,

der wir es abfühlen, wie verführerisch sie auf reizbare Gemüther wirken und wie einladend und anziehend sie einem nur dem Genusse lebenden Zeitalter erscheinen mußte. Das Land gestaltet sich bei Bajä zu einer Halbinsel von wechselnder Breite. Kleine Buchten drängen sich vorlaut und neugierig in die meist steile Küste und bilden vorspringende Felskanten, die dem am Gestade entlang Fahrenden immer neue Ueberraschungen gewähren, während das cumanische Westufer der Halbinsel auch vom Lago del Fusaro an sich als flacher und sandiger Strand fortsetzt. Dort aber, wo die bajanische Hügelkette im Süden ein Ende hat, macht Mutter Natur nicht ohne menschliche Beihülfe durch das Becken des Misenerhafens und des Mare morto einen tiefen Einschnitt ins Land und scheidet aufs Neue eine schmale Landzunge von sich ab, die mit dem steilen Bergvorsprung des Caps Misenum ihren imposanten Abschluß erreicht. Den correspondirenden Bergpfosten dazu liefert der breite Monte di Procida, wie die ganze misenische Halbinsel aus geschichtetem Tuff auferbaut. Gleich einem trotzigen Grenzwächter bewacht er den Canal von Procida und die schwimmende Inselwelt dahinter. Es scheint, als habe die Natur mit ihren wechselnden und zerrissenen Formen das unstete Leben der früheren Bewohner vorgebildet, die hier der Freude lebend einherwogte und sich mit Leichtigkeit zu jedem Genusse stimmen ließ. Selbst auf das ruhigere Gemüth der Alten verfehlte sie nicht einen mächtigen Eindruck zu machen. Horaz zögert keinen Augenblick, Bajä unter allen Marinelandschaften den Preis der Anmuth zuzuerkennen, wenn er singt:

Kein Meerbusen der Welt strahlt anmuthsvoller denn Bajäs [1])

und mit noch gesteigerter Empfindung schließt sich Martial diesem Lobe an in den begeisterten Worten:

Goldnes bajanisches Land, du Gestad der beglückenden Venus,
Bajä, stolzes Geschenk, welches Natur uns verliehn!

---

[1]) Horaz „Ep." I, 1, 83.

Würd' ich in tausenden auch von begeisterten Versen dich preisen,
Nimmer erreichte mein Lob deinen unsterblichen Ruhm[1]).

Dieser Reiz hat sich seitdem abgeschwächt, doch keineswegs verloren; er triumphirt auch über Schutt und Trümmer, in welche die Stadt versunken ist, denn so sehr auch die allzerstörende Zeit und menschliche Barbarei ihre Macht an diesem Sitze der Uebercultur erwiesen haben, die unverwüstliche Schönheit der Natur leuchtet dennoch hindurch und zeugt allem Despotismus zum Trotze von der Wahrheit des Dichterwortes:

Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du fromme Natur züchtig das alte Gesetz.

Es erschiene wohl unbegreiflich, wie manche Besucher Bajäs diesem so heiter und malerisch sich vor uns ausbreitenden Erdstrich keinen Geschmack abgewinnen können, wenn nicht der jetzige Mangel an Baumvegetation und menschlichen Ansiedelungen an der Stätte, wo sonst ein rastloses Treiben sich entfaltete, der Gegend bei all ihrem Formen- und Farbenreichthum ein ziemlich ödes Aussehen verliehe. Wo bleibt doch das dunkle Schirmdach der Pinie, die schlanke Cypresse oder wenigstens das fahle Grau der Olive? Wir suchen sie umsonst, aber diese allerdings fühlbare Lücke läßt uns doch nicht entfernt dem Ausspruche eines Reisenden beistimmen, die Gegend habe sich verzerrt, wie das Angesicht eines Todten[2]). Dazu begegnet unser Auge allzuhäufig wohlgepflegten Gärten in der Tiefe oder blühendem Strauchwerk auf den Höhen und die Rebpflanzungen wuchern nur allzulustig an den fruchtbaren Abhängen, um einen derartigen Pessimismus zu vertragen. Sind es auch nur wenige Fischerhütten sammt einer ziemlich primitiven Trattorie, welche das moderne Baja umfaßt, so giebt doch die breite, graue Felsenstirn des Castells von Bajä in

---

1) Martial II, 81; XI, 80. So spricht auch Statius („Silv." III, 5, 101) von vaporiferas, blandissima litora, Bajas.

2) Roßmann, „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen". S. 143.

Verbindung mit den im Vordergrunde stehenden baulichen Resten der untergegangenen Bäderstadt der Landschaft ein höchst artiges Relief. Nein wir bleiben dabei: die Gegend hat ein heiteres, gefälliges Aussehen und wer sich gar dem hügelumschlungenen, fruchtbaren Fondo di Baja nähert, das seitwärts vom Castell sich ausbreitet, oder dem Dörfchen Bacoli, das dahinter sich zwischen Obstbäumen und Weinbergen versteckt hat, dessen Auge wird schwerlich etwas vermissen, zumal wenn es von der Höhe herab über die leichtgekräuselten, tiefblauen Wogen des weiten Golfbeckens von Pozzuoli dahingleitet. Oefters gesellt sich wohl auch, wie es bei unserer bajanischen Wanderung der Fall war, eine dampfende Fregatte als Schiffskoloß zu den pygmäenartig ihn umschwärmenden Segelbarken, um seine Pulverladung an das feste Castell von Bajä abzugeben und sich dann friedlich im Kriegshafen von Neapel zur Ruhe zu legen, dann erhält die nahe Meeresfläche noch besonderes Leben und Interesse.

Bajäs Geschichte und Glanzzeit fällt nahezu in Eins zusammen, denn was der letzteren voranging oder nachfolgte ist theils unbekannt, theils unbedeutend. Seine Gründung verliert sich ins Dämmerlicht der Sage, denn Bajäs Name wird entweder von Bajus, einem Gefährten des Odysseus, der hier starb und begraben ward, oder nach minder häufiger Ueberlieferung von Baja, der Amme des Euxymus, eines Begleiters des Aeneas, abgeleitet[1]). Wie man sieht, handelt es sich auch hier um einen griechisch-römischen Concurrenzmythus, der uns in alle Fälle ziemlich gleichgültig sein kann. Ursprünglich wohl auch ein Kind des benachbarten Cumä, welches ja die ganze Nordküste des Golfes von Neapel bevölkerte, entstand die quellenberühmte Stadt gleich ihrer Schutzgöttin, der holden Aphrodite, wie eine schaumgeborene aus den Wellen, plötzlich und wunderbar, wie manche moderne Stadt, die aus kleinen Ansiedelungen zu einer Großstadt, aus einem Krankenbad zu einem Luxusbad

[1]) Strabo V, 245; Sil. VIII, 517.

ersten Rangs sich erhob. Sagt uns doch Strabo [1]), daß hier eine neue vielbesuchte Bäderstadt voll wahrhaft königlicher Paläste emporgewachsen sei, allein schon Cicero [2]) spricht von ihr als von einer hervorragenden Vergnügungsstätte, so daß ihr ruhmvoller Aufschwung in die spätere Zeit der Republik verlegt werden muß. Ihre heilkräftigen Quellen, deren Zahl und Mannigfaltigkeit den Grund zu ihrer Größe legten, waren den alten Schriftstellern als aquae Cumanae bekannt und erst mit dem Aufblühen der Stadt als aquae Bajanae gefeiert, doch liefen nebenher auch Kaltwassercuren, die Antonius Musa, des Augustus Leibarzt, in Aufnahme gebracht und bei seinem hohen Gönner in Form kalter Umschläge mit Glück angewendet hatte. Horaz dachte zwar nur mit Schrecken an diese eisige Heilmethode und erklärte Bajä zu vermeiden, solange Antonius Musa sein Wesen daselbst treibe. Wir überlassen den Dichter seinem Gruseln und constatiren nur mit dem weisen Ben Akiba, daß Alles schon dagewesen, selbst die Kaltwassercuren [3]). Wenn Cicero der ungesunden Luft Bajäs gedenkt, so gilt dies wohl nur für seine Zeit und auch hier nur für die heißen Sommertage, denn später erhebt sich nie mehr eine Klage hierüber und Cassiodor rühmt sogar noch im sechsten Jahrhundert die heilsame Luft dieses Ufers [4]). Der Hafen wurde von Augustus angelegt, mit dessen Regierung auch Bajäs Blüthezeit begann und bis tief ins fünfte Jahrhundert hineinreichte [5]). Namentlich die ersten Kaiser wetteiferten, zur Vergrößerung und Verschönerung

---

1) Strabo V, 246.

2) Cicero pro Coelio 75: libidines, amores, adulteria, convivia, commissationes, cantus, symphonia, navigia jactant. Cf. ep. ad Attic. XIV, 8; ad fam. IX, 12.

3) Suet. „Oct." 81; Hor. „Ep." I, 15, 3.

4) Friedländer a. a. O. II, 107, welcher Cic. ad famil. IX, 12, 1 und Cassiod. „Var." IX, 6 citirt.

5) Florian c. 6; Symm. „Ep." I, 7. 8; V, 93; VII, 24; VIII, 23; Ausonius Mosella 346; Ammian XXVIII, 4, 18. Citate nach Friedl.

Bajäs ihre Beiträge zu liefern, doch ließ auch später die bauliche Thätigkeit nicht nach, so daß man bereits seit dem zweiten Jahrhundert Alt- und Neu-Bajä unterschied und noch Alexander Severus sich als Baumeister herrlicher Paläste und großartiger Piscinen gefiel[1]).

Was sonst von Bajä geschichtlich bekannt ist, ist uns in wenigen, gleichsam vom Winde verwehten Notizen zugekommen. Da sehen wir hier Cäsar, Pompejus und Crassus im ersten Triumvirate „den Bund der Klugheit mit dem Ruhme und dem Reichthum" schließen und unter Caligula, während er seine Villegiatur abhielt, den in der Apostelgeschichte erwähnten Herodes Agrippa, den Günstling und einstigen Zechgenossen des Kaisers, ans Land steigen, um sich die jüdische Königskrone zu erringen[2]), ein Wunsch, der ihm erfüllt wurde, obgleich er erst unter Claudius das jüdische Gesammtreich unter seinem Scepter vereinigte. Auch manches erlauchte Sterbebette hat Bajä gesehen, den ergreifenden Tod des hoffnungsreichen jungen Marcellus, des Augustus Neffen und Schwiegersohnes, der, wie das Gerücht sagte, auf Anstiften der Livia, die ihrem Sohne Tiberius den Thron zugedacht hatte, hier durch Gift ums Leben kam[3]), desgleichen das Ende des kunstsinnigen Kaisers Hadrian, der dadurch, daß er vor seinem Verscheiden noch eine Anzahl Blutbefehle erließ, seiner nicht ruhmlosen Regierung ein unrühmliches Ziel setzte. Wehmüthig ist der poetische Abschied, den er vom Leben nahm in den Worten:

Irrende Seele,
Traute, geliebte
Du meines Leibes Gast!
Könnt' ich doch wissen,
Wie du enteilest,
Wo deine Herberg' hast!

---

1) Alex. Sever. c. 26.
2) Flav. Joseph. „Antiq. Jud." XVIII, 9; Apostelg. 12, 1 ff.
3) Tacit. „Annal." II, 41; Hor. „Od." I, 12, 45 ff.

Ach du erblassest,
Und ich empfind' mit Schmerz
Wie du so kalt und nackt
Fliehst den gewohnten Scherz[1]).

Auch Bajäs Verwüstung wird den Sarazenen und der mit dem Rückgange des Anbaus mehr und mehr zunehmenden Malaria zugeschrieben, doch war der Ort noch das ganze Mittelalter hindurch bewohnt. Alkadinus, der Leibarzt Kaiser Heinrichs IV., konnte im Jahr 1191 in Puteoli und Bajä noch 31 Bäder aufzählen und beschreiben[2]); Boccaccio und Petrarca, welcher die Luft in Bajä besonders angenehm, doch im Sommer gefährlich fand[3]), weilten eine Zeitlang hier, und später wurde der Ort von dem Johanniterorden, welcher, durch die türkische Uebermacht unter Soliman gezwungen, die heldenmüthig vertheidigte Insel Rhodus verlassen mußte, zu vorübergehendem Aufenthalte auserkoren, ehe Karl V. ihm die Insel Malta zuwies[4]). Sogar im fünfzehnten und trotz der verheerenden Eruption des Monte nuovo noch im siebenzehnten Jahrhundert wurden die Bäder von Bajä besucht[5]).

Lauter als die Weltgeschichte reden die Blätter der Culturgeschichte und bieten uns in zahlreichen, ungesuchten Angaben einen Eindruck von dieser eleganten Luxusstadt, der an Anschaulichkeit Nichts zu wünschen übrig läßt. Bajä war eine Bäder- und Vergnügungsstadt in eminentem Sinne, ein Weltbad, dem auch die besuchtesten Bäder der Gegenwart nicht entfernt an die Seite gestellt werden können, weniger durch den Vorrang, den es durch seine Quellen und seine Lage an sich einnahm, als den man ihm zu geben wußte. Es war die

1) Aelii Spartiani Hadr. imp. c. 25.

2) Andres, dell' aria di Baja: Bull. Nap. N. S. II, 74 ff. bei Friedländer.

3) Petrarca, „Ep. famil.“ V, 4.

4) Nobile a. a. O. III, 86.

5) Friedländer (II, 108) nach Lersch, „Gesch. der Balneologie“. S. 185.

unbestrittene Königin der Bäder[1]), des Luxus, der Mode und des geselligen Tons und hatte im Zenith seines Ruhmes keine Nebenbuhlerin, die in solchem Grade als bevorzugte Geliebte der feinsten Aristokratie gelten konnte. Nicht nur wurde es als Sommerfrische von Tausenden besucht, die in der Ungebundenheit und Fröhlichkeit des dortigen Lebens eine angenehme Zerstreuung suchten, sondern Viele liebten es auch, unter einem Himmelsstriche zu überwintern, der zu den vorzüglich milden gehörte und zu jeder Jahreszeit Blumen und Früchte die Fülle bot[2]).

Außer den Reizen der Natur, des Klimas und dem Bäderreichthum trug der Verkehr mit den nahen Seeplätzen Puteoli und Cumä zu dieser Bedeutung wesentlich bei, so daß Bajä zu einem wahren Eldorado geschaffen wurde. Die um den ganzen Golf von Neapel zerstreuten Villen concentrirten sich hier in einer Kette von Prachtbauten, die von dem Lucrinersee bis zu dem Castell von Bajä, von da bis Misenum reichte. Berg und Küste waren von diesen Villen erfüllt, die, durch Gärten unterbrochen und abgegrenzt, mit ihren Terrassen, Zinnen und Thürmen[3]) äußerlich nicht unähnlich den italienisch stilisirten Landhäusern weithin in die Ferne leuchteten und mit ihren buntbemalten Façaden sich im Meere wiederspiegelten. Mit ihren Parkanlagen bedeckten sie oft weite Flächen, welche sich dem Umfange des Lucrinersees oder einer kleinen Stadt vergleichen ließen[4]).

---

[1]) Cicero pro Coelio 20: in Bajarum illa celebritate; Martial VI, 42 spricht unter den Bädern von principes Bajas; Tibull (III, 5, 3) gebraucht Bajäs Name geradezu als Appellativum; Strabo (V, 246) nimmt Bajä zum Maßstabe der Badefrequenz.

[2]) Dio 48, 51.

[3]) Des Plinius laurentinische Villa hatte zwei Thürme d. h. Haustheile, welche sich wie noch heutzutage im italienischen Villenstil mehrere Stockwerke über die Villa erhoben. Zwischen ihnen lag vermuthlich eine Terrasse („Ep." II, 17, 12).

[4]) Seneca, „de benef." IV, 17; Tacit. „Annal." III, 53: villarum infinita spatia.

Weit reichten die Paläste und Gartenterrassen in die See hinaus und bildeten durch die Pfeiler und Bogengewölbe, auf denen sie ruhten, die geräumigsten Fischbehälter und Halteplätze für die Gondeln. Auch wer nicht das Glück hat, die Trümmer dieser gewaltigen Unterbauten mit eigenen Augen zu sehen, wie sie vom Meeresgrunde zur Oberfläche des Wassers heraufschimmern und sich vom Lucrinersee bis zum Castello di Baja erstrecken, erinnert sich mit lebhaftem Interesse der entrüsteten Schilderung, mit welcher Horaz den gierigen Baueifer seiner Zeitgenossen geißelt:

Du, dem Tode nahe, lässest
Noch Marmorblöcke hau'n und, nicht des Grabes
Denkend, baust du Häuser dir;
Das Meer sogar, das gegen Bajä brauset,
Wegzudrängen strebest du,
Nicht reich genug durch's feste Land dich dünkend [1]).

Wie lange mögen diese Mauern, über die jetzt der Kahn des Fischers sorglos und gefahrlos dahingleitet, dem zerstörenden Elemente der sturmgepeitschten Fluthen noch Trotz bieten? Es läßt sich nicht läugnen, daß gerade solche dem Meere abgerungenen Palastbauten einen besonderen Reiz in sich schließen. Immerhin bezeugen sie aber ein kostspieliges Raffinement und gehören darum einer späteren Zeit an, als die auf den Höhen angesiedelten Villen. Diese naturgemäße Vermuthung bestätigt auch Seneca ausdrücklich in den Worten: „Jene, auf welche das Schicksal des Römervolkes zuerst die Macht des Staates übertrug, Marius, Pompejus und Cäsar, erbauten zwar Landhäuser in der Gegend von Bajä, aber sie setzten dieselben auf die höchsten Gipfel der Berge. Es däuchte ihnen kriegerischer, von hoher Warte auf die zu ihren Füßen liegende, weite Landschaft niederzuschauen. Betrachte die Lage, welche sie wählten,

[1]) Hor. „Od." II, 18, 17 ff. Vergl. über solche Seebauten Plin. „Ep." IX, 7; Seneca „Ep." 89; Ov. „Amor." III, 126; Virg. „Aen." IX, 709.

wo und wie sie ihre Gebäude errichteten, und du wirst finden, daß es nicht Landhäuser, sondern feste Schlösser sind [1]". Hinsichtlich der jetzt noch gezeigten Villa des Cäsar ist dies auch zutreffend.

Doch ehe wir sie und die übrigen in und um Bajä gelegenen Palastruinen besuchen, wird es uns der Leser danken, wenn wir ihm ein Bild von der Einrichtung einer römischen Villa, wenigstens in allgemeinen Zügen, geben. In einer solchen war Alles vereinigt, was zum Schmucke und Genusse des Lebens ersonnen werden konnte. Das Wohnhaus war nicht nur mit Pracht, sondern auch mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ausgestattet. Da befanden sich unter der Menge von Gemächern und Räumlichkeiten stets mehrere Speisesäle, die für Sommer- und Winter-, Privat- und Festgebrauch eingerichtet waren, da fehlte es nicht an kleinen Kunstmuseen, Bibliotheken, Privattheatern, Bädern und Ballspielhäusern, kurz „was das Herz sich wünscht und der Sinn begehrt", das Alles hatte hier je nach Lust und Bedürfniß seine passende Stätte. Die Hauptfaçade einer sogenannten städtischen oder Lustvilla, denn wir reden hier natürlich nicht von der nur landwirthschaftlichen Zwecken dienenden „villa rustica [2]", bestand in der Regel aus einer luftigen, mit Gemälden und Statuen decorirten Säulenhalle, einem Porticus, vor welchem eine offene Gartenterrasse und hinter welchem ein halbgedeckter, auf dem Boden zierlich mit Mosaik ausgelegter Hof, das Atrium, sich ausdehnte. Doch konnte das Atrium auch den freien Charakter des Hofes wahren, wie denn in der toscanischen Villa des Plinius dieser mit Pflanzen angelegte Platz gar heimlich von vier Platanen beschattet und durch ein Marmorbassin mit

[1] Seneca „Ep." 51.

[2] Mart. III, 58. „Eine wahrhaft ländliche Besitzung, wie die von Martial beschriebene seines Freundes Faustinus mit vollen Kornspeichern und reicher Weinlese, Viehheerden, einem großen Geflügelhof, Jagd und Fischerei war in Bajä offenbar eine Ausnahme" (Friedländer a. a. O.).

Brunnenröhren berieselt und in Frische erhalten wurde. Meist sprangen die Seitengebäude des Atriums bis zu der Säulenhalle des Eingangs vor, hier Flügel oder vieleckige Pavillons bildend und mit ihren Thüren und Fenstern auf den Porticus und die Terrasse mündend. Das waren denn Räume voll Licht und Luft und unbeschränkter Aussicht in die reiche umgebende Landschaft. Plinius verlegte an das eine Ende des Porticus einen Speisesaal, an das andere ein geräumiges Wohn- oder Schlafgemach, unter dessen Fenstern ein hoch herabfallender Wasserstrahl, von einem weiten Marmorbecken aufgefangen, ein melodisches, Herz und Ohr erfreuendes Plätschern vernehmen ließ. Hinter dem Atrium dehnte sich, in der Runde oder im Viereck laufend, ein großer Säulengang, das Peristyl, das einen neuen Hofraum umschloß. Oefters waren hier zwischen den Säulen noch Glasfenster gegen die Hofseite angebracht, die nicht minder vortrefflichen Schutz gegen Wind und Regen boten als die vorspringenden Dächer gegen die Sonnenstrahlen. Ein Rasenplatz mit einem hochaufsprudelnden Springbrunnen in der Mitte füllte das Innere des Hofes aus. Wasser in allen das Auge ergötzenden Formen der Verwendung war ja das Grundelement in der äußeren Existenz des Römers, und so sind auch alle die Cascaden und Fontänen, die wir heute noch in Rom bewundern, nur der gesteigerte, öffentliche Ausdruck dessen, was dem Privatleben des Römers einen ganz besonderen Reiz verlieh. Außer dem Peristyl, das in größeren Villen doppelt und dreifach vorhanden war, gab es noch einen eigentlichen größeren Hofraum, das Cavädium, welches sich im Laurentinum des Plinius hinter dem Peristyl befand und hier in einen, nach allen Seiten herrliche Aussicht bietenden Speisesaal führte. Auch das Cavädium besaß ein Marmorbassin und war mit Blumen und Gebüsch bewachsen. Um sämmtliche Höfe gruppirten sich zu beiden Seiten die verschiedenen Gemächer, die je nach ihrer Bestimmung ihre Lage suchten und insbesondere dem Stande der Sonne mit der sorgfältigsten Berechnung angepaßt

waren, bald volles Licht, bald tiefen Schatten gewährend. Die äußere Symmetrie wurde dabei der Bequemlichkeit und dem persönlichen Geschmack gerne geopfert. Für die Badezimmer und das Sphäristerium [1]) liebte man die Strahlen der Abendsonne, also die Lage nach Westen. Einzelne für den Wintergebrauch bestimmte Gemächer waren mit Luftheizung versehen.

Es muß nun der Phantasie des Lesers überlassen bleiben, sich diese Prachtvillen noch im Einzelnen mit Bildwerken, Fresken und Mosaiken ausgestattet zu denken. Neben dieser Opulenz muß aber auch auf den sinnreichen Geschmack hingewiesen werden, mit dem diese Kunstproducte zur Verwendung kamen. Da hat ein Zimmer den Ausblick auf einen von Platanen beschatteten Hof. Flugs wird es als Gartenzimmer behandelt und seine Wände mit Fresken bemalt, welche dichten Baumschlag und auf Zweigen sitzende Vögel darstellen, so daß die freie Natur draußen sich hier im Inneren fortsetzte. In Beziehung auf Zahl und Gestalt der Gemächer und Portiken herrschte ziemliche Abwechslung, so daß bald runde, bald quadratische oder rechteckige Säulengänge zur Anwendung kamen.

Der ganze Gebäudecomplex des Landhauses, das nach außen durch Sommerpavillons, Thürmchen, Portiken und Kryptoportiken d. h. nur auf einer Seite mit Säulen oder Pfeilern versehenen Colonnaden sich in vortheilhafter Mannigfaltigkeit darstellte, war mit Gartenanlagen umgeben, die, von den entfernter liegenden Gemüsegärten abgesehen, theils in waldige Parkanlagen, theils in blumenreiche Ziergärten zerfielen [2]). Letztere hatten in der Kaiserzeit eine sprechende Aehnlichkeit mit den einst so berühmten Gärten altfranzösischen Geschmacks, wie er in der

[1]) Das Sphäristerium ist der Ballspielraum, der heizbar war und dazu diente, durch Ballspiel und sonstige Leibesbewegung sich auf das Bad vorzubereiten.

[2]) Die Schilderung der röm. Villa ist im Wesentlichen derjenigen des Plinius („Ep." II, 17; V, 6) von seinem laurentinischen und tuskischen Landhause entnommen.

Rococozeit die Welt beherrschte, eine Aehnlichkeit, die nicht aus einer bewußten Nachbildung seitens der Franzosen, sondern nur aus der Gleichartigkeit einer auf die Spitze getriebenen Künstelei zu erklären ist. Nicht nur die Blumenbeete, Wege und Laubgänge waren in den regelmäßigsten geometrischen Figuren angelegt, sondern auch einzelne, dazu geeignete Pflanzen, vorab Cypressen und Buchsbaum, wurden in steife Figuren verschnitten und mußten unter der Scheere des Gärtners ihr naturwüchsiges Ansehen ablegen; aber auch Platanen wurden in Zwergform gebracht. In der Schaffung bizarrer Formen ging man so weit, einander bekämpfende Thiergestalten, Namenszüge, Schiffe und dergleichen in Buchs darzustellen, so daß die französischen Buchskegel und Cypressenpyramiden hier noch ihren Meister gefunden hatten[1]. Zur Erklärung dieser Gartenkunst hat man mit Recht an die beschränkte Flora der Alten erinnert. So bemerkt Becker: „Im Grunde war der antiken Welt eine solche Künstelei noch eher zu verzeihen. Die Mittel, welche die Natur bot, waren, mit dem Reichthume unserer Zeit verglichen, gering. Noch hatten nicht fremde Welttheile die reichen Schätze üppig prächtiger Vegetation aufgeschlossen und tausend in bunten Farben Gebüsch und Blumenbeet malende Bäume, Sträucher und Blumen gesandt. Beschränkt auf eine kärgliche und noch wenig veredelte Flora, suchte man durch Künstlichkeit den Gegensatz zur freien Natur auffällig zu machen und die natürliche Form der Bäume und Sträucher, des Lorbeer, der Cypresse, des Taxus, des Buxus, der Myrthe, des Rosmarin, welcher in Italien die ansehnliche Länge von sechs bis sieben Ellen erreicht, gab gewissermaßen steife und bizarre Anlagen an die Hand. Nehmen wir aus unseren Parken den Schmuck der Syringen, Bignonien, Spiräen, Cytisus, Ribes und Pirusarten, verbannen

---

1) Plin. „Ep." V, 6, 16. 35; Plin. XVI, 28. 60. Das Scheeren der Bäume soll nach Plinius (XII, 7) der Ritter C. Matius, ein Freund des Augustus, erfunden haben.

wir von unseren Blumenbeeten die Pracht der Hyacinthen und Tulpen, die Mannigfaltigkeit künstlich erzeugter Rosen und Dahlien und den Reichthum der perennirenden und Sommergewächse und wir werden wiederum darauf denken, wie wir durch das Auffallende künstlicher Anlage den Garten von Wald, Gebüsch und Feld unterscheiden [1]". Dieser Mangel an fremden Pflanzengattungen war um so größer, als man meist selbst von der Zucht solcher Gewächse Nichts wußte, die den Römern in Asien und Afrika zugänglich gewesen wären. Dagegen verstand man es schon damals zarte und gegen Kälte empfindliche Pflanzen durch glasgedeckte Gewächshäuser zu schützen.

Uebrigens herrschte nicht durchweg jener beschriebene Zopfstil in den Gärten der Landhäuser. Neben den künstlich zugeschnittenen Hecken erhoben sich schattige Lorbeerhaine und Platanenwäldchen, in welchen natürliche Quellen oder überraschende Wasserkünste ihr liebliches Spiel trieben. Um die Säulenhallen rauschte der Wind durch zwanglos gruppirte Pinien und Lotosbäume, die naturwüchsig ihre hohen Kronen über die Gebäude emporstreckten, während anderwärts Lauben und Rebgänge oder von Baum zu Baum gezogene Guirlanden einen ordnenden Geist erkennen ließen. Blühendes Myrthengebüsch wechselte in trautem Vereine mit frisch grünenden Wiesen und hinter den Buchsrabatten der Blumenbeete ragten mit Epheu, Immergrün oder Akanthus überzogene Mauern, denen es Niemand ansah, daß menschliche Hand sie so schön bekleidet hatte. Wo es anging, spielten künstlich gebaute Terrassen eine Rolle und stiegen vom Meer zum Berg hinan, mit Rosen und Veilchen übersäet, welche unter allen Blumen bevorzugt und geradezu massenweise gepflanzt wurden.

---

[1] Becker, „Gallus", Excurs zur 5. Scene; vergl. Guhl und Koner, „Das Leben der Griechen und Römer" S. 569. Uebrigens waren viele Blumen, wie die Lilien und Gartenrosen, bereits aus dem Oriente eingeführt.

Unweit von dem Herrenhause lagen die Wirthschaftsgebäude, bei denen sich auch die Wohnung des Villicus befand, eines Sclaven oder Freigelassenen, der unter dem Sclavenheere [1]), welches den römischen Großen zu Gebote stand, einen hohen Rang einnahm und die Gesammtverwaltung des Gutes unter sich hatte. Mit Feldbau und Viehzucht hatte sich dieser in der Kaiserzeit selten zu befassen, seitdem mit dem fortgeschrittenen Luxus die Landhäuser zu bloßen Lusthäusern geworden waren. Dagegen verwendeten die Reichen desto mehr Sorgfalt auf ihre Fischteiche, Vogelhäuser und Wildschonungen, in denen alle Arten von jagd- und eßbaren Thieren gehegt wurden. Verschiedene Geflügelsorten, besonders Pfauen, Fasanen, seltene Hühner und Tauben wurden in Masse unterhalten, ja es gab sogar Veranstaltungen zur Züchtung von Schnecken, Siebenschläfern, Hasel- und Spitzmäusen, Kaninchen und anderen als Delicatessen angesehenen Thieren. Uebrigens scheuten sich die Besitzer dieser Piscinen und Vivarien nicht, ihre Producte im Handel zu verwerthen und dadurch einen Theil ihrer Luxusausgaben zu decken. Was in dieser Beziehung geleistet wurde, und welche Werthe hierin erzielt wurden, klingt ganz erstaunlich, so wenn wir hören, daß aus den von Lucius Lucullus hinterlassenen Fischen über 9000 Mark erlöst, oder für eine sechs Pfund schwere Barbe 1740 Mark bezahlt wurden [2]).

Schon aus diesen Angaben läßt sich schließen, daß auch die römische Kochkunst einen hohen Grad der Ueberfeinerung

[1]) Die Mehrzahl der Sclaven eines römischen Großen, deren oft Tausende waren, vertheilte sich auf die Villen, daher Petronius unter die Annalen, die er auf der Villa des reichen Emporkömmlings Trimalchio abgefaßt werden läßt, die ironische Notiz aufnimmt, es seien daselbst 30 Knaben und 40 Mädchen geboren worden (Fragm. § 53).

[2]) Mommsen, „Röm. Gesch." III, 503. Die vielen Angaben über den römischen Luxus lassen nicht die Annahme Friedländers zu, als seien solche Summen blos als Eitelkeitspreise bezahlt worden.

erreicht haben mußte. So war es auch seit dem siegreichen Vordringen der Römer nach Osten, seitdem der Reichthum sich häufte und kein Gesetz [1]) mehr den Tafelluxus beschränkte, ohne daß man übrigens nach unseren Begriffen auf die höchste Schmackhaftigkeit der Speisen ausgegangen wäre. „Der Koch, sagt Göll [2]), suchte einen Haupttriumph nicht in dem Wohlgeschmacke der Speisen, sondern darin, daß er den ursprünglichen Geschmack der Dinge zu vertilgen und mit jedem Gerichte ein neues Räthsel aufzugeben versuchte." So führt Plinius an, daß das Schwein je nach seinen verschiedenen Bestandtheilen und je nach der Zubereitung nahezu fünfzigerlei Speisen geliefert habe [3]), abgesehen von den mancherlei Würsten, an denen dieses nützliche Thier doch jedenfalls betheiligt war. Von anderen Thieren wurden oft nur einzelne Theile zur Tafel gebracht wie Gänseleber, Nachtigallenzungen, Schweinseuter oder Schweinsleber, welche letztere man nach einer von dem Gourmand Marcus Apicius erfundenen Methode, ebenso wie die Gänseleber besonders groß und schmackhaft zu machen wußte [4]). Unter den Vierfüßlern nahm das Schwein, namentlich aber das Wildschwein den ersten Rang ein, unter dem Geflügel waren gemästete Pfauen und fetttriefende Feigenschnepfen, unter den Fischen Meerbutten, Lippfische und Muränen am gesuchtesten, woraus die Vorliebe der Römer für fette Speisen ersichtlich ist. Austern, „die Krone aller wohlbesetzten Tafeln", durften bei keinem Festmahle fehlen. Die Seltenheit der Speisen, ihre

1) Eine Reihe von leges sumptuariae wurde hinsichtlich des Tafelluxus ohne Erfolg (Tacit. „Annal." III, 54) erlassen, das letzte Gesetz unter Augustus. Das bekannteste ist die lex Fannia vom Jahre 161 v. Chr., welche die Zahl der Gäste bei Gastmählern auf neun beschränkte und alles Geflügel außer ungemästeten Hühnern zu essen verbot (Plin. IX, 71).

2) Herm. Göll, „Culturbilder aus Hellas und Rom". 2. Aufl.

3) Plin. VIII, 77.

4) Guhl und Koner a. a. O. S. 609.

Transportschwierigkeit und daher ihre Kostspieligkeit wurden zum Maßstab ihres culinarischen Werthes genommen. Die meisten Artikel hatten ihre classischen Bezugsquellen, daher man beispielsweise mit Entzücken von lucanischen Ebern, ambracischen Böcklein, von lucriner Purpurmuscheln und Austern von Circeji oder Tarentum sprach. Uebrigens kam die römische Schlemmerei mehr in der gewohnheitsmäßigen Vielesserei zum Ausdruck, in der man sich gefiel, als in der Mannigfaltigkeit der Speisen, in welcher Hinsicht sich die Römer nicht mit unserer Zeit messen können, in der, von der Einführung der Kartoffel abgesehen, alle Zonen zusammenwirken, um mit Thee, Kaffee, Zucker und anderen Artikeln die einfachste Mahlzeit des Bürgers zusammenzusetzen.

Die römische Coena oder Hauptmahlzeit, die des Nachmittags um drei Uhr ihren Anfang nahm, bestand in der Hauptsache nur aus drei Gängen, doch war jeder derselben bei Festgelagen reichlich genug besetzt, um füglich eine ganze Mahlzeit vertreten zu können. Nach den uns erhaltenen Speisezetteln [1]) gestaltete sich ein römisches Gastmahl etwa folgendermaßen: War die Gustatio oder Vorkost abgetragen, die aus Austern, Eiern, leichten Fischen, Salat und anderen appetitreizenden Speisen bestand und wozu man das Mulsum, eine Art süßen Meth trank, so folgten sich die Gänge in der buntesten Abwechselung. Nach dem bei Horaz geschilderten Gastmahl des Emporkömmlings Nasidius bildete ein lucrinischer Eber in Begleitung von Sardellen, Radieschen, Rettichen, Rapunzeln, Salat und Weinsteinsalz den ersten, Geflügel, Fische, Schalthiere nebst Honigäpfeln den folgenden Gang, woran eine Muräne, inmitten von schwimmenden Krabben, ein Kranich, Gänseleber,

1) Im Ganzen besitzen wir vier Beschreibungen von Gastmählern mit den dazu gehörigen Speisezetteln, nämlich das Gastmahl des Nasidius bei Horaz („Sat.“ II, 8), des Trimalchio bei Petronius und zwei Gastmähler bei Makrobius („Saturn.“ II, 9; III, 13). Vergl. Mommsen, „Röm. Gesch.“ II, 510.

Hasenziemer, Wildtauben und Amseln als dritter Gang sich anschlossen. Dazu wurden Cäkuber, Chier, Falerner und sonstige feine Weinsorten aufgetischt. Den Nachtisch (mensae secundae), bildeten gewöhnlich Obst und Kuchen, worauf erst das eigentliche Trinkgelage, die sogenannte Comissatio, seinen Anfang nahm.

Weit luxuriöser stellt sich das bei Petronius erzählte Gastmahl des Trimalchio dar, das der Autor in seinem satirischen Romane mit köstlichem Humor behandelt hat. Hier wird nicht nur des Schwarms von reichgekleideten Sclaven gedacht, welche bei der Anordnung des Mahls beschäftigt waren und nach dem Tacte der Musik sich bewegend, ihren Dienst verrichteten [1]), sondern auch der zahlreichen Ueberraschungen, mit denen der Gastgeber, bei Petronius ein echter ungebildeter Parvenü, seine übersättigten Gäste zu unterhalten pflegte. Zu diesem Zwecke traten Declamatoren auf, welche meist sehr zum Mißvergnügen der gelangweilten Gäste Gedichte oder poetische Anecdoten vortrugen, desgleichen Musiker, Tänzer, Seiltänzer, Gaukler, Possenreißer und Gladiatoren [2]) mit ihren oft blutigen, jedenfalls aber unwürdigen Künsten. Bekannt waren die wilden verrufenen Tänze der Syrerinnen und Andalusierinnen, welche sich in keineswegs decenten Costümen und Stellungen unter Flöten- und Kastagnettenklang vor der lüsternen, applaudirenden Tischgesellschaft producirten, und damit sogar die Unschuld der Jugend

1) An der Spitze der bei der Mahlzeit beschäftigten Sclaven stand der Trikliniarch, der den Gästen ihre Plätze anwies. Die structores trugen die Speisen auf, die scissores zerlegten sie.

2) Gladiatorenkämpfe bei Mahlzeiten waren specifisch campanische Sitte (Strabo V, 4. 250), wie denn die Campaner, in deren Provinz auch die ersten Amphitheater entstanden sein sollen, eine besondere Vorliebe dafür an den Tag legten (Liv. IX, 40; Athen. 14, 3). Sehr drastisch äußert Silius (XI, 49—52):

„Auch war Sitte von alter Zeit, durch Mord zu erheitern
Ihre Gelag' und dem Mahle zu mischen gräßliches Schauspiel
Kämpfender. Hin auf Becher der Schmausenden sah man sie öfters
Stürzen, und überspritzt von dem Blutstrom wurden die Tafeln."

nicht geschont werde, stellte man eingeübte Kinder auf, welche die Anwesenden durch komische und freche Bemerkungen zum Lachen reizen sollten [1]). Eben so wenig fehlte es an seltsamen und oft auch geschmackvollen Ueberraschungen in der Art, wie die Speisen aufgetragen wurden, so zum Beispiel, wenn beim Aufschneiden eines Wildschweins seinem hohlen Leibe Würste und Carbonaden entstürzten, wenn täuschend zusammengesetzte Eierschalen fette Schnepfen zu Tage förderten oder wenn eine gemästete Gans sich beim Zerlegen als ein künstlich aus Schweinefleisch gebildetes Product entpuppte, wie dies Alles vom Gastmahl des Trimalchio berichtet wird. Damit aber Scherz und Kurzweil ja nicht stocke oder gar ausgehe, waren endlich in manchen Speisesälen bewegliche Decken angebracht, aus welchen bald ein Regen von Rosenblättern, bald Reife mit Gastgeschenken auf die erstaunten Gäste sich herniedersenkten oder der ganze Saal war mit verschiebbaren Coulissen ausgestattet, welche auf einen gegebenen Wink eine neue Scenerie hervorzauberten [2]).

Doch genug von dieser Seite des römischen Lebens, für welche uns gerade das luxuriöse Bajä als passende Folie dienen mußte oder vielmehr sich von selbst anbot. Sitzen wir allzu lange in dem gewesenen Bajä zu Tische, so könnten wir am Ende zum Mißvergnügen unserer Leser das jetzige vergessen, das Bajä, das zwar gebrochen und alten Glanzes beraubt, todt und begraben zu unseren Füßen liegt, aber doch manche Züge früheren Lebens uns bewahrt hat.

Wer vom Lucrinersee her sich nähert, den begrüßen unweit der neronischen Bäder ausgedehnte Palastruinen, die vom Meeresufer aufsteigend, Wind und Wogen Trotz bietend, sich immer noch an den Abhang anklammern, aber doch dem gewissen Schicksal entgegengehen, in die Tiefe hinab-

1) Friedl. a. a. O. I, 403.
2) Seneca „Ep.“ 90; vergl. „Ep.“ 88; Suet. „Nero“ 31.

zusinken[1]; wer den Weg über Cumä gewählt hat, der wird am Einschnitt des Bergübergangs nicht minder von zertrümmerten Bauten empfangen, von Gemächern, die noch die Wandabtheilungen und Spuren der einstigen Bemalung aufweisen, lauter liebe Vorboten des uns erwartenden Bajä. Dahinter erglänzen vom Hafen her die rothbraunen Ziegel eines achteckigen, mit freundlichem Grün überwucherten Baues, der schon von ferne den Blick auf sich zieht, aber auch in der Nähe durch seine kräftige rhythmische Gliederung, besonders durch die flachen Pilaster an den Kanten und das ringsum laufende Bogengesimse, einen wohlthuenden Eindruck macht. Mit bekannter Willkür wird dieser mit acht großen gewölbten Fenstern versehene Bau, dessen gewölbte Decke fast völlig eingestürzt ist, der an seinen Eingängen von Bruchstücken jonischer Pfeiler eingefaßt ist und in seinem runden Inneren vier Nischen, Reste von Seitenkammern und Spuren von unterirdischen Räumen aufweist, als ein Tempel der Venus Genitrix ausgegeben und zwar wohl aus keinem andern Grunde, als weil der Göttin der Liebe und Anmuth, wie überhaupt in dem gesegneten Campanien, so auch ganz besonders in Bajä gehuldigt wurde, denn der bajanische Venustempel lag nachweislich am Lucrinersee[2]. Seltsam, daß man nicht auch längst dem von Petronius erwähnten tetrastylen d. h. mit vier Frontsäulen ausgestatteten Neptunstempel[3] irgendwo seine Stelle angewiesen hat! Nach neuerer Annahme darf man die Ruine als Bestandtheil eines Bades auffassen, worauf nicht nur die Nebenzimmer, sondern auch die Spuren von Wasserbehältern,

---

1) Man betrachtete diese Ruinen als einen Bestandtheil der Villa des Sergius Orata (vergl. Kap. 9), worin man jedoch lediglich von der Annahme ausging, daß Sergius um seiner Austernzucht willen eine Villa am Lucrinersee oder unfern davon besessen haben müsse.

2) Stat. „Silv." III, 1, 150; Silius XIV, 386.

3) Petron. „Satir. Fragm." § 104: **simulacrum Neptuni, quod Bajis in tetrastylo notaveram.**

von einer Feuerung und einer Treppe hinter dem Gebäude hindeuten.

Mitten zwischen Weingärten liegt der fälschlich so genannte Dianentempel, ein halbirter prachtvoller Kuppelbau von bedeutender Höhe, der im Sechseck gebaut war, innen aber rund und mit Nischen ausgestattet ist. Nach dabei befindlichen Resten einer Wasserleitung darf auch er auf den Namen einer Therme Anspruch machen, und wenn man in der Nähe eine Inschrifttafel mit dem Namen der Diana Lucifera fand, so bezieht sich das auf ein untergegangenes Gebäude.

Mit noch größerer Sicherheit tritt uns eine Therme in dem angeblichen Merkurtempel entgegen, der sich durch die Größe und Erhaltung seiner Räume vortheilhaft auszeichnet. Man betritt zuerst ein geräumiges Tonnengewölbe, das mit schönen Deckenreliefs geschmückt war. Die Broncestatue eines Merkur, die man hier in einer hinteren Nische fand, gab zu der falschen Benennung Veranlassung. Von diesem Saale, der vielleicht als Auskleidezimmer oder Apodyterium diente, betritt man den vermeintlichen Tempel, eine großartige, weit und hoch gespannte Rotunde mit einer wohlerhaltenen und in gleicher Weise wie im römischen Pantheon geöffneten Kuppel. Sie muß nach Analogie der pompejanischen Bäder das Kaltwasserbad oder Frigidarium gewesen sein und scheint das zu vermissende Rundbassin mit Erde ausgefüllt. Um diesem so stillen Raume, in welchem nur das eigene Wort an den leeren Wänden geisterhaft widerhallt, einiges Leben zu geben, pflegen sich speculirende Weiber und Burschen, nicht immer die schönsten Gestalten, hier einzustellen und den Herren Forestieri eine Tarantella vorzutanzen und vorzuklimpern. Wunderbar ist das Echo der Rotunde, indem man ein noch so leise an die Wand geflüstertes Wort am entgegengesetzten Ende deutlich vernimmt. Seitwärts von ihr erblickt man einen Zugang zu einem zweiten, im Rechteck erbauten und ebenfalls mit einem Tonnengewölbe gedeckten Saale. Der Boden ist theilweise mit Wasser ange-

füllt und läßt auf vorhandene Quellen schließen. Das Bedürfniß, auch diese Thermen geschichtlich unterzubringen, hat zu der Annahme geführt, daß diese ihrerzeit einen Theil der schönen Villa des Cnejus Calpurnius Piso ausmachten, in welcher Nero oftmals badete und zu Mittag speiste. Dies wäre dann auch die Villa gewesen, in welcher ein lange gehegter Mordanschlag gegen Nero zur Ausführung gekommen wäre, wenn sich Piso, einer der zahlreichen Mitverschworenen, überhaupt ein edel denkender und von seinen Zeitgenossen hochgeschätzter Mann, nicht gegen eine solche Verletzung des Gastrechts gesträubt hätte. Wie bei Tacitus zu lesen, führte die Entdeckung dieses Attentats nicht nur das Ende des Piso herbei, der sich selbst entleibte, sondern auch den Tod des Lucanus und des greisen Seneca, welch Letzterer unschuldig der Feindschaft des Kaisers zum Opfer fiel. Allein was die Villa des Piso anlangt, so fehlt nicht nur jede genauere Ortsangabe, sondern Tacitus erklärt auch nur, daß dieselbe bei Bajä, also nicht einmal in Bajä selbst gewesen sei, wodurch die angegebene Vermuthung höchst unwahrscheinlich wird [1]). So groß diese Bäderruinen aber auch sind — die vom Volke il troglio oder il truglio benannte Rotunde hat 44 Meter Durchmesser [2]) — was sind sie gegen Roms Kaiserthermen, von denen die des Septimius Severus ein Areal von 100,000 Quadratfuß bedeckten und die seines Nachfolgers Caracalla nach der Bezeichnung von Ammianus Marcellinus die Größe von Provinzen hatten und 3000 Badenden Platz boten. Wäre aber nur wenigstens Etwas von dem heiteren Glanze der bajanischen Thermen auf uns gekommen, nur einige Säulen oder Bildwerke von der Kunst, die sich hier entfaltete, nur einige Fresken

---

1) Tacit. „Annal." XV, 52.

2) Truglio oder trullo wird abgeleitet von dem lateinischen trullus, welches Kuppel bedeutet. Die Rotunde des Venustempels hat 100, des Dianentempels 112, des Merkurtempels 146 neapol. Palmen im Durchmesser. Nobile a. a. O. III, 82.

aus den stolzen Hallen, in welchen die höchsten Kreise der römischen Gesellschaft sich zusammenfanden! Doch auch diese nackten Mauern und kahlen Gewölbe waren Zeugen, wie die verweichlichten Aristokraten ihre Glieder stundenlang in warmen Quellen und Schwitzbädern dehnten und mit Salben einreiben ließen, um nach wenigen Stunden Unterbrechung dieser Lust sich aufs Neue hinzugeben.

Am beliebtesten waren die natürlichen Schwitzbäder, welche in Bajä zahlreich vorhanden waren und sehr heiß benützt wurden [1]). Eigenthümlicher Weise hießen diese verweichlichenden, in Rom erst von Mäcenas eingeführten Bäder die „lakonischen" [2]), weil die Lacedämonier bei ihren Kampfspielen sich in gleicher Weise zu salben pflegten [3]). Diätetisch oder vielmehr jeder vernünftigen Diätetik zum Trotze benützte man auch die Schwitzbäder, um die durch einen Rausch verursachte Unbehaglichkeit und Unverdaulichkeit zu heben, was manchmal so weit getrieben wurde, daß Ohnmachten erfolgten [4]). Mit den Bädern waren übrigens auch großartige Etablissements aller Art verbunden, Conversationssäle, Säle, wo poetische Vorträge, declamatorische und musikalische Vorstellungen stattfanden. Auch Badebibliotheken waren vorhanden, von denen Seneca schreibt [5]): „Bereits findet man in Badehäusern und Thermen eine schmucke Bibliothek als eine unentbehrliche Zierde des Hauses. Ich wollte es ja gelten lassen, wenn es von übertriebener Liebe zu den Wissenschaften käme, aber es werden jene ausgesuchten

---

1) Plin. II, 106; XXXI, 2; Dio 48, 51.

2) Dio 55, 7. Die Lakoniken, worüber Kap. 23 zu vergleichen, sind trockene, durch Luftheizung erzeugte Schwitzbäder, ähnlich den heutigen türkisch-irischen im Unterschiede von den Dampfbädern.

3) Dio 53, 27.

4) Plin. XIV, 28. Auch Seneca bekämpft die Schwitzbäder, „in welchen die eingeschlossenen trockenen Dämpfe dem Körper alle Feuchtigkeit entziehen" („Ep." 51).

5) Seneca, de animi tranq. c. 9.

Werke der ehrwürdigsten Geister, mit ihren Bildnissen geziert, nur zum Schein und zum Schmuck der Wände aufgestellt". Ueberall eitler Prunk und unnöthiger Aufwand. Wurden doch sogar die Badestuben und Badewannen der Vornehmen mit kostbaren Salben besprengt[1]). Bei einem solchen amphibischen Badeleben der Römer muß auch die Zahl der öffentlichen Badeanstalten in Bajä keine geringe gewesen sein, zumal wenn wir hören, daß es deren in Rom 856 gab. Eine derselben mit schwefelhaltigem Wasser lag oberhalb Bajäs gar zierlich in Myrthengebüsch versteckt, davon es seinen Namen empfing[2]). Das Baden war in Bajä demnach doch nicht so Nebensache, wie in unseren Luxusbädern. Seneca, der während seines längeren Aufenthaltes daselbst in einer „chambre garnie" gerade über einem Badehause wohnte, weiß auch nicht genug von dem Lärmen des Badelebens zu erzählen und schildert uns sehr drastisch den Tumult beim Ballspiel und den gymnastischen Uebungen, das Aufklatschen der Salbe, das Gezänke und den Singsang der Badenden, das Geräusch der ins Wasser Springenden, so daß man in der That die Gefühle des Philosophen versteht, der in seiner nahen Wohnung von all diesen verworrenen Mißtönen aufs Empfindlichste betroffen wurde[3]).

Mit dem großartigen Verkehr, der sich in Bajä entfaltete, war aber auch ein äußerst lärmendes Straßenleben verbunden. In unmelodischem Geschrei schallte allerwärts das Ausrufen der Kuchenbäcker, der Wurst- und Leckereienhändler und aller der Krämer und Garköche, die ihre Waare, Jeder mit seiner eigenthümlichen auffallenden Modulation, feilboten[4]), denn außer einer Menge Speisewirthschaften gab es auch zahllose wandernde Speisehändler. Wem fällt da nicht unwillkürlich das wahrhaft sinnverwirrende, ohrbetäubende Geschrei der nea-

1) Plin. XIII, 4.
2) Horaz „Ep." I, 15, 5; Celsus II, 7. Vergl. Friedl. II, 107.
3) Seneca „Ep." 56. 4) Ebenda.

politanischen Krämer ein, die ihre Waaren so melodienreich, doch meist im höchsten Diskant und mit furchtbarer Sprachentstellung zum Kaufe bieten?

Freilich in Bajä herrschte neben und über diesem Plebejertreiben eine hocharistokratische Atmosphäre, die in Neapel kaum oder nur höchst stellenweise zur Geltung kommt. Da wurden reichgezierte Sänften von Sclaven in rother Livree durch die Straßen getragen und von anderen Sclaven begleitet, die den Sänften als Antiambulones oder Vorläufer vorausgingen und ihnen Platz im allgemeinen Gedränge schufen, zierliche Wagen flogen zu Corsofahrten durch die Straßen [1]) und am Ufer entlang und in kostbaren Tuniken, die außerhalb Roms in der Kaiserzeit bereits die altrömische, nationale Toga verdrängt hatten, schwärmten die salbenduftenden jungen Elegants durch die Straßen, zwischen Besuchen, Promenaden, Gastmählern und Bädern ihre Zeit theilend. Des Abends aber begannen aller Orten fröhliche Zechgelage und schufen die Nacht zum Tage um, bis die Genossen längst nach der Mitternachtsstunde unter Fackelglanz ihre Wohnungen aufsuchten oder vom purpurnen Frühroth aufgescheucht nach Hause irrten [2]). Ein gleich bunt bewegtes Treiben entfaltete sich des Abends auf den Wellen der spiegelglatten Bucht von Bajä. Buntbemalte Gondeln strichen hier längs den glänzenden Lusthäusern dahin, rauschende Musikcorps mit sich führend, während die bekränzten Insassen, Herren und Damen in buntem Gemisch, bald unter Scherzreden Rosen auf die Fluthen streuten, bald sich in fröhlichen Wechselgesängen vernehmen ließen, in denen sie sich gegenseitig zu überbieten suchten. Waren es wohl schmelzende Arien aus Verdischen Opern, die sie sangen, weil ein sittenstrenger

---

[1]) Wagen zu Spazierfahrten, die sonst in Städten verboten (Suet. „Claud." 25) und nur hohen Magistratspersonen gestattet waren, wurden in Bajä vielfach benützt (Vergl. Becker, „Gallus" I, 127).

[2]) Seneca „Ep." 122; Mart. I, 29: bibere in lucem; Cic. ad fam. IX, 3.

Kunstrichter von entnervenden weibischen Gesängen spricht[1]? Seinen Höhepunkt erreichte das Vergnügungsleben in den glänzenden Frühlingsfesten des Monats April, wo die Staatsgeschäfte in Rom eingestellt wurden und nach der römischen Wintersaison Alles sich beeilte, in das sonnenhelle und doch vom Seewind gekühlte Bajä zu entkommen. „Es waren gleichsam dauernde Saturnalien, die auch den Ernsteren in den Rausch des Vergnügens hineinrissen und die Thorheiten, welche in Rom zum strengen Vorwurf gereicht haben würden, waren kaum als Flecken zu betrachten, die das nächste Bad spurlos vertilgte[2]." Ja dieses Leben und Treiben hatte, wie sich leicht denken läßt, auch seinen furchtbar ernsten Hintergrund in der Spiel- und Trunksucht und namentlich der zügellosen Sittenlosigkeit, die sich hier breit machte und Bajä in den Augen aller nicht ganz entsittlichten Personen nicht mehr zu dem berühmtesten, sondern zu dem berüchtigtsten Orte machte.

Bajä war der Zusammenfluß aller Wüstlinge und Buhldirnen, die in weitestem Umfange die Gesellschaft verpesteten. Wir dürfen annehmen, daß dieser Grad der Entsittlichung in keiner modernen Großstadt seine Analogie findet, so fest auch in Paris, Wien oder Neapel die jeunesse dorée ihren Bund mit dem demi-monde geschlossen hat, denn nirgends trat das Laster so allgemein und so ungescheut hervor, wie in Bajä, wo es in hohen und niederen Ständen, aus Palästen und Lustgondeln, aus der reichen Kleidung der Badewärter, wie aus den durchsichtigen Gewändern der Frauenwelt[3] seine vernehmliche Sprache redete, nicht zu gedenken der Tänzerinnen und syrischen Flötenbläserinnen, welche mit Anderen die Prostitution gewerbmäßig

[1]) Seneca „Ep." 90; „Ep." 51; Cic. pro Coelio 15.

[2]) Becker „Gallus" I, 125.

[3]) Seneca („Ep." 90) erwähnt die durchsichtigen Gewänder, welche Nichts verbergen.

betrieben[1]). Einen Begriff von den letzteren giebt uns Virgil, wenn er in einem Jugendgedicht eine solche Syrerin als Inhaberin einer ländlichen Schenke die Vorüberziehenden mit Tanz und Gesang zum Eintritt ermuntern läßt und von ihr gleich zu Anfang die Beschreibung giebt:

„Syriens Bajadere, geschmückt mit dem griechischen Kopfputz
Und bei Geklapper den Leib hurtig zu drehen geschickt,
Tanzt wollüstig im Rausch vor der allwärts kundbaren Schenke,
Während sie hoch an den Arm schüttelt die Rohre mit Macht."

In einigen Kammern und Sälen, die am Fuße des Berges unweit von dem sogenannten Merkurtempel liegen und einst mit artistisch werthvollen, doch großentheils obscönen Gemälden und Stuckreliefs ausstaffirt waren, deren auch Winckelmann gedenkt, wollte man den Aufenthaltsort dieser Bajaderen erkennen, doch standen diese Localitäten augenscheinlich mit dem darüber befindlichen Trümmerwerk in Verbindung und gehörten wohl einer Villa an[2]). Jetzt hat der Fackeldunst längst die Fresken und Reliefs unkenntlich gemacht, so daß die Aufforderung zur Besichtigung nur der unmotivirten Erpressung eines Trinkgeldes gleichkommt. Varro scheint die Schwelgerei und Sittenlosigkeit des bajaner Badelebens zum Thema einer eigenen Satire gemacht zu haben, aus der wir die Aeußerung hören, „daß dort nicht nur die Mädchen Gemeingut seien, sondern auch viele Alte zu Kindern und Knaben zu Mädchen werden[3])".

Dürfen wir uns nach dem Gesagten wundern, wenn ein Chorus hervorragender Stimmen aus dem Alterthum in seltener

---

[1]) Im Sinne einer organisirten Gesellschaft von Freudenmädchen spricht Horaz von ambubajarum collegia („Sat." I, 2, 1; vergl. Juv. III, 66). Die syrischen Tänzerinnen waren auch unter dem Namen ambubajae bekannt, welcher wohl von amphi und Bajae abzuleiten ist, also Personen bedeutet, welche sich in Bajä umhertreiben.

[2]) Näheres Nobile III, 83 ff.

[3]) Friedländer citirt Varro, „Sat. Menipp", Fragm. 44 und Petronius c. 165.

Uebereinstimmung über solche Zustände den Stab gebrochen hat? So räth der ernste, sittenstrenge Seneca diesen Ort zu meiden, weil die Ueppigkeit ihn zu ihrem Tummelplatze gemacht und er angefangen habe, die Herberge aller Laster zu werden[1]); Martial wandte auf eine Römerin, als sie Bajä verließ, das treffende bon mot an: „eine Penelope kam sie, als Helena reiste sie ab[2])" und der Lyriker Properz giebt seiner heißgeliebten Cynthia den ernstgemeinten Rath[3]):

„Darum, sobald du nur kannst, verlaß das entsittlichte Bajä!
Denn der gepriesene Ort löste schon manches Gelübd',
Jenes Gestade verlass', das züchtigen Mädchen gefährlich,
Fluch den Quellen, um die stets man der Treue vergißt!"

Daß dieser Rath nicht ungegründet war, bestätigt Ovids Ausspruch, daß schon Mancher statt der gehofften Heilung in Bajä eine Wunde im Herzen davongetragen habe[4]). Sehr sinnig und charakteristisch ist die Erzählung eines anderen Dichters, welche lautet: „Einst war das Wasser in Bajä kalt, Venus ließ Amor darin schwimmen, ein Funke seiner Fackel fiel hinein und entzündete es; seitdem verfällt, wer dort badet, in Liebe[5])". Doch schon Cicero ließ sich über Bajä ähnliche Urtheile entlocken. Wie er einmal die Besorgniß hatte, es möchte ihm übel verdacht werden, wenn er sich in einer Zeit öffentlichen Unglücks nach Bajä begebe, so spricht er ein andermal in summarischem Tadel von den Lüsten, Liebeshändeln, Ehebrüchen, Zechgelagen und all den rohen und sinnlichen Vergnügungen, die in Bajä an der Tagesordnung waren[6]). So war es also bei dem Ausgange der Republik, wo Antonius mit seinen Geschwistern ihr lockeres Leben in Bajä führten und er sich nicht scheute mit einer Tänzerin, er als Bacchus, diese als Ariadne ver-

---

1) Seneca „Ep." 51: Bajae sibi celebrandas luxurias desumpsit, diversorium vitiorum. 2) Martial I, 68.

3) Properz I, 11, 27 ff. 4) Ovid, ars. am. I, 283.

5) Friedl. (II, 109) aus Regianus anthol. lat. ed. Riese 270 bis 272. 6) Cicero pro Coelio 15 (cf. 20); ad. Attic. XIV, 8.

kleidet durch die Stadt zu fahren [1]) und so blieb es auch während der Monarchie, wo die häufige Gegenwart des kaiserlichen Hofes, statt dem Unfug zu steuern, all das lüderliche Treiben begünstigte und nicht etwa blos vom Zwange der Convenienz befreite, wie dies das schöne Erbtheil des Badelebens ist, sondern die zügelloseste Ungebundenheit einführte. Namentlich war es Nero, der sich in Bajä dem Laster überließ und dieses in jeder Weise privilegirte [2]). Bedarf es noch weiterer Zeugnisse und Illustrationen? Die Geschichte selbst hat in Bajä gerichtet, nicht durch den Zerfall der herrlichen Stadt, ein Schicksal das ja vielen blühenden Orten zu Theil geworden ist, sondern durch den politischen Zerfall, den der römische Staat in Folge solcher gesteigerten Unnatur erleben mußte.

Bajä war die eiternde Wunde, in welche die bösen Säfte des römischen Staates sich ergossen, aber wieviel mag diese Wunde auch zu dem unheilbaren Siechthum des römischen Staates beigetragen haben? Wohl gab es einen Seneca, dessen hochfliegender Geist die Schäden seiner Zeit erkannte, aber seinen melancholischen Betrachtungen, die öfters auch an unschuldige Dinge und Vorfälle sich anknüpfen, ist es abzufühlen, daß er an einem Rettungsmittel für solche Zustände verzweifelte. Wie ohnmächtig war dagegen die bloße Moral und zwar eine Moral, die trotz ihres edlen Aufschwungs es erst noch der Mühe werth hielt, ausführlich zu beweisen, daß auch Sclaven Menschen sind und ihren Herren Wohlthaten erweisen können [3])! Wie gezwungen nimmt sich die Rolle des lachenden Philosophen aus, die er gegenüber der Gesunkenheit seiner Zeit zu spielen trachtete [4]), da doch die offenbaren Gebrechen viel zu ernster Natur waren, als daß ihm das Leben wirklich nur als eine Posse hätte erscheinen können! Was nicht die Kraft hatte, der Welt eine andere Richtung zu geben oder sich vom öffentlichen

1) Cicero ad. Attic. XIV, 20. 2) Sueton. „Nero" 27.
3) Seneca de benef. III, 17. 18. 4) Seneca de ira II, 10.

Leben ganz zurückzuziehen, war dem Untergang verfallen. So auch ein Seneca, und über ihn rollte das Rad der Zeit, bis es dort zusammenbrach, wo Roms und Bajäs Ruinen stehen.

Verzeihe der Leser diese Abschweifungen in die Culturgeschichte, die sich übrigens zum Verständniß Bajäs kaum ganz umgehen lassen. Wir gedenken im Folgenden unserer Führerpflicht getreulicher nachzukommen und das entdeckungssüchtige Auge besser zu befriedigen. Lasse sich der Reisende einstweilen an der bescheidenen, doch nicht gerade billigen Tafel der Osterie Regina in Baja nieder und träume beim Genusse frischer Austern — ostriche del Fusaro — von lucullischen Gastmählern, während wir die Barke bestellen, die uns zur Fortsetzung des bajanischen Lustbereichs, zu den Villen Baulis und dem Hafen von Misenum tragen soll.

Elftes Kapitel.

Bauli (Bacoli) und Misenum.

Dulce est desipere in loco.
HORAZ.

Die Barke ist bereit. Wir bedürfen ihrer, wie bei dem Posilipo, um bequem zu den großartigen Villen zu gelangen, welche am Wasser liegend vom Lande aus oft nur auf zeitraubenden Umwegen zu erreichen sind und sich dann erst nicht so vortheilhaft präsentiren als wie von der Seeseite, welche muthmaßlich auch schon zur Römerzeit die bevorzugte war. Es bleibt dann vom Ziele unserer Fahrt, dem Cap Misenum, immer noch ein genußreicher Rückweg übrig auf der Straße, welche Bajä mit Misenum verbindet und über das Dörfchen Bacoli führt, das, gar freundlich zwischen Cypressen, Oliven- und Feigenbäumen gebettet, sich traulich an die Ruinenmassen anschmiegt. Wie sollte es auch dort sich nicht heimisch fühlen, da es doch die zwar verarmte und herabgekommene, immerhin aber legitime Enkeltochter und Nachfolgerin der römischen Ortschaft Bauli ist, dessen Stelle es einnimmt? Ursprünglich bezeichnete Bauli [1]) blos eine bedeutende, nachmals in kaiserlichen Besitz übergegangene Villa,

[1]) Tacit. sagt von Bauli: id villae nomen est, quae promontorium Misenum inter et Bajanum lacum flexo mari alluitur. („Annal." XIV, 4.)

dehnte aber bald seinen Namen auf alle dortigen Ansiedelungen aus und wurde durch Zuzug von Kaufleuten und Gewerbetreibenden, welche von den dort residirenden Villenbesitzern ihren Unterhalt zogen, zu einer selbständigen Gemeinde. Wie schon der Name andeutet, hat die Sage auch Bauli mit dem Herkules- und Geryonsmythus verflochten, indem Herkules bei seiner Rückkehr aus Spanien mit den geraubten Rindern hier gelandet und den Ort gegründet haben soll [1]).

Doch wir sind bereits unterwegs, kräftige Ruderschläge entführen uns rasch dem Quai des Landungsplatzes. Wie ein Feenschloß im Meeresschlunde so leuchten die submarinen Ruinen versunkener Paläste, ahnungsvoll und zauberhaft, aus den Wogen zu uns herauf. Wer möchte es wagen, diesen so sichtbar im Schoße der Vergessenheit begrabenen Ruinen einen Namen zu geben und den geheimnißvollen Schleier zu lüften, der über ihrer Vergangenheit ruht? Doch was will nicht Alles die kluge Welt ergründen! So öffnet denn auch unser sonngebräunter Barcajole plötzlich die Lippen, deutet auf die Ruinen drunten und spricht zwar mit geziemender Ehrfurcht vor dem stillen Meerschlosse, doch auch mit voller Entschiedenheit: Ecco il palazzo del Marmeo. Dunkel ist zwar der Rede Sinn, aber er wird uns klar, wenn wir erfahren, daß wir nach einer aus der Luft gegriffenen Behauptung hier den einstigen Palast des Kaisers Alexander Severus und seiner klugen, doch herrschsüchtigen Mutter Mammäa vor uns oder vielmehr unter uns erblicken. Letztere ist also Niemand anders als der Marmeo im Munde der Fischer.

Bald befinden wir uns dicht unter den Mauern des ragenden Castells, einer Schöpfung des unternehmungsreichen Vicekönigs Peter von Toledo. Malerisch springt es weit in

---

[1]) Der Name Bauli (Plin. III, 9, 9; Sil. XII, 151) ist von „βοῶν αὐλή, Ochsengehöfte oder Ochsenstall“ abzuleiten, indem Herkules hier nach dem Mythus die Rinder des Geryon einstellte.

die See vor und bildet mit seinem voranliegenden Leuchtthurme ein treffliches Pendant zu dem jenseitigen Fels von Puteoli. Wenige Ruderschläge bringen uns von da zu der sogenannten Villa des Hortensius. Dieser reiche und als Redner und Staatsmann berühmte Mann besaß unter seinen vielen Gütern in der That auch eine Villa in Bauli, die durch ihre Muränenteiche Ruf erlangte. Wie die böse Welt behauptete, liebte er eine derselben so sehr, daß er bei ihrem Tode Thränen vergoß, und derselben Liebhaberei folgend hing Antonia, die Gemahlin des Drusus, später auf dem nämlichen Landgute einer besonders bei ihr in Gunst stehenden Muräne Ohrringe an[1]). Daß Hortensius, Ciceros Zeitgenosse und Rivale, auch eine Rolle unter den damaligen Gourmands spielte, beweist auch die Notiz, daß er zuerst den Pfau von Samos nach Rom verpflanzen und ihn als Speise zubereiten ließ[2]).

Einige im Wasser liegende, zerstreute Trümmer, darunter ein viereckiger Behälter, offenbar Bestandtheile von Fischteichen, lassen es als möglich erscheinen, daß dies die berühmten Piscinen des Hortensius waren. Zu ihnen soll ein unterirdischer Corridor von der Villa aus geführt haben, die droben auf einem schroffen, vom Regen ausgewaschenen Vorsprunge der Tufffelsen liegt. Sie ist in ihren noch übrigen Theilen nur von dem flachen Dache eines Bauernhauses zugänglich. Man sieht noch ein längeres Gebäude, das außen mit architektonisch-decorativen Darstellungen in Fresco bemalt war, und betritt durch eine Thüre ein kreisrundes, mit Nischen ausgestattetes Gemach, eine Art Vorhalle, die einst auf eine Gartenterrasse führte und in welche seitwärts ein schmaler, aus dem Innern des Hauses kommender Corridor mündet, während ein anderer, um diese Vorhalle herumführender Gang, von jenem Corridore sich ab-

---

1) Plin. IX, 81. Ueber die Villa des Hortensius vergl. Cic. „Akad.“ IV, 3. 2) Plin. X, 23.

zweigt. Einige weitere Kammern und Gewölbe werden jetzt — o quae mutatio rerum! — von den naiv praktischen Bewohnern des angrenzenden Bauernhauses als Schweineställe benützt. Die zwischen zwei kleinen Buchten gelegene Villa hatte eine entzückende Lage und einen herrlichen Blick auf den Vesuv und die Berge von Sorrent und Pozzuoli.

An der südlich nebenan befindlichen Bucht liegen am flachen Strande die Reste eines kleinen Theaters, das man entweder zur Villa des Hortensius oder zu derjenigen des Julius Cäsar rechnen muß, die auf dem entgegengesetzten Felsvorsprunge gezeigt wird. Das Theater ist nur noch an der kreisrunden Mauer kenntlich, welche die Orchestra einschloß. Seitwärts zeigt sich ein Stück eines gedeckten, mit Reliefarabesken gezierten, jetzt ganz vom Fackeldunst geschwärzten kreisrunden Corridors, der unter den Zuschauersitzen umherlief und in den ein anderer schmaler Corridor von oben herab- und zugleich in die Nähe der Bühne führte. Die Scene, die ganz verschwunden ist, muß sich also mit ihrer Rückmauer fast dicht ans Meer angelehnt haben. Dieser letzterwähnte Corridor ist es, den man mit unverzeihlicher Gedankenlosigkeit als das Grabmal der jüngeren Agrippina bezeichnet hat, obgleich weder sein Aussehen dazu stimmt noch das geschichtliche Zeugniß, welches angiebt, daß der Agrippina nach dem Tode ihres Sohnes und Mörders Nero ein unansehnliches Grabmal auf dem Wege nach Misenum bei der Villa des Cäsar errichtet worden sei [1]. Die Straße nach Misenum aber lag wie heute noch auf der Höhe, woselbst das „unansehnliche" Mausoleum schwerlich mehr nachzuweisen ist.

Das traurige Andenken an den erwähnten Mord der Agrippina, einer Schandthat ihres eigenen Sohnes, haftet

[1] Tacit. „Annal." XIV, 9: mox domesticorum cura (Agrippina) levem tumulum accepit viam Miseni propter et villam Caesaris dictatoris, quae subjectos sinus editissima prospectat.

jedoch noch in anderer Weise in Bauli, sofern er hier geplant und versucht, wenn auch erst später am Lucrinersee ausgeführt wurde. Als ein schreckenerregendes Bild von Verworfenheit und ein jammervolles Sittengemälde aus der römischen Kaisergeschichte wird dieses Verbrechen und zwar übereinstimmend von allen Geschichtschreibern erzählt [1]). Am ausführlichsten berichtet uns aber Tacitus über Neros Anschläge gegen seine Mutter, die ihm wegen ihrer lästigen Bevormundung und Ränkesucht längst verhaßt geworden war. Er schreibt hierüber: „Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie allenthalben, wo er mit ihr zusammentraf, äußerst hinderlich für ihn war, beschloß er endlich ihren Tod. Indessen schwankte er noch zwischen Gift, Stahl und anderen Mitteln, bis er endlich sich für das Gift entschied. Aber wenn es ihr während des Mahls in seiner Gegenwart beigebracht wurde, so konnte man nicht den Zufall anklagen, denn Britannicus war schon auf die nämliche Weise (eben durch Nero) umgekommen. Außerdem aber schien es schwierig, die Diener einer Frau zu bestechen, welche die häufigen Verbrechen mißtrauisch gemacht hatte und die darum mit Gegengift versehen war. Wollte man sie mit dem Schwerte morden, so wußte man aber auch nicht, wie man es geheim halten sollte; auch fürchtete Nero, daß ein mit einem so schweren Verbrechen Beauftragter seine Befehle mißachten könnte. Da fand der Freigelassene Anicetus, der Flottenpräfect von Misenum und frühere Erzieher des Nero, der eben so von Haß gegen Agrippina, wie diese gegen ihn erfüllt war, ein Auskunftsmittel. Er schlug vor, ein Schiff zu bauen, von dem ein Stück sich mitten auf dem Meere öffnen und sie unversehens ertränken sollte. Nichts sei so reich an Unfällen wie das Meer. Ließe man Agrippina in einem Schiffbruche umkommen, wer sei dann so feindselig um dem Fürsten die Schuld eines durch Wind und Wogen ver-

[1]) Tacit. „Annal.“ XIV, 3—9; Dio 61, 13; Suet. „Nero“ 34.

ursachten Todes beizumessen! Nero könnte ja überdies der Verstorbenen einen Tempel, Altäre und andere Zärtlichkeitsbeweise widmen. Der Anschlag gefiel und die Umstände begünstigten ihn, denn Nero hielt sich wegen des fünftägigen Minervafestes (19.—23. März) in Bajä auf [1]). Dorthin ließ er seine Mutter kommen, nachdem er vorher wiederholt versichert hatte, man müsse auch Zornanwandlungen seiner Eltern ertragen können und versöhnlichen Gemüthes sein, um dadurch das Gerücht einer Versöhnung mit jener auszusprengen und der Agrippina glaublich zu machen, die wie alle Frauen in Bezug auf das, was sie freute, gar leichtgläubig war. Nero empfängt sie nun am Ufer, denn sie war zur See von Antium gekommen, reicht ihr die Hand, umarmt sie und führt sie nach Bauli, einem Landhause, das zwischen dem Vorgebirge von Misenum und der See von Bajä von einer Meeresbucht bespült wird. Dort harrte ihrer inmitten der Flotte ein durch seinen Schmuck alle anderen Schiffe übertreffendes Fahrzeug, als ob der Fürst seiner Mutter eine besondere Ehre erweisen wolle, denn sonst pflegte sie in einem Dreiruderer von der Flotte zu fahren. Dann lud er sie zum Abendessen in Bajä ein, um sein Verbrechen durch die Nacht zu bergen. Man sagt, daß das Geheimniß verrathen wurde. Agrippina, von dem Anschlage benachrichtigt, wußte nicht, ob sie daran glauben sollte und ließ sich in einer Sänfte nach Bajä tragen. Hier zerstreuten die Zärtlichkeiten des Nero alle ihre Besorgniß, denn er empfing sie aufs Zuvorkommendste und ließ sie sogar über sich sitzen. Unter wechselnder Unterhaltung, die bald mit jugendlicher Ungezwungenheit, bald mit mehr Zurückhaltung gepflogen wurde, wie um Scherz und Ernst zu vereinigen, wußte er ihr festliches Zusammensein in die Länge zu ziehen, geleitete sie beim Fortgehen, schmiegte sich mit innigem Blicke an ihren Busen, sei es um seine Heuchelei auf die Spitze zu treiben,

1) Ueber das „quinquatrus“ vergl. Preller, „Röm. Myth.“ 260.

sei es daß diese letzte Begegnung mit einer sterbenden Mutter wirklich sein sonst so rohes Gemüth erweichte. Die Götter verliehen eine sternenhelle, ruhige Nacht und das Meer war unbewegt, wie um dem Verbrechen jede Entschuldigung zu nehmen. Das Schiff war noch nicht weit gekommen. Von den zwei Hofpersonen, welche Agrippina begleiteten, hielt sich Crepereјus Gallus nahe beim Steuerruder und Acerronia, zu den Füßen der Fürstin sitzend, erzählte mit Vergnügen von der Reue ihres Sohnes Nero und von der wiedererlangten Gunst, in der die Mutter bei diesem stand, da brach auf ein gegebenes Zeichen die mit Blei beschwerte Decke des Gemaches herunter. Crepereius wurde erdrückt und starb augenblicklich. Agrippina und Acerronia aber wurden durch die emporstehenden Seitenwände des Ruhebettes geschützt, die sich stark genug erwiesen, um dem Gewichte Widerstand zu leisten. Zudem ging aber auch das Schiff nicht aus einander und in der allgemeinen Verwirrung hinderten die, welche von dem Complot Nichts wußten, die Anderen. Man befahl also den Ruderern das Schiff auf der einen Seite zu beschweren und es so zu versenken, allein auch hier fehlte es an dem übereinstimmenden Erfassen dieses neuen Plans, und da die Anderen Anstrengungen im entgegengesetzten Sinne machten, so sank das Schiff nur langsam. Acerronia schrie unkluger Weise, daß sie Agrippina sei und man ihr der Mutter des Fürsten beispringen müsse, worauf sie mit Rudern, Stangen und Aehnlichem, was sich den Mördern darbot, niedergeschlagen wurde. Agrippina, die ruhig blieb, wurde weniger bemerkt und empfing nur eine leichte Wunde an der Schulter. Sie verlegte sich aufs Schwimmen und bald wurde sie von Barken aufgenommen, die sie in den Lucrinersee zu ihrem Landgut brachten." Tiberius erschrak über das Mißlingen und beauftragte den Anicetus aufs Neue mit dem Muttermorde. Während eine beglückwünschende Menge sich ihrem Hause zudrängte, brach Anicetus mit seinen Leuten in die Villa ein und erschlug Agrippina,

die bereits zu Bette gegangen war und mit Fassung den Todesstreich erwartete. Ihr Tod war die Sühne ihres früheren Gattenmordes, aber Neros Verbrechen harrte erst noch der künftigen Sühnung.

Die baulische Villa, wo der von Tacitus so dramatisch erzählte Anschlag des Anicetus reifte, war vermuthlich die ehemalige des Hortensius oder die benachbarte des Dictators Cäsar, da beide, wie es von der baulischen hieß, an einer Einbuchtung des Meeres und außerdem dicht an der Ortschaft Bacoli liegen. Noch begründeter scheint uns die Fama hinsichtlich der cäsarischen Villa, welche in Wahrheit, wie Tacitus angiebt, von hochragendem Standorte auf mehrere ihren Felsenfuß bespülende Buchten herabblickte [1]). Laut testamentarischer Bestimmung vererbte sich die Villa an Augustus; wie sollte sie nicht durch Erbgang von diesem in den Besitz Neros gekommen sein? Will man es aber gar zu auffällig finden, daß Tacitus bei Erwähnung der baulischen nicht auch der cäsarischen Villa und der Identität beider gedenkt, so schwindet auch dieses Bedenken unter der Annahme, daß die baulische Villa zur Zeit Neros eine Vereinigung der cäsarischen und hortensischen darstellte. Es wäre dies nicht nur der äußeren Lage nach leicht möglich und dem prachtliebenden Baueifer jener Zeit angemessen, sondern es wird dies auch durch den Volksmund einigermaßen unterstützt, welcher sich in der Behauptung gefällt, es habe am hinteren Theile der Bucht von einer Villa zur anderen eine Brücke bestanden. Doch weg mit den Hypothesen! Schwingen wir uns lieber, um den ungeduldigen Leser nicht auf den Rückweg zu vertrösten, aus unserer Barke sogleich zu der steilen Höhe der cäsarischen Villa empor.

In den massiven Gewölbebauten, die unter dem volksthümlichen Namen der cento camerelle bekannt sind, hat man

---

1) Tacit. „Annal." XIV, 9.

die Substructionen derselben zu erkennen, die von der Volksphantasie für neronische Gefängnisse, carceri di Nerone, ausgegeben werden. Sie bestehen aus einer Vorhalle, die von elf starken Pilastern und Kreuzbogen getragen wird und nach der ausnahmsweise vernünftigen Angabe des Führers der Stationsplatz einer Militärwache war, wie dies ja auch bei den cento camerelle der Villa Hadrians zu Tivoli der Fall ist, ferner aus einigen Kammern, die jedoch auch unter Hinzunahme der noch verschütteten sich nicht auf die phantastische Hundertzahl ergänzen lassen, endlich aus zwei sich schneidenden Gängen, deren einer gänzlich lichtlos ist und ins Berginnere, der andere von oben kommend an das Meer führte. Natürlich fehlt es in den carceri di Nerone, auch das Labyrinth genannt, nicht an Leidensgeschichten ewig Begrabener, mit denen das Volk die Leere dieser Räume geistig zu füllen sucht. Wir verzichten auf diese Aushülfe und lassen lieber die Geschichte reden. Wissen wir doch, von dem schon Erwähnten abgesehen, daß Augustus die Villa seiner Schwester Octavia nach dem Hinscheiden ihres zweiten Gatten Marcus Antonius überließ und so war es denn auch in ihr, daß Virgil der Octavia das berühmte Lob ihres Sohnes Marcellus aus seiner „Aeneide" vorlas und daß sie diesen, der von Augustus bereits zum Throne auserkoren war, durch einen beklagenswerthen frühen Tod verlor. Von dem eigentlichen Palaste des Cäsar haben sich jetzt kaum einige Steine erhalten, an die sich diese und ähnliche geschichtliche Erinnerungen anlehnen könnten. Wie schön muß es gewesen sein, als man noch die weiten Säulenhallen, überragt von den windbewegten Kronen der Parkbäume, wie ein Königsschloß vom Golfe aus erglänzen sah und mit dem Dichter bewundernd fragen und sagen konnte:

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth.

Jetzt sind die stolzen, meerbeherrschenden Gebäude verschwunden und die ganze, ziemlich breite Anhöhe ist mit Fruchtbäumen bewachsen. Der bescheidene Fleiß des Bauern ruht auf historischer Scholle und der sie besitzt und bebaut, hat wohl nur eine schwache Ahnung des hier abgespielten Lebens.

Drunten in der Tiefe aber südwärts von den Cento Camerelle und nur wenige Schritte vom Meere entfernt, steht an den Berg angebaut die Krone der dortigen Ruinen, obwohl äußerlich ein gar unscheinbares Gebäude, die berühmte piscina mirabile, ein gewaltiges für Süßwasser bestimmtes Reservoir von 66 Metern Länge, 26 Metern Breite und 6 Metern Höhe, welches gleichermaßen durch seine Construction, wie durch seine treffliche Erhaltung den besten Eindruck macht [1]). Seine im Kreuz gewölbte Decke ruht auf vier Reihen von je zwölf Pfeilern ungerechnet die Halbpfeiler, die sich beiderseits an die Wand lehnen, so daß der innere Raum durch diese schlanken und doch festen Pfeiler in fünf Langgänge und dreizehn Quergänge zerfällt. Zwei Treppen führen an beiden Enden der südlichen Schmalseite auf den Boden des Behälters, der in der Mitte bedeutend vertieft ist, um den sich absetzenden Schlamm aufzunehmen [2]). Das Reservoir wurde gespeist durch einen

[1]) Diese Berechnung folgt der Angabe bei Guhl und Koner, wornach der Flächenraum 270 Palmen Länge und 108 Palmen Breite beträgt. Aehnlich Nobile (256 und 96 Palmen), dagegen augenscheinlich falsch Gsell-Fels, nach welchem die Piscina nur 10 Meter Breite bei 57 in die Länge besitzen soll.

[2]) Eine andere Art von Piscinen nennt Frontinus (de aquaeductis 15), nämlich die limariae, welche dazu bestimmt waren, das Fluß- und Regenwasser abzuklären und durch Absetzen des Schlamms trinkbar zu machen. Eine solche neuerdings piscina epuratoria betitelte Piscina wurde in Fermo gefunden.

Aquäduct, der oben dicht neben dem Eingange ins Innere führt. An der gegenüberliegenden hinteren Schmalseite befinden sich am Boden etliche Abflußöffnungen. Der ganze von Agrippa erbaute Riesenbehälter, welcher, wie früher erwähnt, das Ende des julischen Aquäductes bezeichnet, hatte nach allseitiger Annahme die Bestimmung, die Flottenmannschaft in Misenum und wohl auch die benachbarten Villen mit Wasser zu versorgen, zu welchem Zwecke das Wasser vermittelst einer großen Zahl viereckiger Deckenlöcher aus der Tiefe geschöpft wurde. Welche bedeutende Höhe der Wasserstand erreichte, erkennt man noch deutlich an den Wasserniederschlägen, welche an Pfeilern und Wänden eine Kruste hinterließen, die nur durch eiserne Werkzeuge abgelöst werden kann. Diese äußeren Angaben mögen zur Befriedigung des Interesses genügen. Wer beschreibt aber den großartigen Eindruck dieses so unversehrten Menschenwerkes, das überall den Stempel des Erbauergeistes an sich trägt? Wer das wohlthuende Dämmerlicht und die erfrischende Kühle, die uns aus des Tages Hitze doppelt erquicklich umweht? Wer könnte endlich die wahrhaft gehobene weihevolle Stimmung wiedergeben, die das Alterthum überall da erweckt, wo es in imposanter Masse oder als etwas Ganzes vor uns tritt und so namentlich in der Piscina mirabile, wenn die Sonne durch die mit malerischem Grün umrahmten Deckenöffnungen ihre neugierigen Strahlen in die Tiefe sendet und ihre zitternden Lichter auf den zarten Moosen des Bodens und den zierlichen Epheuranken und Frauenhaarpflänzchen der Wände ihr buntes Spiel treiben? Wahrlich in diesen solid und gefällig aufgethürmten Massen lebt der kühne Baugeist des römischen Volkes und treu hat sie diesmal die Natur bewacht; Nichts fehlt als das lebendig strömende Wasser, aber wir vermeinen sein Rauschen zu hören, wie es echoweckend in die Tiefe stürzt.

Nicht so schonend ist die Natur mit den nahe gelegenen Gräbern und Columbarien in Bacoli umgegangen, eben so wenig die prosaische Menschheit dorten, welche z. B. nicht

zauderte, einen reliefgeschmückten Sarkophag als Futtertrog anzusehen und zu verwenden. Es hat sich noch Niemand zum Kaufe gemeldet, meinte der kluge Besitzer, als wir ihm das begangene Sacrilegium zu verdeutlichen suchten, und wir mußten ihm Recht geben.

Doch wir haben der Neugierde des Lesers bereits zu viele Zugeständnisse gemacht und Manches verrathen, was wir uns für den Rückweg vorbehalten wollten und auch nur vom Lande aus besichtigen können. Es geschah dies im Interesse der Zusammengehörigkeit, da unsere Küstenfahrt uns nur die Außenseite der Dinge und diese nicht einmal völlig erkennen läßt, so daß es nothwendig von Bacoli aus einer näheren Besichtigung bedarf. Um so rascher und getroster lassen wir jetzt unserem ungeduldigen, lohnsüchtigen Marinajo Gehör schenkend auch die letzte Uferstrecke Revue passiren.

Diese weiten Grottenöffnungen und Gewölbebogen, an denen wir vorüberfahren, gehörten sie etwa zu der festgebauten hochgelegenen Villa des Marius, von dem Plinius angiebt, daß er sich nach seiner Erfahrung in der Lagerabsteckung im Misenischen ein Landhaus anlegte [1]? Breit und hoch genug wäre hier noch die Landzunge, welche, durch das Meer und den Misanerhafen gebildet, sich zusehends verengert und erniedrigt, um in ihrer Südspitze, der Punta dei Penati [2]), mit dem Cap Misenum vereint, den uralten Hafeneingang herzustellen. Auch das misenische Landhaus des Antonius mag auf dieser rings von Wellen umspülten Zunge sich erhoben haben [3]), und wenn man auf die Tradition und die Führeraussagen irgend einen Werth zu legen hätte, so hätten wir auf der Punta dei Penati die Villa der tugendhaften Cornelia,

---

1) Plin. XVIII, 7; vergl. Seneca „Ep." 51.

2) Der Name stammt wohl von den Penaten, womit die Landzunge als eine bewohnte dargestellt werden soll.

3) Cic. ad. Attic. X, 8; XIV, 20.

der Tochter Scipios und berühmten Mutter der Gracchen, zu suchen, die hier in zurückgezogener Muße, von griechischen und römischen Gelehrten umgeben, ihre letzten Lebenstage verbrachte. Gottlob, es gab also doch und vielleicht in durchaus nicht vereinzelter Weise römische Vertreterinnen edler Weiblichkeit und tiefer gehender Bildung [1])! — Marius, Antonius, Cornelia! fürwahr drei inhaltschwere Namen. Welch verschiedene Typen und Zeitrepräsentanten! Selbst die Phantasie sträubt sich, sie dort oben so nachbarlich beisammen zu denken, und doch — wer kann es wissen?

Schon befinden wir uns aber im Angesichte der gewaltigen Felspyramide des Cap Misenum, die bei ihrer Regelmäßigkeit und ihrer flachen Landverbindung, von mäßiger Ferne besehen, wie ein kunstvolles Mausoleum 268 Fuß hoch aus den Fluthen ragt. Diese auffällige Gestaltung gab sonder Zweifel Anlaß zu der Sage, die sie zum Grabmal des wackeren Trompeters Misenus gestempelt hat. Virgil folgt wohl schwerlich eigener Eingebung, sondern einem schon fertigen Mythus, wenn er die Stätte, und mit ihr den unbekannten Gefährten des Aeneas, wie folgt, verherrlicht:

Aber der fromme Aeneas erbaut ein mächtiges Grabmal
Und legt Waffen des Manns und Ruder darauf und Drommete
Hart an dem luftigen Berg, der jetzt Misenus nach jenem
Heißt und den ehrenden Namen bewahrt auf ewige Zeiten [2]).

Durch den Tuffwall der Punta dei Penati oder di Pennata, wie meistens mißverstandener Weise gesagt wird, hat man, theils der Abkürzung wegen, theils um den Hafen vor Ver-

---

1) Liv. XXXVIII, 57; XLI, 7; Cic. „Brut." 27, 104. Quintil. I, 1, 6. Gelehrte Bildung war seit den letzten Zeiten der Republik unter römischen Frauen nicht selten. So las z. B. Calpurnia, des Plinius Gattin, die Bücher ihres Gemahls und besuchte auch seine Vorlesungen. Vergl. Göll, „Culturbilder aus Hellas und Rom".

2) „Aen." VI, 232—235. Vergl. über die Sage Strabo V, 243; Silius XII, 150; Stat. „Silv." II, 2, 70.

sandung zu schützen, mehrere Durchgänge gegraben, die zugleich bequem mit der Barke zu befahren sind. Durch einen derselben, wenn wir es nicht vorziehen den kleinen Umweg über den Haupteingang zu machen, fahren wir in den Hafen ein, das heißt in den einstigen misenischen Außenhafen, welcher jetzt durch einen in die Quere laufenden Damm von dem westlich dahinter liegenden Mare morto geschieden und mit diesem nur durch eine Brückenschleuse verbunden ist, die den Fußgänger auf dem kürzesten Wege von Bacoli nach Misenum gelangen läßt. In augusteischer Zeit hatte Agrippa das Mare morto, einen sumpfigen Strandsee, der, wie sein Name andeutet, auch heutigentags sich durch übelriechende Stagnation bemerklich macht, mit der tieferen äußeren Bucht vereinigt und schuf so den berühmten misenischen Hafen, der zur Centralstation der tyrrhenischen Flotte wurde, während Ravenna zum Kriegshafen für das Adriatische Meer ausersehen war [1]). Im Grunde genommen bestand der antike Hafen aus drei Abtheilungen, denn auch der Vorhafen seinerseits zerfällt durch eine il forno, man weiß nicht recht weshalb so, genannte flache Landzunge wieder in zwei Theile. Wie ruhig und ausgelebt tritt uns jetzt der Hafen entgegen! Wirklich eine acqua morta, wie ihn der Volksmund benannt hat, nicht im Sinne des Mare morto dahinter, denn das von der offenen See bewegte Gewässer zeigt über zehn Meter Tiefe, sondern im Sinne eines verblichenen Lebens. Wo sind die langen Dreiruderer, die leichten liburnischen Jachten und die Schnabelschiffe, welche hier zu Hunderten sich drängten? wo weilt das Prätorsschiff d. h. das Admiralsschiff mit seiner weithin kenntlichen Purpurflagge, jeden Augenblick bereit durch das Wort und die Signale der Flottenpräfecten eine ungeheuere Bewegung in der ganzen Schiffswelt hervorzubringen? Da erschallte zur Zeit Neros der Commandoruf eines Volusius Proculus und eines Anicetus, welche beide

[1]) Suet. „Octav." 49; Tacit. „Annal." IV, 5; Veget. IV, 31.

auch in dem erzählten Attentat auf Agrippina betheiligt waren, und von da fuhr später der als Naturforscher und Polyhistoriker wohlbekannte Flottenpräfect C. Plinius Secundus aus, um den furchtbaren Vesuvausbruch des Jahres 79 zu beobachten[1]). Wahrlich der römische Staat konnte stolz sein auf seine Seemacht, welche nirgends einer ebenbürtigen oder nur concurrirenden Flagge begegnend die Majestät seines Namens von der britannischen Küste bis ins Schwarze Meer trug. Und doch — der Legionardienst hatte weitaus den Vorzug. Keine Consuln oder Prätoren, sondern höchstens Ritter wurden Flottenpräfecten; nur ärmere, im Seedienst schlecht genug bezahlte Bürger und Freigelassene wurden beigezogen. Andere Zeiten, andere Sitten[2]).

Bei der kleinen Landzunge „Forno" steigen wir aus. Ringsum classischer Boden, eine wahre Augenweide für Herz und Sinne. Hier etliche Pfeiler eines antiken Molo, gerade aus hinter der Landspitze die Ruinen eines kleinen Theaters mit wohl erkennbarer Scene und Orchestra umgeben von Mauer- und zierlichen Marmorfragmenten, weiterhin Trümmer eines öffentlichen Bades, dort endlich nicht weit vom Westabhange des Caps die wenigen Häuser des armen Dörfchens Casaluce, dessen Stelle einst die stolze Hafenstadt Misenum einnahm, die

---

[1]) Die Namen der genannten Präfecten finden sich bei Tacit. „Annal." XIV, 3; XV, 51—57; Sueton. „Caji Plinii vita". Inschriftlich wird auch als Flottenpräfect Valerius Valens genannt, welcher zur Lösung eines Gelübdes „dem großen Gott und guten Geschicke" ein Denkmal stiftete (G. Nobile III, 94). Auch die Namen vieler Kriegsschiffe haben sich in Inschriften erhalten, so die Namen **Vesta, Neptunus, Concordia, Fortuna, Danubius, Rhenus.**

[2]) Vergl. Göll, „Culturbilder aus Hellas und Rom" und dessen weitere Schrift „Das gelehrte Alterthum" (S. 296). Nach Göll bestand die Flottenbemannung nur aus Freigelassenen und Peregrinen, wurde schlecht bezahlt und bildete einen Theil der römischen Garnison, der aber gelegentlich zu allerhand unbedeutenden Diensten verwendet wurde, wie z. B. um im Amphitheater die Segeltücher zum Schutze gegen die Sonne auszuspannen.

Ufer bis zum Mare morto bedeckend. Ein Hafenplatz von unbekannter Gründung und Entstehungszeit blühte Misenum, das unter Augustus römische Colonie und der wichtigste Kriegshafen des Reiches wurde, mächtig heran und behielt seinen verhältnißmäßigen Glanz bis zum Ausgange des neunten Jahrhunderts, in welchem es sogar als bischöfliche Residenz und Sitz eines dem Herzog von Neapel untergebenen Grafen erscheint. Dann wurde auch es von den Saracenen heimgesucht und fiel der Nachbarinsel Procida anheim [1]). Und jetzt? Nur zerlumptes Fischervolk, kaum hundert Familien um ein Succursalkirchlein geschaart, hüten die Stätte, nur bedeutungsvoll als Contrast zur Vergangenheit und als Staffage für die sonst so leblose Landschaft.

Wenden wir uns von Casaluce seewärts zum Südwesthange des Caps, so fällt uns dort unter den zahlreichen Strandruinen und Felsgrotten eine prächtige, von zwölf Pfeilern in vier Reihen gestützte Piscina auf, ein Behälter für Trinkwasser, welcher in einer seiner galerienartigen Abtheilungen mit Wasser gefüllt ist. Möglich, daß er mit der Piscina mirabile in Verbindung stand, denn woher hätte ihm sonst das Wasser zufließen sollen? Man vermuthet, daß diese unter dem Namen grotta dragonara bekannte Piscina einen Bestandtheil der misenischen Villa des Lucullus ausmachte und die Behauptung ist begründet. Verdanken wir doch dem Fabeldichter Phädrus die nicht ganz unbestimmte Notiz, daß das erwähnte lucullische Landhaus auf dem Gipfel des Berges gelegen sei und ungehemmte Aussicht gegen Sicilien zu auf das offene tyrrhenische Meer besessen habe [2]). Nun die Bedingung trifft zu: Von der grotta dragonara zog es sich auf der Westseite den Berg hinauf und schickte von der Anhöhe herab, wo auch ein Minervatempel sich erhoben haben soll, die duftenden Grüße seiner Gärten in die Ferne. Weinberge und Olivenpflanzungen ver-

1) Nobile III, 92. 2) Phädr. „Fab." II, 5, 7—10.

treten jetzt ihre Stelle, doch erfreuen uns auch diese nicht wenig in der vegetationsbedürftigen Landschaft. Bei dem sprüchwörtlichen Glanz und Umfang der lucullischen Villen werden wir kaum fehlgehen, wenn wir auch das oben erwähnte Theater dazurechnen und so ist es denn überhaupt die misenische Landzunge, von welcher der Dichter singt:

Bei Cap Misenum winkt ein gastlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgeräth zu Fest und Schmaus [1]).

Mit dem gastlichen Haus meint der Dichter freilich das des Tiberius, dessen Fieberphantasien und erschütterndes Ende in Misenum er uns sodann mit grausigen Farben malt. Was Ort und Thatsache anlangt, — über die subjective Auffassung der Sterbescene dürfen wir mit dem Dichter nicht rechnen —, so ist er damit in seinem Rechte. Ist doch die Villa des Tiberius, wo er 78 Jahre alt sein elendes Leben aushauchte, keine andere als eben die weiland lucullische [2]), doch können wir nicht verrathen, ob er diesen Prachtsitz des reichen Aristokraten von Grund aus umbauen oder sich an unwesentlichen Veränderungen genügen ließ.

Wie bekannt schwanken die Ansichten der Geschichtschreiber, ob Tiberius eines natürlichen Todes gestorben sei oder nicht [3]). Auf der Rückkehr nach seiner langjährigen Felsenresidenz Capri, von wo er eine Excursion aufs Festland in die Nähe von Rom unternommen hatte, erkrankte der schon lange hinsiechende und durch Ausschweifung geschwächte Kaiser derart, daß er an der Weiterreise verhindert auf der erwähnten Villa liegen blieb. Mit der ihm eigenen Verstellungskunst oder Selbstbeherrschung,

---

1) Geibel, „Tod des Tiberius".

2) Tacit. „Annal." VI, 50: tandem apud promontorium Miseni consedit in villa, cui L. Lucullus quondam dominus (cf. Suet. „Tib." 73: obiit in villa Lucullana).

3) Tacit. u. Suet. a. a. O.; Dio 58, 28.

wenn man so sagen will, erheuchelte er auch in Misenum ein fortgesetztes Wohlbefinden und änderte Nichts in seiner Lebensweise. Doch bei Gelegenheit einer Mahlzeit, nach welcher er, wie gewöhnlich, seine Gäste einzeln verabschiedete, befühlte sein Leibarzt Charicles ihm unversehens den Puls, während er zum Handkusse die Hand des Kaisers in der seinigen hielt. Dem mißtrauischen Fürsten fiel das auf; indessen behielt Charicles Recht, als er der Umgebung des Kaisers erzählte, daß dieser nur noch wenige Tage leben könne — eine Freude erregende Nachricht. Bald schien Tiberius auch dem Tode nahe und mit seinen schwindenden Kräften schwanden auch die Getreuen aus seiner Nähe. Der Kaiser lag einsam und besinnungslos auf seinem Lager und schon empfing Cajus die Beglückwünschungen zu seinem bevorstehenden Regierungsantritt, als die Nachricht kam, der Kaiser erhole sich wieder und begehre zu essen. Noch standen Cajus und seine Leute in Schrecken da, als der Führer der Leibwache, Makro, einen raschen Entschluß faßte und den Kaiser unter einem Haufen Kissen und Bettdecken erstickte. So erzählt Tacitus. Josephus freilich und Seneca in seinen leider verlorengegangenen Denkwürdigkeiten [1]), letzterer noch ein Zeitgenosse des Tiber, lassen ihn eines natürlichen Todes sterben, was auch Sueton annimmt, obgleich er als Meinung vieler Leute bezeichnet, daß Tiberius auf gewaltsame Weise, sei es durch Erstickung, sei es durch Vergiftung oder Speiseverweigerung, umgekommen sei. Dio Cassius entscheidet sich für die letztere Annahme. Die Wahrheit wird sich nicht mehr absolut herausstellen lassen, doch sprechen die gewichtigeren Zeugen gegen den Tod durch Mörderhand und bleibt die Gewißheit, daß er ungeliebt und vereinsamt auf Misenum endete — das tragische Ende eines Tyrannen. So erwünscht sein Tod war, so übereilt waren freilich auch die Glückwünsche und Huldigungen,

1) Joseph. „Antiq. Jud." XVIII, 6. 10. Senecas Bericht wird bei Sueton erwähnt.

womit das Volk noch in Misenum den Cajus Caligula als Thronfolger begrüßte[1]).

Und nun versäumen wir zum Schlusse unserer diesmaligen Wanderung ja nicht, den Gipfel des Cap Misenum zu ersteigen. Ein mächtig ergreifender Rundblick lohnt die geringe Mühe. Wie auf einem Inselfelsen im brandenden Meere, so schweift unser Auge frei und ungehindert umher, hinaus in die leuchtende unendliche See, hinüber zu den prächtigen Schwesterinseln Ischia und Procida, hinein in die weite phlegräische Landschaft hinter dem Doppelgolfe von Pozzuoli, dessen jenseitiges Ende vom Posilipo und von dem sonnenhellen Nisita her uns die Hand zu reichen scheint, und endlich nicht am wenigsten hinunter in die Umgebungen des Mare morto.

Lassen wir aus diesem reichen Gesammtbilde nur das hervortreten, was uns unmittelbar zu Füßen liegt und unwillkürlich immer neue geschichtliche Erinnerungen weckt, denn Vergangenheit und Gegenwart streiten sich hier als gleichberechtigte Mächte um unsere Seele! So sehen wir denn auch im Geiste aus den Ruinen am Rande des Mare morto die Arsenalbauten und Hafenmagazine der Marine wieder aus dem Boden emporwachsen, mit ihnen Casernen und Officierswohnungen; der Hafen füllt sich mit wimmelnden Fahrzeugen, der sandige Landstreif zwischen dem Mare morto und dem Canal von Procida, von der rebenbewachsenen Höhe des Monte di Procida begrenzt, mit exercirenden Seesoldaten. Heißt doch dieser Platz, ein kleines Marsfeld, nicht umsonst Miliscola, eine verdorbene Abkürzung von Militum Schola[2]). Hier fand auch die feierliche Begegnung des Antonius und Octavianus mit Sextus Pompejus statt. Des Pompejus Flotte lagert dort im Canal von Procida, weithin ist der Strand mit den Legionssoldaten des Antonius und Octavianus bedeckt. Beide Machthaber erscheinen, Pompejus

---

1) Suet. „Calig." 13.

2) Die schola classiariorum findet inschriftliche Erwähnung.

landet, die Triumvirn reichen sich die Hände und umarmen sich, während die Ufer vom Vivatgeschrei der Soldaten wiederhallen. Was führt die Mächtigen hier zusammen?

Pompejus, der für die republikanische Senatspartei eingetreten und ein Feind des zweiten Triumvirates war, hatte seine Stellung als Flottenbefehlshaber und Herr von Sicilien benutzt, um die Zufuhr nach Italien zu sperren. Dies machte eine Verständigung wünschenswerth. Eine schriftliche, feierlich versiegelte Convention wurde also zu Misenum abgefaßt, in welcher Sextus Pompejus den Seeverkehr freigab und ein bestimmtes Getreidemaß nach Italien zu liefern versprach und dafür die Provinzen Sicilien, Sardinien, Corsica und Achaia nebst dem Consulate zugetheilt erhielt. Es versteht sich indessen, daß dieses Blatt Papier in einer Zeit des charakterlosesten Parteiwechsels keinen dauernden Frieden schaffte und wie das Triumvirat selbst nur neue Zwietracht im Schooße barg. Sextus Pompejus, zuerst mit Octavian, dann auch mit Antonius entzweit, erlag doch nachmals den Triumvirn und wurde schließlich in den Seeschlachten bei Mylä und Naulochos von einem Unterfeldherrn des Antonius besiegt und getödtet [1]). Alles das stand jedoch nicht der Feierlichkeit des Versöhnungsactes zu Misenum im Wege, welcher damit schloß, daß Pompejus die beiden Anderen zu sich aufs Schiff lud, und festlich bewirthete, eine Scene, welche bekanntlich auch Shakespeares dramatische Feder uns meisterhaft geschildert hat [2]).

Dicht hinter Miliscola, wo eine Barkenstation für die Ueberfahrt nach den jenseitigen Inseln angelegt ist, zur Seite des Monte di Procida liegt jedoch ein Friedensplatz, der keinen neuen Streit in sich birgt. Es ist eine Gräberstraße, der sogenannte Mercato di Sabato, auf welchem die Bewohner

---

[1]) Suet. „Oct.“ 16; Dio Caff. Buch 49; Appian, „Ueber den Bürgerkrieg“ 5, 60—97; Plut. „Anton.“.

[2]) Shakespeare, „Antonius und Kleopatra“, Act 2, Scene 6 u. 7.

von Misenum ihre letzte Ruhestätte fanden. Die irdischen Reste der Seesoldaten wurden an einem andern Orte, nämlich am Ostende des Mare morto in der Richtung auf Bauli beigesetzt. Dort findet der Wanderer auf seinem Wege von oder nach Misenum mehrere viereckige in den Berg gehauene, durch besondere Thüren zugängliche Columbarien von einer Ausdehnung und Nischenmenge, wie sie sonst bei Neapel nicht vorkommen. Drei dieser Columbarien sind, darunter eines vollständig, erhalten und soll man in ihnen viele Knochen und Münzen entdeckt haben, obgleich von den Sarkophagen, in denen sich solche befunden haben müssen, nichts mehr zu sehen ist. Durch zahlreiche hier und in der Nähe gefundene, ins Museum aufgenommene und von Mommsen[1]) veröffentlichte Inschriften, welche Stand und Grad der Verstorbenen angeben, ist dieser Ort als der Campo santo der Marine festgestellt. Der Nähe dieser beiderseitigen Begräbnißstätten, wohl aber auch dem Aufhören der im engeren Sinne so zu nennenden vulkanischen Erscheinungen bei Misenum ist es zuzuschreiben, daß man auf den nicht gerade glücklichen Gedanken kam, sich hier nach den elysischen Feldern umzusehen. Zwischen dem Mare morto, in welchem Viele völlig grundlos den Styx oder ein sonstiges unterirdisches Gewässer zu erkennen glauben, und dem Lago del Fusaro leuchten diese ziemlich kahlen und reizlosen Fluren zu uns herüber, höchstens durch die tiefe Todtenstille, die auf ihnen lastet, an elysisches Land erinnernd. Gleichwohl ist es erst späterer Volksgeschmack, welcher hier die Sage vom Elysium eingebürgert hat, da das Alterthum dazu nicht nur völlig schweigt, sondern zu Virgils Zeiten in der Nähe des Hafens wahrlich wenig elysische Ruhe zu finden war. Wenn neuerdings[2]) vermuthet wurde, daß sich nach dem Mare morto die Vorstellung vom Acheron und Fährmann Charon gebildet habe, weil die

---

[1]) Mommsen, „Inscriptiones regni Napolitani“.

[2]) Roßmann, „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen“. S. 159.

Leichen der in Misenum Verstorbenen auf einem Kahne über das todte Meer hinübergefahren und an seinen lachenden Ufern beigesetzt worden seien, so mag zwar der Charonsmythus gar leicht in einer derartigen Todtenfahrt wurzeln, aber es bleibt zu bedenken, daß er sicher älter ist als die Nekropolen der erst spät zur Bedeutung gelangten Hafenstadt. Für uns aber und namentlich für den verständnißinnigen Deutschen ist jene ganze Landschaft ein Elysium, ein Ort freudigen Schauens und Genießens, ein Quell seligen Empfindens.

Es ist wahr, wir schweben auf Cap Misenum über Gräbern der Vorzeit, aber das Grab ist überwunden, die Grabgedanken steigen in den Orcus des Vergessens. Wie das Auge mit Lust durch die sonnigen Räume von Ort zu Ort ins Unbegrenzte schweift, so dringt auch der Gedanke in die Ferne der Zeiten, urkräftig und unwiderstehlich, fesselnd und ergreifend. Zahllose Bilder aus der Außen- und Innenwelt, Ahnungen, Stimmungen und Erinnerungen bemächtigen sich dort unserer Seele, oft durch einander wogend, doch unter dem zauberhaften Eindruck der zartduftigen, harmonisch gestimmten Landschaft immer wieder in einen einzigen wonnigen Traum verschmelzend. Das heißt Ewigkeit im Vergänglichen, das ist das Elysium Italiens, wo der Einzelmensch in der Unendlichkeit der Natur, in dem immer quellenden Born der Geschichte, mit einem Worte in der Größe und Harmonie des Ganzen verschwindet, ohne verzagt und beschämt zu werden, weil er bewußt oder unbewußt sich als einen Theil dieses Ganzen fühlt. Leser, willst du solche elysische Augenblicke kosten, so steige auf die Höhe des Cap Misen.

Zwölftes Kapitel.

Aenaria, Prochyta und Pandataria (Ischia, Procida und Vandotene).

Eritrüisches Eiland, als herrlich erwachsene Jungfrau
Stehst aus tyrrhenischem Meer mächtigen Wuchses du auf.

Waiblinger.

Dem natürlichen Laufe der Dinge nach oder vielmehr in Folge unserer freigewählten Route nach Westen hätten wir nun die Verpflichtung, den Leser im Folgenden von den Inseln Ischia und Procida [1]) zu unterhalten, jenen schönen Inseln, die gleich unwiderstehlichen, in der nämlichen Linie liegenden Magneten unsere seitherige Fahrt geleitet haben. An Gegenstand dazu gebricht es uns nicht, namentlich wenn wir das anmuthige Wesen und Treiben der größeren Schwester, der hochgewachsenen Jungfrau Aenaria in etlichen Zügen schildern sollten. Wer eine insulare Herrlichkeit, frisches naturwüchsiges Leben und köstlichen, sorgenstillenden Wein in der nimmer versiegenden Flasche liebt, wer gerne fröhliche lachende Gesichter um sich sieht, die einem seegewohnten, in Sturm und Wetter tief gebräunten Fischervolke oder armen

---

1) Die Insel Procida hieß im Alterthum Prochyta, weil sie in der Vorzeit durch ein Erdbeben von der Insel Pithekusa soll losgerissen sein (Strabo V, 247; Plin. II, 89; III, 12, 3). Einige bringen den Namen auch mit dem der Amme des Aeneas in Verbindung (Plin. III, 12, 3; Dion. Hal. I, 53). Nach Silius (XII, 142 ff.) ruht unter ihr der Gigant Mimas, während er unter Ischia den Riesen Japetus verlegt.

und schlichten aber glücklichen Winzern angehören, und sein Vergnügen daran findet, die Leiden und Freuden dieser Bevölkerung zu beobachten oder gar eine Zeit lang zu theilen, der verlebt am Strande der meerumschlungenen Insel Ischia oder unter der Pergola einer ihrer traulichen Hütten gewiß von den genußreichsten Tagen seines Lebens und mag wohl auch Anderen ein reizendes Bild davon entwerfen, wie dies erst jüngst von einer allerdings besonders berufenen Feder geschehen ist. Wir meinen Kadens treffliche Schilderung von seinen Sommertagen auf Ischia [1]. Doch auch solche, welche als Bade- oder Luftcurgäste in Casamicciolas hochgelegenen Hotels ihr Asyl aufgeschlagen haben und ein bald durch gleichgestimmte Gesellschaft gewürztes, bald ein mehr isolirtes, einförmiges Badeleben führen, wissen mancherlei von der Heilkraft der dortigen Quellen, von dem prächtig warmen und doch seegekühlten Klima, von fröhlichen Eselsritten oder Barkenfahrten zu den verschiedenen, immer aussichts- und abwechslungsreichen Inselplätzen zu erzählen, abgesehen von den selten fehlenden persönlichen Erlebnissen, Abenteuern und Badeanecdoten, und wir — verdientes Schicksal! — wir haben uns selbst das Wort entzogen, weil wir versprachen nur Bilder aus dem Alterthum zu geben.

Zwar könnten wir uns damit trösten, daß ja all diese gesegneten Fluren und vulkanischen Berge, überragt von dem Epomeo, der sein gewaltiges Haupt ungebeugt durch die Last der Jahre immer noch eben so kühn und freudig wie vor Jahrtausenden in das reine junonische Aetherblau emporstreckt, eben so gut dem Alterthum wie der Gegenwart angehören. Wir könnten mit gleichem Rechte, wie den Epomeo, den die Griechen mit geringem Vocalwechsel Epomeus benannt hatten und dessen vulkanische Thätigkeit ihnen wohl bekannt war [2], auch die be-

[1] W. Kaden, „Wandertage in Italien".

[2] Plin. II, 89; Strabo V, 248.

rühmten Heilquellen für uns in Anspruch nehmen, deren nicht nur die alten Schriftsteller [1]), sondern auch zahlreiche Votivsteine gedenken. Wo gäbe es auch Thermalquellen, die zum Zeugniß ihrer altererbten, unversiegbaren Heilkraft nicht bereits von den Römern gekannt und ausgenützt worden wären? In wie hohem Grade und mit wie günstigem Erfolge dies gerade bei den ischianischen Quellen der Fall war, beweisen die dankenden Votivsteine in den Hallen des Museums, welche mit den Reliefs der betreffenden Gottheiten geschmückt in der Regel dem Apollo und den Nymphen oder auch letzteren allein gewidmet waren und die wohl schwerlich Jemand ohne einige Theilnahme an der berechtigten Freude der wieder Gesundeten sich betrachten kann. Bei dieser Gelegenheit haben wir das Vergnügen, die interessante Bekanntschaft der Salpeternymphen zu machen, mit denen zu verkehren besonders heilsam und förderlich war. Einige Votivsteine, welche bei den bagni di Nitroli in der Nähe von Meropano gefunden wurden, sind nämlich den „nymphis nitrodibus“ gewidmet, eine Specification, welche die Chemie mit der Mythologie verbindet [2]). Wie von den Quellen könnten wir endlich, ohne unserer archäologischen Aufgabe untreu zu werden, auch von der üppigen Fülle und dem feurigen Safte der Ischianerreben sprechen. Wurden sie doch schon von den ältesten griechischen Ansiedlern hier mit Lust cultivirt, wie wir das aus den verschiedenen Bezeichnungen der Insel schließen dürfen. Wir zweifeln nämlich nicht, daß Plinius den richtigen Griff gethan hat, wenn er den griechischen Namen Pithekusa nicht mit Bezug auf das Wort Pithekos als Affeninsel deutet [3]), sondern von Pithos ableitet, welches eine große Thonvase und namentlich eine für Wein bestimmte Tonne

---

1) Strabo a. a. O.; Plin. XXXI, 5, woselbst sich auch die richtige Angabe findet, daß die ischianer Heilquellen gegen den Blasenstein geeignet seien; Stat. „Silv.“ III, 5, 9.

2) Nobile a. a. O. II, 667 ff. III, 121.

3) Ovid „Met.“ XIV, 90.

bezeichnet [1]). Gab es aber solche Tonnen, für deren Fabrikation ein bei Casamicciola unter den Lavamassen sich findender Thonmergel trefflich geeignet war, wie könnte da, so fragen wir, ihr köstlicher, bei den Griechen ohnehin so beliebter Inhalt gemangelt haben, der Wein, für dessen Anbau die vulkangedüngte, sonnige Insel wie geschaffen war? Auch der jetzige Name Ischia stammt aus dem Griechischen und bedeutet Stärke, womit, wenn auch nicht auf die Stärke des Weins, so doch auf die Fruchtbarkeit des Bodens hingewiesen werden soll. Somit empfiehlt sich aber auch aufs Beste die mancherseits ausgesprochene Vermuthung, daß auch der lateinische Name Aenaria nur durch eine spätere Lautveränderung aus Oenaria oder Oinaria d. h. Weinland entstanden sei [2]), da von einer Aeneasfahrt auf Ischia, welche Virgil nach der Gründung der sicilianischen Stadt Acesta und der Vorüberfahrt an dem felsigen Sitz der Sirenen hätte erwähnen müssen [3]), Nichts weiter bekannt ist und erst die Aehnlichkeit des Namens wieder zu einer unmotivirten Verherrlichung des Nationalhelden Aeneas führte [4]). Wir sehen, in der Hauptsache, in Allem was Natur

1) Plin. III, 12, 3.

2) G. Nobile III, 110. Plutarch schreibt übrigens Ainaria („Mar." 37, 40).

3) Virg. „Aen." V, 718. 755 ff.

4) Bei Plinius allein wird der Ableitung des Namens Aenaria von Aeneas und dessen Landung gedacht. Neben dem griechischen Pithekusa und dem lateinischen Aenaria führte aber die Insel noch den poetischen Namen Inarime, indem man sich verleiten ließ (Virg. „Aen." IX, 716; Sil. Ital. XII, 143), das homerische Arimerland („Il." II, 783), das die Griechen sonst in Kleinasien suchten, hierher zu verlegen. Wie diese Dreiheit von Namen manche Verwirrung anrichtete, ist daraus ersichtlich, daß Livius die Insel Aenaria von Pithecusä (Aenariam et Pithecusas, Liv. 8, 22) unterscheidet und unter letzterer Procida versteht, während Ovid (XIV, 89 ff.) gar Inarime, Prochyte und Pithecusä auseinanderhält. Von dem Pluralnamen Pithecusä ist zu bemerken, daß derselbe gewöhnlich nicht als Collectivname für beide Inseln, sondern als latinisirte Form von dem griechischen Pithekusa angewendet wird.

anlangt, ist die Insel beim Alten und sich treu geblieben, und wenn auch der in unterirdischer Tiefe tobende und grollende Typhon seitdem längst zur ewigen Ruhe eingegangen ist, so leben und schaffen doch noch die Götter Griechenlands auf der blühenden Insel. Herkules, der von den Chalkidiern besonders begünstigte Lieblingssohn des Zeus, der schützende Hort der Bäder und aller großen Naturwerke, der auch in Lacco einen Tempel besaß [1]), Apollo, der Heilgott und Musenführer, Venus Euploia, die schaumgeborene, anmuthige Schützerin auf Meeresfluth und nicht am wenigsten der Rebenspender Bacchus, — sie Alle nehmen um die Wette Theil an dem reizenden Eiland und wenn auch nicht ihre Tempel, so sind uns doch zum mehr als vollgültigen Ersatz ihre Göttergaben unverloren, so daß wir heute noch fröhlich einstimmen dürfen in die zwar heidnisch klingenden aber wahren Worte:

Doch glaubt nicht, daß gestorben sind
Die Götter dieser Fluren:
Man sieht sie nicht, sie wandeln still,
Doch findet man die Spuren.

Wo Bacchus ging, da hängen schwer
Hoch an den Reben die Trauben,
Und bei der süßen Venus Hauch
Die Rosen sich üppig belauben.

Oft wohl geschieht's auch, daß die Zwei
Sich treffen auf dem Pfade,
Das ist alsdann für's weite Land
'ne rechte Göttergnade.

Denn haben sie die Frühlingsnacht
Verbracht mit Küssen und Kosen,
Dann giebt's ein rechtes Traubenjahr,
Dann blüh'n auch doppelt die Rosen [2]).

---

1) Nobile III, 111.

2) Aus W. Kadens Dichtung: „Durstige Tage".

Doch wiewohl wir nach dem Gesagten ein gewisses Recht hätten, über Ischias Wein, Quellen und sonstige Göttergaben des Ausführlicheren mitzureden, so verzichten wir doch gerne auf Weiteres, um nicht auf Bekanntes und Uninteressantes zurückzukommen.

Auch die Kunst hat sich auf Ischia vor der Allgewalt der Natur gänzlich zurückgezogen und selbst die Geschichte redet nur eine abgebrochene und oft verworrene Sprache. Sollen wir das beklagen? Wir denken, es ist auch wieder erfreulich, daß uns auf dem weiten phlegräischen Gebiete nach langer Wanderung ein Plätzchen gegönnt ist, wo unsere Seele unbelastet von der Fülle geschichtlicher Erinnerungen und unbeirrt durch das Anstaunen von Kunstwerken und Alterthümern, frei und fessellos dem Genusse der frohen Stunde entgegenlebt. Das Wenige, was sich über die alte Geschichte der Insel sagen läßt, wurde zum Theil bereits erwähnt [1]). Daß sie eine Domäne des herrlichen Griechenvolkes war, ist jetzt noch aus der Gesichtsbildung und dem stark gebräunten Teint ihrer Bewohner ersichtlich, überhaupt aus dem ganzen Typus, der nirgends um Neapel so entschieden als auf Ischia seinen griechischen Ursprung verräth.

Eretrier und Chalkidier, die Gründer des festländischen Cumä, waren die Ersten, welche mit ihrer jonischen Sprache auch ihre heimische Cultur und Götterwelt auf der Insel einbürgerten. Sie verließen, schon vorher durch innere gegenseitige Fehden geschwächt, Pithekusa für immer in Folge eines vulkanischen Ausbruches, welcher in der Regel mit der Erhebung der kleinen Vulkane Rotaro und Montagnone zusammengestellt wird [2]). Geraume Zeit später erbarmten sich die Syrakusaner

---

1) Vergl. hauptsächlich Strabo a. a. O. und vor. Kapitel, S. 172.

2) Plinius (II, 89) und Strabo erzählen von Ausbrüchen des Epomeo. Ueber den Vulkanismus von Ischia s. Roth, „Der Vesuv und die Umgebungen von Neapel“.

der schönen trauernden Insel, um die sie mit den Waffen in der Hand geworben hatten, und besetzten die Gegend von Foria und Lacco. Woher wissen wir letzteres? Durch einen wichtigen Denkstein mit griechischer Inschrift, welche den begonnenen Bau einer Stadtmauer feiert, deren auch Strabo gedenkt[1]). Der Denkstein fand sich am Ostabhange des Vorgebirges Monte di Vico bei Lacco, woraus ersichtlich ist, daß auch die bei Lacco gezeigten geringen Reste des vorerwähnten Herkulestempels aus jener syrakusanischen Periode stammen. Auch die Syrakusaner wurden jedoch bald genug durch einen neuen Ausbruch des Epomeo vertrieben, zumal der Lavastrom auf der Nordseite ausbrach, und diese baldige und gründliche Verheerung der Ansiedelung mag auch den auf den ersten Anblick so auffälligen Mangel an Alterthümern erklären. In der Periode zwischen der chalkidischen und syrakusanischen Expedition befand sich Ischia dauernd oder immer nur vorübergehend in der Gewalt der Tyrrhener, welche ihr Augenmerk von jeher auf die italischen Inseln geworfen hatten, um von ihnen aus das Festland mit seinen Raubzügen desto ungestrafter heimsuchen zu dürfen. Nach dem jähen Abzug der Syrakusaner dauerte es wohl eine Zeitlang, bis neue Colonisten kamen, doch sie kamen und zwar durch eine Rückwanderung vom Festlande, indem die Neapolitaner nicht anstanden, sich der fruchtbaren Insel zu bemächtigen. Einmal verscherzten sie dieselbe, wahrscheinlich zu Sullas Zeit, an die Römer, allein Augustus gab sie zurück, indem er sicherlich sehr zur Zufriedenheit der Neapolitaner das weit kleinere Felseiland Capri dagegen eintauschte[2]). Seitdem theilte Ischia Leid und Freud mit der stolzen Golfstadt, welche ohnedies bald genug alle umliegenden Küsten politisch für immer an sich kettete.

---

1) Strabo V, 247; Nobile III, 112.

2) Strabo a. a. O.; Mommsen, „Röm. Gesch." II, 349. 364.

Doch fort mit der trockenen Geschichte, wo eine der schönsten und luftigsten Bergeshöhen uns zu sich heraufwinkt. So können wir denn nicht umhin, dem Beispiele aller Ischiafahrer zu folgen und zum Schlusse unserer Inselwanderung auf dem Rücken eines der vielgerühmten Esel von Casamicciola die steile Zinne des fast 800 Meter hohen Epomeo zu ersteigen. Gewiß haben ja auf ihm schon die Griechen an der Stelle der jetzigen Einsiedlerkapelle irgend ein Heiligthum errichtet oder wenigstens im Anblick der herrlichen Küsten ringsum, die ihnen unterthan, ihre Hände betend zu den Göttern erhoben, denn eine Stunde da oben im Schauen verbracht, gehört zu den unvergeßlichen. Ja ein Gefühl der Anbetung bemächtigt sich hier mit unwiderstehlicher Gewalt unserer Seele, aber einer Anbetung, die über Begriffe erhaben ist. In seiner ganzen Majestät offenbart sich der Weltengeist dem Sterblichen und läßt ihn aus dem aufgeschlagenen Buche der Schöpfung eine reine, himmlische Freude schöpfen. Wir ahnen aus den Schriftzügen die Größe des Meisters, aber weit davon entfernt ihn zu erfassen klingt in der Erinnerung des tief Empfundenen nur die einzige Stimmung hindurch, die der Dichter des „Faust“ in die Worte kleidet:

In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß.

Solche Eindrücke lassen sich jedoch nicht in schwache Menschenworte kleiden. Genug, die Aussicht vom Epomeo sucht ihres Gleichen. Wohl ist die Rundsicht von dem doppelt so hohen Vesuvhaupte noch umfassender und reicht namentlich tief ins weite, ebene Land hinein, wohl hat auf dem weltberühmten Camaldoliberge der Blick auf die umgebende phlegräische Landschaft seinen besonderen Reiz, der noch dadurch gesteigert wird, daß dort die ganze feenhafte Landschaft wie mit einem Zauberschlage von der Ecke des Klostergartens sich eröffnet, aber was die Pracht eines italienischen See- und Küstenpanoramas anlangt, so geht ohne Zweifel der Epomeo den genannten und vielleicht allen ähnlichen Punkten Italiens weit voran. Hier

liegt mehr vor uns als die eigene Insel mit ihren zahlreichen Ortschaften, mehr als der Golf mit allen seinen Reizen, hier, wo das entzückte Auge die ganze, im Duft schwimmende Küste vom Capo Circello bis zur Punta della Campanella umspannt, schauen wir hinaus in eine ferne Ferne, die mit ihrem unübersehbaren Fluthenmeer uns auch ein Meer von Schönheit, einen immer wechselnden Farbenreichthum, eine sinnverwirrende und doch harmonisch geordnete Mannigfaltigkeit von Erscheinungen entgegenstrahlt. Sollen wir dieses allumfassende Gemälde durch Benennung und Beschreibung in seine Theile zerlegen? Sollen wir uns Rechenschaft geben über Geschichte und Bedeutung jedes einzelnen Punktes in dem prachtvollen Ensemble dieses Kunstwerks der Natur? Es hieße das uns um den reinen und vollen Genuß bringen.

Und doch, welch trüber Eindruck, den wir nimmer verbannen können, mischt sich mit einem Male in unsere frohen Gefühle! Wie finster und erinnerungsschwer steigt dort im Nordwestmeer ein Inselfelsen vor uns auf! So wisse denn der Leser: jene Insel ist Vandotene oder Vandaturia, die südlichste und entlegenste der Ponzainseln, die im Alterthum den Namen Pandataria führte. Dort auf jenem armseligen meerumbrandeten Inselfelsen, der bei einer Länge von zwei Miglien kaum tausend Schritt breit ist, saßen im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mehrere hohe Frauen, nahe Angehörige der Kaiserfamilie, gefangen, ein jammervolles Schicksal erduldend. Dahin verbannte nämlich der greise Augustus seine lasterhafte Tochter Julia, welche durch ihren Lebenswandel selbst in der wenig sittenstrengen römischen Gesellschaft das höchste Aergerniß erregt hatte. Fünf Jahre der traurigsten Verlassenheit verbrachte sie auf Pandataria. Kein Freund durfte sie ohne kaiserliche Erlaubniß besuchen, jede Bequemlichkeit des Lebens, selbst der Wein, wurde ihr versagt. Dennoch hatte sie noch nicht genug gebüßt. Zwar durfte sie später ihren Aufenthalt mit Rhegium vertauschen, aber sogar nach dem Tode des Augustus, der sie

durch willkürlichen Machtspruch mit Tiberius unglücklich verheirathet hatte, wurde sie von der unwürdigen Rache des Letzteren verfolgt und durch Hunger und Elend langsam dem Tode entgegengeführt[1]). Ein milderes Urtheil, zu dem wir uns beim Anblick der Insel und der allverklärenden Schönheit des Meeres insbesondere hingezogen fühlen, wird in dieser geistreichen Frau zum Theil das Opfer höfischer Zuchtlosigkeit erkennen und ihrem gewissenlosen Vater, mehr noch ihrer ränkesüchtigen Stiefmutter und Anklägerin, der berüchtigten Livia, einen Theil der Schuld beimessen. Der Fluch ihres Daseins pflanzte sich auf ihre Töchter fort und zwar nicht blos auf ihre Namens- und Geisteserbin Julia, die gleichfalls von Augustus wegen Unsittlichkeit aus Rom verwiesen wurde, sondern auch auf Aprippina, die treue Gattin des vortrefflichen Germanicus. Sie, welche „die Schwachheiten ihres Geschlechtes mit den Leidenschaften des Mannes vertauscht" hatte[2]), trug genug von dem Stolz und Ehrgeiz ihrer Mutter in sich, um ihr Verderben zu besiegeln. Ihr schlecht verhülltes Bestreben, ihren Söhnen zur Herrschaft zu verhelfen, machte sie dem Tiberius verdächtig. Sie wurde gleichfalls auf Pandataria verbannt und gab sich dort nach mannigfachen Mißhandlungen durch freiwilliges Verhungern selbst den Tod. In ähnlicher Weise starb, um das Unheil voll zu machen, bald darauf auf gewaltsame Weise ihr Sohn Nero auf der benachbarten Hauptinsel Pontia, dem heutigen Ponza[3]). Das dritte weibliche Opfer, das auf den Inselfelsen Pandataria geschleppt wurde, war das edelste und schuldloseste, Octavia, die Gemahlin Neros. Nero hatte trotz oder vielmehr wegen ihrer Tugenden eine tiefe Abneigung gegen sie gefaßt und schickte sie nach vergeblichen Versuchen, ihren ehelichen Ruf

1) Tacit. „Annal." I, 53; Dio 55, 10; Suet. „Oct." 63; Tib. 7. 50. Pandataria wird von dem sonst seekundigen Plinius (III, 12, 3) sonderbarer Weise zum puteolanischen d. h. neapolitanischen Golfe gerechnet.

2) Tacit. „Annal." VI, 25.

3) Suet. „Tib." 53 ff.; Tacit. „Annal." IV, 52—54; VI, 25.

zu untergraben, unter abgeschmackten Anklagen auf das wohlbekannte Eiland, wo er sie auf die qualvollste Weise hinsiechen und schließlich ermorden ließ[1]). Wohl rief ihr elendes Schicksal in Verbindung mit ihrer Unschuld selbst unter den blasirten Römern allgemeine Entrüstung hervor, aber knechtische Furcht hatte Kraft und Wille des entnervten Geschlechtes zu stark gefesselt, um in den Wogen des Zorns den entmenschten Herrscher zu verschlingen. Endlich wurde, um die Reihe der unglücklichen Opfer abzuschließen, Flavia Domitilla, eine Verwandte des Kaisers Domitian, wegen ihres Christenglaubens auf die gleiche Insel verbannt, nachdem zuvor ihr Gemahl Flavius Clemens aus politischen Verdachtsgründen hingerichtet worden war, während seine Nichte, die ebenfalls den Namen Domitilla trug, desgleichen als Christin von der kaiserlichen Ungnade betroffen und nach Pontia geschickt wurde[2]). Die Kirche säumte natürlich nicht, beide erlauchte Frauen als Märtyrerinnen und Heilige zu verehren. Man zeigte im vierten Jahrhundert die Zelle der jüngeren Domitilla auf der Ponzainsel und die Gebeine beider Frauen sollen von Christenhand nach Rom verbracht worden sein, wo jetzt die neu aufgedeckte elegant ausgemalte Katakombe der Flavia Domitilla an der Via Ardeatina zu sehen ist[3]). Mit den beiden Domitillen war das Christenthum zum ersten Male in die kaiserliche Familie eingedrungen, aber Jahrhunderte mußten noch vergehen und Ströme Bluts geflossen sein, ehe es sich dort behaupten konnte.

Das ist die traurige Geschichte der Insel Pandataria.

---

1) Tacit. „Annal.“ XIII, 12; XIV, 63. 2) Dio 67, 14.

3) Gewährsmänner hiefür sind die Kirchenväter Eusebius und Hieronymus. Inschriftenfunde haben inzwischen gleichfalls dargethan, daß in gedachter Katakombe, welche de Rossi (bullet. de archeol. christ. V. Jahrg. 2. Serie 1. Heft) zuerst wieder mit ihrem wahren Namen benannte, Domitilla und ihre beiden Kämmerer Nereus und Achilleus und überhaupt christliche Mitglieder der flavischen Familie hier begraben liegen (Hausrath „Neutest. Zeitgesch.“ III, 299 ff.).

Schwarz und schwärzer färbt sie sich jetzt vor dem Gluthball der unfern von ihr ins Meer sinkenden Sonne. Bald hüllt Nyx, die Göttin der Nacht, alle die umliegenden, immer schwächer gezeichneten Gestade in ihren dunklen, sternenbesäeten Mantel und der farbenreiche Tag wandelt sich in Finsterniß, bis auch diese einer neuen Sonne weichen muß. Die erschöpfte Natur geht der Ruhe entgegen. Wir sind um eine Weihestunde ärmer. So vergeht auch Glück und Unglück eines Menschenlebens, so wechseln auch Licht und Finsterniß in der Geschichte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Vesuv, die Vesuvstädte und ihre Verschüttung.

Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen: des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das Alles darzustellen.

Goethe, 1787.

Die genußreichen Tage unserer phlegräischen Wanderung liegen hinter uns, Tage ungebundenen Lebens, die wir unter dem stillen und doch so wunderbar ergreifenden Hauch der Geschichte, in dem Elemente einer paradiesischen Natur verleben durften. Wir sind zurückgetaucht in das rastlose Straßengewühl, den Staub und tausendstimmigen Lärm der Metropole, aber alles das konnte nur den Neuling fesseln. Jetzt, wo die spärlichen Genüsse im Inneren Neapels ausgekostet sind, wo der Reiz der Neuheit geschwunden, Nase, Auge und Ohr eines Nordländers gleichwohl noch nicht hinreichend abgestumpft sind, um sich befriedigt zu fühlen, jetzt zieht es uns mit unsichtbaren Fäden hinaus ins Freie und jeder Punkt in der Ferne, der lichtumflossen zum Strande der Mergellina, der Marinella oder zu den Buden von Santa Lucia herübergrüßt, wird zu einem Magnete, dem wir, von seiner Zauberkraft angezogen, anfangs nur auf Flügeln der Sehnsucht, bald aber auch persönlich mit allen Mitteln der Fortbewegung zueilen. Nichts ist daher natürlicher, als daß wir

aufs Neue unseren Stab ergreifen und eines Tages, wie Cäsar den Rubicon, so unsererseits den Sebeto überschreiten, um dem Ostgestade des Golfes gleichfalls den schon längst zugedachten Besuch abzustatten.

Unsere nächste Wanderung gilt, wie billig, den Städten, welche die Hauptquelle unserer Kenntniß des römischen Lebens geworden sind, Pompeji und Herkulanum, beide aber versetzen uns zugleich an den Fuß des Vesuv, der seiner Macht bewußt kühn und stolz auf die vielbefahrenen Fluthen und das Gedränge und Gewoge der pygmäischen Anwohner herniederschaut, nicht am wenigsten auf eben jene von seinem Zorne betroffenen Städte, das uralte Werk seiner Zerstörungskraft.

Wie der hochragende Berg selbst mit dem plastischen Schwunge seiner Linien einem wahren Olympe gleicht, so mag auch sein rauchendes, stets umwölktes Haupt an den Wolkensammler Zeus erinnern, der, so milde und gnädig er auch sonst über der gesegneten Landschaft thront, doch an den Falten seiner Stirne erkennen läßt, wie er dann und wann verderbenspeiend seine Donner und Blitze entsendet. Allein vor seinem ersten Ausbruche fehlte noch der constante Wolkenschleier, das Symbol seiner unheimlichen Thätigkeit. Auch seine äußere Gestalt war eine vielfach andere, denn nicht nur war der Monte Somma noch nicht vom Vesuv durch den Atrio geschieden, sondern auch seine Abhänge waren allenthalben auf das Ueppigste bewachsen, wie beides aus der dankenswerthen Schilderung Strabos hervorgeht [1]). „Oberhalb dieser Städte, schreibt er, liegt der Berg Vesuvius, den rings die schönsten Fluren umgeben, nur sein größtentheils ebener Gipfel ist ganz unfruchtbar. Er ist nämlich aschenartig von Ansehen und zeigt Höhlen, die aus einem rußigen, feuerverbrannten Gestein be-

1) Strabo V, 247. Auch Dio Cassius (66, 21) erwähnt, daß der Berg früher gleiche Höhe hatte, ehe der erste Ausbruch ihm die Kraterform eines Amphitheaters gab.

stehen, woraus man schließen könnte, dieses Stück Land habe einst gebrannt und Feuerschlünde gehabt, sei aber nachher aus Mangel an Brennmaterial erloschen. Vielleicht ist dies aber auch die Ursache der ringsum herrschenden Fruchtbarkeit, denn wie man zu Catania erzählt, ist der von der Asche des Aetna überdeckte Boden dadurch für den Weinbau sehr theuer geworden." Den Gipfel des Vesuv haben wir uns also als eine vulkanisch zerklüftete Hochebene zu denken, die bis zum Rande des heutigen Monte Somma hinüberreichte. Dieser letztere fiel damals die östliche Vesuvseite bildend so steil, wie jetzt, zur Ebene hinab, so daß die auf dem Gipfel des Berges von dem Prätor Claudius belagerten Aufrührer während des Sklavenaufstandes des Spartacus sich an jener Seite mit improvisirten Leitern aus Rebholz herablassen mußten [1].

Der Berg war nach Strabos Vermuthung schon vor Alters der Schauplatz furchtbarer Ausbrüche und in dieser auch geologisch wohlbegründeten Ansicht sind ihm schon andere Schriftsteller vorangegangen, wie denn Diodor von Sicilien [2]) von „Spuren ehemaligen Brandes" und Vitruv [3]) von einstigen Feuerausbrüchen spricht. Aus grauer Vorzeit überkommen und durch das vulkanische Aussehen des Berges genährt, hatte sich diese sagenhaft gefärbte Kunde schwerlich jemals aus dem Gedächtniß der Leute verloren. Als redende Zeugen jener Eruptionen erblicken wir zudem noch heute das Lavagestein, welches in Pompeji bei Hausbauten und als Straßenpflaster verwendet wurde. Trotzdem dachten die Umwohner des Vesuv nicht von ferne an die Möglichkeit einer neuen Katastrophe. Prangte doch der Berg im Schmucke von Wäldern und Weinbergen, die, wenn auch nicht in gleichem Grade wie die, welche die lacrimae Christi lieferten, so doch immerhin einen ge-

---

1) Plutarch, vita Crassi; Flor. III, 20. 21.
2) Diod. „Sicul." IV, 21. 3) Vitruv II, 6.

achteten Namen hatten. So erwähnt Plinius [1]) einen herbe schmeckenden, aber äußerst kräftigen Wein, der dort wuchs, und spricht auch von dem pompejanischen oder murgentiner Wein, der dort auf nebeligem fetten Boden gezogen wurde und sich durch Güte des Geschmacks, aber auch durch das Kopfweh auszeichnete, das er verursachte. Die Fruchtbarkeit der Vesuvgegend, welche allerdings bei verwitterten Lava- und Aschenschichten besonders groß ist, bezeugen auch mehrere römische Dichter ausdrücklich, so Virgil [2]) und Martial, welch Letzterer den Vesuv nach seinem ersten Ausbruch besuchte und angesichts der gräulichen Verwüstung in die klagenden Verse ausbrach [3]).

> Das ist der stolze Vesuv, umgrünt von schattenden Reben,
> Wo von dem edelsten Naß reichlich die Kelter geträuft,
> Den einst Bacchus geliebt, mehr als die nysäischen Hügel,
> Der deß silenischen Chors munteren Reigen gesehen.
> Venus thronete hier der laconischen Insel vergessend
> Und der böotische Held schenkte ihm Namen und Ruhm,
> Alles liegt nun bedeckt von Gluth und Asche — es klagen
> Selbst die Olympier jetzt, daß sie's vollbringen gedurft.

Wie der Vesuv selbst, so bot die ganze Umgegend ein Bild des Segens und Friedens dar. Rebenfrohe Hügel und olivenbekränzte Abhänge führten vom Vesuv allenthalben zu den fruchtbarsten Ebenen hinab, rings besäet mit Gärten und Landhäusern und umgeben von reichen Ansiedelungen. Vor Allem aber war das Gelände zwischen Meer und Vesuv, wie heute noch, mit Städten und Dörfern bedeckt, die sich fast ununterbrochen von einem Winkel des Golfes zum anderen fortleiteten. Fast jede der so volkreichen, von geräuschvollem Leben erfüllten Ortschaften, die der Vesuvbesteiger oder Besucher Pompejis passiren muß, ist eine Nachfolgerin einer antiken Ortschaft, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß der Stamm-

---

1) Plin. XIV, 4, 12. 14; 8, 9. 2) Virg. „Georg." II, 224.
3) Mart. IV, 44 ff.

baum des dort so lästigen Bettel- und Führervolks auch in jene Zeit zurückreicht.

Portici, dessen lange Häuser- und Villenreihe mit Neapel so eng wie Altona mit Hamburg verbunden ist, liegt an seinem Südende auf der Stelle der alten Stadt Herkulanum oder richtiger Herkulaneum, desgleichen das dicht angrenzende Resina, das seinen Namen von dem Hafenplatz Retina aus dem Alterthum ererbt hat. In unmittelbarem Anschluß an Resina folgt im Mittelpunkte des Golfes das elfmal verwüstete Torre del Greco und, von diesem durch eine kurze Wegstrecke geschieden, Torre dell' Annunziata. Jenes ist wohl auf der Stelle des alten Oplontiä oder Salinä Herkulä erbaut, dieses ruht nach der Untersuchung von Professor Zahn auf der mit Pompeji zugleich untergegangenen Stadt Teglana, von welcher genannter Gelehrter im Jahre 1838 mehrere Häuser ausgraben ließ [1]. Eine kleine halbe Stunde vom Meere landeinwärts, zwischen Torre dell' Annunziata und dem wichtigen Hafenplatz Castellamare, von beiden eine kleine Stunde entfernt, ist Pompeji zu suchen, das keinen modernen Ersatz gefunden hat, dafür aber selbst unersetzlich für uns geworden ist. Es liegt auf einer mäßigen Anhöhe, die durch einen uralten, hier erstarrten Lavastrom gebildet ist, und beherrschte die Mündung des „sanft fließenden" [2] Sarnus, der in kurzer Entfernung südlich an der Stadt vorüberfließt [3]. Dieser früher schiffbare, auch jetzt nicht unbedeutende Fluß gab Pompeji seine Bedeutung, das, durch den Sarnus vermittelt, sowohl mit der See wie mit dem Binnenlande eine rege Handelsverbindung unterhielt. Es wurde

---

1) Außer den genannten Orten gingen bei dem Ausbruche des Jahres 79 unter: Taurania (Plin. III, 9, 17), welches bei Toretto in der Gegend von Castellamare, und Teglanum, welches zwischen Nola und Nuceria lag.

2) Sil. Ital. VIII, 515.

3) Plin. III, 9, 9; Strabo V, 247; Stat. I, 2, 265 bezeugen die Lage am Sarnus, Flor. I, 16 diejenige am Meere.

nach Strabos Angabe der Hauptstapelplatz für die Städte Nola, Nuceria und Acerrä, worauf schon der Name Pompeji hinweist, der von den ab- und zugesendeten Waaren entnommen ist[1]). Man rechnete es unter die Seeplätze. Daß deshalb das Meer sich ehedem bis an die Mauern Pompejis herangezogen habe, ist jedoch eine bloße Behauptung, die eben so unerweislich ist, wie die andere, daß der Sarno früher dicht an der Stadt vorübergeflossen sei. Pompeji konnte auch sehr wohl seine Häfen etwas von der Stadt entfernt haben und mußte sogar aus fortificatorischen Gründen die erhöhtere Binnenlage einer ausgesetzteren am Meere vorziehen. In directem Widerspruche mit der Lage am Meere steht auch die Thatsache, daß auf der angeblich einst wasserbedeckten Fläche, besonders bei der Sarnobrücke, einige mit der Stadt nicht zusammenhängende Gebäude unter dem Boden entdeckt wurden. Gleichwohl ist damit noch nicht festgestellt, ob das Meer sich nicht wenigstens näher bei Pompeji befunden haben könne als gegenwärtig, eine Möglichkeit, welche um so mehr zuzugeben ist, als eben bei jenem Ausbruche vulkanische Terrainerhebungen in der Umgegend stattfanden[2]). Wir halten die Acten über diese Frage für noch nicht abgeschlossen und glauben, daß die Entscheidung nur auf einer gründlichen, geologischen Untersuchung basiren kann. Jedenfalls besaß Pompeji einen mehrerwähnten Hafen und verdankt diesem eine verhältnißmäßige Blüthe unter den campanischen Landstädten[3]), obgleich es mit den nördlichen Golfstädten nicht rivalisiren konnte. Einmal wird uns berichtet, daß eine Flotte bei Pompeji gelandet habe. Es war dies im Jahre 310, als der Commandant Publius Cornelius hier einen plünderischen Streifzug ins Innere machte, aber vom Landvolke der Um-

1) Strabo a. a. O. Die Namensableitung von πέμπειν liegt wohl am nächsten, obwohl sehr viele Hypothesen darüber bestehen.

2) Plin. „Epist." VI, 20.

3) Tacit. „Annal." XV, 22: oppidum celebre.

gegend und namentlich den Bewohnern von Stabiä also zurückgeschlagen wurde, daß die Römer in hastiger Flucht ihre Schiffe besteigen mußten [1]). Dieses ist die erste Erwähnung Pompejis, zugleich auch wichtig als Beweis, daß die Römer schon im zweiten Samniterkriege eine Flotte besaßen. Auch nach diesem Factum, welches Pompeji als Verbündeten Samniums erscheinen läßt, wird Pompeji nur selten genannt und beschränkt sich das geschichtlich Bekannte hauptsächlich auf das, was wir bei der Geschichte Campaniens bereits angeführt haben. Eine Stadt oskischer Gründung wurde es nach einander von den Etruskern, Samnitern und Römern in Besitz genommen [2]), von letzteren unter der Dictatur des Sulla, der eine römische Colonie dorthin überführte und mit der römischen Herrschaft auch römischer Sitte und Sprache Bahn brach. Durch ein Decret Sullas wurde Pompeji der dritte Theil seiner Gemarkung abgesprochen und unter römische Soldaten vertheilt, eine überaus harte Maßregel, welche natürlich einen lange andauernden Hader zwischen den Bürgern und den eingedrungenen Colonisten zur Folge hatte [3]).

Es erübrigt noch über die Gemeindeleitung und die innere Ordnung der Verhältnisse, wie sie nach Pompejis Unterwerfung sich gestalteten, kurzen Aufschluß zu geben, in welcher Beziehung wir Worte Overbecks anführen [4]): „Als römische Colonie, Colonia Veneria Cornelia, wie Pompeji einerseits nach seiner Hauptgöttin, der Venus Pompejana, andererseits nach Sulla oder dessen Neffen hieß, hatte dasselbe eine nur in der höheren Instanz von dem römischen Kaiser und Senat abhängende Verwaltung bei einer der römischen nachgebildeten Communalverfassung. Durch den Sieg der Römer und die Ertheilung der Civität an alle Italiker nach dem Bundesgenossenkrieg

1) Liv. IX, 38. 2) Strabo a. a. O.
3) Cic. pro Sulla 21; vergl. Vellej. Paterc. II, 16.
4) Overbeck, „Pomp." I, 21.

wurde die oskische Sprache officiell durch die lateinische, wurden zugleich die oskischen Behörden durch römisch benannte ersetzt. Die eingeborenen oder von eingeborenen Pompejanern adoptirten Bewohner waren Bürger, und als solche römische Vollbürger mit Stimmrecht in den Comitien des römischen Volkes. Durch Eingehung dieses Verhältnisses erkannte eine Stadt Rom als Oberhaupt und Vaterland an, übernahm die Lasten, welche römischen Bürgern auflagen, z. B. den Kriegsdienst in den Legionen, und führte das römische Recht bei sich ein, oder modelte das alte Stadtrecht nach den Normen und Principien des römischen Civilrechts um. Die Bürger zerfielen, wie die römischen, nach Rang und Stand in verschiedene Classen, decuriones, welche dem römischen Senat, augustales, welche den Rittern entsprachen, und populus oder plebs, das gemeine Volk; sie wählten in ihren Comitien ihre eigenen Magistrate, sowie sie auch ihre eigenen Culte und selbstgewählten Priesterschaften hatten, erließen Verordnungen und Gesetze (leges municipales), Belohnungen und Auszeichnungen. Auch der Census, wie die Aushebung zum Kriegsdienste wurde in den Municipien von den höchsten Magistraten gehalten. An der Spitze der Verwaltung standen richterliche Zweimänner, duumviri juri dicundo, ähnlich den römischen Consuln oder Prätoren, und Vorsitzer des Senats, der decuriones, neben ihnen Aedilen, die Quinquennalen oder Censoren, ein Quästor und andere geringere Beamte. Als Vertreter der kaiserlichen Centralgewalt finden wir außerordentliche Commissare (curatores). — So bildete denn Pompeji wie andere Städte nach Vermögen ein Kleinrom".

Der Uebergang aus dem uns übrigens unbekannten oskischen Gemeinwesen vollzog sich rasch und leicht. Der Glanz des römischen Kaiserthums erleichterte auch hier die Umwandlung, zumal die Imperatoren auch Pompeji ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Augustus bedachte sie mit einer Colonie römischer Veteranen, welche vor dem Herkulaner Thor eine

nach seinem Namen benannte Vorstadt gründeten, pagus Augustus felix suburbanus, die sich eines raschen Aufschwungs und selbständiger Gemeindeverwaltung erfreute. Der Kaiser Claudius hatte eine Villa in Pompeji, in der sein kleiner Sohn Drusus auf seltsame Weise ums Leben kam, indem er nämlich an einer Birne erstickte, die er in die Höhe geworfen und mit dem Munde wieder aufgefangen hatte [1]). Auch andere geschichtlich hervorragende Männer hatten in Pompeji ihren Wohnsitz oder fanden dort zeitweilige Erholung. So war Cicero hier im Besitze einer Villa, die man längere Zeit in einem 1764 ausgegrabenen und später wieder verschütteten Landhause vor dem Herkulaner Thor erkennen wollte. Diese angebliche „Villa des Cicero" barg einst treffliche Kunstwerke, insbesondere die auf schwarzem Grunde gemalten Bildchen schwebender Tänzerinnen und seiltanzender Satyrn und Centauren, welche an Anmuth der Gestalten, der Gewänder und Bewegung alle übrigen pompejanischen Gemälde hinter sich lassen und schon Winckelmanns Entzücken erregten, der sie freilich irrthümlicher Weise aus Herkulanum stammen läßt. Ebenso verdanken wir dieser Villa zwei feine Mosaikgemälde, welche Komödienscenen mit musicirenden Personen zum Gegenstande und laut Namensangabe den Dioskorides von Samos zum Schöpfer haben. Obgleich aber diese Kunstwerke auch einem Cicero Ehre gemacht hätten, so fehlt es der Villa doch an jeder Legitimation bezüglich ihres Besitzers, es ist im Gegentheil sehr unwahrscheinlich, daß Cicero, der die Vorliebe seiner Zeitgenossen zwar nicht für idyllisches Naturleben, aber doch für eine luxuriöse, genußreiche Landeinsamkeit theilte, sich dicht vor der Stadt an der geräuschvollen Landstraße angesiedelt haben sollte. Wir wissen nur, daß Cicero unter den vielen Landgütern, die er zu Arpinum, Tusculum, Antium, Astura, Formiä und am Golfe von Neapel besaß, auch eine und zwar

1) Suet. „Claud." 27.

„nicht große" Villa bei Pompeji hatte, wohin er von seinen Gütern in Puteoli und Bajä gar manchen Abstecher unternahm und woselbst er oft Wochen zubrachte. Besonders war dies in dem bewegten Sommer des Jahres 44 v. Chr. der Fall, welcher dem Tode Cäsars folgte. Um den unvermeidlichen Wirren und Conflicten mit dem machthabenden Antonius zu entfliehen, wollte Cicero damals von seinem „Pompejanum" aus Italien verlassen und zu seinem Sohne reisen, der bei dem republikanischen Heere in Griechenland stand. Auf die Kunde jedoch, daß man ihn in Rom vermisse und darob tadle, kehrte er, da er nicht den Muth hatte, sich der republikanischen Sache offen anzuschließen, nach Pompeji und später nach Rom zurück, ein Entschluß, an dem die weichliche Sehnsucht nach den eben verlassenen Landgütern nicht ohne Antheil war. Gedenkt er doch vor seiner Fluchtreise mit tiefer Wehmuth seiner „artigen Landgütchen, die sich durch so hübsche Bauart und angenehme Lage auszeichnen", und klagt unterwegs bitter, daß er seine Villen, „Italiens Augensterne", wohl lange entbehren müsse [1]). Auch der Fabeldichter Phädrus suchte in Pompeji Schutz gegen die Nachstellungen des Sejan, des Günstlings von Tiberius, und Seneca, vielleicht aus Pompeji gebürtig, verlebte hier seine Jugendzeit. Wenigstens schreibt er an seinen Lucilius [2]): „Nach einer langen Zwischenzeit habe ich dein Pompeji wiedergesehen und mich zurückversetzt in den Anblick meiner Jugend". Auch Senatoren [3]) und sonstige politische Notabilitäten verschmähten nicht eine Villegiatur in der heiteren Venusstadt, deren Vorstadt-

1) Cic. ad Attic. I, 20; II, 1; V, 2; XIV, 17—20; XV, 16; XVI, 6. 7; Akad. II, 25; Plut. „Cic." 8. Auch sein witziger Freund Marius ad Attic. VII, 3) und der ad Attic. VII, 1 erwähnte Pansa hatten hier Villen. Zur Illustration des Luxus, der auch in der Zahl der Villen getrieben wurde, sei erwähnt, daß z. B. schon Pompejus Villen in Alba, Tusculum, Formiä, Cumä, Bajä, Tarent und Alsium besaß.

2) Seneca „Epist." 70. 3) Tacit. „Annal." XIV, 17.

villen jetzt noch durch ihren reizenden Blick auf das Meer entzücken. So führte Pompeji, das Tacitus als oppidum celebre, d. h. als volkreiche und vielbesuchte Stadt bezeichnet, ein zwar bescheidenes, doch immerhin durch einigen Handels- und Fremdenverkehr gehobenes Dasein, als ein Ereigniß eintrat, welches die seit grauer Vorzeit verborgenen unterirdischen Gewalten in ihrer ganzen Fürchterlichkeit offenbarte.

Es war am 5. Februar des Jahres 63 n. Chr., als die ahnungslose Bevölkerung Pompeji's durch ein heftiges Erdbeben aufgeschreckt wurde, das seine verheerenden Wirkungen auf die ganze Umgegend bis nach Nuceria und Neapel erstreckte, Herkulanum und Stabiä großentheils niederwarf und namentlich Pompeji, wo es seinen Hauptheerd hatte, schwer heimsuchte [1]). Eine Menge öffentlicher Gebäude stürzte damals zusammen, so der Jupiter- und Isistempel, die Basilika und die Säulenhallen des Forums und des Theaters. Größer noch war der Ruin an den Privatgebäuden, insbesondere im Westen und Süden der Stadt. Viele Familien verließen in Folge dessen Pompeji auf Nimmerwiederkehr oder flüchteten sich wenigstens für die nächste Zeit mit Hab und Gut. Wie groß die Zerstörung und die Furcht vor künftigen ähnlichen Vorkommnissen war, mag man daraus ersehen, daß man sich die Frage vorlegte, ob Pompeji wieder auf der alten Stelle erstehen sollte, und daß der römische Senat lange zögerte, ehe er die Erlaubniß zum Wiederaufbau der Stadt ertheilte. Als die Mehrzahl der Pompejaner zurückgekehrt war, beschlossen die Decurionen, daß die Wiederherstellung der Stadt zugleich eine Modernisirung derselben werden solle. „Der alte Baustil wurde durch den modernen ersetzt. Das Forum erhielt einen neudorischen Säuleneingang, der korinthisch-römische Stil wurde als der durchgehende bei öffentlichen und Privatgebäuden in

1) Tacit. „Annal.“ XV, 22; Seneca, nat. quaest. V, 1; VI, 26.

Anwendung gebracht, wenngleich nicht selten auf die barbarischste Manier, indem man die alten structiven Glieder durch Tünche in die neue Ordnung brachte; an den meisten Orten wurde ein nicht unbeträchtlicher Luxus in den Materialien entfaltet, obwohl die leidige Tünche, diese Verderberin aller echten Kunst, nur zu häufig in Verwendung kam [1])." Die oskischen Inschriften, die altitalischen Bauten und viele griechische Kunstdenkmäler entschwanden, so daß heute aus der Oskerperiode nur noch die Säulenreste des altgriechischen, sogenannten Herkulestempels auf dem Forum triangulare zu sehen sind, dagegen nahm die Stadt völlig den Charakter eines römischen Municipiums an. An stilistischer Schönheit und an Alterthum ging viel verloren, dafür gewann die Stadt ein gleichförmigeres Aussehen, eine Conformität des Stils, welche schon Goethe von jener Wiederherstellung ableitete. Der Neubau ging rasch von statten und mit ihm pulsirte in zunehmendem Maße ein neuer, reger Verkehr in den Straßen, da erwachte zugleich mit dem zurückkehrenden Leben auch der schlummernde Vulkan und spie todbringendes Verderben in die eben genesende Stadt, die sich von da nicht mehr erholen sollte.

Noch waren die Theater und die Colonnaden des Forums nicht vollendet, da erfolgte ungeahnt, wenn auch lange vorbereitet und in einzelnen Anzeichen angekündigt, unter der Regierung des Titus am 24. August des Jahres 79 der erste uns historisch bekannte Vesuvausbruch und begrub an einem zur Nacht gewordenen Tage und in einer von Flammengluth durchleuchteten Schreckensnacht alle um den Berg gelagerten Städte. Herkulanum, der kraftvoll aufstrebende Herkulesknabe, und Pompeji, das fröhlich scherzende Kind der holdseligen, schaumgeborenen Venus und des mürrischen Vulkan, diese einander so nahe befreundeten Gespielen und Theilnehmer ihrer

---

1) Overbeck, „Pomp." I, 23.

Jugendfreuden, sie beide erschlug der Zorn dieses schadenfrohen, häßlichen Gottes und zog sie zu selber Zeit in die finstere, grauenvolle Tiefe. Ein kurzer Wehruf durchhallte die römischen Gauen, dann wards still und stiller, die an den Bettelstab gebrachte Bevölkerung suchte sich in der Ferne eine neue Heimath und nur selten noch, wie man eben von Todten spricht, gedachte man der begrabenen Städte.

Zur Erklärung dieser Verschüttung erweist sich keine Schilderung der alten Schriftsteller klar und anschaulich genug [1]). Nur die Autopsie der tief in Asche und Lava versunkenen Städte und die Gewalt späterer Eruptionen, wie namentlich der von 1631 und 1794, gestatten einen Rückschluß auf jene erste, entsetzliche Katastrophe. Indessen wäre es Unrecht, dem Leser die hochinteressanten Zeugnisse der Alten über den Ausbruch des Jahres 79 vorzuenthalten. Die ausführlichste und dankenswertheste Nachricht spendete der jüngere Plinius, der den Tod seines damals verunglückten Oheims, des schon erwähnten Flottencommandanten und Naturforschers Plinius, seinem Freunde Tacitus brieflich beschreibt und dabei folgende lebhafte Schilderung giebt: „Du begehrst, daß ich dir über das Ende meines Oheims schreibe, um es desto getreuer der Nachwelt überliefern zu können. Ich danke dir dafür, denn ich sehe ein, daß seinem Tode, wenn er von dir verherrlicht wird, unsterblicher Ruhm bevorsteht. Denn obgleich er bei der Verwüstung der herrlichsten Landstriche ums Leben kam und so schon in Folge jenes denkwürdigen Unglücksfalles gleich Völkern und Städten sich verewigen wird, abgesehen davon, daß er selbst sehr viele und bleibende Werke geschaffen hat, so wird die Unsterblichkeit deiner Schriften dennoch zur

---

[1]) Jener Vesuveruption wird von Seneca (natur. quaest. VI, 1 ff. 26), Dio Cassius (66, 21—23), Tacitus („Annal." IV, 67), Statius („Silv." III, 5, 72 ff., 207 ff.), am ausführlichsten aber von dem jüngeren Plinius in zwei Briefen gedacht („Epist." VI, 16. 20).

längeren Dauer seines Ruhmes Vieles beitragen. Ich halte zwar die Menschen für glückselig, denen es durch göttliches Geschenk verliehen ist, entweder Aufzeichnenswerthes zu vollbringen oder Lesenswerthes aufzuzeichnen, für vollkommen glücklich aber nur die, denen Beides zu Theil wurde und zu ihnen wird mein Oheim durch seine und deine Schriftstellerei sich rechnen dürfen. Je lieber ich mich daran mache, von ihm zu berichten, desto mehr verlange ich aber auch, daß du es in dein Werk aufnimmst. Mein Oheim befand sich zu Misenum, wo er gerade die Flotte persönlich befehligte. Am 24. August gegen ein Uhr Mittags zeigte ihm meine Mutter an, es erscheine eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt. Er hatte sich vorher gesonnt, kalt gebadet, sodann liegend Etwas zu sich genommen und beschäftigte sich gerade mit Studiren. Nun fordert er seine Schuhe und besteigt einen Ort, von wo man jene Wundererscheinung am besten betrachten konnte. Eine Wolke erhob sich — von welchem Berge konnte der ferne Beschauer nicht entscheiden, erst später erfuhr man, daß es der Vesuv gewesen — eine Wolke, deren Gestalt einem Baume und zwar zumeist einer Pinie vergleichbar war. Sie stieg wie ein Stamm von bedeutender Länge in die Höhe und schien sich oben in verschiedene Zweige zu zertheilen; ich glaube, dies war aus dem Grunde der Fall, weil sie durch einen frischen Windstoß aufgewirbelt war und, als dieser nachließ, sich senkte oder auch, weil sie durch ihr eigenes Gewicht herabgedrückt wurde und sich in die Breite ergoß. Bald war sie weiß, bald erschien sie schmutzig und gefleckt, jenachdem sie Staub und Asche mit sich gerafft hatte. Ihm als einem Gelehrten schien diese Erscheinung wichtig und näherer Betrachtung werth. Er läßt also ein liburnisches Schiff segelfertig machen, mir gab er die Erlaubniß mitzugehen. Ich antwortete, ich wolle lieber studiren (!), zufällig hatte er selbst mir etwas zu schreiben gegeben. Eben schritt er aus dem Hause, als er ein Schreiben aus Retina erhielt, worin die dortigen Schiffsleute — ihr Ort

lag nämlich am Fuße des Berges und es gab keine Flucht außer auf Schiffen — durch die drohende Gefahr erschreckt ihn baten, sie aus ihrer verzweifelten Lage zu erretten. Er ändert darum seinen Plan und was er aus Wissenseifer begonnen hatte, vollzieht er jetzt aus hochherzigem Muthe. Er läßt die Vierruderer unter Segel gehen und steigt selbst ein, um nicht nur Retina, sondern vielen Orten — denn die anmuthige Küste war stark bewohnt — Hülfe zu bringen. Er eilt nach der Richtung, woher man flieht, und steuert geraden Weges auf die Gefahr los, so furchtlos, daß er alle Fortschritte jenes Unheils, alle Gestaltungen des Ereignisses, so wie er sie beobachtet hatte, dictirte und selbst aufzeichnete. Schon fiel Asche auf die Schiffe, die, je mehr er sich annäherte, desto heißer und dichter wurde, dann folgten sogar Bimssteine und schwarze angebrannte und vom Feuer geborstene Steine; schon machte eine plötzliche Untiefe und die Umwälzung in dem Berge die Küste unzugänglich. Er besinnt sich einen Augenblick, ob er rückwärts steuern sollte, dann aber sagte er zum Steuermann, der ihn dazu aufforderte: „Den Tapferen hilft das Glück; fahre zu Pomponianus hinüber". Dieser weilte zu Stabiä an der entgegengesetzten Golfseite, wo das Meer winkelförmig in die allmählich sich einbuchtende Küste einströmt, und hatte bereits sein Gepäck zu Schiffe bringen lassen, obgleich die Gefahr noch nicht nahe war; aber wenn sie wuchs, mußte sie sehr nahe kommen. So war er zur Flucht entschlossen, sobald sich der widrige Wind gelegt hätte. Als mein Oheim, dem gerade dieser Wind sehr günstig war, gelandet hatte, umarmt, tröstet und ermuntert er den zitternden Pomponianus und läßt, um die Furcht desselben durch seine Zuversicht zu mindern, sich ins Bad bringen. Hierauf legt er sich zu Tische und speist fröhlich, wenigstens, was eben so großartig ist, mit scheinbarer Fröhlichkeit. Inzwischen leuchteten aus dem Vesuvberge an mehreren Orten sehr breite Flammen und hohe Feuersäulen hervor, deren Glanz und Helle durch das Dunkel der

Nacht noch mehr hervortrat. Jener behauptet zur Beschwichtigung des Entsetzens, es seien Feuer, die die Landleute aus Schreck hinterlassen, und Landhäuser, die sie preisgegeben hätten, so daß sie jetzt in der Einsamkeit brännten. Hierauf überließ er sich der Ruhe und schlief wirklich fest ein, denn sein Athmen, das wegen seines starken Körpers immer ziemlich stark und geräuschvoll war, wurde von den Thürhütern draußen vernommen. Nun aber wurde der Vorhof, von welchem man in das Zimmer trat, mit Asche und Bimsstein so hoch angefüllt, daß ihm bei längerem Verweilen der Ausgang aus dem Schlafzimmer versperrt worden wäre. Man weckt ihn also; er steht auf und begiebt sich zu Pomponianus und den Anderen, die wach geblieben waren. Sie berathen gemeinschaftlich, ob sie im Hause bleiben oder ins Freie gehen wollten, denn die Gebäude wankten durch die wiederholten hastigen Erdstöße und schienen, von ihrer Stelle gehoben, bald hierher, bald dorthin sich zu bewegen oder gerückt zu werden. Dagegen hatte man im Freien den Fall der wenn auch leichten und ausgebrannten Bimssteine zu fürchten. Bei Vergleichung der Gefahren wählte man indessen das Letztere. Bei meinem Oheim siegte ein Vernunftgrund über den anderen, bei den Uebrigen eine Furcht über die andere. Sie legen sich Kissen auf den Kopf und binden sie mit Tüchern fest, was zum Schutz gegen den Steinregen dienlich war. Schon war es anderwärts Tag, dort war es Nacht, schwärzer und undurchdringlicher als alle Nächte. Doch erhellten sie dieselbe durch viele Fackeln und Lichter aller Art. Man beschloß an die Küste zu wandern und in der Nähe zu sehen, ob man das Meer befahren könne, allein dieses blieb wild und ungestüm. Hier legte er sich auf ein ausgebreitetes Tuch, forderte mehrere Male kaltes Wasser und trank. Bald trieben die Flammen und der denselben vorangehende Schwefelgeruch die Anderen in die Flucht, ihn veranlaßte sie aufzustehen. Gestützt auf zwei Sclaven erhob er sich, sank aber sogleich zusammen, wie ich glaube, erstickt durch

den dicken Dampf und weil sich die Luftröhre verschloß, welche bei ihm von Natur schwach, eng und zu häufigen Athmungsbeschwerden sehr geneigt war. Als es Tag wurde — der dritte von dem an, den er zuletzt gesehen — fand man seinen Körper unversehrt, unverletzt und bekleidet, wie er gewesen war, einem Schlafenden ähnlicher als einem Todten [1]). Unterdessen war ich und meine Mutter zu Misenum. Dieses hat aber Nichts mit der Geschichte zu thun und du hast nur Nachricht über seinen Tod verlangt. Ich schließe also. Nur das Eine will ich beifügen, daß ich Alles, was ich selbst gesehen und was ich in einem Augenblicke, wo die Wahrheit am getreusten berichtet wird, gehört habe, genau aufgezeichnet habe. Du wirst nun die Hauptsache ausziehen. Denn etwas Anderes ist es, einen Brief, etwas Anderes, Geschichte zu schreiben, ebenso wie auch die Bestimmung eines Briefes für einen Freund von der Schriftstellerei für Jedermann verschieden ist. Lebe wohl!" Diesem Briefe des Plinius an seinen etwas älteren Freund Tacitus, dessen Bericht ebenso wie die Originalaufzeichnung des älteren Plinius leider verloren gegangen ist, folgte ein zweiter, worin er seine persönlichen Erlebnisse in Misenum schildert, weil der große Geschichtschreiber darüber etwas Näheres zu erfahren wünschte. Obgleich sich auch in diesem Briefe eine gewisse Eitelkeit und Gelehrtenblasirtheit ausspricht, so ist doch die dramatische Lebendigkeit der Erzählung und ihr objectiver Werth nicht zu verkennen, wie natürlich, da sie durchweg den Stempel des Selbsterlebten trägt. Der Todesschrecken, die Flucht und ohnmächtige Verzweiflung der Golfbewohner, die allgemeine Verwirrung, welche sich aufs

---

1) Sueton erwähnt es als Ansicht Mancher, den Plinius habe auf Befehl sein Sclave getödtet, um den Tod zu beschleunigen (Çaji Plinii vita). Darauf beruht wohl der ungerechte Tadel des Petrarca, daß Plinius zwar sehr das Schreiben, aber schlecht das Sterben verstanden habe („a scriver molto, a morir poco accorto"; trionfo della fama III, 45).

Höchste steigerte, als die vom Vesuv unheilschwanger herannahende Wolke die Golfgestade, Capri und endlich auch Misenum in dichte, undurchdringliche Nacht hüllte, alle jene Schreckensscenen haben hier einen nur allzu wahren und gewiß noch schwachen Ausdruck erhalten, da keine Feder im Stande ist, die angstvollen Stunden jenes 24. und 25. August in ihrer ganzen Tragik wiederzugeben. Gleichwohl verzichten wir auf eine Wiedergabe des Briefes, da er für den Verlauf der Eruption selbst von geringerem Interesse ist. Indessen erfahren wir aus ihm, daß in der Nacht, welche der Entfernung des älteren Plinius folgte, ein heftiges, andauerndes Erdbeben entstand, welches sich noch steigerte, als der Tag „unsicher und wie ermattet" zu grauen begann, daß weithin die schwankende Küste sich erhob und das tief aufgewühlte Meer schäumend zurückwarf, daß jene fürchterliche Wolke, nur dann und wann von feurigem Lavaschein und elektrischen Blitzen durchzuckt, immer mächtiger sich ausbreitete und endlich auch die entferntesten Punkte der Golfküste mit chaotischer Finsterniß umzog, die beseelte und unbeseelte Natur mit dem schauerlichen Grabtuche eines dichten Aschenregens überdeckend. Kein Wunder, daß Jedermann und selbst der sich seines stoischen Gleichmuths rühmende Plinius das Ende der Welt gekommen glaubte. An einen Weltbrand gemahnte auch das „ausgebrochene Feuer", welches, wie Plinius schreibt, mitten in der Finsterniß immer näher zu kommen schien und sich offenbar auf den Lavastrom bezieht, welcher sich über Herkulanum wälzte. Wie furchtbar und weittragend jene Eruption war, mag der ermessen, welcher weiß, daß der Vesuv und Misenum auch in directer Linie noch fünf Stunden aus einander lagen. Es liegt uns über sie noch ein weiteres Zeugniß vor, nämlich das des Dio Cassius, der um das Jahr 200, also aus größerer geschichtlicher Ferne schrieb. Auch ihm mangelt es zwar nicht an werthvollen Angaben und Aufschlüssen, doch würde deren wörtliche Uebersetzung uns gleichfalls zu weit führen. Nachdem Dio des

Ausführlicheren von der früheren Kraterbildung und der auch zu seiner Zeit andauernden vulkanischen Thätigkeit des Vesuv gesprochen, wendet er sich zu dem verhängnißvollen Ausbruche des Jahres 79, den er mit Aufgebot seiner ganzen Darstellungskraft vor unserem geistigen Auge entrollt. Alle Züge jener Schreckenszeit, die wiederholten Erderschütterungen, das zeitweilige unterirdische Getöse und die ausdörrende, heiße Temperatur, welche dem Ausbruch vorangingen, das donnerähnliche Gebrülle, die undurchdringliche Finsterniß, die Steinauswürfe, Lavaergüsse und Aschenregen aus dem Kraterschlund, welche letztere vom Winde bis nach Afrika, Syrien und Aegypten getragen wurden und in Rom die Sonne verfinsterten, endlich die jähe Flucht der gänzlich fassungslosen, bald vom Lande aufs Meer, bald vom Meer aufs Land eilenden Bewohner, welche, sofern sie überhaupt zum Denken fähig waren, bald an die Rückkehr des Chaos, bald an einen Aufstand der Giganten glaubten, alle jene Züge finden sich bei Dio sorgfältig zusammengetragen, die Schilderung des Plinius theils ergänzend, theils bestätigend. Natürlich fehlte es auch nicht an Kundgebungen des Aberglaubens. Man wollte vor und während der Katastrophe die Riesengestalten der Giganten auf dem Berge und in den Ortschaften der Gegend des öfteren gesehen und lauten Posaunenschall aus den Lüften vernommen haben. Wenn wir dessen hier gedenken, so hat das seinen besonderen Grund. Die Lectüre des Berichtes von Dio Cassius ist uns nämlich ein Beweis dafür, wie genau und trefflich Lord Lytton in seinen „Letzten Tagen von Pompeji" die Elemente seiner Schilderung, historische wie superstitiöse, zu einem ausdrucksvollen Gesammtbilde zu verweben wußte, wie es nur die Feder eines Romanschriftstellers hervorzuzaubern vermochte.

Uebrigens empfangen wir aus allen Berichten den Eindruck, daß die Flucht der bedrohten Berganwohner in den ersten Stunden auf vollen Erfolg zählen konnte, womit auch die Thatsache übereinstimmt, daß verhältnißmäßig nur sehr

wenige Skelette gefunden wurden. Es begreift sich das. Der Fundort dieser Skelette zeigt an, daß in der Regel nur Solche umkamen, die in unterirdischen Räumen ihrer Häuser Schutz suchten und hier eingeschlossen den Erstickungs- oder Hungertod starben, oder Solche, die zu spät die Flucht ergriffen und in dem hochgehäuften Bimsstein besonders bei der herrschenden Finsterniß nicht mehr vorwärts kommen konnten und dann zum Tode ermattet oder auch erstickt umsanken [1]). Letzteres war der Fall bei den vier weltbekannt gewordenen Leichnamen, die uns in wesentlichem Umriß erhalten und jetzt in Pompeji ein Hauptgegenstand mitleidiger Bewunderung sind. Die Sache ging so zu: Jene vier Personen, welche in der Richtung des Forums und des Seethores zu entkommen suchten, fielen in einem Gäßchen bei den alten Bädern nieder und der Aschen- und Wasserregen bildete bald eine compacte Masse um ihre Körper. In gleichem Maße aber, als die sie umgebende Masse erhärtete, zerfielen auch mit der Zeit ihre der Verwesung ausgesetzten Kleidungsstücke und Gliedmaßen und es blieb in dem hohlen Raume nichts übrig als das reine Knochengerüste. Doch die Form war dauernder als der Stoff, denn die Körper- und Gewandformen waren durch diesen Naturproceß mit ziemlicher Treue abgebildet. Zum Glück wurden diese Hohlformen nicht bei der Ausgrabung zerstört. Die Arbeiter, als sie diese erblickten, riefen den Oberintendanten Fiorelli herbei, der in richtiger Combination des Sachverhalts die glückliche Idee hatte, diesen Hohlraum durch eine oben gemachte Oeffnung mit Gyps ausgießen zu lassen. Der Versuch gelang und „so feierten diese vier unglücklichen Pompejaner ihre Auferstehung im Gypsabguß", freilich nur insoweit, daß sich ihre allgemeinen Umrisse und damit Größe, Geschlecht, ungefähres Alter und

---

[1]) Nicht die fallenden Lapilli waren, wie man sich vorzustellen pflegt, die Todesursache jener Personen, denn wie die treffliche Erhaltung Pompejis beweist, fielen jene schon in ziemlich erkaltetem Zustande nieder.

die Lage ihres Körpers beim Verscheiden erkennen lassen. Eine der Leichen ist die einer Frau, bei welcher gegen hundert Stück Münzen, drei Paar goldene Ohrringe, ein goldener Ring, zwei silberne Gefäße und zwei eiserne Schlüssel gefunden wurden, während sie zwei silberne Ringe noch am Finger trägt. Man schloß aus diesem Umstande auf eine Frau aus vornehmem Stande, was Herr Marc Monnier mit französischem Verständniß auch aus der zarten Hand und der näher beschriebenen Feinheit ihrer Gliedmaßen zu entdecken wußte, dagegen erkennt er bei der anderen Frauenleiche weniger aus ihrem eisernen Fingerringe als an ihren großen Ohren ihre geringere Herkunft [1]). Die ersterwähnte Frau starb auf der linken Seite liegend und zwar auf qualvolle Weise, da ihr ganzer Körper in krampfhaften Zuckungen begriffen scheint. Hinter ihr fand man eine Frau und ein junges, etwa vierzehnjähriges Mädchen neben einander gebettet, vermuthlich Mutter und Tochter, die in einem Tode vereinigt wurden und auch jetzt noch neben einander zu sehen sind. Die Mutter starb gleichfalls einen leidensvollen Erstickungstod, wie wir aus ihrer geballten linken Hand und ihrer ganzen Lage schließen müssen, das Mädchen dagegen bietet ein Bild des Friedens dar und fand, wie es scheint, ein kampfloses Ende. Sie liegt mit dem Gesicht auf der Erde, doch nicht so als ob sie unversehens niedergestürzt und betäubt liegen geblieben wäre, wie Marc Monnier annimmt, sondern in resignirter Ruhe als eine Solche, „welche sich offenbar ermattet und in der sichtbaren Unmöglichkeit zu entkommen in ihr hartes Schicksal ergeben und sich vorwärts und halb seitwärts mit unter dem Kopf gekreuzten Armen niedergelegt hat". Ihre Beine sind vom Knie zum Fuße emporgeschlagen und übereinandergelegt, ihre eine Hand ist geöffnet, als ob sie Etwas darin gehalten hätte, offenbar einen Schleier oder ein Stück ihres Gewandes, das sie in der Furcht ihres Herzens

---

1) Marc Monnier, „Pompeji et les Pompéiens" S. 260.

über den Kopf gezogen hatte. Geringere Theilnahme als der sanfte Todesschlaf dieses Mädchens flößt der vierte Leichnamabguß ein, der eines Mannes, welcher durch seine Riesengröße auffällt. Er liegt auf dem Rücken, allem Anschein nach in Folge eines plötzlichen Umsinkens, sei es erstickt in der Weise des Plinius, sei es, wie Aerzte meinen, in Folge eines Schlagflusses. Sein Gewand ist emporgezogen, als ob er darin Etwas getragen hätte. Zwar fand sich Nichts, aber in der herrschenden Bestürzung scheint der Verunglückte nicht gemerkt zu haben, daß ihm die zu rettenden Sachen verloren gegangen waren. Und nun sollen wir den einzigartigen Eindruck schildern, den diese Leichenformen auf unser Gemüth hervorbringen? Sie sind was die Grabhügel über Schlachtfeldern. Sie mahnen uns an die schweren Opfer, mit welchen der Besitz Pompejis für die Wissenschaft erkauft werden mußte, aber auch an den Werth der uns durch solche Opfer zu Theil gewordenen Errungenschaft. Diese vier Personen, halb ein Product der Natur halb ein Product der nachbildenden Kunst, sie sind für uns gestorben, um durch ihr Unglück auf all' das durch eine einzige grausige Katastrophe zerstörte Familienglück hinzuweisen. Wer sie sieht und in ihrem Anblick von tiefem Mitleiden bewegt wird, kann in diesem Augenblicke schwerlich Goethes Wort über die Lippen bringen: „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hat". Und doch ist es so, das ist das Räthsel der Geschichte oder vielmehr der sie leitenden göttlichen Vorsehung. Mit Kunstwerken und Erscheinungen ähnlicher Art, seien sie auch noch so lebensvoll und natürlich ergreifend, lassen sich diese Gypsabgüsse nicht vergleichen. Monnier bemerkt richtig: „Es existirt nirgends etwas Aehnliches. Die ägyptischen Mumien sind nackt, schwarz und vermodert; sie haben Nichts mehr mit uns gemein, denn sie sind für die ewige Ruhe künstlich in eine geheiligte Stellung gebracht, aber die ausgegrabenen Pompejaner sind menschliche Wesen, die man sterben sieht".

Was den Verlauf des Verschüttungsprocesses anlangt, so lehrt schon der flüchtigste Blick, daß Pompeji durch Aschenregen und Rapilli d. h. kleine Bimssteinstücke verschüttet wurde und daß diese vom Vesuv, wie schon Goethe [1]) bemerkt, nicht direct hierher geschleudert wurden, sondern einige Zeit „wolkenartig" in der Luft schwebten, ehe sie in den unglücklichen Ort niederfielen. Die Bedeckungsmasse, das Werk etlicher Eruptionstage, ist durchschnittlich zwölf Fuß dick, wurde aber von Aschenregen späterer Ausbrüche überlagert und schließlich mit einer angesammelten Schicht fruchtbarer Erde bedeckt, wodurch die gesammte Masse sich auf ungefähr zwanzig Fuß erhöhte. Aus ihrem Querdurchschnitt, wie er bei den neueren Ausgrabungen zu Tage liegt, sehen wir, daß sie fast in ihrer ganzen Höhe aus sieben bis acht Rapillischichten besteht, welche von Aschenlagen unterbrochen sind und uns die Rapilli- und Aschenregen als zeitlich geschiedene veranschaulichen. Die Asche namentlich die obenaufliegende verfestigte sich durch Regengüsse. Um die völlige Verschüttung der Stadt begreiflich zu finden, darf man übrigens nicht vergessen, daß die zusammengebrochenen, oberen Theile der Gebäude in Verwitterung übergingen, in Schutt zerfielen und so das Zerstörungswerk vollendeten. Auf ähnliche Weise ging Herkulanum unter, doch haben bei dessen Zerstörung Lavaströme und Schlammergüsse, die aus dem Vesuv ausbrachen, eine Hauptrolle gespielt, so daß es ein noch festeres und tieferes Grab als Pompeji gefunden hat. Bald nach der Verschüttung der Städte trug sich Kaiser Titus mit dem Gedanken, sie wiederherzustellen, gab aber, wohl durch die dorthin gesandte Untersuchungscommission von der Schwierigkeit dieses Unternehmens belehrt, denselben wieder auf. Immerhin sind die desfallsigen Bemühungen des Kaisers erwähnenswerth und wurden auch vom Volke dankbar anerkannt [2]).

---

1) Goethe, „Ital. Reise", Brief vom 11. März 1787.

2) Suet. „Tit." 8; Dio 66, 24.

„Er ließ, meldet Sueton, Aufseher zum Zwecke der Wiederherstellung Campaniens aus der Zahl der Consulare erloosen. Die Güter der durch den Vesuv Verschütteten, die keine Erben hinterließen, verschenkte er zur abermaligen Instandsetzung des Beschädigten an die von dem Unglück betroffenen Gemeinden." Dio Cassius bestätigt und ergänzt diese Nachrichten dahin, daß Titus zwei Consulare nach Campanien gesendet habe, um Colonien zur Wiederbevölkerung beider Städte zu gründen. Dieser Glaube an den möglichen Wiederaufbau Pompejis macht es gleichfalls wahrscheinlich, daß die verschütteten Städte anfänglich noch nicht von der Oberfläche verschwunden waren. Es begreift sich deshalb nicht nur, daß die Einwohner alsbald nach dem Ende der Eruption das Mögliche von ihrem Eigenthum zu retten suchten, sondern auch daß spätere Nachgrabungen nach Werthobjecten unternommen wurden. Auch dafür finden wir eine Bestätigung in dem Umstande, daß öfters die Rapillischichtung sich durchbrochen und durchwühlt zeigt, sowie in der Thatsache, daß in Pompeji nur eine unverhältnißmäßig geringe Zahl werthvoller Gegenstände gefunden wurden und zwar auch solcher, die wegen ihres Gewichtes nicht schon auf der Flucht mitgenommen werden konnten. Daraus erklärt es sich auch großentheils, daß in Herkulanum, wo die harte Lava den Nachgrabungen mehr Schwierigkeiten bot, sich auffällig reichere Kunstschätze erhalten haben. Später freilich, als neue Vesuvausbrüche und zwar zunächst die Eruption vom Jahre 203 und die mit starken Aschenregen verbundene vom Jahre 472 hinzutraten, wurde die Decke immer dichter und undurchdringlicher. Pompeji und Herkulanum schwanden vom Erdboden. Ewige Nacht bedeckte die einst blühenden Städte, keine Seele ahnte ihre Rückkehr ans Tageslicht. Und doch feierten sie eine Wiederauferstehung. Wie? davon im folgenden Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Wiederentdeckung und Ausgrabung der verschütteten Städte.

O glaub', es lenke Weisheit
Der Weltgeschichte Lauf!
Denn selbst aus Bösem sprießet
Zuletzt noch Gutes auf.

Elis. Kulmann.

Zwei bedeutende Provinzialstädte waren also durch eine Katastrophe einziger Art vom Erdboden vertilgt, allein neue Wunder knüpften sich an diese Städte durch ihr völliges Verschwinden in der Geschichte und die Art ihrer Wiederauferstehung. Man hat sich mit Recht gewundert, daß die verschütteten Städte sich so gründlich aus dem Gedächtniß der Leute verlieren konnten, daß es einer eigentlichen Wiederentdeckung derselben bedurfte, zumal Pompeji unter einer so dünnen Decke lag, daß ein Spatenstich hinreichte, um auf seine Mauern zu stoßen. Ja der uralte Herkulestempel und das Amphitheater, die noch dazu an der besuchten Straße nach Salerno lagen, sind niemals völlig verschüttet gewesen. Und doch ist es so, daß mit den Städten auch ihr Name und jede Tradition über ihre Lage verschwunden war. Selbst der italienische Humanismus dachte nicht an eine Wiederbelebung der untergegangenen Städte. Um diese eigenthümliche Erscheinung zu ermöglichen, bedurfte es einer Vereinigung von Umständen, und es ist offenbar, daß die Länge der Zeit, die Gedankenlosigkeit und Unwissenheit der Umwohner, die kriegerischen Stürme der Völkerwanderung und andere Dinge zusammenwirkten, um Pompeji

und Herkulanum in Vergessenheit zu bringen, ehe neue Lavaströme und Aschenergüsse ihre Auffindung erschwerten und das Mittelalter mit seinen der Archäologie abgewandten Neigungen und seinen Völkerkämpfen die Städte auch geistig unter dem Schutte seiner Geschichte vergrub. Wie um die Merkwürdigkeiten zu häufen, war es aber nicht das leichtbedeckte Pompeji, sondern ihre durch nachfolgende Ausbrüche viele Klafter tief eingesargte Nachbarstadt, die zuerst entdeckt wurde, und zwar gelegentlich einer Brunnengrabung, welche der Fürst Emanuel von Elboeuf aus Lothringen im Jahr 1720 oder 1721 in seinem Garten, unweit seiner am Meere stehenden Villa, die er sich damals in Portici gebaut hatte, vornehmen ließ. Nach Anderen bestand der Brunnen schon vorher als Eigenthum eines Bauern, welcher mit den aus ihm hervorgeschafften Marmorstücken einen vortheilhaften Handel trieb, bis der Fürst von Elboeuf als Abnehmer dieser Marmorfragmente von ihrem Ursprung gehört und das Grundstück angekauft habe, um künftig auf eigene Rechnung zu graben. Wie dem auch sei, jedenfalls wurde der Brunnen als Fundgrube verschiedener Marmorsorten und darauf auch von Bildwerken, der zufällige Anlaß zur Entdeckung Herkulanums. Winckelmann[1]), der ein Zeitgenosse der Entdeckung von Herkulanum ist und dieses selbst eingehend besichtigte, macht hierüber folgende nähere Angaben: „Gedachter Brunnen wurde nahe an dem Garten der Augustinerbarfüßer eingeschlagen und durch die Lava durchgebrochen. Die Arbeit wurde fortgesetzt, bis man an festes Erdreich gelangte, welches die Asche des Vesuvius ist, und hier fanden sich drei weibliche bekleidete Statuen, auf welche der damalige österreichische Vicekönig[2]) mit Recht Anspruch machte. Dieser ließ dieselben

[1]) Winckelmann, „Sendschreiben über die Entdeckungen in Herkulanum vom Jahre 1760" (Werke Bd. II, S. 140 ff.).

[2]) Graf Gallas, der Nachfolger des Eroberers von Neapel und ersten Vicekönigs, des Grafen Daun. Neapel kam nämlich 1714 durch den Frieden von Rastatt unter österr. Herrschaft (bis 1734).

nach Rom führen, wo sie ergänzt wurden, und schenkte sie dem Prinzen Eugenius, welcher sie in seinem Garten zu Wien aufstellte. Nach seinem Tode verkaufte dessen Erbin diese drei Statuen an seine Mäjestät den König von Polen für 6000 Thaler oder Gulden und es standen dieselben vor sieben Jahren vor meiner Abreise nach Italien in einem Pavillon des großen königlichen Gartens von Dresden unter den Statuen und Brustbildern des Palastes Chigi, welche der selig verstorbene König von Polen mit sechzigtausend Skudi erkaufte, und mit welcher er eine andere Sammlung alter Werke vereinigte, die ihm der Herr Cardinal Alexander Albani für zehntausend Skudi überließ". Diese von Winckelmann erwähnten Statuen sind die bekannten, jetzt noch in Dresden befindlichen Herkulanerinnen. In der Folge wurden noch mehrere Kunstwerke, so Statuen von Herkules und Kleopatra, sowie sieben Vestalinnen, letztere ein Werk griechischen Meisels, aus der Unterwelt heraufbefördert, desgleichen 24 Alabastersäulen, die zu einem Rundtempel gehörten, bis dem Fürsten von der aufmerksam gewordenen Regierung untersagt wurde, weiter zu graben. Beinahe zwei Jahrzehnte ruhte nun jede Nachgrabung, als König Karl III., der später (1759) den Thron von Spanien gegen den von Neapel eintauschte, bald nach seinem Regierungsantritt in Neapel im Jahr 1736 die Arbeit wieder aufnehmen ließ, wozu ihn die Nähe seiner Frühlingsresidenz Portici besonders veranlaßte. Man grub in der Nähe des damals und jetzt noch vorhandenen Brunnens weiter und entdeckte auf diese Weise zuerst das Theater, dessen Sitzreihen durch die Brunnenöffnung immer noch an einer Stelle von oben beleuchtet wird. Die Buchstaben Th (theatrum), die man auf einem Architravstück las, die Inschriften des Theatergründers und andere Inschriften ließen bald keinen Zweifel übrig, daß man das Theater von Herkulanum und mit ihm die todtgeglaubte Stadt wiedergefunden hatte. Man verdoppelte die Anstrengungen und stieg bis in eine Tiefe von 80 Fuß. Der Lohn war reichlich. Man fand

außer weiteren hervorragenden Gebäuden wie z. B. dem Jupitertempel eine Menge der werthvollsten Kunstgegenstände, besonders die herrlichen Broncestatuen des schlafenden und trunkenen Faun und andere Broncen, die Familie Balbus im Theater und eine Reihe ausgezeichneter Fresken.

Leider wurde durch den beispiellosen Unverstand des ersten Leiters der Ausgrabungen, des spanischen Hauptmanns und Ingenieurs Rocco Alcubier, Vieles zu Grunde gerichtet und wurden erst durch den Schweizer Ingenieur Karl Weber, der auch einen Grundriß von den gemachten Ausgrabungen entwarf, bessere Veranstaltungen getroffen. Einen interessanten Beweis von der Sorglosigkeit und Nachlässigkeit, mit der man den werthvollsten Alterthümern gegenüber verfuhr, liefert das Schicksal des Broncepferdes, welches als Rest eines prächtigen Viergespanns jetzt die Broncesammlung des neapolitanischen Museums ziert und von dem Winckelmann folgende Geschichte mittheilt: „Oben auf dem Theater stand eine Quadriga, das ist ein Wagen mit vier Pferden bespannt nebst der Figur der Person auf demselben, in Lebensgröße, Alles von vergoldetem Erze und man sieht noch jetzt die Basis von weißem Marmor, auf welcher dieses Werk stand. Einige behaupten, daß es drei Bigä gewesen seien oder drei Wagen jeder mit zwei Pferden und diese Ungewißheit zeuget von der Dummheit derjenigen, die an dieser Entdeckung Hand hatten. Diese Werke sind, wie leicht zu erachten ist, von der Lava umgeworfen, zerdrückt und zerstückt, aber es fehlte bei der Entdeckung kein Stück an denselben. Wie verfuhr man aber mit diesen kostbaren Trümmern? Es wurden alle Stücke gesammelt, auf Wagen geladen, nach Neapel geführt und in dem Schloßhofe abgeladen, wo dieselben in einer Ecke auf einander geworfen wurden. Hier lag dieses Erz, wie altes Eisen, geraume Zeit und nachdem hier ein Stück und dort ein anderes war weggetragen worden, so entschloß man sich, diesen Ueberbleibseln eine Ehre anzuthun, und worin bestand dieselbe? Es wurde ein großer Theil davon

zerschmolzen zu zwei großen erhaben gearbeiteten Brustbildern des Königs und der Königin. Wie diese beiden Stücke gerathen können, stelle ich mir vor, ohnerachtet ich dieselben nicht gesehen habe, denn sie sind unsichtbar geworden und bei Seite gethan, da man das unwissende, unverantwortliche Verfahren anfing zu merken. Die übrigen Stücke von dem Wagen, von den Pferden und von der Figur wurden endlich wiederum nach Portici geführt und in den Gewölben unter dem königlichen Schlosse der Welt völlig aus den Augen gerückt. Geraume Zeit nachher brachte der Aufseher des Museums in Vorschlag, aus den übrigen Stücken von Pferden wenigstens ein einziges zusammenzusetzen und dieses wurde beliebt und durch die Arbeiter in Erz, die von Rom zur Arbeit an anderen Entdeckungen waren verschrieben worden, wurde Hand an dieses Werk gelegt. Alle und jede Stücke zu einem ganzen Pferde fanden sich nicht mehr und es mußten einige neue Güsse gemacht werden und auf diese Art brachte man endlich ein Pferd und ein schönes Pferd zusammen, welches in dem inneren Hofe des Museums aufgerichtet ist. Dieses Pferd, gut oder übel zusammengesetzt, schien wie aus einem Stücke zu sein, bis nach und nach die übel vereinigten und verschmierten Fugen sich von der Hitze öffneten, denn es ist schwer einen neuen Guß an den Bruch eines alten Stückes von Erz zu verbinden und da im März 1759 bei meinem Dasein ein großer Regen einfiel, lief das Wasser in die Fugen und das Pferd bekam die Wassersucht. Diese Schande der Ergänzung suchte man auf das Sorgfältigste zu verbergen. Der Hof des Museums wurde an drei Tagen verschlossen gehalten bis das Wasser aus dem Bauche abgezapft war. In diesen besorglichen Umständen ist das Pferd bis jetzt ohne weitere Hülfe, welche schwer werden würde, stehen geblieben und dieses ist die Geschichte der vergoldeten Quadriga von Erz auf der Spitze des herkulanischen Theaters". Seume sah noch im Jahre 1802 die Pferdeköpfe im Schloßhofe zu Portici liegen und meinte: „So viel ich von den Köpfen

urtheilen kann, möchte ich wohl diese Pferde haben und gäbe die Pariser von Venedig sogleich dafür hin".

Die anfangs eifrig begonnenen Ausgrabungen wurden seit den sechziger Jahren in immer schwächerem Maßstabe betrieben und gingen in den siebenziger Jahren gänzlich ein, da die Arbeit in der harten Lava und tuffartigen Verdichtung der Asche zu schwierig und kostspielig war. Zugleich wandte sich das Interesse mehr und mehr dem jünger entdeckten Pompeji zu, das von keiner modernen Stadt überbaut und überhaupt leichter freizulegen ist. Gleichwohl wurden die Ausgrabungen von 1828 bis 1837 wieder fortgesetzt und nahezu soweit gefördert als von Herkulanum jetzt noch sichtbar ist. Es ist das freilich wenig genug, was hauptsächlich davon herrührt, daß die früheren Ausgrabungen theils absichtlich wieder zugeschüttet, theils aus Bequemlichkeit mit dem Schutte der in der Bloßlegung begriffenen Gebäude angefüllt wurden, denn das ganze Interesse concentrirte sich lange Zeit nur auf die zu gewinnenden Kunstgegenstände, die man im Museum anzusammeln oder sonst zu verwerthen gedachte. Daher waren jene ersten Nachgrabungen fast nur ein planloses Kreuz- und Quergraben, da man der alten Stadt gar keine und der modernen Stadt darüber jedenfalls alle Rücksicht trug. Erst im Jahre 1852 veranstaltete man den russischen Prinzen zu Liebe, welche damals Neapel besuchten, eine improvisirte Ausgrabung, bei der außer etlichen interessanten Münzen, Salbenfläschchen, Terracottalampen und anderen Gegenständen zwei schöne Marmorbüsten eines bekränzten Fauns und eines jugendlichen Merkurius zum Vorschein kamen, ein Versuch, der 1853 und 1855 etliche weitere unbedeutende Grabarbeiten zur Folge hatte. Darauf abermalige Pause, bis in neuster Zeit Victor Emanuel bei seinem 1869 erfolgten Besuche in Neapel für die Ausgrabungen in Herkulanum aus seiner Privatschatulle jährliche 10,000 Frs. auswarf, was eben hinreicht, um ein bis zwei Gebäude jährlich bloßzulegen. Bei diesem geringen Umfang der Ausgrabungen in Herkulanum

kann dem flüchtig Reisenden nur abgerathen werden neben Pompeji auch Herkulanum zu besuchen. Soll aber davon nicht Umgang genommen werden, so ertheilen auch wir den in Reisehandbüchern gegebenen Rath, Herkulanum erst nach genauerer Kenntniß von Pompeji zu besichtigen. Herrschen doch in Herkulanum dieselben Motive und Constructionen, wie in Pompeji, aber was dort nur vereinzelt und in wenigen Exemplaren sich findet, das ist hier in unerschöpflicher Fülle vertreten und bildet, ob auch vielfach zerstört, ein geschlossenes Ganzes, sofern schon der ausgegrabene Theil von Pompeji sich als eine römische Kleinstadt mit allen nöthigen öffentlichen Gebäuden darstellt.

Die Wiederauffindung Pompejis beruht nicht minder auf Zufall wie die Herkulanums; sie erfolgte zehn Jahre nach den ersten systematischen Ausgrabungen in Herkulanum. Auch Pompeji war aus der Geschichte und dem Munde der Leute gänzlich verschwunden, obgleich die Bodengestaltung und das mehrfach hervorragende Mauerwerk dem Denkenden leicht einen Anhaltspunkt hätten gewähren können [1]). Noch erstaunlicher ist die Nachricht, daß der Architekt Fontana, der im Jahr 1592 einen jetzt noch thätigen unterirdischen Canal von dem Sarno nach Torre dell' Annunziata und zwar mitten durch die Stadt führte, dabei in Masse antikes Mauerwerk durchbrach, ohne daß das vorliegende Problem weitere Folge gehabt hätte. Und doch war Pompejis Name seit dem 16. Jahrhundert wieder in der Literatur zu finden und das Volk benannte die noch sichtbaren Ruinen mit dem Namen „la Civita", unter welchem Namen zwar den Archäologen zufolge eine weiter aufwärts am Vesuv gelegene und gleichfalls untergegangene Ortschaft

[1]) Sannazar, ein neapolit. Dichter des 15. Jahrhunderts, läßt in einen Gedichten einen Hirten sagen, man sehe von der verschütteten Stadt noch Häuser, Thürme, Theater und Tempel. (Adolph Stahr, „Ein Jahr in Italien" II, 37.)

Neupompeji zu verstehen ist, womit jedoch die überstehenden Reste von Altpompeji nicht ausgeschlossen waren. Auch später entdeckte man einzelne Baureste und Inschriften mit dem fälschlich auf Pompejus bezogenen Namen Pompeji.

So fiel denn erst unter der Regierungszeit des schon erwähnten Karls von Bourbon im Jahr 1748 das nöthige Licht auf diesen Schauplatz der Vergangenheit. Einige Landleute stießen beim Umgraben eines Weinbergs auf antike Mauern und weitere Nachgrabungen förderten Mosaikböden, Statuen und andere Gegenstände aus der Tiefe hervor. Das kurz zuvor entdeckte Herkulanum weckte natürlich mit aller Macht die Erinnerung an ihre Schwesterstadt Pompeji und über die neue Entdeckung blieb bald kein Zweifel, obgleich man Jahre lang es mit Stabiä zu thun zu haben glaubte. König Karl ließ den Weinberg und seine Umgebung ankaufen und die erforderlichen Nachgrabungen veranstalten. Man hätte nun bei diesem Werke einen regen Eifer erwarten sollen, allein es wurde äußerst langsam und fahrlässig betrieben, zeitweise ausgesetzt und was vor Allem zu beklagen ist, sehr schlecht geleitet. Die ausgehobenen Schutthaufen wurden in unmittelbarer Nähe angehäuft, so daß man später bei der Ausgrabung doppelte Arbeit hatte. In Folge dieses intelligenten Verfahrens zog man es bald vor, die Gebäude wieder zu verschütten, nachdem man sie ihres Inhalts beraubt und auch die besseren Fresken von den Wänden abgenommen hatte, als ob man es darauf abgesehen hätte, die Anlage eines Museums mit dem Verluste Pompejis zu erkaufen, das Einzelne zu erhalten und das Ganze zu zerstören. Dieses vorwiegende Sammlerinteresse hatte die weitere Folge, daß planlos und „sprungweise" gegraben wurde, indem man bald da bald dort Bohrversuche machte in der Hoffnung, immer reichlichere Kunstquellen emporsprudeln zu sehen. Auch von Schonung des Mauerwerks war unter diesen Umständen keine Rede, so daß jene ersten Ausgrabungen jetzt noch durch besonders traurige Verwüstung sich kennzeichnen. Kurz weder

quantitativ noch qualitativ wurde bezüglich der Ausgrabung der Stadt etwas geleistet und was den äußeren Fortgang betrifft, so kamen erst in den sechziger Jahren mehr Arbeitskräfte bei Pompeji zur Verwendung, freilich solche, die man Herkulanum entzogen hatte.

Man begann die Ausgrabungen 1748 mit der Freilegung des Amphitheaters, die jedoch erst 1816 zu Ende geführt wurde. Seit 1763 legte man Hand an die Ausgrabung der Gräberstraße und des ihr entgegengesetzten Südostendes der heutigen Stadt. So wurden die Arbeiten eine Zeit lang gleichzeitig in West und Ost betrieben und dort bis zum Jahr 1770 vom Herkulaner Thor ausgehend dessen Umgebung und die Mehrzahl der Grabdenkmäler bloßgelegt, hier während dessen das große Theater, der Herkules- und Isistempel nebst angrenzenden Quartieren ans Tageslicht geschafft. Daran reiht sich die Ausgrabung der Villa des Diomedes, zu der man mit den gegenüberliegenden Grabmälern vier Jahre gebrauchte (1771—1774), worauf man 1799 mit der Casa Championet von einer neuen Seite her, am Südende des Forums, einen Angriff auf die Stadt machte. Im Ganzen geschah während des vorigen Jahrhunderts äußerst wenig, so daß auch Kaiser Joseph II., der den 6. April 1796 in Pompeji war, sich über den Betrieb der Ausgrabung manche spitze Bemerkung gegen den jungen König entschlüpfen ließ. Erst unter der französischen Herrschaft nahm das Werk den rechten Aufschwung und vor Allem lag Pompeji dem verdienstvollen Joachim Mürat und seiner Gemahlin sehr am Herzen. Die Arbeiterzahl betrug unter ihm anfänglich hundert und stieg schließlich auf das Sechs- bis Siebenfache und so wenig wie an Arbeitskräften fehlte es fortan an Plan und Methode. Man fixirte zuerst den Umfang der Stadt, indem man die Stadtmauern aufsuchte, und ließ dann den Schutt aus ihr hinausschaffen, in der Freilegung der Stadt aber folgte man genau dem Laufe der Straßen und förderte auf diese Weise unter der Regierung

Mürats (1808—1815) die ganze Consularstraße und ihre Umgebungen mit den Häusern des Sallust und Pansa aus der Tiefe hervor. Auch hier beging man freilich verhängnißvolle Fehler, denn dadurch daß man immer nur von der Seite her Straße für Straße, Haus für Haus, Zimmer für Zimmer ausräumte, indem man dabei bald von oben nach unten, bald von unten nach oben grub, wurde mancher Gegenstand zerstört und mancher seiner Stütze beraubte Haustheil in das nachfolgende Geröll mit fortgerissen. Desgleichen rügt es Overbeck mit Recht, daß man die Schutthügel so unmittelbar außerhalb der Stadt aufwarf, wodurch ein hoher Wall entstanden ist, der jede Aussicht in die Stadt und aus der Stadt heraus versperrt. Trotz dieser Mängel haben sich jedoch die unter Mürat und nach ihm wirkenden Architekten vielfache Verdienste um die Ausgrabung Pompejis erworben, so der Marchese Michael Arditi, der als Oberintendant zuerst einen durchdachten Ausgrabungsplan entwarf, und die Architekten Bonnucci und Pietro Bianchi. Unter letzterem wurde ein Theil der Merkurstraße und die Fortunastraße in den dreißiger Jahren zugänglich gemacht, nachdem 1815—1819 fast das ganze Forum und die Abundanzastraße und in den zwanziger Jahren die Bäderstraße mit den alten Bädern und dem Fortunentempel, ferner die letzten Gebäude des Forums und eine Seite der Merkurstraße zur Oberwelt gefördert waren. Gegen Ende der dreißiger Jahre erlahmte die Thätigkeit aufs Neue und wurde so häufig und dauernd unterbrochen, daß die Ausgrabungen oft nur zu Ehren hoher Gäste des Königs wieder aufgenommen wurden. So konnte Pückler-Muskau spottweise 30 Arbeiter zählen, die er bemerkt habe, nämlich 15 Maulesel und 15 Kinder. Eine wesentliche Aenderung zum Besseren brachte erst die neuste Zeit, nachdem durch weitere Ausgrabungen zwischen Forum und Stabianerstraße in das wiedererstandene Pompeji glücklich einiger Zusammenhang gekommen war.

Ein neues System, das schon längere Zeit erprobt war und sich immer mehr geltend machte, wurde durch den gelehrten, sachverständigen Museumsdirector Fiorelli aufs Vollkommenste gehandhabt. Dieses System besteht darin, daß man die Gebäude jeweils in horizontalen anstatt senkrechten Schichten abträgt und dadurch im Stande ist, nicht nur alle Gegenstände mehr zu schonen, sondern auch die Dächer und Böden durch Belassung ihrer seitherigen Stützen oder auch durch bequemere Einsetzung von neuen Stützen besser zu conserviren. Für die Ausfuhr des Schuttes hat man auf treffliche Weise durch Anlegung einer Schienenbahn gesorgt, auf welcher ein Zug kleiner von Eseln gezogener Lastwagen den Transport übernimmt.

Es gewährt ein Vergnügen eigener Art, solche Schatzgräberei mitanzusehen. Das emsige und doch so vorsichtige und geräuschlose Schaufeln, das Ab- und Zugehen der Träger, das Rascheln des Rapilligerölles, das Klirren der Nägel und anderer Metallsachen und bei alledem die gespannte Erwartung aller Anwesenden in Bezug auf die gehofften Schätze, das Alles könnte füglich an das Treiben einer Spielbank erinnern, wo jede Minute eine getäuschte oder befriedigte Erwartung bringt. Das höchste Lob verdient die Sorgfalt, mit der Fiorelli für die Erhaltung aller Funde und auch der kleinsten Haustheile bemüht ist. Eingesunkene Pfeiler werden sofort neu aufgebaut, alles Schadhafte restaurirt und Werthsachen, die an Ort und Stelle verbleiben, durch Schutzdächer gegen die Unbilden der Witterung sichergestellt. Insbesondere ist es jetzt Grundsatz, werthvolle Gemälde nicht mehr herauszusägen und ins Museum zu verbringen, wodurch sie ihrem Bestimmungsorte entfremdet werden und gerade an der Stelle eine häßliche leere Fläche entsteht, wo jene als wohlangebrachter Schmuck glänzen sollten, sondern man läßt sie zur Erhöhung des Totaleindrucks an ihrem Orte und bestrebt sich nur, sie durch Nothdächer gegen das Wetter, sowie durch Brustwehren gegen das

Publicum zu schützen. In Bezug auf jene leeren Flächen wäre, wo sie bereits bestehen, mit Overbeck zu wünschen, daß sie wenigstens mit einer Notiz über die daselbst ausgenommenen Gemälde oder, fügen wir hinzu, mit einer Copie derselben versehen wären. Leider ist es unstatthaft, auch die sonstigen Werthsachen, seien es Geräthschaften oder Kunstobjecte, an ihrer Stelle zu belassen, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß Kunst- und Raritätenfreunde sich unausgesetzte Angriffe auf dieses kostbare Gemeingut erlauben würden, ohne daß die angestrengteste Aufsicht einen zureichenden Schutz gegen Entwendungen bilden könnte. Das Mögliche ist aber auch hier geschehen, indem man an der Porta marina ein kleines Museum angelegt hat, woselbst neben den berühmten pompejanischen Gypsabgüssen und einer Anzahl Menschen- und Thierskelette alle möglichen Gegenstände aufbewahrt und mit dem Fundort in nähere, das Verständniß erleichternde Verbindung gebracht werden. Ueber die Funde wird ein genaues Protocoll geführt, von den ausgegrabenen Gebäuden aber werden sogleich Modelle angefertigt, um ihre Veränderungen zu controlliren und nach etwaigen Beschädigungen ihren früheren Zustand zu kennen. Oder hat man gar in Rechnung gezogen, daß Pompeji einem zweiten Tode anheimfallen könnte?

Bei derartiger Fürsorge ist nur die Knappheit der verfügbaren Mittel zu beklagen [1]). Wenn Winckelmann seinerzeit weissagte, daß bei so langsamem Fortschreiten der Arbeiten noch die Nachkommen vierter Generation zu graben fänden [2]),

---

1) Für das Museum und Pompeji gemeinsam sind im Budget nur 60,000 Fcs. ausgeworfen. Uebrigens werden auch durch Eintrittsgelder namhafte Summen erzielt. Die Ausgrabungen in Pompeji lieferten in den zwölf Jahren von 1863—1874 eine Einnahme von 346,538 Lire, die in Herkulanum in acht Jahren 49,614 Lire, das Museum in Neapel in acht Jahren 105,935 Lire.

2) Winckelmann, „Herkulanum und Pompeji, wie es jetzt ist“. Schrift vom Jahre 1762.

so blieb diese Aeußerung weit hinter der Wirklichkeit zurück, denn jetzt sind kaum zwei Fünftel der Stadt aus ihrem Grabe emporgestiegen und läßt sich unschwer voraussagen, daß bei gleich knapper Geldbewilligung das Werk noch ein Jahrhundert in Anspruch nehmen wird. Uebrigens haben die Arbeiten neuerdings unverkennbar einen lebhafteren Aufschwung genommen. Trotzdem ist es nicht zu entschuldigen, daß die Ausgrabung Pompejis nicht als nationale Ehrensache betrieben wird, so daß in Anbetracht der ungünstigen Staatsfinanzen wenigstens die Privaten sich aufmachen, um durch freiwillige Spenden das weltgeschichtlich wichtige Unternehmen zu beschleunigen. Wenn die italienische Nation sich in ähnlicher Weise der Sache bemächtigte, wie die deutsche sich des Kölner Dombaus, so würden kaum Jahrzehnte vergehen, bis auch das letzte Haus Pompejis aus Schutt und Asche erstanden wäre. Zwar hat auch das langsame Vorwärtsschreiten des Werkes seine Vorzüge, indem es, wie Overbeck bemerkt, das Interesse noch auf lange hin wach erhält und die fortschreitende Wissenschaft Zeit gewinnt, das successiv Gewonnene gründlicher zu verarbeiten. Allein ohne einer Ausdehnung des Ausgrabungswerkes das Wort zu reden, welche die Oberaufsicht allzu sehr erschweren würde, und ohne die kräftigere Activität der letzten Jahre zu verkennen, ließe sich bei zureichenderen Mitteln dennoch ein rascheres Tempo erreichen und zudem wird auch nach vollendeter Ausgrabung das wissenschaftliche Interesse noch lange nicht zu erlahmen drohen, indem es sich alsdann ohne Zweifel auf den Wiederaufbau und die sachgetreue Ausstattung einzelner Häuser und überhaupt auf gründliche und zweckmäßige Restauration baufälliger Theile zu verlegen hat. Indessen gewährt uns schon das heute zugängliche Pompeji eine unerschöpfliche Nahrung für Geist und Gemüth, eine unendlich reiche Ausbeute für Kunst und Wissenschaft, Geschichte und Archäologie, so daß, was Zufall und Menschenfleiß uns solchergestalt erschlossen haben, für die Mit-

und Nachwelt geradezu von unschätzbarem Werthe ist. Wenige Andeutungen über die Physiognomie Pompejis mögen das näher ins Licht setzen.

Freilich, indem wir es versuchen, dem Leser ein allgemeines Bild von dem Zustande Pompejis zu entwerfen, fühlen wir erst den gewaltigen Abstand, welcher gerade hier zwischen sinnlicher Anschauung und unseren vorgefaßten Vorstellungen und Begriffen stattzufinden pflegt, denn nirgends ist es nöthiger, seinen Begriff aus der Anschauung zu gewinnen, als gerade hier. Auch ein einmaliger vorübergehender Besuch Pompejis genügt kaum zu einer richtigen Auffassung des Geschauten, denn der erste Eindruck Pompejis enttäuscht in der Regel und läßt uns in Bezug auf die erwartete Fülle großartiger Sehenswürdigkeiten unbefriedigt, so daß selbst Goethe mit seiner eminenten Fassungsgabe von dem „wunderlichen halb unangenehmen Eindruck dieser mumisirten Stadt" spricht, den er aus dem Gemüth zu wischen bestrebt war. Pompeji gleicht eben einer durch Brand gründlich verwüsteten Stadt, von der nur noch die Grundmauern und auch diese oft nur in ihren unteren Theilen zu sehen sind. Die oberen Stockwerke, die aus leichterem Material und zum Theil aus Fachwerk aufgeführt waren, sind der Katastrophe des Jahres 79 und dem Einflusse der Zeit erlegen. Alles Holz- und Balkenwerk ist verschwunden oder verkohlt, Nägel und andere Eisentheile sind oxydirt, Decken und Dächer eingestürzt. So findet der Neuling auf den ersten Eindruck nur ein drei bis vier Meter hohes Chaos von Tuff-, Lava- oder Backsteinbauten, die nach der Straßenseite ihre Stuckbekleidung größtentheils eingebüßt haben. Allein je mehr wir uns mit Pompeji vertraut machen, desto unwiderstehlicher fühlen wir uns angezogen wie von einem Menschen, dessen liebenswürdiger Charakter uns bald über die Häßlichkeiten seiner Physiognomie hinwegsehen läßt; eine Fülle wichtiger Einzelheiten entfaltet sich allmählich vor unserem äußeren und inneren Blick, das Chaos gewinnt durch Studium Gestaltung

und gestützt auf den Boden lebensvoller Wirklichkeit baut sich die anfänglich getäuschte Phantasie aufs Neue ihren Himmel auf.

Zwei Vorzüge begründen den einzigartigen archäologischen Werth Pompejis: der Detailreichthum und die harmonische Einheit des antiken Lebens, die sich uns dort erschließen. Was das Erste anlangt, so verdanken wir Pompeji fast ausschließlich unsere Kenntniß des römischen Privatlebens, das durch eine unerschöpfliche Fundgrube von antiken Objecten sich uns vermittelt hat und selbst nach der systematischen Plünderung zu Gunsten der Museen noch aus tausend Kleinigkeiten an Ort und Stelle zu uns redet. Es macht einen weihevollen Eindruck, dieses hingegangene Leben zu belauschen, uns in seine eigensten Geheimnisse einzudrängen und Räume zu betreten, in die oft nur wenige zugehörige oder bevorzugte Personen zugelassen waren. Was ferner die Harmonie und Einheit betrifft, in der das Alterthum uns dort entgegentritt, so ist das ein Vorzug, den Pompeji in gleichem Grade mit keinem Orte der Welt theilt, auch nicht mit Rom, dessen antike Gebäude allenthalben mit modernen versetzt, durch sie beherrscht oder durchweg verändert sind. Wohl hat Pompeji keine imposanten Meisterwerke der Architektur aufzuweisen, wie sie Rom geschaffen hat und noch als Ruinen besitzt, ja nicht einmal eine schwache Analogie der in Rom einst hochgepriesenen Bauten ist in dieser bescheidenen Provinzialstadt zu finden, aber es ist doch eine Stadt. In dieser völlig in sich abgeschlossenen Welt wird der Geist nirgends abgelenkt, sondern durch die rein antike Umgebung geradezu gezwungen, das Unfertige auszubauen, das Zerstörte zu ergänzen und die luftigen Räume mit lebensfähigen Gestalten zu bevölkern.

Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs Neu' bauet sich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!

Pompeji durch einen Schuttring künstlich zu isoliren, wie es leider geschehen, hätte man nicht nöthig gehabt. Liegt es doch in ziemlicher Entfernung von allen Ortschaften auf einer sanft zum Vesuv ansteigenden Ebene, deren zahlreiche Pinien und sonstige Baumgruppen den Blick in die Umgebung beschränken, während Meer und Berge nicht dazu angethan sind, den antiken Eindruck zu verwischen. „Wir sehen, bemerkt Roßmann richtig, nur was ein Pompejaner aus Titus' Zeiten auch sah, die Stadt, den Himmel, den Vesuv, den St. Angelo und das Meer, wir beschreiten dasselbe Pflaster, das Cicero und Sallust, Pansa und Diomedes betreten haben." Ist es da ein Wunder, wenn Alle, die mit empfänglichem Sinne dieses Heiligthum betreten, sich der Gegenwart entrückt und auf Stunden als Zeitgenossen der Pompejaner fühlen? Ist es nicht begreiflich, daß die Feder des Gelehrten wie des Dichters sich in Bewegung setzte, um die erhaltenen Eindrücke in ihrer Art zu verarbeiten?

Was diese Eindrücke unterstützt, das ist die überraschend gute Erhaltung der Metall- und Kunstgegenstände, namentlich aber auch der Gemälde, so daß jeder Augenzeuge sofort die Wahrheit bestätigt findet, daß der Vesuv mehr zur Erhaltung als zur Zerstörung von Pompeji gewirkt hat, was auch von Herkulanum gilt, obgleich dessen Gebäude wegen der Lava- und Schlammströme im Allgemeinen mehr gelitten haben. Was würde doch von diesen Städten jetzt noch zu sehen sein, wenn der Vesuv nicht seinen schützenden Mantel um sie geschlagen hätte? In der That, wenn wir alle die ausgegrabenen Objecte Revue passiren lassen, von denen viele eben erst aus der Hand des Meisters hervorgegangen scheinen, können wir nicht genug die providentielle Fürsorge des Schöpfers bewundern, die über diesen Städten gewacht hat. Quantitativ und qualitativ gilt nahezu das Wort Schillers:

„Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt".

Und was sie nicht bewahrt hat, davon hat sie uns doch soweit

Spuren hinterlassen, daß es dem menschlichen Geiste gelingt, sich eine Vorstellung davon zu machen und das Zerstörte, sei es auch nur in Gedanken, zu reconstruiren [1]). Freilich wird solche Reconstructionsarbeit im Laufe der Zeit immer schwieriger, denn das Ausgrabungswerk und die seitdem verflossene Periode haben vielleicht mehr Schaden angerichtet, als die anderthalb Jahrtausende, die Pompeji und Herkulanum im Schooße der Erde schliefen. Es ist leider unbestreitbar: Pompeji ist nur auferstanden, um neuer Vernichtung anheimzufallen, so daß wir auch den Schmerz des Dichters [2]) verstehen, der von sich sagt:

Freudig kam ich, Stadt der Alten,
Und mit Wehmuth scheid' ich nun;
Würdest unter deiner kalten
Lava du nicht besser ruhn?

Auf die Worte der Beschwörung
Stiegst du zögernd aus der Gruft;
Jetzt erst faßt dich die Zerstörung,
Schatten taugt nicht Himmelsluft.

---

1) Reconstructionsversuche in Zeichnungen giebt es zahlreiche. Eine wirkliche Nachbildung und zwar der Villa des Diomed ist das von König Ludwig gebaute „Pompejanum" bei Aschaffenburg. Sehenswerth ist in dieser Hinsicht das „Pompeirama" in der Villa nazionale in Neapel.

2) „Pompeji" von Herm. Lingg.

Fünfzehntes Kapitel.

Herkulanum.

Aufs Neu' bauet sich Herkules' Stadt.
Schiller.

Nach unseren Vorberichten über die Auffindung und Ausgrabung der verschütteten Städte steht Nichts im Wege, dort unsern Einzug zu halten. Obgleich wir nun Uneingeweihten den Rath ertheilten, Herkulanum erst nach einer genaueren Besichtigung der Ruinenwelt Pompejis aufzusuchen, erlauben wir uns dennoch, im Vertrauen auf unsere Ortskunde, unserer eingeschlagenen östlichen Route treu zu bleiben und dem Leser zuerst ein Bild von der näher bei Neapel gelegenen Herkulesstadt zu entwerfen. Zur Abwechslung leihen wir unserer Schilderung diesmal wieder das wärmere Colorit des persönlich Erlebten und Empfundenen. Später in Pompeji, wo die Fülle des aufzunehmenden Stoffes sich weder für den Leser in ein einzelnes Kapitel, noch für den Besucher in einen einzigen Nachmittag zusammendrängen läßt, dürfte uns die Miene eines Berichterstatters oder die Rolle eines Cicerone besser stehen. Vernehme also der Leser die Eindrücke, welche der Verfasser empfing, als er in Begleitung eines ihm befreundeten deutschen Landsmannes zum ersten Male in dem wieder aufgedeckten Herkulanum umherwandelte.

Ein heißer Sommernachmittag fand uns auf der vielbefahrenen staubbedeckten Straße nach Portici, der verwichenen

königlichen Sommerresidenz bourbonischen Angedenkens. Lichten Himmel über uns, die Brust von frohen Erwartungen geschwellt, so flogen wir in schmutziger Carozella an dem unheimlich drohenden Castel del Carmine vorbei mitten durch das lärmende Schiffervolk der Marinella, jener östlichen Uferstraße des weiten, völkerwimmelnden Neapels, an welcher die für nähere Küstenfahrten bestimmten Segelbarken unter dem obligaten Geschrei zerlumpter, weiland Lazzaroni genannter Müßiggänger befrachtet oder ihres Inhalts entleert werden. Bald rasselte unser Gefährt über die Ponte della Maddalena, welche über das geschichtlich oft genannte und nach Metastasios Ausdruck „ehrenreiche aber wasserarme“ Flüßchen Sebeto führt und das Ostende Neapels bezeichnet. Was jenseits liegt gehört zur Gemeinde San Giovanni a Testuccio, wird aber nach vulgärem Sprachgebrauch bereits zu der landsitzreichen Stadt Portici[1]) gerechnet. Die vierstöckige Caserne zwischen dem Meere und der Fahrstraße, die hier sogleich ins Auge fällt und nach ihrer ursprünglichen Bestimmung als Kornspeicher i Granili heißt, muß mit dem berühmten Armenhause, dem Albergo dei poveri in Neapel, zu den Riesengebäuden gezählt werden, die ihres Gleichen suchen. Also selbst an der Schwelle des sanftfluthenden Meeres und unter dem heitersten Himmelsblau fehlt nicht als Wahrzeichen der modernen Zeit die Caserne, die in solcher Umgebung und unter so zwanglos angelegtem Volke trotz des gewaltigen Materials, das dafür aufgewendet wurde, fast wie ein Possenspiel sich ausnimmt.

Nicht lange, so befanden wir uns in der sonnenbeglänzten Häuser- und Villenreihe des freundlichen Portici, das in der Hauptsache fast nur aus einer einzigen breiten Straße besteht, während rechts und links hinter den Gitterthüren mancher

---

[1]) Der Name Portici stammt von dem bei Petronius erwähnten Herculis porticus, einer bei Herkulanum bestandenen Halle des Herkules (Nobile III, 241).

Hausflur sich reizende Parkanlagen mit Blumenbeeten, Figuren und Nischen zeigten, ein Beweis, daß ihre Besitzer sich mitten im lärmenden Treiben des Tags ihre Ruhe zu sichern und sich durch erhebenden Blick auf den Vesuv oder die weite Meeresfläche zu erfrischen verstanden. Was dagegen unsere Sinne auf der Straße selbst gewahr wurden, die bunte Menge von Fuhrwerken und Lasteseln, die mit unnachahmlich krächzendem Spornruf von Zeit zu Zeit zu energischerem Trotte angetrieben wurden, die vor der Hausthüre arbeitenden Handwerker, die spindeldrehenden Weiber und ihre im Hemde spielenden Sprößlinge, die Limonadenmädchen hinter ihren bizarr verzierten Aquajuolständen, die wandernden Victualienhändler, mit unmelodischem Geschrei ihre Waaren feilbietend, die Gruppen streitender Fischer in ihrer aufgeschürzten Hose und phrygischen Mütze, die unermüdlichen Drehorgelspieler und beutegierigen Bettler, dazu im Innern der Häuser der vielstimmige Chor ihrer Insassen, die halbnackten, ihre Handmühle drehenden Bäckergesellen, der Lärm der stets offenen Tabagien und Trattorien, dieses ganze buntbewegte unbeschreiblich geräuschvolle Volksleben, das wie ein Jahrmarkt sämmtliche Sinne gefangen hält, ließ uns fast vergessen, daß wir Neapel hinter uns hatten, noch mehr aber, was wir zu suchen kamen und welches Leben sich einst unter jenem Plaster abspielte. Und doch ist es ja meist nur der altgeschichtliche Untergrund Porticis und Resinas, der den Fremden anzieht, da beide Orte bekanntlich zum guten Theil auf dem untergegangenen Herkulanum [1]) stehen.

Welchen culturgeschichtlichen Gegensatz bezeichnet doch dieser Boden! Eine reiche und ziemlich aristokratische Bevölkerung hat nun einem armen, wenn auch zufriedenen Proletariate Platz gemacht, das meist sorglos von der Hand in den Mund

1) Herkulanum, griechisch Herakleion, vergl. Strabo V, 247; Plin. III, 9, 10.

lebt und von der uralten griechischen Cultur der unten begrabenen, nach der Sage von Herkules gegründeten Oskerstadt nicht das geringste Verständniß hat. Unter solchen Gedanken fuhren wir durch den der Hauptstraße als Passage dienenden Hof des großen, übrigens stilistisch unbedeutenden Lustschlosses, das Karl III. 1738 durch den Architekten Antonio Cannavari zu bauen begonnen und nach der Vesuv- wie nach der Meeresseite mit prächtigen, aussichtreichen Gartenanlagen ausgestattet hatte. Der Bau erfolgte damals auf Wunsch seiner Gemahlin Amalie, die gelegentlich einer Barkenfahrt ihr Entzücken über die Lage des Orts ausgesprochen hatte. Den Hinweis auf die gefahrdrohende Nähe des Vesuv wies der Regent in echt neapolitanischer Weise mit den Worten zurück: „la Madonna e San Gennaro ci penseranno“ d. h. „die Madonna und der hl. Januarius werden schon daran denken“. Kein Wunder, daß dieses Schloß auch von Anfang an bis 1790, wo erst das heutige Museum in Neapel zu einer Centralstätte aller Kunstsammlungen geschaffen wurde, zur Aufnahme der pompejanischen und herkulaner Alterthümer diente, da es den untergegangenen Städten so nahe lag.

Wenige Schritte hinter dem Schlosse beginnt die Ortschaft Resina, das hier bei einer Straßenüberbrückung unmerklich mit Portici verschmilzt, und mit ihr das unterirdische Ruinenreich, denn an der bezeichneten Grenze und zwar dicht an der Straße befindet sich, durch eine Inschrift kenntlich, der bescheidene Eingang zu dem berühmten herkulaner Theater in Gestalt eines kleinen Führerhauses, von dem aus man in die interessante Unterwelt hinabdringt. Nach Erlegung der Taxe erhielt Jeder von uns eine Kerze und so gings auf einer Treppe wie in einen tiefen Keller hinab. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach ein dumpfes Wagengerassel die Stille dieser abgeschiedenen Räume, das von der oben gelegenen Hauptstraße herrührend an das Licht und Leben der fröhlichen Oberwelt erinnerte. Die Treppe besteht — wir nahmen uns die Mühe des

Zählens — zunächst aus 54 Stufen modernen Ursprungs und mündet in den oberen gewölbten Theatercorridor, der die Sitzreihen des Zuschauerraums oder der sogenannten cavea in der Runde umgiebt. Durch vier große Bogenfenster und mehrere kleinere Oeffnungen erhielt diese mit weißem Marmor gepflasterte Galerie einst ihre Beleuchtung. Von der offenen Galerie, die mit zahlreichen Broncestatuen z. B. des Nero Drusus und seiner Gemahlin Antonia ausgestattet, oben auf der Spitze des Theaters herumlief, ist Nichts mehr zu sehen. Es versteht sich, daß von dem erwähnten Corridor aus mehrere Eingänge oder „Vomitorien" zu den Sitzreihen Zutritt gewährten. Es waren deren sieben entsprechend der Zahl der Treppen (itinera), welche den Zuschauerraum concentrisch von oben nach unten durchschnitten und in sechs Abschnitte (cunei) zerlegten. Durch eine breite, in die vulkanische Masse und die Corridorwände gebrochene Oeffnung und zwar auf den Stufen der alten Sitzreihen setzten wir unsere unterirdische Reise fort in die Tiefe der Orchestra, die 27 Meter unter der Erdoberfläche liegt und nur durch mehr als hundert Treppenstufen im Ganzen erreicht wird. Alles ist in völliges Grabesdunkel gehüllt mit Ausnahme des kleinen Theils der Sitzreihen, der durch das berühmte Brunnenloch des Entdeckers erhellt wird und an dem der Besucher dieser Räume vorüber muß. Das ganze Theater ist nämlich durch eine Aschenmasse verschüttet, die durch den Hinzutritt von Regengüssen und, wie man annimmt, auch von Wasserströmen, die dem Vesuv entquollen, sich so tuffartig verdichtete, daß sie längere Zeit für Lava gehalten wurde. Da das Theater von dieser vulkanischen Masse sich großentheils ausgefüllt zeigt und da, wo diese entfernt ist, mit Rücksicht auf das oben befindliche Resina mit breiten Pfeilern unterbaut wurde, so fehlt alle Uebersicht über das Ganze und selbst in die Einzelheiten gestattet das schwach flackernde Licht nur geringen Einblick, so daß nur bei etlicher Vorkenntniß der römischen Theatereinrichtung einigermaßen eine

Orientirung möglich wird. So mußten wir auch darauf verzichten, uns selbst davon zu überzeugen, daß das Theater 24 Sitzreihen habe, welche ohne Absatz aufsteigen, so zwar daß oben drei, unten aber fünf Reihen letztere für privilegirte Personen von dem Ganzen sich ablösen [1]). Wozu auch, was Andere bereits sichergestellt, noch einmal constatiren?

Auf der Sohle des Theaters angekommen, befanden wir uns in der Orchestra d. h. in dem halbkreisförmigen zwischen den Sitzreihen und der Bühne gelegenen Raume, dessen Boden in Herkulanum mit buntem Marmor bedeckt war. Die Orchestra reicht hier nicht bis dicht an die Bühne, von der sie vielmehr durch einen ursprünglich mit giallo antico belegten Gang geschieden ist, aber aus der mäßigen Breite dieses Gangs, welcher die Sitzreihen immerhin möglichst nahe an die Bühne heranrückt, sowie aus der geringen Höhe des Bühnenbodens über der Orchestra darf man schließen, daß wir es in Herkulanum nicht mit einem griechisch stilisirten, sondern mit einem römischen Theater zu thun haben. In griechischen Theatern nämlich war die Orchestra größer und lief über den von den Sitzen eingeschlossenen Halbzirkel ein gutes Stück hinaus, weil er zur Aufführung der Chortänze bestimmt war. In römischen Theatern, wo diese wegfielen, wurde die Orchestra zu Ehrenplätzen für Senatoren, Vestalinnen und andere ausgezeichnete Personen bestimmt, was auch in Herkulanum abermals bestätigt wurde, sofern man hier einen curulischen Sessel aus Bronce entdeckte, den muthmaßlichen Ehrensitz eines Duumvirs [2]).

---

1) Wenn Winckelmann in seinem Sendschreiben über die Entdeckungen von Herkulanum nur 16 ununterbrochen sich über einander erhebende Sitzreihen zählt und ganz oben drei andere, zu welchen man durch besondere Stiegen gelangte, so werden die unteren fünf Sitzreihen deshalb nicht mitgerechnet, weil sie viel breiter waren und erst mit Bisellien besetzt werden mußten.

2) Die sella curulis, ein aus Elfenbein, später aus Bronce gefertigter Prachtsessel ohne Lehne mit vier kreuzweise gestellten Füßen, war bekanntlich eine Auszeichnung der höheren (curulischen) Magistrate.

Dies hatte die weitere Folge, daß die Bühne statt einer Durchschnittshöhe von acht Fuß, welche die entfernter liegende griechische Bühne hatte, dem Vitruvius zufolge die Höhe von fünf Fuß nicht übersteigen durfte, damit die Zuschauer von der Orchestra aus die Bühne bequem übersehen und „in den Tänzen, welche eben daselbst aufgeführt wurden, auch das Spielen der Füße der tanzenden Personen mit ansehen konnten[1])".

Noch niedriger und bequemer ist die drei bis vier Fuß hohe Bühne in Herkulanum. Von besonderem Interesse ist die Bühne, die man im Unterschied von der Scene oder dem umschließenden Bühnengebäude, in der Regel als das Proscenium bezeichnet und deren vorderer Rand in seiner ganzen Länge bloßgelegt ist. Der Führer pflanzte die Lichter an den beiden Enden des Prosceniums auf und wir erstaunten über ihre Längen- beziehungsweise Breitenausdehnung, welche ein Drittheil mehr als die des Teatro San Carlo beträgt, dessen gewaltiger Zuschauerraum jedoch nahezu die gleiche Personenzahl wie das herkulaner Theater mit seinen 3500 Sitzen[2]) zu fassen im Stande ist. Die Tiefe des Prosceniums ist bekanntlich bei den antiken Bühnen gering, war jedoch bei den Römern bedeutender als bei den Griechen und erstreckt sich in Herkulanum je nach den Vorsprüngen der Scenenwand schwankend bis zu neun Meter. Diese Bühnenwand, welche bei den Alten in dem reichen Stile einer Palastfaçade gebaut und so auch in Herkulanum mit Säulen, Architraven, Gesimsen und Nischen mit Statuen architektonisch und plastisch wirksam decorirt war, ist nur bis zu einiger Höhe ausgegraben und entzieht sich leider aus Mangel an Licht sowie auch wegen etlicher störender Stützpfeiler dem Anblick des Beschauers. Wir konnten nur noch zehn aus der Wand hervortretende korinthische Halbsäulen unterscheiden. Im Uebrigen lassen sich noch die mancherlei

[1]) Winckelmann a. a. O.

[2]) So nach Winckelmann, welcher $1^1/_2$ Palmen Sitzraum auf die Person berechnet, Andere versteigen sich bis zu der Zahl 8000 und 10,000.

Bühnenbestandtheile erkennen, so die drei Thüren in der hinteren Bühnenwand, darunter die große gewölbte Mittelpforte, die porta regia, welche den Eingang zur antiken Königsburg darstellte, ferner zwischen der Bühne und der Orchestra eine quer durch die ganze Theaterbreite reichende Vertiefung, worin der Vorhang bei Anfang des Stücks geborgen und zum Schlusse im Gegensatze zu unserer Methode wieder emporgezogen anstatt herabgelassen wurde. Die Brüstungsmauer, die den Vorhangaufzug vorn einschließt und maskirt, zeigt auf der Seite der Zuschauer einige bald runde bald eckige Einschnitte, welche der Führer mit naiver Kühnheit für Musikantenplätze erklärte, die augenscheinlich jedoch durch ihre starke Gliederung nur auf architektonische Wirkung berechnet sind. Vor Allem ins Auge fallen zwei mannshohe, viereckige Postamente an den vorderen Enden des Prosceniums, welche nach Inschriften auf den noch erhaltenen Plinthen früher die Statuen einerseits des Prätors und Proconsuls Markus Nonius Balbus, andererseits des bei der Errichtung der Ehrensäule bereits verstorbenen Consuls und Feldherrn Appius Claudius Pulcher trugen, der im Jahre 38 v. Chr. amtirt hatte. Was uns sonst noch vom Theater gezeigt wurde, die Reste einstiger Wandbemalung, namentlich ein Fleck lebhaften Roths in seltener Frische in den Sälen seitwärts von der Bühne, wo sich, um modern zu reden, die Garderoben befanden, weiter der Hohlabdruck einer Broncemaske, die man als einzig redende Spur des hier abgespielten Bühnenlebens in der Aschenschichte hinter der Bühne erblickt, bieten nur vorübergehendes Interesse. Außerdem ist noch ein äußerer Corridor zu sehen und in ihm silhouettenartig die Umrisse eines Mannes, der hier gegen die Wand gedrückt verunglückte und sich gleichsam versteinerte — auch ein Zeugniß der gewaltigen Unglückskatastrophe, die über diesen Tempel der Thalia hereinbrach.

Mit solchen fragmentarischen Anschauungen, die sich zum Glück in Pompeji trefflich ergänzten, verließen wir das unter-

irdische Labyrinth, mannigfach angeregt, doch, die Wahrheit zu gestehen, von dem Gesehenen nicht sonderlich befriedigt. Wäre es möglich gewesen, diesen Bau einigermaßen vollständig ans Tageslicht zu schaffen, so besäßen wir in ihm unstreitig das schönste Gebäude der untergegangenen Städte. So ist es nur ein finstres Grab, mit dem die Musen Nichts mehr gemein haben. Nach dem in Resina gezeigten Modell bestand die Außenseite des Theaters aus zwei über einander gebauten Arcaden von je 15 Bogen und war mit ihrer Abrundung dem Forum zugewendet, während der Porticus hinter der Scene, der zum Schutze bei Unwetter diente, mit dem um das Forum laufenden Verbindung hatte. Der ganze Prachtbau war ein Privatgeschenk. Zwei Inschriften über den Eingängen zu der Orchestra belehren uns, daß der Censor Lucius Annius Mammius Rufus es auf seine Kosten und zwar durch den Baumeister Numisius erbauen ließ, ein Bürgersinn, der bei Römern nicht ungewöhnlich war.

Neben dem Theater besaß Herkulanum eine Reihe Prachtgebäude, die nie ausgegraben oder wieder verschüttet wurden. So wird unter den ersten Ausgrabungen ein aus 24 Säulen von alabastro fiorito gebildeter, mit giallo antico gepflasterter und mit Statuen gezierter Rundtempel genannt, weiter ein circa 50 Meter langer und 20 Meter breiter Tempel, dem die vier Monochrombilder auf Marmor und die vier berühmten Fresken auf concavem Grunde entstammen, welche bekanntlich des Theseus Rückkehr von der Erlegung des Minotaur, Herkules und Telephus mit der Hirschkuh, Chirons Unterrichtung des Achill und Olymps Flötenunterricht bei Marsyas zum Gegenstande haben. Endlich befindet sich unter den wieder zugeworfenen Gebäuden ein über 70 Meter langer und über 40 Meter breiter, von M. Nonius Balbus erbauter Prachtbau, der jedenfalls den meisten Anspruch auf den Namen einer Basilika hat d. h. eine Gerichts- und nebenher auch für den Geschäftsverkehr bestimmte Halle war. Der Bau besaß fünf

Thore, von denen das Hauptthor über seinem Giebel die Reiterstatuen der beiden Balbus, Vater und Sohn, trug, die jetzt im Museum sind, ferner im Innern einen schön bemalten Porticus von 42 Säulen. Auch war er mit Bildsäulen z. B. den broncenen des Augustus und Claudius Drusus und den marmornen des Nero, Germanicus und Vespasianus verschwenderisch ausgestattet [1]).

Schon aus derartigen Angaben, noch mehr aber aus den gesammten herkulaner Kunstschätzen, wie sie im Museum aufgestapelt sind, können wir entnehmen, daß Herkulanum, obgleich es geschichtlich seine Schicksale mit denen Pompejis verknüpfte und wie dieses ein wesentlich griechisches Gepräge bei vielleicht ähnlicher Bevölkerungsziffer hatte, dennoch eine verschiedene geistige Richtung verfolgte. Herkulanum, welches Strabo unter dem Namen eines Castells anführt und auf eine dem Südwestwind ausgesetzte Landzunge verlegt, wodurch es einen gesunden Aufenthalt biete [2]), hatte trotz seines in Retina angelegten Hafens als Handelsstadt jedenfalls keinen Ruf, besaß dagegen besonderen Geschmack und hohe Neigung für die schönen Künste, da nicht nur seine Statuen und Broncen selbst unter der Voraussetzung, daß in Pompeji von den rückkehrenden Bewohnern manches Kunstwerk mitgenommen wurde, diejenigen ihrer städtischen Nachbarin weit übertreffen, sondern ihr auch in Bezug auf Malerei überlegen ist. Die wenigen Ausgrabungen, die außer dem Theater in einiger Entfernung von diesem gezeigt werden und die wir natürlich nicht zu besuchen versäumten, legten davon freilich keinen jetzt noch gültigen Beweis ab, weil die ausgegrabenen Gebäude nur eine bescheidene Seitenstraße bildeten, die man wegen ihrer Lage nach der Meeresseite vicolo di mare benannt hat und als ein Verbindungsgäßchen zwischen Forum und Basilika ansieht.

---

1) Nobile a. a. O. III, 187 ff.

2) Strabo V, 247.

Wir fanden die noch sichtbaren, von 1828 bis 1837 und neuerdings der Asche abgerungenen Privatgebäude fünf Minuten vom Theater entfernt neben einem Gartenweg und betraten, nachdem uns der Pförtner durch eine Gitterthüre Einlaß gewährt, eine schmale mit Lavablöcken gepflasterte und mit Trottoirs versehene Straße. Wir wandten uns zuerst links. Hier liegt zunächst dem jetzigen Eingang zu den Ausgrabungen und in der Richtung auf eine vermuthete porta marina der 1853 zu Tage geförderte Gerichtshof oder das Tribunal, ihm gegenüber das Gefängniß mit vergitterten Fenstern, in welchem man gefesselte Skelette entdeckte, daher man dieses Haus auch als die casa dei scheletri bezeichnet. Hinter dem armseligen Tribunal, in welchem Andere wohl richtiger ein Waarenlager erkennen wollen, ist ein Gebäude, das sich durch seine wohlerhaltene Feuerung und zwei Färbekessel als das Haus eines Färbers charakterisirt. Es wurde 1855 ausgegraben. In einem bleiernen Kessel, der mit einem anderen in einem Gewölbe steht, fand man eine Menge rother Farbe. Verschiedene Wasserabflüsse, die nach der Straße und wohl in den in einem Nachbargebäude sichtbaren Canal münden, stellen die Bestimmung des Raumes außer Zweifel. Das Haus auf der gegenüberliegenden rechten Straßenseite, welches nur theilweise ausgegraben ist, hat etliche Mörser, Amphoren und andere Gegenstände aufzuweisen und zeichnet sich in seinem hinteren Hof (Peristyl) durch ein Wasserbecken, die sogenannte Piscina, aus, welche ungewöhnlicher Weise, wie die Tiefe und die Treppenstufen beweisen, zum Baden bestimmt und eingerichtet ist.

Im Uebrigen bietet das jetzige „Ercolano" nur zwei aber freilich äußerst bemerkenswerthe Gebäude, das Haus des Argus und das des Aristides oder der Papyri, welche bei ihrer unmittelbaren Nähe möglicher Weise einen einzigen Complex bildeten, da namentlich bei größeren Villen mehrfache Wiederholungen einzelner Hausräume nichts Ungewöhnliches sind. Ersteres durch zwei Säulen am Eingang kenntlich, leider aber

hinter dem Garten nicht vollständig ausgegraben besitzt wie jedes römische Haus ein Atrium oder einen vorderen Hofraum, dahinter das Tablinum oder Archivzimmer und jenseit desselben eine dreiseitige korinthische Säulenhalle, während die vierte Seite sich an die Mauer lehnt, ein sogenanntes Peristyl, um welches sich die Privatzimmer des Hauses gruppirten. Ein enger Gang führt von hier aus zu der etwas abgelegenen Küche und mehreren Nebenräumen. Viele dieser Räume waren mit Marmor geplattet und ihre Wände mit Landschaften und Blumenfestons bemalt. Ueber diesen Theilen des Hauses befand sich einst ein oberer Stock mit zahlreichen Wohn- und Schlafräumen, welche großentheils auf eine Terrasse über dem Garten mündeten. Besagter Garten ist eigentlich ein zweites Peristyl, das sich durch einen rund umlaufenden geschmackvollen Porticus von 20 korinthischen Säulen und sechs Pfeilern als den am meisten in die Sinne fallenden Theil des Hauses auszeichnet. Die aus Ziegeln erbauten, mit Stuck überzogenen Säulen sind durchschnittlich gut erhalten und schließen wie zur Zeit des Titus ein wohlgepflegtes, nur etwas bescheidener angelegtes Gärtchen ein. „Neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Auch der alte Brunnen ist noch vorhanden und in der Mitte des Gärtchens steht noch ein Marmortisch, unter welchem man das Skelett einer Frau nebst Werthsachen entdeckte, mit denen sie hier Schutz gesucht hatte. Nach unzweideutigen Spuren zu schließen war früher wenigstens ein Theil der Säulen durch Gardinen verbunden und gegen die Gartenseite abgeschlossen. Ein geräumiges Triclinium d. h. Speisezimmer auf der einen Schmalseite des Peristyls enthält neben gemalten Trophäen und Victorien und zwar wie diese auf schwarzem Grunde das Bild, das dem Hause den Namen gegeben hat, nämlich den hundertäugigen Wächter Argus, der im Beisein des Merkur die Jno bewacht. Es ist deshalb eitel Verwirrung und pure Fiction, wenn mancherseits von einem Hause des Proconsuls Argus gesprochen wird. Dasselbe war schon von dem Prinzen

Elboeuf entdeckt und durchstöbert worden, daher man kein vollständiges Inventar der vielen in ihm gefundenen Gegenstände besitzt, zu denen namentlich eine im Museum aufbewahrte Quantität Lebensmittel als da sind Roggenkörner, Linsen, getrocknete Feigen, Nüsse, Haselnüsse, Mandeln und Pflaumen gerechnet werden muß und welche, wie es scheint, der gute Verschluß in Vasen und gläsernen Gefäßen in erkennbarem Zustande erhielt. Fast allzureichlich für ein einzelnes Haus und einen einzelnen Besitzer lautet dagegen das Verzeichniß von Gegenständen, die man dem Hause des Aristides entnommen haben will. So heißt es nämlich als Fundort der prächtigen Gewandstatue eines Redners, die herkömmlichermaßen als Aristides, neuerdings aber richtiger als Aischynes bezeichnet wird, während der andere Name von den berühmten Papyrushandschriften entlehnt ist, die hier in einem kleinen Bibliothekszimmer in verkohltem Zustande aufgefunden aber doch so weit lesbar wieder hergestellt wurden, daß sie einen Einblick in ihren Inhalt gestatten. Leider sind es nicht verlorene Bücher aus Livius, Tacitus u. s. w., welche man entzifferte, sondern Schriften unbedeutender griechischer Philosophen, welche des Besitzers Vorliebe für die epikuräische Philosophie an den Tag legen. Aber ein schlechter Kunstkenner muß er nicht gewesen sein, wenn es wahr ist, daß man in seinem jetzt wieder verschütteten Peristyl außer etlichen schönen Fontänen und Cascaden eine ganze Sammlung niedlicher Broncefiguren entdeckte, ja innerhalb des Gebäudes ein ganzes Museum der werthvollsten Statuen, unter denen wir nur die bekannten Broncefiguren des sitzenden Merkur, des trunkenen und des schlafenden Faun, der beiden Ringer, der sechs Tänzerinnen und eine Unzahl Broncebüsten geschichtlicher Persönlichkeiten hervorheben. Auch das mit Mosaikboden belegte Bibliothekszimmer war mit Broncebüsten von Demosthenes, Zeno, Metrodorus, Hermarchus und Epikur ausgestattet, den literarisch-ästhetischen Geschmack ihres Besitzers bekundend. Unter solchen Umständen fand sich natürlich auch das Kunst-

handwerk in angemessener Weise vertreten, wovon zwei Kandelaber, deren einer am Knaufe mit einem Greifen, der einen Dammhirsch, der andere mit einem solchen, der einen Stier verzehrt, verziert ist, ein fein gearbeiteter Dreifuß, ein mit Basreliefs von Thiergestalten geschmücktes und mit Silber ausgelegtes Bisellium[1]), sowie eine Anzahl feiner Glasgefäße hinreichend Zeugniß ablegen[2]). Unwillkürlich muß man sich bei diesen Nachrichten fragen, ob nicht ein bedeutender Bildhauer einst diese Räume bewohnt habe. Die wenigen sonstigen Gebäude, darunter ein mehrstöckiges, nach dem Meere gelegenes, das wegen der Magazine und Tavernen in seinen Parterreräumen für ein Wirthshaus gilt, erwecken kein sonderliches Interesse, wohl aber den Wunsch, daß die Ausgrabungen in Herkulanum, dessen Gebäude bei der Wohlhabenheit und dem Kunstsinn seiner Bewohner diejenigen Pompejis an Geschmack und Eleganz wahrscheinlich übertreffen, sich bald auf hervorragendere Theile der Stadt erstrecken möchten.

Alles Lob verdient die sorgfältige und zweckmäßige Weise, mit der Fiorelli das hier minder als in Pompeji verkohlte Holzwerk zu ersetzen und zum Studium der Holzconstruction nachzuahmen versteht. Wohl geht die Ausgrabungsarbeit noch langsam, denn mit der Knappheit der Mittel verbindet sich großentheils die Sprödigkeit des Stoffs, da wo Lavaströme eingebrochen sind oder die Asche sich durch Wasserzuflüsse steinartig verdichtet hat, doch bietet die Ausgrabung an ihrem gegenwärtigen Angriffspunkte so wenig Schwierigkeiten als Pompeji und so ist die Auferstehung Herkulanums wenigstens bis dahin gesichert, wo die Lava oder moderne Bauten dem Werke ein Ziel setzen. Auch das Wenige übrigens, das uns zu schauen vergönnt war, verließen wir nicht ohne einen gewissen Aufschwung des Gemüths, der sich überall da einstellt, wo der menschliche

1) bisellium ein breiter, den Raum von zwei Personen einnehmender Sessel, welcher als Ehrensessel zur öffentlichen Auszeichnung verliehen wurde. 2) Nobile III, 192 ff.

Geist, vom Staube der Alltäglichkeit befreit, der Schicksalsmacht gegenübersteht und das Leben vergangener Geschlechter in ihren ehrwürdigen Denkmalen unmittelbar vor Augen sieht. So fühlten auch wir uns über uns selbst erhoben, und um diese Stimmung auch in würdiger Umgebung ausklingen zu lassen, besuchten wir noch die reizenden Gärten der königlichen Villa Favorita am Südende und des königlichen Palastes am Nordende von Resina, wo wir im Blick auf den abendbeleuchteten Golf die Weihe dieses Nachmittags bis zu Ende kosteten. Auf der Bahn aber, die uns an dem malerischen Hafen von Portici vorüber wieder nach Neapel trug, beschworen wir das Gelübde, dem Museum einen erneuten Besuch abzustatten, lediglich um den aus Herkulanum stammenden Schätzen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Sechszehntes Kapitel.

Die Papyrushandschriften aus Herkulanum. Bibliotheken. Römischer Buchhandel.

Neues Jahrhundert, erfinde! rolle munterer und verständig. Warum werden von diesen Kohlenhandschriften nicht einige hierdorthin versandt? Vielleicht was hier nicht gelingt, gelingt dort und die schwarze Kohle giebt ihre Schrift wieder.

Herder, 1803.

Wer hätte durch die Ruinen Pompejis oder Herkulanums schlendernd und die Arbeiten ihrer Bewohner in ihren verschiedenartigen Denkmalen musternd nicht schon mit dem kühnen Wunsch sich getragen, auch ein Stück aus der geistigen Werkstätte vergangener Tage in Form eines antiken Schriftstücks vor Augen zu sehen? Diesem scheinbar unmöglichen Verlangen kann in mehrfacher Weise entsprochen werden. Ist es doch erst neuerdings gelungen, das Privatarchiv eines Pompejaners in einer Anzahl jener tabellae oder hölzerner Schrifttäfelchen, wie sie bei den Römern zu flüchtigen Aufzeichnungen in Uebung waren, nicht nur aufzufinden, sondern auch zu erhalten und zu lesen. Zwar ist der Wachsüberzug, auf den man bekanntlich die Schriftzüge einritzte, geschwunden, aber doch sind letztere noch erkennbar, indem der kräftig geführte Stylus des Schreibers in die Holzunterlage eindrang. Die vollständige Entzifferung dieser tabellae, welche 300 an der Zahl durch Bindfaden, der durch die Holzrahmen gezogen

wurde, je drei und drei zu sogenannten Triptychen verbunden· erscheinen, wird wohl nicht lange auf sich warten lassen und Archäologen, vielleicht auch Romanschreibern, neue Nahrung geben. Einstweilen läßt das zuerst entzifferte Täfelchen, das einen Schuldschein enthält, keinen Zweifel über den Charakter dieser Aufzeichnungen.

Dieser wunderbaren Entdeckung aus dem Gebiete römischen Schriftwesens, welcher nur die von 1786—1856 in Siebenbürgen entdeckten Wachstafeln in ihrer Art gleichzustellen sind, müssen wir einen kaum minder merkwürdigen älteren Fund anschließen, den wir dem schätzereichen Herkulanum verdanken. Es sind dies die 1793 aus der vorerwähnten Villa entnommenen Papyrusrollen. Also Handschriften aus der vor Jahrtausenden in Asche versunkenen Stadt? frägt der erstaunte Leser? Allerdings und zwar solche, die jeder des Griechischen kundige und mit gesunden Augen begabte Reisende im Museum nachzulesen vermag, wo sie, stückweise unter Glas und Rahmen gebracht, an den Wänden des Papyruszimmers umherhängen, soweit sie überhaupt bis jetzt aufgerollt und aufgeklebt sind. Wer die Mühe scheut, die alterthümliche griechische Unzialschrift [1]) selbst zu entziffern, der mag sich ersatzweise oder zur Nachhülfe der von verschiedenen italienischen Gelehrten publicirten zehn Bände bedienen, woselbst von den 1790 Rollen, die man entdeckte, über 500 in unsere bekannte griechische Minuskelschrift übertragen, ins Lateinische übersetzt und durch Anmerkungen und Ergänzungen interpretirt sind. Doch bleibt es, wie bemerkt, zu beklagen, daß das Schicksal uns in einem

---

[1]) Unzialschrift, die älteste Form der griechischen Schrift, aus lauter Initialen bestehend und von etwas geneigter Stellung im Unterschiede von der größeren und regelmäßigeren Capitalschrift, bei welcher jeder der senkrechten Buchstaben den Raum eines Quadrates ausfüllt, sowie im Unterschiede von der flüchtigen Cursivschrift und der späten Minuskelschrift, welche nach den Zeiten der Verwilderung die Wiederherstellung der Schrift bezeichnet und noch im Gebrauche ist.

Anfalle boshafter Ironie nur höchst werthlose philosophische Abhandlungen der epikureischen Schule in den Schooß warf, als da sind zwei Bücher des Epikur über die Natur, Schriften des Philodemos über Musik, Rhetorik, Frömmigkeit, über Tugenden und Laster, Sitten und Lebensweisen und alle möglichen, meist ethischen Gegenstände, eine Abhandlung des Philostrat über den Ehrgeiz, des Polystrat über den ungerechten Tadel, des Metrodor über die Empfindungen und Aufsätze von Phädrus, Phanas und Kolotes. Dazwischen befindet sich als einziges lateinisches Schriftstück das Fragment eines von Rabirius verfaßten Gedichtes über den Krieg zwischen Cäsar und Antonius. Ob sich die Lectüre lohne, mag man unter Anderm daraus schließen, daß das Werk von Philodemos über die Musik nur eine lächerliche Declamation gegen den Nutzen derselben enthält.

Allein ist der ganze Handschriftenfund nicht schon in formeller Beziehung, ist nicht schon die Thatsache, daß alle jene Rollen so wunderbar erhalten und auf künstliche Weise wieder lesbar gemacht wurden, interessant und lohnend genug, um wenigstens auf Augenblicke bei ihnen zu verweilen? Eine winzige Kammer ist ihr Fundort. Augenscheinlich war dies das Bibliothekszimmer, denn, sagt Winckelmann, „rund herum in der Mauer waren Schränke, wie in den Archiven zu sein pflegen, in Mannes Höhe, und in der Mitte im Zimmer stand ein anderes solches Gestelle für Schriften auf beiden Seiten, so daß man frei umhergehen konnte. Das Holz dieser Gestelle war zu Kohlen verbrannt und fiel zusammen, da man dieselben anrührte“. Solche Wandschränke und mit Fächern versehene Gestelle, in denen die Rollen entweder offen oder in eine gelbe oder purpurfarbene Pergamenthülle (membrana) gekleidet, neben einander lagen, bildeten die Ausrüstung jedes Bibliothekzimmers oder Bücherladens. Als Schreib- und Studirzimmer kann das herkulaner Gemach bei seiner außerordentlichen Kleinheit und in Ermanglung eines Ruhebettes oder Studirsophas nicht wohl

benutzt worden sein, obgleich man daselbst nicht wenige Tintenfässer, Wachstäfelchen, Federn und Griffel entdeckte. Nach dem Vorgange des hochgebildeten Asinius Pollio, welcher in dem Vorhofe des Freiheitstempels zu Rom auf dem Aventin die erste öffentliche Bibliothek errichtete und sie mit den Büsten und den gemalten Porträts berühmter Männer ausschmückte, wurde es Sitte auch in den Privatbibliotheken solche Büsten aufzustellen [1]), wovon auch das herkulaner Bibliothekszimmer keine Ausnahme machte. Privatbibliotheken gehörten überhaupt seit der Kaiserzeit, wo auch die öffentlichen Bibliotheken rasch anwuchsen und in Rom bis auf die Zahl von 29 stiegen, zu den Bestandtheilen jedes größeren Hauses und erreichten nicht selten bedeutenden Umfang, wie die des Grammatikers Epaphroditus, welche 30,000, und die des Sammonius Severus, welche 62,000 Bände zählte [2]). Begreiflicher Weise wurden die Bibliotheken nicht immer aus wissenschaftlichem Trieb angelegt, sondern, wie Seneca klagt, nur „zum Schmuck der Wände, so daß unter so vielen tausend Büchern der Besitzer gähne und sein größtes Wohlgefallen blos an den Titeln und Aufschriften habe, ja daß man gerade bei dem größten Müßiggänger nicht selten alle möglichen Werke und Bücherschränke bis an das Dach hinan aufgethürmt finde“ [3]).

Doch vielleicht interessirt es den Leser beiläufig zu erfahren, auf welche Weise die Bibliotheken damaliger Zeit zusammengebracht wurden. Der Ankauf spielte dabei die geringste Rolle. Es gab zwar namentlich in Rom einen ziemlich ausgebreiteten Buchhandel, aber er wurde zurückgedrängt und vielfach beein-

---

1) Plin. XXXV, 2; Suet. „Tib.“ 70. Vergl. Becker, „Gallus“ II, 310.

2) Vergl. Guhl und Koner a. a. O. S. 655. Die ältesten Bibliotheken waren bekanntlich die berühmte ptolemäische in Aegypten, die pergamenische und mehrere in Griechenland, wo Pisistratus von Athen und Polykrates von Samos als Gründer von Bibliotheken genannt werden.

3) Seneca de animi tranquill. c. 9.

trächtigt durch die private Vervielfältigung literarischer Werke, das erste und nie außer Mode gekommene Mittel, unsere heutige Presse zu ersetzen. Alle angeseheneren römischen Bürger ließen nämlich durch gebildete, meist griechische Sclaven, sogenannte literati, die in ihren Diensten standen, alle möglichen Werke abschreiben und dies in einem Maßstabe, welcher oft lediglich durch solche Sclavenverwendung die Gründung der reichsten Bibliotheken ermöglichte. Indem Ciceros Freund Pomponius Atticus dies Geschäft ins Große trieb, der Verleger vieler Schriften Ciceros wurde und in seiner Officin nicht nur seine eigene Bibliothek vermehren, sondern auch für den Verkauf arbeiten ließ, wurde er der Gründer des öffentlichen Buchhandels und drückte diesem zugleich seinen eigenthümlichen Charakter auf, indem Buchhändler, Verleger und Buchbinder bei den Römern ein und dieselbe Person war. Der Buchhandel war damit emancipirt und wenn fortan die römischen Großen Abschriften über ihren Privatbedarf hinaus anfertigen ließen, so befaßten sie sich doch nicht mit dem Vertrieb derselben, sondern ließen sie in die „Tabernen" oder „Stationen" d. h. die Läden der Buchhändler wandern, die sich meist aus Freigelassenen rekrutirten und nun selbst über eine Sclavenmannschaft geboten. Die Buchhändler, bibliopolae oder librarii, wie sie hießen, betrieben nämlich bald genug ihr Geschäft fabrikmäßig, indem sie das betreffende Werk einer größeren Anzahl von Schreibern in die Feder dictirten, und damit die Nachschrift mit größtmöglicher Schnelligkeit geschehe, bediente man sich bequemer Abkürzungen, der sogenannten tironischen Noten, die von Tiro, einem Freigelassenen Ciceros, erfunden worden waren. Es leuchtet ein, daß diese Methode in praktischer Hinsicht vor der im Mittelalter gebräuchlichen Einzelabschrift durch Mönche den Vorzug verdient, obgleich das Dictiren zu häufigeren Fehlern Anlaß gab. Auch versteht es sich, daß der Vortheil dieser Methode desto größer war, je stärker die Zahl der Schreiber und je mehr es gelang, die ganze abzusetzende

Auflage auf den Markt zu bringen, ehe ein Concurrent den Vorsprung abgewinnen konnte. Der Gewinn muß ein ganz erklecklicher gewesen sein, da die Vortheile unseres Verlegers, Druckers, Verkäufers und Buchbinders in einer Hand lagen und ein Honorar an die Verfasser nur höchst ausnahmsweise bezahlt wurde. Außerdem wurde, seit die Beschäftigung mit der Literatur zum herrschenden Ton gehörte und alle Stände ergriff, ohne freilich sonderlich tief zu dringen, das Lesen zu einer wahren Leidenschaft. Man ließ sich zu Hause und auf der Reise, bei der Mahlzeit und im Bade vorlesen, womöglich das Neueste und Pikanteste, und wenn auch Manches auf Lager blieb, so war dies doch ein seltener Fall, da das, was in Rom keine Käufer mehr fand, an die minder anspruchsvollen Provinzialstädter abgesetzt wurde, die willig das Geforderte bezahlten. Auch die sociale Stellung der Buchhändler ließ im Verhältniß zu ihrer sonstigen Herkunft Nichts zu wünschen übrig. Waren doch ihre Läden die Sammelpunkte der gebildeten Stände, wo man sich in freien Stunden einfand, um nicht nur literarische Neuigkeiten zu lesen, sondern auch im Freundeskreis zu conversiren und zu kritisiren, so daß man, wenn man will, hier auch die Anfänge von Leihbibliotheken, Lesesalons, Leseclubbs und dergleichen Einrichtungen erkennen kann, freilich nur Anfänge, da diese Tabernen, vor denen an Säulen und Pfosten die Anzeigen und Kataloge angebracht waren [1]) und hinter welchen in den Officinen die Schreiberei und Buchbinderei betrieben wurde, schwerlich viel Comfort und Eleganz aufzuweisen hatten und keines der genannten Institute ersetzten. Uebrigens verdiente die Verbindung solcher literarischer Salons mit den Buchläden, wie solche heutzutage nur sehr vereinzelt besteht, Nachahmung und größere Verbreitung. Manche römische Firmen haben sich durch den Verlag berühmter Werke einen Namen gemacht, wie die in der Nähe des Forum

---

1) Hor. „Sat.“ I, 4, 70 ff.

Romanum seßhaft gewesenen Gebrüder Sosius, welche Horaz als seine Verleger nennt, und der Buchhändler Tryphon, welcher die Werke des Martial und Quinctilian herausgab. Das waren goldene Zeiten für die Verleger! Desto schlimmere für den Autor, dessen Schicksal an das des Dichters in Schillers „Theilung der Erde" erinnern könnte, wenn er damals nicht schon für ein sehr reelles Gut gearbeitet hätte, das mehr als Geldeswerth in Curs stand, — für den Ruhm und die Ehre. Nur so erklärt es sich, daß die Schreibsucht, welche sich aus dem seit der Unterjochung Griechenlands begonnenen Aufschwunge der Wissenschaft und Schriftstellerei nicht hinreichend erklären ließe, mit der in Mode gekommenen Lesewuth gleichen Schritt hielt, eine Schreibsucht, die freilich, selbst wenn man von dem modernen Aufschwung der Fachwissenschaften absieht, mit der literarischen Ueberproduction unserer Zeit und den Leistungen unserer Tagespresse nicht in entfernten Vergleich treten kann.

Sehr zweckmäßig war die zur Zeit des Augustus aufgekommene Sitte, wonach der Verfasser sein Manuscript erst vor einem ausgewählten Freundeskreis oder, wenn es ein Berufsschriftsteller war, vor einem größeren Publicum an einem öffentlichen Orte vortrug, ehe er sich zur Herausgabe entschloß. Mit Rücksicht auf das Publicum, das seiner wartete, lieferte der Verfasser zum voraus sein Bestes, denn „die Furcht ist der beste Corrector", wie der jüngere Plinius in dieser Hinsicht bemerkt [1]), dann aber gewann er zugleich einen Maßstab für die muthmaßliche Aufnahme seitens des großen Publicums und Gelegenheit je nach dem Urtheil seiner Freunde nochmals die bessernde Hand an sein Werk anzulegen. Kein Zweifel, daß auch die vielen öffentlichen Vorträge und Vorlesungen unserer Tage von heilsamer Rückwirkung auf unsere Presse sind, sofern der Stil unter der Bezugnahme auf ein

1) Plin. „Ep." VII, 17.

vorhandenes, meist sehr gemischtes Auditorium an Lebendigkeit und Durchsichtigkeit, kurz an edler Popularität gewinnen muß. Uebrigens vertrat bei den Vorlesungen in römischen Privatcirkeln gar häufig leere Schmeichelei die Stelle eines gebildeten und sachkundigen Urtheils, ein Fehler, der auf unsere heutige Reclame übergegangen ist, und die öffentlichen Vorlesungen häuften sich bald so, daß in Rom fast kein Tag verging, an dem nicht ein Dichter seine Producte dergestalt vor die Oeffentlichkeit brachte, so daß die Klagen des jüngeren Plinius über die Interesselosigkeit des Publicums, das äußerst spärlich erschien oder nur ab- und zuging, einigermaßen sich begreifen lassen [1]). Neben der flüchtigen Literatur, welche der Tag gebar und verschlang, gab es indessen auch anerkannte Classiker, die fast in Jedermanns Händen waren, wie auf poetischem Gebiete die unvergleichlichen Gesänge des Homer und Virgil, die Gedichte des Ovid und Horaz, welch letzterer freilich nicht so populär war, wie man annehmen sollte, da in den pompejanischen Wandkritzeleien sich nicht eine einzige Stelle aus Horaz findet, weiter die Elegieen des Properz und neben ihnen besonders auch Martials Epigramme und Juvenals Satiren. Letztere Werke entsprachen dem Drange des späteren Römers nach Selbstironie und wußten durch beißende Kritik der socialen Mißstände dem unterdrückten politischen Unmuthe nach einer andern Richtung Luft zu machen.

Der Preis aller dieser Schriften war verhältnißmäßig erstaunlich billig [2]). Dies und die hübsche bequeme Ausstattung mußte zum Ankauf reizen. Waren nämlich die

1) Plin. „Ep." I, 13.

2) So giebt Martial an, daß die Xenien seines 13. Buchs, die in der Tauchnitzschen Ausgabe einen Bogen füllen, von dem Verleger Tryphon für vier Sesterzen d. i. eine halbe Mark verkauft wurden, daß derselbe sie jedoch noch für die Hälfte mit Vortheil verkaufen konnte. Lübker, „Reallex.", Art. Bücherwesen.

einzelnen Papyrusblätter, welche ein Manuscript bildeten, zusammengeleimt, so befestigte man statt des Einbands das Ende desselben an einem Holz-, Bein- oder Elfenbeinstäbchen, welches sich im Innern einer schmalen Röhre ähnlichen Materials befand, und diese war etwas überragend an beiden Enden mit Elfenbein-, Silber- oder Goldknöpfen, wohl auch mit gemalten Knöpfen geziert. Besagte Röhre, die natürlich die Breite des Manuscripts hatte, diente nicht zur Bergung der zusammengewickelten Rolle, wozu der Raum gefehlt hätte, sondern nur zum Schutze des befestigten Manuscriptendes, welches keiner Berührung ausgesetzt sein sollte; die überstehenden Knöpfe aber, die „cornua“ oder „umbilici“, gereichten nicht nur dem Manuscripte zur Zierde, sondern verhinderten auch das Entweichen des Stäbchens und die Abnutzung des aufgerollten Manuscriptes, falls man dieses auf den Tisch legte. Der Titel, ein Pergamentzettel mit rother Aufschrift, war entweder auf der Rückseite des Schlußendes angeklebt oder an einen der Knöpfe angehängt. Außerdem stand er zu Anfang und Ende des Manuscriptes. Werthvolle Handschriftrollen, denen man im Unterschiede von den weit später entstandenen, in unsere Buchform gebundenen codices die passende Bezeichnung volumina gab, wurden in eine Pergamentdecke gehüllt oder wohl auch in Elfenbeinkästchen und in cylinderförmigen, verschließbaren Kapseln aufbewahrt, welch letztere namentlich den Transport auf Reisen erleichterten.

Das verbreitetste Material zum Schreiben war der Bast der ägyptischen Papyrusstaude, die schon Plinius als eine im Nil häufige Schilfpflanze mit dreikantigem Stengel und buschiger Krone beschreibt. Ueber ihre Verwendung zur Schrift theilt er Folgendes mit[1]: „Man bereitet aus der Staude das Papier, indem man sie mit einer Nadel in äußerst dünne, aber möglichst breite Basthäutchen trennt. Den Vorzug haben die aus der

[1]) Plin. XIII, 21—24.

Mitte und dann kommen die anderen nach der Reihenfolge der Ablösung. — Nun klebt man diese möglichst lang gezogenen Streifen der Papyrusstaude auf eine geneigt liegende Tafel, schneidet auf beiden Enden die Schnitzchen ab und stellt mittelst quergezogener Streifen ein Geflechte her, das alsdann unter die Presse kommt und an der Sonne getrocknet wird, ehe man die einzelnen Bogen mit einander verbindet". Von diesem schon bei Herodot[1]) mehrfach unter dem Namen byblos erwähnten Papier, das in Aegypten zuerst, aber auch während der ganzen Römerherrschaft dort am besten und massenhaftesten fabricirt wurde, unterschied man je nach der Dicke, Weiße und Glätte verschiedene Sorten, die man später nach dem Namen von Kaisern benannte, wobei es nicht wundern darf, daß zu Augustus' Zeiten die feinste Sorte charta Augusta hieß und dann von Claudius nach einer abermaligen Verbesserung die Bezeichnung charta Claudia erhielt. Dieser Papyrus blieb der herrschende Schreibstoff bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, wo das billigere und brauchbarere Linnen- und Baumwollenpapier in Aufnahme kam und auch das Pergament verdrängte, das zwar wegen seiner Dauerhaftigkeit geschätzt war, aber als ein dem täglichen Verkehr dienendes Schreibmaterial zu hoch im Preise stand[2]). Als Tinte gebrauchte man eine Art Tusche, die in der Hauptsache aus einer Rußauflösung bestand und mit dem Schwamm wieder abgewischt werden konnte; statt der Federn bediente man sich eines zugeschnittenen Schreibrohrs (calamus),

---

[1]) Herod. II, 92; V, 58; VII, 25. 36. Der Gebrauch des Papyrus ist uralt. Zu den ältesten griechischen Capitalhandschriften gehört die 1821 auf der Insel Elephantine im Nil gefundene Rolle, welche 800—900 Verse aus der „Iliade" enthält.

[2]) Pergament, d. h. zum Schreiben zubereitetes Ziegen- oder Kalbsleder, ist in seiner anfänglichen Anwendung wohl so alt als der Papyrus, doch kam seine verbesserte Herstellung und daher sein allgemeinerer Gebrauch erst im 2. Jahrhundert in Pergamos auf, daher der Name (Plin. XIII, 21).

wie solches auf einem Tintenzeug liegend jetzt noch auf einem herkulaner Bilde zu sehen ist.

Doch in welchem Zustande fand man die herkulaner Rollen und wie war es möglich, sie wieder der Lectüre zugänglich zu machen? Das Papyruszimmer im Museum giebt darüber Aufschluß. Dort in den Schränken liegen noch die verkohlten, eingeschrumpften, cylinderförmigen Klumpen, welche höchstens die hindurchgesteckten Beinstäbchen als Handschriften erkennen lassen; dort an den Wänden hängen die entzifferten Fragmente und in der Mitte des Zimmers stehen fünf Maschinen, welche diese vortheilhafte Wandlung hervorbrachten. Mit dem Geschenk jener unförmlichen Klumpen schien die Natur ihren Scherz getrieben zu haben, aber der Mensch sah die Sache ernsthaft an und machte sich an die Lösung der scheinbar unmöglichen Aufgabe. Der chemische Weg, den der berühmte Engländer Davy zur Herstellung der Leserlichkeit einschlug, mißlang, denn die Schwierigkeit lag weniger in der Undeutlichkeit der Schrift als in der Entrollung der verkohlten und oft zerbröckelten Massen, welche keine Berührung vertragen konnten. So standen die Dinge, bis der Pater Antonio Piaggi von dem Orden der piarum scholarum, ein geborener Genueser, welcher die Stelle eines scrittore latino und Aufsehers der Miniaturgemälde in der vaticanischen Bibliothek bekleidete, eine sehr sinnreich erdachte und praktische Maschine erfand, worauf er mit einem Gehalt von dreißig Ducaten und freier Wohnung von Rom nach Neapel berufen wurde. Das Wesen dieser Maschine hat Gsell-Fels richtig wiedergegeben, wenn er sie als eine Vorrichtung bezeichnet, „mittelst deren die Schriftrolle sanft gewälzt und gedreht werden kann, während seidene Fäden das mit Leim bestrichene und außen mit Blasen belegte Papier sachte anziehen, wobei sich der gefütterte Streifen von der Rolle ablöst und oben um eine Walze auf Lagen von Baumwolle gezogen wird". Außer den Rollen und in Haken hängenden Schnüren, die zur Abwickelung und Unterfütterung des Schriftstücks dienen, besteht

der Apparat aus mehreren Schrauben, durch welche der ganze Glaskasten, worin die Maschinerie ruht, wie einzelne Theile der letzteren beliebig gedreht werden können. Gleichwohl giebt es kaum etwas Zeitraubenderes als die Entrollung dieser dünnen und vielfach zerrissenen Papierlumpen. Welche Mühe kostet es allein bei lückenhaften Stellen des mürben Papiers zu verhindern, daß bei dem Aufkleben nicht das darunterliegende Stück in die Lücke eintritt, und welche unermüdliche Geduld gehört dazu, alle die vorhergesehenen und unvorhergesehenen Hemmnisse und Schwierigkeiten zu überwinden! „In vier bis fünf Stunden, versichert Winckelmann, kann nicht mehr als ein Finger breit längs der Rolle Papier gefüttert und abgelöst werden und zu einer Spanne breit wird ein ganzer Monat erfordert." Wer mit eigenen Augen die Procedur beobachtet, wird diesen Ausspruch nicht übertrieben finden.

Der Schwierigkeit des Aufrollens entspricht die Mühseligkeit der Lectüre. In dieser Hinsicht hat es mit einer anderen Beobachtung Winckelmanns gleichfalls seine Richtigkeit, wenn er nämlich äußert: „Je mehr diese Schriften Kohlen ähnlich scheinen und je mehr die Schwärze derselben durchgehends an ihnen gleich ist, desto erhaltener sind sie zu achten". Hellbraune oder gefleckte Rollen bezeugen, daß Feuchtigkeit eingedrungen ist oder daß die vorhandene nicht rasch und vollständig genug entfernt wurde. Sie sind weit schwieriger zu entrollen und zu entziffern, als die gleichmäßig verkohlten. Zu letzteren gehören diejenigen, die in Streifen aufgezogen und unter Glas und Rahmen an den Wänden des Papyruszimmers zu sehen sind. Noch schwärzer als der Untergrund und verhältnißmäßig deutlich tritt die Schrift hervor, so daß die Tinte, welche bei uns auf verkohltem Papier eine weißgraue Farbe annimmt oder ganz verschwindet, sich nicht verändert zu haben scheint. So kann man auf den ersten Blick die 3—4 Finger breiten Colonnen mit ihren je 40—44 Zeilen unterscheiden. Die Schrift zeigt weder Worttrennung noch Spiritus und

Accente, auch nur seltene Striche als Interpunktionszeichen, dagegen mehrere stereotype Abkürzungen, so daß Ungeübte bei dem Versuche der Entzifferung sich wohl manchmal der Lösung eines Rebus gegenübergestellt wähnen. Da wir hierzu weder Lust noch Zeit haben, so wandern wir zu den Sculpturen und Broncen.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Sculpturen des Nationalmuseums in Neapel.

In Allem, was schön ist, liegt ein Unendliches,
ein in deutliche Begriffe nicht zu Fassendes.
Herder.

Darf sich das Museo nazionale in drei Kunstzweigen des Alterthums, nämlich hinsichtlich seiner antiken Broncen, Vasen und Fresken einer einzigartigen Stellung rühmen, die es über sämmtliche Kunstsammlungen der Welt weit erhebt, so sind seine antiken Sculpturen, die in den Parterreräumen angesiedelt sind und außer den Reliefs etwa 800 Nummern umfassen, unstreitig wichtig genug, um sogar neben den vaticanischen Beachtung zu verdienen. Das Meiste und Beste stammt aus der farnesischen Hinterlassenschaft, die durch Erbschaft an Ferdinand I. und 1816 von Rom nach Neapel überging[1]). Der Rest ist aus Herkulanum, das etwa ein Zehntel des Ganzen beisteuerte, Pompeji, Cumä, Capua und anderen campanischen Plätzen zusammengetragen. Bei dem allgemeinen Interesse, welches erfahrungsmäßig gerade die Sculpturen in Anspruch zu nehmen pflegen, stellen wir diese voran, die Broncen und die vorwiegend pompejanischen Fresken folgenden Kapiteln vorbehaltend, die Vasen aber völlig übergehend, weil diese ein allzu specielles Gebiet der Kunstgeschichte

1) Vergl. über diese farnesische Hinterlassenschaft Goethe in seinen biographischen Aufzeichnungen über Philipp Hackert.

berühren und ohnehin nur in verschwindendem Maße den Golfstädten ihren Ursprung danken. Selbstverständlich müssen wir aber überhaupt auf jede eingehende Besprechung verzichten, welche den Rahmen unseres Buches überschreiten würde. Skizziren wir daher nur das Wichtigste dessen, was aus der Fülle alter Bildhauerkunst sich in das holde Parthenope verweht hat, um alsdann pietätvoll noch der herkulaner Beiträge zu gedenken.

In den Vordergrund der Betrachtung drängen sich natürlich die farnesischen Kolossalwerke, das ungleichartige Dreigespann Stier, Herkules und Flora. Sie gehören nicht nur wegen ihrer Größe und ihres Kunstrufs, sondern auch wegen ihres einstigen Aufstellungsortes und sogar nach der Zeit ihres Ursprungs zusammen. Alle drei bildeten nämlich eine Hauptzierde der Caracallathermen in Rom und erwuchsen entweder, wie die Flora und der in die Schule von Rhodus gehörende Toro, in der Nachblüthe griechischer oder erst in der Blüthezeit römischer Kunst, wie der Herkules, welcher wahrscheinlich zu Rom und zwar laut Inschrift unter dem Meisel des Atheners Glykon entstand, nach Overbeck ein Product der dortigen neuattischen Schule ist, in seinem Originaltypus aber auf Lysippus, das berühmte Haupt der zu Alexanders Zeit florirenden argivisch-sikyonischen Schule, zurückgeht. Sowohl durch Umfang und Figurenreichthum, wie durch die dargestellte Gewalthandlung und die dadurch bedingte pathetische Bewegtheit der handelnden Personen ist der farnesische Stier das Effectvollste und Imposanteste, was man aus dem Alterthum kennt, wozu sich noch ein geschichtliches Interesse gesellt, indem der Toro von Plinius als unzweifelhaft griechisches Werk erwähnt wird, das aus der Hand der Künstler von Kleinasien nach Rhodus gelangt und von da nach Rom in den Besitz des Asinius Pollio übergegangen sei[1]). Der Gegenstand, die von dem Brüderpaar Amphion und Zethos in Scene gesetzte Schleifung der Dirke

[1]) Plin. XXXVI, 4, 21.

durch einen wüthenden Stier, ist bekannt und wird von der berühmten Gruppe mit dem größten Aufwand von Material und Technik in seiner ganzen zugleich packenden und abstoßenden Natürlichkeit zur Darstellung gebracht. Die Kunst hat hier so künstlerisch und dramatisch lebendig, als es der Gegenstand zuläßt, einen brutalen Gewaltact verherrlicht, darin liegt der Ruhm und die Schwäche des Werkes. Während nämlich die Wahl des Momentes, der, wie schon Lessing und Goethe beim Laokoon ausführten, ein vorübergehender sein muß und kein Letztes zur Anschauung bringen darf, nach dieser Regel ein äußerst glücklicher ist, so daß der Toro „wie eine Mine, die im Losgehen begriffen ist“ auf uns einwirkt, während ferner die Anordnung und plastische Geschlossenheit der gewaltig bewegten Gruppe Nichts zu wünschen übrig lassen, fehlt nach allseitiger Ansicht die Seele des Ganzen, der eigentlich ideale Gehalt, zumal Dirkes Schuld, die einzige Erklärung des grausamen, im Vollzug begriffenen Actes, außerhalb der Grenzen der Darstellung liegt und thatsächlich auch nicht einmal angedeutet ist. Dieser Umstand, der auch der analogen und, wie zugegeben werden muß, gleichfalls überschätzten Gruppe des Laokoon zum Vorwurf gereicht, dagegen z. B. das Verdienst der Niobegruppe um so mehr an das Licht stellt, — dieser Umstand wird nach Welckers richtiger Bemerkung nur dadurch gemildert, daß „der Kampf der Heldenjünglinge mit dem Stier groß und gefahrvoll genug ist, um die Schauer, welche die rührende Gestalt der Dirke einflößt, zu zerstreuen“. Auch lautete freilich das sittliche Urtheil der Alten über Racheacte anders als bei dem vorgeschritteneren Christenthum. Zu vermuthen steht, daß der seelische Ausdruck der Dirke in dem ursprünglichen Kopfe derselben energischer und entsprechender war als in dem jetzigen ergänzten, wie es denn der Gruppe nicht an mannigfachen Restaurationen fehlt[1]. Ethisch befriedigender

[1] Winckelmann nimmt wohl mit Recht schon eine ältere römische Restauration oder vielmehr Umgestaltung an, bei welcher die überflüssige

wirkt der farnesische Herkules, „ein gutmüthiger Riese“, der, mit seinen gewaltigen Gliedmaßen auf die Keule gelehnt, mit der Rechten hinter dem Rücken die Aepfel der Hesperiden haltend, nicht die absolute Ruhe, sondern nur die momentane Rast in dem Kampfe und der Mühseligkeit des Erdenlebens zur Darstellung bringt. Spricht sich in dem muskulösen Körperbau nur die ruhende, aber erprobte und ungebrochene Kraft aus, so läßt uns der nachdenklich und fast melancholisch zu Boden gerichtete Blick auf eine gleichzeitige, desto regere geistige Thätigkeit des Helden schließen, auf wehmüthige Erinnerungen an die getragene und noch zu tragende Last des Lebens. Von sehr modernem aber darum nicht weniger wahrem Gesichtspunkte macht Adolph Stahr[1]) die schöne Bemerkung: „Mir erschien er immer als der Typus und Repräsentant der ganzen zum harten Dienste der Arbeit verdammten Proletariermenschheit“. Ob die übertriebene Muskulatur auf den erhöhten Standort der Statue berechnet ist oder dem manierirten Geschmack des nachahmenden Künstlers zur Last fällt, ebenso ob die auffallende Kleinheit des Kopfes dem antiken Schönheitsideal überhaupt oder nur der die Körperstärke steigernden Tendenz des Künstlers entspricht, sind Streitfragen, die, so oder so entschieden, den Werth der trefflich erdachten und gut ausgeführten Statue kaum merklich in Schatten stellen können[2]). Minder anregend,

und auch bei Plinius nicht erwähnte Figur der Antiope hinzugekommen sei. Die 1579 von Bianchi ausgeführten Restaurationen, welche sich namentlich auf den Kopf der Dirke und die Extremitäten von Amphion und Zethos erstrecken, sind als gelungen zu bezeichnen, doch griff nach einem Abbild auf einem Cameo und einer antiken Broncecopie (beide im Museum) Zethos ursprünglich mit der linken Hand die Dirke am Haar, um sie an den Strick zu fesseln.

1) Adolph Stahr, „Ein Jahr in Italien“ II, 154.

2) Papst Paul III., unter welchem die drei farnesischen Kolossalwerke entdeckt wurden, beauftragte Michel Angelo, die bei der Auffindung fehlenden Beine zu ersetzen. Anfänglich dazu bereit, erklärte er sich nachmals außer Stande, ein solches Meisterwerk zu ergänzen, worauf

obwohl technisch bedeutender ist die Flora, welche in kraftvoller Körperfülle und doch von edler Weiblichkeit beseelt, trotz ihrer Größe überaus maßvoll in Form und Bewegung, als ein wahres Götterbild vor uns hintritt. Es ist bekannt, wie der Umstand, daß nur der Rumpf des Körpers ursprünglich ist, zu den mannigfaltigsten Deutungen Veranlassung gab, denen wir hier nicht folgen können [1]). Keine derselben ist völlig befriedigend, da diese in ein transparentes Gewand gehüllte Frauengestalt für eine Muse zu sinnlich, für eine Hebe nicht jugendlich genug und überhaupt für keine der angesonnenen Rollen hinreichend legitimirt ist. Neuerdings wird sie ihrer tanzenden Stellung und ihres langen Gewandes wegen, in welchem die Horen später sich zu präsentiren pflegten, als eine der Jahreszeiten aufgefaßt, wobei es sein Bewenden haben mag. Aus dem effectvoll anschließenden Gewande, das weniger dazu dient, die Körperschönheit zu verhüllen als hervorzuheben, so wie aus der bewunderungswürdigen Detailarbeit schöpfte man die Berechtigung, das Werk in römische Zeit zu versetzen. Eben so incognito, aber als das Ideal einer jugendlichen Schönheit präsentirt sich das berühmte, leider ziemlich verstümmelte Brustbild der Psyche von Capua. Der liebliche Mädchenkopf ist etwas gesenkt und zur Seite geneigt, so daß die überaus zarten und doch bestimmten Gesichtslinien von der freien, kaum merklich sich rundenden Stirn bis zu dem feinen Munde und Kinn herab, trotz der allzu niedrigen Aufstellung, sehr wirksam zur Geltung gelangen. Diese fesselnden Züge verkünden nicht blos jugendliche Grazie, sondern eine gleichsam vom Stoffe

---

die Arbeit an della Porta übertragen wurde. Kaum war das Werk fertig, so fand man die ächten Beine in einem Brunnen in der Nähe der Thermen, worauf die Borghese den König von Neapel damit beschenkten.

[1]) Winckelmann hielt diese Flora für eine der tanzenden Musen, Visconti für eine Spes, Gerhard und Friedrichs für eine drapirte Venus, Welcker für eine Hebe, die er mit dem farnesischen Herkules zusammengestellt denkt.

losgelöste geistige Schönheit, ein edles Seelenleben, das einen Bulwer zur Charakterzeichnung seiner freilich gereifteren Jone begeistern konnte und im Reiche der Mythologie allerdings am ehesten sich mit der aufblühenden Gestalt der Psyche vereinigen läßt, zumal Flügelansätze bemerklich sind und einige Gemmenbilder die Vermuthung nahe legen, daß ursprünglich eine an den Baumstamm gefesselte Psyche vor Augen lag [1]. Wie verschieden von dieser Psyche ist der weiche Venustypus, wie er auch in Neapel in den mannigfaltigsten Formen vertreten ist! Da finden wir unter mehreren Formen der Venus Anadyomene, die freilich meist nicht als aus dem Meer aufsteigende, sondern als gewandablegende und badbereite gedacht ist, einen Venustorso von trefflicher griechischer Originalarbeit, der am reinsten, wie man glaubt, auf die knidische Venus des Praxiteles zurückgeht. Dieses in der berühmten mediceischen Venus und anderwärts zu schamhafter Nacktheit gesteigerte Motiv wird in der neapolitanischen Venus Kallipygos in origineller aber raffinirter Weise dadurch überboten, daß sie die künstlerisch unzulässige Scheu allerdings nicht kennt, aber sie bereits überwunden hat, indem sie ihrer Nacktheit sich mit Wohlgefallen bewußt wird. So schwebt diese in der Bourbonenzeit verschlossen gehaltene, dann unter Napoleon nach Paris entführte Venus Kallipygos wegen ihres Ausdruckes von sinnlicher Koketterie schon jenseit der Grenze des künstlerisch Erlaubten. Man denke sich die, abgesehen von dem schlecht ergänzten Kopfe, treffliche Ausführung hinweg und man wird die Idee nahezu gemein finden und nur dem römischen Hofgeschmack entsprechend, denn das Werk stammt nicht umsonst aus den palatinischen Kaiserpalästen und zwar, wie man annimmt, aus dem goldenen Hause des Nero. Overbeck verlegt das Werk in die Zeit der rhodischen und pergamenischen Kunstblüthe, Friedrichs wohl richtiger in die

---

1) Man rieth bei der Psyche bald auf eine Victoria, bald auf eine Venus, bald auf eine Nymphe.

jüngere attische Schule. Weit edler und maßvoller, weil sie, wie ihr Seitenstück, die pariser Venus von Milo, „die Göttin im Weibe“ zur Geltung bringen will, erscheint die bekannte Venus von Capua [1]), welche sich als Venus Victrix d. h. als „siegreiche“ darstellt, indem in ihr die Beziehung auf die Ueberwindung des Ares hervortritt. Dies beweist der Helm, auf den sie tritt, und wohl auch der leere Raum auf der Basis zu ihrer Linken, welcher nach einer verfehlten Restauration von einem ausdruckslosen gypsernen Amor besetzt ist, ehedem aber wohl von einem Mars ausgefüllt war, dem die Göttin das Schwert abnahm. Ließe die breite Basis nicht allzu deutlich auf eine zweite Person schließen, so hätte die Vermuthung derer viel für sich, welche auf Grundlage eines korinthischen Münzbildes blos den Schild des Ares ergänzen, den die Göttin sich darin bespiegelnd mit der rechten Hand auf das vorgeschobene linke Knie stützte. Die Verwandtschaft mit der Venus von Milo, mit der sie die Stellung und die bei nacktem Oberkörper von den Hüften abwärts fließende Bekleidung gemein hat, kann nicht geläugnet werden, eben so wenig aber, daß sie dieser, von der sie sich durch ihre verschwommenen, minder ausladenden Körperformen und durch ihre Attribute unterscheidet, nicht ebenbürtig ist. Doch scheinen beide erst auf ein gemeinsames, griechisches Original zurückzugehen. Den genannten Aphroditen schließen wir den erhaben schönen, äußerst werthvollen Herakopf an, welchem Manche nach Brunns Vorgang in Hinsicht auf treue Wiedergabe des von Polyklet geschaffenen Hera-Ideals den Vorzug vor der berühmten ludovisischen Büste einräumen, wie dies auch die Ansicht des Kunstkenners [2]) zu sein scheint, welcher das Urtheil ausspricht: „Es ist noch die homerische erbarmungslose Hera,

[1]) Winckelmann meldet: „Unter den im Theater zu Capua gefundenen Statuen ist die schönste eine Venus Victrix, die den linken Fuß auf einen Helm setzt und außer den mangelnden Armen völlig erhalten ist“.

[2]) Burckhardt, „Cicerone“ S. 427.

während aus der ludovisischen eine königliche Milde hervorblickt". Stellen wir diesen Göttinnen die wichtigsten Götterstatuen an die Seite, so nennen wir, weil auch er auf ein berühmtes Vorbild zurückgeführt wird, zuerst den Venussohn Eros, einen zarten, schwärmerisch blickenden Jüngling, der eben so, wie der freilich besser gearbeitete Erostorso im Vatican, als Copie des thespischen Eros gilt, den Praxiteles seiner geliebten Phryne und diese nach Tespiä schenkte, ferner das schöne Jupiterbrustbild aus dem Tempel von Cumä und den prächtigen Torso des sitzenden Bacchus, ein Meisterstück von fließender und doch reich ausgeprägter Muskulatur, würdig dem römischen Herkulestorso zur Seite gestellt zu werden [1]), und endlich den an Armen und Beinen restaurirten sogenannten Adonis, der mit Psyche und Venus im Amphitheater von Capua gefunden wurde und jetzt in der Regel zu einem Apollo gestempelt wird, denn Burckhardt charakterisirt ihn treffend als „minder weich als Dionysos, minder athletisch als Hermes, mit einem reichlockigen Haupt, dessen Züge sich am ehesten den apollinischen nähern [2])". Die Arbeit ist eines griechischen Meisels aus guter Zeit würdig. Nehmen wir dazu aus dem Bereiche historischer Persönlichkeiten die eben so naturwahre als gut gearbeitete und von Winckelmann allen Agrippinastatuen vorgezogene Gewandfigur der älteren Agrippina, der Gemahlin des Germanicus, die wir ihrem leidenschaftlichen Temperamente zum Trotze mit der Miene ruhiger, wenn auch schmerzlicher Ergebenheit in ihren Sessel gelehnt erblicken und nach Haltung und Ausdruck unmöglich, wie Viele thun, für die jüngere Agrippina, die gemeine Gattin des Nero, ausgeben können, nehmen wir weiter die berühmte, in Herkulanum gefundene Gewandstatue des anfangs fälschlich für Aristides gehaltenen Redners Aischines und aus der Reihe der historischen Büsten den mit wunderbar

1) Overbeck, „Gesch. der griech. Plastik" II, 36.
2) Burckhardt, „Cicerone" S. 445.

künstlerischem Geschmack erdachten und ausgeführten geistvollen Kopf des göttlichen Sängers Homerus, in dem auch der Ausdruck der Blindheit auf unübertreffliche Weise wiedergegeben ist, ein Werk das in zahlreichen Gypsnachbildungen allenthalben verbreitet ist, so haben wir aus den Einzelfiguren das Beste und Bedeutendste hervorgehoben und nur noch einige der hervorragendsten Gruppenbildungen hinzuzufügen. Dahin gehören die im Angriff begriffenen Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton[1]), deren Standbilder am Aufgang zur athenischen Akropolis im Jahr 510 vor Chr. errichtet wurden und nach Friedrichs' wichtiger Entdeckung in Neapel in alterthümlich stilisirten, griechischen Copien vorliegen, ebenso vier Figuren aus den Kampfgruppen, welche König Attalus II. von Pergamum als Weihgeschenk auf die Akropolis nach Athen stiftete und die sich, wie Brunn nachzuweisen das Verdienst hatte, in Originalwerken zum Theil in Neapel, Rom, Venedig und Paris zerstreut finden[2]). Anziehender als diese historischen Gruppen erscheinen uns mehrere mythologische Gruppen, die zwar nicht zu den Meisterwerken ersten Rangs zählen oder auf ein berühmtes Original Bezug nehmen, aber durch ihren Inhalt einen Reiz eigener Art besitzen, indem sie in ihrem Gegenstande an das Genrehafte streifen. Naturgemäß ist das Genre in der antiken Sculptur weit schwächer vertreten, als in der heutigen Zeit, wo sich das Reich der Mythologie verschlossen hat und das bis ins Einzelne ausgebildete Privatleben die reichsten Beziehungen eröffnet. Um so beachtenswerther sind die Leistungen der Alten auch auf diesem ihnen ferner gelegenen Gebiete, Leistungen, die wir Modernen wahrlich nicht unterschätzen dürfen. Giebt es doch, von der trefflichen Ausführung abgesehen, nichts Lieblicheres als der dorn-

---

[1]) Overbeck a. a. O. I, 117 ff. Otto Jahn, „Aus der Alterthumswissenschaft", populäre Aufsätze.

[2]) Overbeck a. a. O. II, 176 ff.

ausziehende Knabe, der sich im Bronceoriginal auf dem Capitol in Rom und in guter Marmorcopie in den florentiner Uffizien findet und ein gar freundliches Motiv, als dessen Erfinder der Erzgießer Boethos gilt, erkennen wir auch in dem in Herkulanum gefundenen Knaben, der mit einem Bein auf einer Gans zu knieen versucht, und einem anderen, der mit strahlendem Angesicht eine Taube an seine Brust drückt. Noch mehr kommt das Genre in den Gruppendarstellungen zu seinem Rechte, ja das Genre hat hier mitten in der Mythologie seinen Sitz aufgeschlagen, sofern viele mythologische Motive geradezu zu einer Verallgemeinerung hindrängen. Ob sich die antiken Künstler dieser allgemein menschlichen Beziehung in ihren mythologischen Schöpfungen bewußt waren, wissen wir nicht, das aber wissen wir, daß gerade derartige Gruppen zu den besterdachten und geistig ergreifendsten gehören. So gedenken wir hier der Gruppe eines Satyrjünglings, der einen Knaben auf der Schulter trägt. Vor dem Beschauer steht die Figur eines Satyr, eine schöne dem ersten Jünglingsalter angehörige Gestalt von schlanken biegsamen Formen, in leichtem tanzendem Vorwärtsschreiten begriffen, voll Leben und Bewegung. Die zweite Figur ist ein Knabe, der noch im Kindesalter leicht und frei sich auf den Schultern des Satyrs wiegt und das fröhliche Antlitz dem vergnügten Blicke seines Trägers zuwendet, an dessen Haaren er sich mit der Linken festhält, während die Rechte mit triumphirendem Eifer dem älteren Gefährten eine Traube entgegenhält. Schon das bewegte Muskelspiel des elastischen Satyrkörpers wirkt anziehend. Was ihm ein solches Leben einhaucht ist die Vereinigung der Bewegung des Vorwärtsschreitens mit der nothwendigen Balancirung der auf der rechten Schulter lebenden Bürde und der Rückwärtsneigung von Kopf und Hals nach dieser Seite, wozu sich noch als vierte die Bewegung der Arme und Hände gesellt, welche lustig die Metalldeckel des Cymbalums erklingen lassen. Noch anziehender ist aber das genrehafte Motiv der Gruppe,

die humoristisch gemüthliche Vereinigung der beiden Kameraden zu einem Spiele voll Lust und Liebe, das etwa dem familiären Getändel zwischen altersverschiedenen Geschwistern entsprechen könnte. Daraus, daß sich dieselbe Gruppe in der Galleria dei Candelabri del Museo Pio Clementino des Vatican und in der Villa Albani findet [1]), darf auf ein gemeinsames Original und die Beliebtheit des Motivs geschlossen werden. Die Bedeutung des Knaben als Bacchuskindes erscheint uns mindestens zweifelhaft, sofern sonst nur die Erzieher Silen und Ino als Träger des Bacchuskindes erscheinen, zu welchem ein Satyr als sonstiger Begleiter des erwachsenen Gottes nicht recht passen will. Auch die versuchte Deutung als Amor erscheint uns unzulässig, da Amor meist geflügelt und in dem älteren Typus, an welchen sich sicher das griechische Original unserer Gruppe angeschlossen hätte, als erwachsener Knabe dargestellt wurde, so daß man gut thun wird in der Figur nicht mehr als einen Knaben zu sehen, den ein unzweifelhafter Satyr zu Spiel und Scherz auf die Schulter geschwungen hat. Ist das Werk, wie die Kritik hervorhebt, auch stark überarbeitet, allzu glatt polirt und kann es auch an durchgebildeter Elasticität den Vergleich mit dem berühmten tanzenden Faun aus Pompeji nicht aushalten, so bleibt es immerhin nach Form und Inhalt bewundernswerth. Ein Genrebild von ähnlichem Reiz entdecken wir auch in dem Pan, der einen Hirtenknaben oder, mythologisch gedeutet, den Olympos im Flötenspiele unterrichtet. In der Liebe zu der geheimnißvoll beglückenden Welt der Töne vereinigt, haben der häßliche Alte und der schöngebildete Jüngling neben einander Platz genommen. Mit der Miene der Theilnahme wendet sich der Blick des Hirtengottes seinem

[1]) Der Blick des Satyrs in der Galleria dei candelabri ist nicht dem Antlitz des Knaben zugewendet, auch hält er mit der erhobenen Rechten einen Becher, nach dem das Kind greift. Roher gearbeitet ist das Exemplar in der Villa Albani, kommt jedoch der Gestalt des Originals am nächsten.

Schüler zu, indessen er den einen Arm ihm traulich um die Schulter legt und mit dem anderen ihm bei der Haltung der Syrinx behülflich ist. Unzweifelhaft erklärt er ihm erst die Elemente der Kunst, nämlich den Griff des Instrumentes, dem er so oft als kundiger Meister die zartesten Melodien im Waldesdunkel entlockte. Mit beiden Händen hält seinerseits der Hirtenknabe die siebenfache Rohrpfeife, noch hat er sie nicht an den Mund gesetzt, indem er erst prüfend auf das kunstlose und doch kunstvolle Werkzeug blickt, aber eben steht der Mund im Begriff, die Pfeife zu berühren und schwebt leise geöffnet bereits den Tönen zu. Auch hier wie bei der vorigen Gruppe haben wir es nicht blos mit dem Gegensatze der Gestalten zu thun, mit dem Gegensatze zwischen den gefälligen Formen des Hirtenknaben und dem bizarren Pangebilde, in welchem Gegensatze nach den vielen Exemplaren [1]) dieser Gruppe und nach ähnlichen Motiven zu schließen die Alten ein besonderes Wohlgefallen fanden, sondern auch hier ruht ein Theil des Reizes in dem allgemeineren Lebensbild, das uns vor die Seele tritt. Diese allgemeinere Idee ist die Musikfreude im Umgang zwischen Lehrer und Schüler, woran sich noch als dichterischer Hintergrund die Poesie des freien Wald- und Hirtenlebens anschließt. Von ähnlicher Wirkung ist die schöne Gruppe von Ganymed und dem Adler, welche hier nicht wie in dem vaticanischen Werke im Momente des Aufflugs zum Olympe, sondern in traulichem Verkehre dargestellt sind. Ganymed liebkost den ihm zur Seite sitzenden Adler, der seinerseits mit liebevollem Ausdruck zu ihm aufsieht, so daß der Adler hier nicht als bloßer Jupiterbote, sondern selbst als verwandelter Jupiter

[1]) Ueber die verschiedenen Exemplare vergl. Burckhardt, „Cic." S. 481. In dem neapolitanische Exemplar hat zum Zeugniß späteren Ungeschmacks die antike Knabenliebe bei Pan einen widernatürlichen Ausdruck erhalten. Dies die Ursache, daß das Werk früher ins geheime Cabinet verbannt war. Eine alte, aber edlere Spur der Knabenliebe finden wir in dem Raube des Ganymed.

erscheint. Es ist ein Gespräch, man weiß nicht ob blos des Herzens und der Augen oder auch des Mundes, ein Gefühlsaustausch, der in der mythologischen Scene zugleich die geheimnißvollen seelischen Beziehungen des Thiers zum Menschen zum Ausdruck bringt. Außer der nach Burckhardts richtiger Wahrnehmung etwas ungeschickt restaurirten Handbewegung ist das Ganze von trefflicher Arbeit. Ins Humoristische gezogen erscheint das Genre in der Gruppe von Herkules und Omphale, in der Herkules in langer weiblicher Tunika mit der Spindel, die er ungeschickt ins Gewand verwickelt in der Rechten trägt, vor uns hintritt, während seine Dienstherrin Omphale, Königin von Lydien, die Löwenhaut auf dem Rücken, sonst aber unbekleidet, ihm den einen Arm auf die Schulter legt und mit dem andern die Keule stützt. Das ist nicht blos Herkules, der im Dienste der Omphale verweichlichte, es ist in Haltung und Ausdruck der echte, schwach gewordene Hausphilister, dessen Weib das Scepter führt. Obgleich das Werk sehr gelitten hat, ist die lobenswerthe Arbeit doch nicht zu verkennen. Daß den Alten sogar das Burleske nicht fremd war, beweist die Gruppe des Delphin und Amor, welch letzterer, von dem Delphin umschlungen und aufwärtsgestellt, sich von ihm in die Tiefe führen läßt — eine mittelmäßige Brunnengruppe. Brechen wir jedoch ab.

Nach unserer gedrungenen Ueberſicht über die bemerkenswertheren Sculpturwerke, welche das Museum in sich schließt, schulden wir es unserem Interesse für die untergegangenen Städte noch die wichtigeren Provenienzen aus Herkulanum und dem allerdings hier wenig in Betracht kommenden Pompeji namhaft zu machen oder zu skizziren. Man ist in dieser Hinsicht zum Voraus zu einiger Erwartung berechtigt. Haben andere römische Provinzialstädte die bedeutendsten Werke geliefert, Antium einen Apollo von Belvedere und das obscure Otricoli den berühmten Jupiter in den Vatican gesendet, warum sollten nicht auch aus den Vesuvstädten einige Meisterwerke hervor-

gegangen sein? Indessen finden solche Hoffnungen nur in Herkulanum und auch hier nur in begrenztem Maße ihre Erfüllung.

Das nächste Interesse wendet sich den herkulaner Porträtstatuen zu, namentlich der vordem in Herkulanum hochangesehenen Familie Balbus, welche sich in Vater, Mutter, Sohn und vier Töchtern vertreten findet, während eine fünfte Tochter, wie die übrigen Familienglieder dem herkulaner Theater entnommen, nach Dresden gerathen ist. Welch eine Seltenheit eine ganze römische Patricierfamilie in authentischen Porträts vor sich zu sehen! Der Vater ist eine ordentliche Togastatue, bei welcher die gut ausgeführten Togafalten die Körperformen nicht völlig verbergen; die Mutter, deren manierirte Gewandung wie auch bei den übrigen Figuren viel vermissen läßt, zeichnet sich durch den lebenswahren sprechenden Ausdruck ihres Gesichtes aus, das in jedem Zuge hohen Verstand und ruhige Energie verräth; die Consularstatue des Sohns, die auf dem Proscenium errichtet war, so wie namentlich die Töchter, welche im Gegensatze zu den übrigen Familiengliedern ohne bezeichnende Inschrift gelassen sind, zeigen unter einander große geschwisterliche Aehnlichkeit, jedoch in der Drapirung ihrer Stola und der darüber geworfenen Palla eine äußerst geschmackvolle Abwechslung. Die Physiognomieen der Balbustöchter, bei denen auch die Altersverschiedenheit sehr kenntlich wiedergegeben ist, haben, ohne schön zu sein, viel Anmuthiges und Anziehendes; die schöngescheitelten und bei einer der Töchter in ein kunstreiches Toupet verflochtenen Haare waren nach dem Kunst- und Modegeschmack damaliger Zeit röthlich blond bemalt, wie vorhandene Farbspuren darthun. Künstlerisch werthvoller sind die beiden Reiterstatuen von Balbus, Vater und Sohn, welche aus der Basilika von Herkulanum stammen. Sind sie, wie man erinnert hat, als berittene Consularstatuen in ihrer Art einzig, so gehören sie zugleich zu den bedeutenderen unter den wenigen Reitergruppen, die wir besitzen, da nicht nur die Pferde trefflich ausgeführt, sondern auch die Reiter und namentlich die Toga

des älteren Balbus als gelungen zu bezeichnen sind, obgleich der Kopf des älteren Balbus fälschlich von einer anderen Antike beigezogen und der des jüngeren restaurirt wurde. Die parallele Stellung der Füße, die statt der kreuzweisen dem Pferde des jüngeren Balbus, wie dem des Mark Aurel vor dem Capitol eigen ist, scheint nicht auf einem unbegreiflichen Mißgriff, sondern auf der beabsichtigten Andeutung zu beruhen, daß das Pferd, vielleicht weil das Piedestal den Schein eines Abgrundes erweckt, im Augenblick gezügelt und somit in momentan abnorme, zur Vorwärtsbewegung ungeeignete Position gebracht sei. Sieht man, wie eine einzige Aristokratenfamilie durch so viele Bildsäulen geehrt und wie die Fora und öffentlichen Gebäude in Herkulanum und Pompeji durch massenhafte Porträtstatuen um den Staat verdienter Bürger zu wahren Pantheen des Bürgerruhms gestempelt wurden, so daß in jeder Stadt kaum eine hervorragende Familie war, die nicht solchergestalt verewigt worden wäre, so kann selbst die moderne Denkmalssucht dem gegenüber nicht entfernt in Vergleich treten. Uebrigens scheint es, daß bei allem Bürgersinn doch auch die Schmeichelei und die rivalisirende Eitelkeit an dieser Erscheinung stark betheiligt waren. Den beiden Balbus, die sich durch glänzende Freigebigkeit auszeichneten, hat jedoch die gütige Vorsehung durch Erhaltung ihrer Statuen eine noch höhere Gerechtigkeit als die Dankbarkeit ihrer Mitbürger widerfahren lassen. Ungleich höher steht als Meisterwerk ersten Rangs die bekannte Statue des Aischines, welcher erst 1834 die Vergleichung mit der vaticanischen Aischinesbüste zu ihrem wahren Namen verholfen hat. Anfänglich galt sie als die beste Gewandstatue des Alterthums, bis der Zufall es fügte, daß sie in der prächtigen, 1839 in einer antiken Villa bei Terracina entdeckten Statue des Sophokles ihren Meister fand. Wie schade, daß beide nicht neben einander stehen! Und doch ist es wohl besser so, Aischines verdient es wahrlich nicht, durch ein anderes Werk in Schatten gestellt zu werden. Der Vergleich zwischen

beiden liegt nahe[1]), ob er aber immer so ganz unparteiisch entschieden wurde? Die Position und die Drapirung des Gewandes ist überraschend ähnlich. Beide erscheinen in ruhiger Würde den freien Blick geradeaus gerichtet, den rechten Arm in einem Bausche des faltenreichen Gewandes ruhend, wobei es für den Gesammteindruck wenig ausmacht, daß bei dem römischen Sophokles das linke, bei Aischines das rechte Bein vortritt und daß bei dem Dichter der linke Arm in die Seite gestemmt, bei dem Redner aber auf den Rücken gelegt ist, als wolle die umhüllte Hand die ohnedies straff gespannte Gewandung noch fester anziehen. Dennoch sind selbst diese Momente zur Hervorhebung des charakteristischen Unterschiedes nicht ganz gleichgültig. Sophokles ist idealer gestaltet und von vornherein mehr auf künstlerische Vollendung angelegt, Aischines stellt sich lebenswahrer und porträtähnlicher dar, weshalb er vielleicht noch mehr anspricht. Der Kopf des Sophokles ist ein Idealkopf, der Inbegriff sittlicher Strenge und männlicher Würde, der des Aischines der wohlausgeführte, getreue Ausdruck eines talentvollen Redners und eifrigen Parteiführers, der eben im Begriffe steht, neue Argumente gegen seine Widersacher ins Feld zu führen. Daher aber auch die energisch eingebogene, fast geballte rechte Hand und das krampfhafte Emporziehen des Gewandes mit der linken Hand, Momente, die bei aller äußeren Ruhe doch die innere Bewegung und Geistesarbeit verrathen. Wenn dabei einige unnöthige Falten zum Vorschein kommen oder die Gestalt dem freien, selbstbewußten Auftreten und der imposanten Ruhe des Sophokles gegenüber „gebunden und gehemmt" erscheint, so liegt das zum Theil in der realeren Auffassung des Aischines. Was den Gesichtsausdruck anbetrifft so ist Kinkel jedenfalls voreingenommen durch die unpatriotische Rolle, welche Aischines als Feind des Demosthenes und

[1]) Auf einen solchen Vergleich ließ sich besonders Adolph Stahr ein („Ein Jahr in Italien" III, 8).

Anhänger der macedonischen Politik spielte, wenn er ihm „den politischen Schuft“ ansehen will, „der sich die Miene des Biedermannes aufsetzt“. Wäre das richtig, wie hätte man diese Gestalt nur einen Augenblick lang für einen Aristides halten können! Auch mehrere Kaiserstatuen und Büsten namentlich berühmter Griechen hat Herkulanum geliefert. Unter die ersteren gehören die sitzenden Kolossalstatuen des Claudius und des Augustus, welcher, nur halb bekleidet, einen Kranz auf dem Haupte und den Herrscherstab in der Linken trägt, zu den besseren römischen Sculpturen, desgleichen die Büste des grausamen Commodus, dessen Identität jedoch bei der Seltenheit seines Bildnisses nicht über allen Zweifel erhaben ist. Unter den Büsten befinden sich aus Herkulanum solche des Ptolemäus Soter und der Kleopatra und aus der Reihe berühmter Griechen beispielsweise die Köpfe des Demosthenes, Lysias, Sokrates, Periander und des behelmten Themistokles. In einer aus Herkulanum stammenden Athletenstatue, die sich allerdings durch wuchtigen Körperbau, starke Muskulatur und herkulische Kopfbildung als Inbegriff der Kraft präsentirt, will man nach Friedrichs' Annahme eine Copie des Doryphoros d. h. des Speerträgers von Polyklet erkennen, zumal man auch am Kopfe den Ansatz der Lanze entdeckt zu haben glaubte. Möglich wäre es, daß diese in ruhiger Haltung dargestellte Kraftgestalt, die sich durch ihren herben Stil als gutes Nachbild eines altgriechischen Originals ankündigt, dem Doryphoros entstammte, obwohl in Ermanglung einer näheren Beschreibung des Originals apodiktische Behauptungen sehr gewagt sind. Unter den Statuen mythologischen Inhalts beansprucht die schreitende Pallas als Beispiel archaistischen Stils und polychromer Sculptur hervorragendes Interesse. Sie erscheint hier in ihrer Eigenschaft als Kriegsgöttin, den Helm auf dem Haupte, die schlangenumwundene Aegis als Schild in der Linken, die Rechte mit der Lanze zum Stoße bereit. So stürmt sie im Laufe an wider die Giganten. Ihre überlebensgroße

Gestalt ist mit der Tunica und dem Peplos (Obergewande) bekleidet. Letzteres sammt dem Haare war bei der Auffindung stark vergoldet, ein erneuter Beweis, daß die Anwendung von Farben bei Sculpturwerken dem Kunstgeschmack der Alten nicht widersprach. Ersichtlich richteten sich diese nicht nach den Regeln moderner Kunstphilosophie, denn wo blieb das Gesetz, daß die Sculptur „als die Kunst der reinen Form" mit der Malerei unvereinbar sei, wenn sie von jeher und oft gerade ihre besten Sculpturen wie eine Pallas von Velletri oder die Haare einer mediceischen Venus bemalten?[1]) Erscheint doch bereits die Zeit, wo man auch einsieht, daß zwischen dem gothischen Kirchenbaustil und dem Fresko durchaus keine natürliche Feindschaft besteht. Besonders scheint die Bemalung von Cultusbildern beliebt gewesen zu sein, unter welche wohl auch die genannte kriegerische Pallas zu rechnen ist. Der Mangel an freien und leichten Formen, die steifen, parallelen Gewandfalten, der zierliche Hals- und Ohrschmuck charakterisiren nämlich das Werk als alterthümliches, jedoch, nach der Anmuth des Kopfes und der minder sorgfältigen Behandlung des Gewandes zu schließen, nicht als thatsächlich altes oder „archaisches", sondern nur als „archaistisches", d. h. als Nachahmung des alten Stils, wie sie bei Cultusbildern selbst in den Glanzperioden griechischer Kunst zur Erweckung größerer Ehrfurcht in allgemeiner Uebung war. Ein weiteres, interessantes Beispiel eines solchen Archaismus hat uns Pompeji in seiner ebenfalls bemalt gewesenen Artemis geliefert, die man in einer Hauskapelle fand und welche bei ihrer geringen Höhe von kaum einem Meter eine Bestätigung dafür ist, daß solche Cultusbilder oft unter Lebensgröße dargestellt waren. Der Gegensatz der sehr graciös gebildeten nackten Theile des Körpers, besonders der Füße und des vollen Gesichtes, zu der plumpen, ungelenken

[1]) Vergl. Otto Jahn, über die polychrome Sculptur in seinem Buche: „Aus der Alterthumswissenschaft".

Bewegung der im Vorwärtsschreiten begriffenen Gestalt und der fleißigen Detailarbeit in Haaren und Gewandung bekundet auch hier den Archaismus. „Das zierliche Aufnehmen des Gewandes mit der Rechten ist ein Lieblingsmotiv des alten Stils [1])." Die Bemalung erstreckte sich, abgesehen von den Haaren, die man vergoldete, um sie in der Lieblingsfarbe der modischen Römer, nämlich blond, erscheinen zu lassen, auf Diadem, Köcherband und Sandalen, denn das Nackte war stets von der Bemalung ausgenommen. In den Archaismus schlägt auch die herkulaner Gruppe des Orest und der Elektra [2]) ein, eine einfach wahre, überaus gefällige Composition, die an das Genre streift. Elektra, in langer Tunica auftretend, legt dem Bruder liebevoll den rechten Arm um den Nacken und wendet ihm mit der Miene der Theilnahme ihr Gesicht zu, während sie die linke Hand in die Seite stützt. Orest, unbekleidet, steht in ruhiger Haltung neben ihr, doch zeigt die Kopfhaltung und der gesticulirende linke Arm, daß er im Sprechen begriffen ist. Das ist nicht allein das mythische Geschwisterpaar, am wenigsten in der üblichen willkürlichen Beschränkung auf die bestimmte Situation, nach welcher Orest der Elektra seinen Racheplan gegen die mörderische Mutter mittheilt, es ist überhaupt ein freundliches geschwisterliches Gespräch voll Ausdruck und stiller Sympathie. In Bezug auf die ästhetische Wirkung ist es richtig: „Contrast und Verbindung des nackten und bekleideten Körpers sind hier von schönster Erfindung [3])". Auch für diese Gruppe hat man einen kunstgeschichtlichen Anhalt gewonnen. Die gleiche Statue des Orest erscheint nämlich als Einzelfigur in der Villa Albani mit einer Inschrift, welche den Stephanos, einen Schüler des

---

1) Friedrichs. — Ueber die archaistische Pallas und Artemis vergl. Overb. a. a. O. I, 175.

2) Overbeck a. a. O. II, 340—343.

3) Burckhardt, „Cic." S. 498.

altargivischen Meisters Pasiteles, als Künstler angiebt, ein anderes Mal im Louvre mit Pylades in eine Gruppe zusammengestellt. So geht wohl auch der herkulaner Orest auf das alte Original des Stephanos zurück oder vielmehr die ganze Gruppe, deren Figuren schon ursprünglich auf einander bezogen und gleichartig stilisirt sind. Bei Orest sind es die eckigen Schultern, die hohe Brust, der steife, gerade Stand der Beine, bei Elektra die Gewandung, welche den Stempel des Alterthümlichen an sich tragen, indessen die rundere Fleischbehandlung und die Transparenz des Gewandes zugleich die spätere Kunstentwicklung nicht verleugnen. Die archaistische Copie ist übrigens nicht durchweg gelungen, da die Gestalt des Orest kleiner als die der Elektra, der Kopf desselben allzu ausdruckslos und die Arbeit auch sonst mangelhaft ist. Unter den übrigen herkulaner Werken erscheinen schließlich nur wenige erwähnenswerth. Es sind dies mehrere Exemplare des bärtigen oder indischen Bacchus mit dem ihm eigenen Ausdruck seliger Freude und Jovialität, worunter eines von trefflicher Arbeit, eine fein gemeiselte Hermessäule eines Jupiter Ammon mit haarbedeckten Widderhörnern und „orakelhaft sinnendem" Gesichtsausdruck, endlich die neun Musen aus dem herkulaner Theater, worunter der Torso einer schönen Gewandstatue der Polyhymnia die erste Stelle einnimmt, die übrigen aber mit anderweitigen Exemplaren untermischt, mehr oder weniger von nur geringem Werthe sind. Durchweg tiefer als die herkulaner Sculpturwerke stehen die pompejanischen, von denen außer der archaistischen Diana höchstens eine gut concipirte, doch im Gliederbau etwas plump ausgefallene Statuette einer jagenden Diana und aus dem Gebiete der Porträtfiguren die dem Pantheon entnommene Gewandstatue der Kaiserin Livia in Priesterkleidung, ferner eine solche der Priesterin Eumachia und endlich die erst 1853 aufgefundene Statue des Duumvirn Marcus Holconius Rufus Erwähnung verdienen. Letztere beide Werke gehörten zu den polychromen Sculpturen, vorab

Holconius, dessen Togasaum in Purpurfarbe ergänzte. Steht Pompeji in Quantität und Qualität seiner Sculpturen unläugbar hinter Herkulanum zurück, so zeigt es jedoch namentlich in seinen Götterbildern und Brunnenfiguren, wie sie am Rande der Impluvien und Piscinen aufgestellt waren, immerhin eine ansehnliche Menge der besten Motive, vor Allem sind die Brunnenstatuetten, als welche Satyrn, Silene und Nymphen am häufigsten verwendet sind, in der Erfindung in der Regel überaus anmuthig und sinnreich. Ist ferner in Pompeji die Kunst bereits ziemlich ausgeschritten, sofern sich bei gänzlichem Mangel des Bedeutenden eine einseitige bedenkliche Neigung zu zierlichen Miniaturwerken kundgiebt, so führen doch eben diese Werke durch ihren Fundort und die dadurch bedingte, noch erkennbare Art ihrer Verwendung uns die unmittelbare Beziehung der alten Kunst aufs Leben deutlich vor Augen. Man sieht, so wenig als das Kunstbedürfniß, versagte im Alterthum die Productionskraft, ein Kunstproduct verdrängte das andere und ließ täglich hunderte von Statuen und Statuetten erstehen, um nicht blos Tempel und Gräber, sondern auch Häuser und Gärten, Straßen und Plätze zu erfüllen. Schade, daß das Meiste davon aus Herkulanum und Pompeji verschwunden ist oder vielmehr aus Rücksichten der Schonung entfernt werden mußte, ohne wenigstens durch Gypsabgüsse an Ort und Stelle ersetzt zu sein.

Achtzehntes Kapitel.

Die Broncesammlung des Museums.

Wo die Menschen am glücklichsten waren,
da war auch die Kunst am größten.

W. Heinse.

Mit den Broncen verhält es sich umgekehrt, wie mit den Marmorsculpturen des Museums. Das weitaus Meiste und Beste stammt aus den untergegangenen Städten und namentlich aus Herkulanum. Sicher gestattet dieser Umstand einen Rückschluß auf die überaus häufige Verwendung der Bronce bei den Alten. Hat allein Herkulanum auf dem kleinen bis jetzt durchwühlten Fleck gegen hundert Broncestatuen und -statuetten nebst zahlreichen Broncegeräthschaften geliefert, welche Schätze muß in diesem Artikel erst das gesammte Alterthum producirt haben! Aber während der Vesuv zum Glück seine schützende Hand über Pompeji und Herkulanum ausbreitete, war der Mensch minder rücksichtsvoll und die unverständige Habgier der mittelalterlichen Jahrhunderte trug Sorge, die antiken Broncen möglichst bald in Münzen oder neue Kunstgegenstände umzugießen und somit der Nachwelt zu entziehen. Welch eine Freude also, die verhältnißmäßig so seltenen antiken Broncen hier als ein gewaltiges, im Laufe der Zeit zu unermeßlichem Werthe herangewachsenes Capital vor Augen zu sehen! Und welche Ueberraschung, wenn wir uns sofort überzeugen, wie die Alten auch in der uralten

Technik der Erzgießerei den Meisterwerken unserer Zeit nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen waren! Dazu ist Alles unbeschädigt erhalten oder mit Leichtigkeit wieder in die ursprüngliche Lage gebracht worden. Nur die Grünspanfarbe, welche bei der lockeren, der Feuchtigkeit zugänglicheren Decke über Pompeji bei den pompejanischen Broncen stärker ausgeprägt ist als bei den herkulaner, zeugt noch von dem nassen Grab.

Unter den Broncen fallen zunächst die verschiedenen Pferdegestalten auf, ein lebensgroßes, lediges Pferd, der Rest eines Viergespanns, das zu dem herkulaner Theater oder nach Anderen zu einem Herkulestempel gehörte und in seinem zusammengeflickten Zustande nicht mehr den ursprünglichen Werth besitzt, so daß die Reiterstatue des Nero, die einst den Triumphbogen am Ende des pompejanischen Forums zierte, was die Leichtigkeit der Pferdebildung betrifft, vor jenem und sogar vor dem Pferde des capitolinischen Mark Aurel den Vorzug verdient. Ein gut gearbeiteter kolossaler Pferdekopf, der spärliche Rest eines prächtigen Pferdes, ist durch seine Schicksale und seine Verbindung mit der Stadt Neapel merkwürdig geworden. Ursprünglich, wie es heißt, als Schmuck in der Vorhalle eines Neptuntempels in Neapel untergebracht, bemächtigte sich im Mittelalter seiner die Sage und theils der Ruf als Zauberer, den Virgil im Mittelalter genoß, theils einige Anecdoten, die den Dichter als Pferdekenner und Roßarzt erscheinen ließen, gaben Anlaß zu dem Volksglauben, daß Virgil dieses Pferd und zwar auf wunderbare Weise zu Stande gebracht habe. Der Kanzler Konrad berichtet Ende des 12. Jahrh. an den Propst zu Hildesheim: „In Neapel ist ein ehernes Pferd, welches unter Zaubersprüchen von Virgilius so zusammengesetzt ist, daß, so lange es ganz bleibt, kein Pferd den Rücken brechen kann, während es doch durch einen natürlichen Fehler jenem Lande eigen ist, daß vor dem Bau jenes Pferdes und nach einer noch so geringen Verletzung

desselben kein Pferd ohne Rückenbruch einen Reiter eine Zeit lang tragen konnte". Zu diesem Pferde, das vermuthlich vor der Kirche San Antonio aufgestellt war, wurden in der Festwoche des hl. Antonius alle Pferde und damit in den Schutz des Heiligen gebracht, als dessen Attribut das Pferd angesehen wurde. Noch jetzt hat sich diese Vorführung der Pferde vor den hl. Antonius nicht verloren. Das berühmte Pferd wurde bald eine Art Wahrzeichen von Neapel, so daß Kaiser Konrad IV. ihm nach der Eroberung Neapels einen Zaum anlegen und die Inschrift anbringen ließ: „Das bis dahin ungebändigte Roß Parthenopes gehorcht jetzt dem Zügel des Herrn". Später durchbohrten neidische Roßärzte den Leib, wodurch es in den Augen des Volks seine Heilkraft verlor oder nach anderer Version verurtheilte es ein Erzbischof des 14. oder 15. Jahrh., der an dem Aberglauben Anstoß nahm, zur Einschmelzung. Bereits sei der Körper zum Guß einer Glocke für die Januariuskathedrale verbraucht gewesen, gewissermaßen um den alten Aberglauben für den wichtigen Heiligen auszunutzen, als der Cardinal Caraffa oder ein Verwandter des Erzbischofs Namens Caraffa wenigstens den Kopf vor der Vernichtung rettete. Zum ewigen Angedenken an vergangene Thorheit hat er sich seit 1809 in das Museum geflüchtet.

Schon von Winckelmann gerühmt und beschrieben ist die 1762 in Herkulanum ausgegrabene Reiterstatuette eines mit Panzer und Chlamys zum Kampf ansprengenden und zum Wurf ausholenden Alexander, eine Bezeichnung, die uns freilich bei dem Mangel an Porträtähnlichkeit des Gesichtes nicht gehörig legitimirt scheint. Augen von Pferd und Reiter sind von Silber eingelegt, desgleichen besteht der Zügel und der auf dem Brustriemen befindliche Kopf einer Bacchantin aus Silber. Nicht minder trefflich ist ein freisprengendes Pferd gleicher Dimension, während die Statuette der ihr Pferd zügelnden und die Lanze schwingenden Amazone zwar ebenfalls sehr schön aufgefaßt und lebendig bewegt ist, aber in der Pferdbildung

nicht den Werth der anderen herkulaner Statuetten erreicht. Auffällig ist, daß dem Anscheine nach alle antiken Pferde derber und plumper als die unsrigen gehalten sind. Unter den sonstigen Thierfiguren nehmen sich zwei Rehe äußerst gefällig aus.

Doch den Glanzpunkt unter den kleineren Broncen bilden drei Werke, die der Zufall aus verschiedenen Gebäuden Pompejis ins Museum verweht hat, wo sie nicht nur als classische Typen gänzlich entgegengesetzter Motive und Bewegtheiten, sondern auch durch ihre äußere Dimension die trefflichsten Pendants darstellen. Es ist der tanzende Faun, der Narciß und der Silen als Gefäßträger. Der Erste repräsentirt die fessellosefte und zu höchster Elasticität gesteigerte Bewegung, der Zweite bei körperlicher Ruhe die gespannteste Aufmerksamkeit der Sinne, der Dritte die größte Kraftentwicklung in der Stützung und Hebung einer drückenden Last. Bei dem Ersten tanzt und vibrirt jeder Muskel, bei dem Narciß horcht der ganze Körper mit und in dem gedrungenen, untersetzten Körper des Silen stemmt sich Alles gegen die über dem Kopfe schwebende Bürde. Der tanzende Faun wurde schon 1831 am Rande des Impluviums in der casa del Fauno gefunden und scheint somit als Brunnenfigur gedient zu haben. „Es giebt gewiß nicht viele Kunstwerke, welche die ausgelassene Lust des bacchischen Taumels so vergegenwärtigen wie dieser sehnige Alte, der, ganz Bewegung und Elasticität, über den Boden dahintanzt, als gäb's keine körperliche Schwere und als sei die Arbeit aller angespannten Muskeln des ganzen Körpers Nichts als Lust und Behagen. Den hat der Geist seines Gottes ergriffen und hebt und treibt ihn, daß er sich und die Welt vergißt; und daß wir dennoch sehen, wie er arbeitet, daß hier kein Schweben und leichtes Streifen, sondern ein tüchtiges Auftreten und Schwenken der Glieder dargestellt ist, das ist vom Künstler vortrefflich ersonnen, der uns eben ein Bild der derben Sinnlichkeit vor Augen führen will und dieses in allen Zügen bis hinab zu den unverhüllten Zeichen halbthierischer Natur meisterhaft

durchgeführt hat [1])." Die hochaufhüpfenden Beine, das weinselig emporgerichtete und zurückgeworfene Haupt, die erhobenen, mit den Fingern schnalzenden Hände, die leichte Seitendrehung des Körpers und die durch alle diese Bewegungen im bewegtesten Muskelspiel hervortretende Brust, alles das mußte zur Hervorbringung dieses künstlerischen Effectes dienen. Prächtig hebt sich neben dem Faun die schlanke und feine Jünglingsgestalt des Narciß mit dem ebenmäßigen Wuchse und den sinnigen Zügen des gesenkten Hauptes hervor. Das horchend auf die Seite geneigte Haupt und der ebendahin ausgestreckte Zeigefinger der rechten Hand geben ihm die Stellung eines Lauschenden und veranlaßten Minervini zu der ansprechenden und von den Meisten adoptirten Vermuthung, es sei hier Narciß vorgestellt, welcher auf die Stimme der Echo höre. Da jedoch von der linken Schulter der Gestalt ein Ziegenfell herabhängt und das Haupt mit einem Kranze von Myrthen oder Epheubeeren bekränzt ist, so liegt andererseits auch eine Beziehung auf den Bacchuskreis nahe, weshalb Benndorf auf einen Pan rieth, der träumerisch auf die entzückenden Töne seiner geliebten Echo lauscht. Aber könnte es nicht auch ein Satyr sein, welcher im Anschluß an das von Praxiteles ausgebildete, vergeistigte Satyrideal gebildet wäre und etwa auf die Töne einer fernen Musik hörte? Am besten wäre es unter diesen Umständen vielleicht, den mythologischen Charakter ganz abzustreifen und diese blühende Gestalt, welche bei aller Weichheit und Anmuth der Bildung doch von der üppigen Fülle der Satyre verschieden ist und mit seinem unschuldigen „zwischen Lächeln und leiser Wehmuth schwebenden Ausdruck" des Gesichtes nicht in die bacchische Gesellschaft passen will, als Genre aufzufassen, wofür auch das zierliche Schnürwerk seiner Fußbekleidung spricht. Man hätte dann einen aufmerksam erregten Hirtenknaben. Doch gerade, daß sich bei der Figur viel denken läßt, zeugt

[1]) Overbeck „Pomp." II, 159.

von ihrem hohen geistigen und künstlerischen Gehalt, weshalb oft die besten Werke die vieldeutigsten sind. „So viel steht fest, es sind süße Töne, die zu ihm dringen, und denen hingegeben er das Haupt wie selbstvergessen sinken läßt und wie verzaubert in einer Stellung verharrt, die lieblicher und anmuthiger nicht erfunden werden konnte, möge man die zarte Wellenlinie der Umrisse oder die feinen Contraste der tragenden und getragenen Theile des zurückgezogenen rechten Armes mit gesenkter Schulter und des aufgestützten linken mit der höheren Schulter ins Auge fassen [1].“ Und dieses Meisterstück des Broncegusses, das man als griechisches Originalwerk ansieht, fand man 1865 in dem bescheidenen Hause einer kleinen Seitengasse in Pompeji, in dem vico del balcone pensile! Nicht die gleiche Geltung, wie der Faun und der Narciß, kann der aus der casa dei marmi stammende Silen beanspruchen. Ist auch das Emporhalten der augenscheinlich schwer gedachten Last mittelst des in die Höhe gerichteten linken Arms und die dadurch bedingte Körperhaltung des corpulenten, bärtigen Alten unübertrefflich wiedergegeben, so wird doch andererseits gegen die Naturwahrheit, wie gegen den künstlerischen Geschmack gesündigt. Das abhanden gekommene Gefäß stand nämlich auf einem von Palmetten eingeschlossenen Ringe. „Allein diese Palmetten entspringen so unorganisch wie möglich aus dem Ringe, der von einer Schlange gebildet wird und dieser wird von dem Silen an einem Punkte seines Umkreises gefaßt und so mit seiner Belastung gehoben, was wiederum statisch und mechanisch ein Ding der reinen Unmöglichkeit ist [2].“ Doch kann diese Ausstellung den Genuß an dem köstlichen Alten, der halb brummig, halb pflichteifrig die ihm aufgetragene Last dahinschleppt, nicht wesentlich vermindern.

Die werthvollsten Broncen, wahre Perlen der Kunst, sind in dem dritten Saale der Broncen vereinigt. Da ist vor Allem

---

[1]) Overbeck „Pomp.“ II, 164. [2]) Overbeck „Pomp.“ II, 162.

der sitzende Merkur, von dem Winckelmann das Urtheil fällt: „Der Merkur in Lebensgröße ist unstreitig die schönste Bildsäule in Bronce in der Welt". Bei diesem Urtheil und der von ihm gegebenen Erklärung wird es stets sein Bewenden haben. Merkur, eine unbeschreiblich naturwahr und lebensvoll hingegossene Jünglingsgestalt, ist auf der Rast gedacht. Diese ist augenscheinlich kurz genug. Der nächste Moment kann ihn wieder in den Lüften sehen, denn nur leicht sitzt er am Rande eines Steinblockes und die fest aufgestützte rechte Hand läßt erkennen, daß er jeden Augenblick bereit ist, seiner Träumerei, in die er versunken, den Abschied zu geben und auf die Füße zu springen. Was beschäftigt ihn? Der Gedanke an die Schatten der Verstorbenen, deren er wieder zum Hades geleitet hat? Der Griff des abgebrochenen Schlangenstabes, den er noch in der Linken hält, die an die Füße angeschnürten Flügel und die in Form einer Rose unter der Fußsohle angebrachte Schnalle, welche symbolisch auf den fluggewohnten Gott hinweist, deuten zwar im Allgemeinen auf den in Jupiters Diensten stehenden Götterboten, aber insbesondere auch und hier am passendsten auf den Hermes Psychopompos. Das rechte Bein ist bequem ausgestreckt, das andere, auf dem der linke Arm ruht, nicht minder bequem eingezogen, der Oberkörper etwas vornüber gebeugt und schräg gestellt, wodurch auf dem gewölbten Rücken ein bewegtes Muskelspiel entsteht, das die Meisterschaft des Künstlers bekundet. Geradezu unbegreiflich ist es, wie man von sonst kunstverständiger Seite in dieser nachlässig ruhenden und gedankenvoll vor sich hinblickenden Gestalt einen angelnden Merkur erblicken konnte [1]). Abgesehen von dem Hauptgrunde, daß ein solcher jeder Analogie entbehrt, müßte doch irgendwie das nasse Element angedeutet und in der Miene des Gottes einige Aufmerksamkeit zu lesen sein. Und weshalb soll die linke Hand statt des Merkurstabes eine Angelruthe gehalten

[1]) Burckhardt, „Cic." S. 431.

haben? Wenn die allerdings etwas ordinären und unidealen Züge des Gottes dazu verleitet haben, so liegt die Erklärung dazu in der starken Restauration des Kopfes, den man in Stücken fand, obgleich nicht bestritten werden kann, daß die menschlich edlen, aber nirgends an das Göttliche erinnernden Körperformen einen naturalistischen Zug haben. Nicht ohne Grund versetzt man daher dieses jedenfalls originale Werk in die Schule des Lysippus. Ein ergiebiges Feld für Hypothesen haben die beiden im zarten Jünglingsalter stehenden sogenannten Ringer geliefert, in denen Andere Wettläufer oder Diskuswerfer erkennen wollen, lauter unhaltbare Vermuthungen. Man sieht zwei wohlgeformte Gestalten von gleichartiger Bewegung, welche offenbar auf Gegenüberstellung berechnet ist. Die nackten Körper sind im Laufe vorgebeugt, der rechte Arm gebogen und vorgestreckt, während die geöffneten Finger der Hand einen Gegenstand zu greifen oder eben entlassen zu haben scheinen; der linke, auch etwas gebogene Arm begleitet unwillkürlich diese Bewegung, soweit es die beabsichtigte Thätigkeit mit sich bringt; das Auffälligste und Bemerkenswertheste aber ist der Blick der Augen, welcher mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung in der Richtung der ausgestreckten Hand einem unbekannten Gegenstande folgt, der das Ziel oder Object der gemachten Anstrengung bildet. Ringer sind das nicht, die sich den besten Angriffspunkt ausersehen, denn in diesem Falle ist die Bewegung Beider nicht auf einander bezogen und der Blick des Einen, der etwas mehr seitwärts gerichtet ist, verfehlt den Körper des Anderen gänzlich, wie der erste Augenschein lehrt; Wettläufer eben so wenig, dazu wäre die Bewegung der Beine, deren linkes, stützendes nur mäßig gebogen und das nachgezogene rechte nur wenig angestrafft ist, viel zu ausdruckslos, ferner weder die greifende rechte Hand, noch der etwas abwärts und daher auf ein ganz nahes Ziel gerichtete Blick gehörig motivirt, endlich die doppelten, ganz gleichartigen und sicher nicht für Nebeneinanderstellung bestimmten Exemplare völlig unerklärlich; aber auch der Gedanke

an Diskuswerfer, die eben die Scheibe abgeschleudert haben, ist ausgeschlossen, denn sonst müßte der rechte Fuß stärker gehoben und namentlich die rechte Hand nicht in greifender sondern von unten her haltender Bewegung dargestellt sein. Wären die Figuren am Rande eines Bassins aufgestellt, so könnte man Förster beipflichten, der die Beiden als eine Art Brunnenfiguren ansieht und nach ins Wasser geworfenen Münzen oder dergleichen springen läßt; da aber diese Art der Aufstellung durch Nichts bezeugt und ohne weitere sachliche Unterstützung allzu gesucht ist, so hat Roßmann, der an ein Knabenspiel denkt und zwar an das griechische Omilla- und Tropaspiel, bei dem man mit Astragalen, Kugeln oder Steinchen nach einem auf dem Boden bezeichneten Ziel warf, offenbar einen glücklichen Zug gethan[1]). In der That handelt es sich hier nicht um gewaltige Kraftanstrengung, sondern, wie der Augenschein darthut, um eine spielende Bewegung und da die Art derselben durch die Richtung des Blickes, wie durch die noch geöffneten Finger der rechten Hand hinlänglich charakterisirt ist, so wird die Fluth sonstiger Hypothesen, seien sie auch von gewichtigen Autoritäten getragen, mit der Zeit jedenfalls das Feld räumen müssen. Erst unter der Voraussetzung eines Knabenspiels wird man diesen schlanken, graciös bewegten Gestalten, sowohl an sich wie in Bezug auf die richtige Darstellung des Momentes, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Artistisch noch bedeutender, aber seinem Gegenstande nach minder anziehend ist der trunkene Faun, über den Winckelmann das kurze Urtheil fällt: „Das Werk verräth viel Studium, ist aber nicht so schön, daß es Begeisterung wecken könnte“. Allerdings begeisternd kann der rücklings auf ein Löwenfell und einen Weinschlauch gebettete Faun nicht wirken. Seine Position ist eine halb sitzende, halb liegende, sofern der linke Ellbogen auf den bereits

[1]) Försters Reisehandbuch und Roßmann, „Vom Gestade u. s. w.“ S. 105.

ziemlich entleerten Schlauch gestützt ist. Durch diesen Uebergang von der schrägen Lage des Oberkörpers in die gerade der Beine ergiebt sich eine den Körper diagonal durchlaufende Muskelanspannung, so daß Burckhardt mit Recht sagen kann: „Das eigenthümlich elastische Leben des Satyrleibes ist in der bewegten Linie, die von der aufgestützten linken Schulter nach dem rechten Schenkel geht, sehr energisch ausgesprochen". Zugleich ist aber in der nachlässigen Lage der Glieder, die ihr Inhaber nur noch halb in der Gewalt hat, in dem gestreckten und etwas schwebenden rechten Fuße, dem zurücktaumelnden Haupte mit den häßlich grinsenden Zügen und dem lallenden Munde, namentlich aber in der emporgestreckten rechten Hand, welche vor weinseliger Freude mit den Fingern schnalzt oder herausfordernd „der ganzen Welt ein Schnippchen schlägt", der Ausdruck wüster Trunkenheit in classischer Weise ausgesprochen. Schön ist das freilich nicht, eher bestialisch, aber meisterhaft der Natur abgelauscht. Es begreift sich, daß man auch an einen trunkenen Silen gedacht hat, aber die manneskräftige Gestalt und die auf schnelle Beweglichkeit deutende Muskulatur der Beine paßt besser zu einem Satyr als zu Silen, der in der Regel als komischer alter Dickwanst auftritt, wie z. B. auch in der netten Broncestatuette, welche ihn auf einem Weinschlauch reitend darstellt, dessen beide Zipfel er triumphirend in Händen hält. Dem trunkenen Faun sehr ähnlich ist die Marmorstatue in der vaticanischen Galleria delle statue, welche den Satyr ebenfalls auf dem Weinschlauch liegen, doch zugleich mit der Hand die Oeffnung zuhalten läßt. Ein ähnliches Motiv ist der schlafende Faun, den man eigentlich richtiger als den schläfrigen Faun bezeichnen würde, da in seiner Stellung von wirklichem Schlafe nicht die Rede sein kann. Er sitzt nämlich auf einem Felsblock, das Haupt rückwärts geneigt, den rechten Arm, wie nach einem Halt suchend, über den Kopf gelegt, während der linke am Körper schlaff herabhängt. Die ganze Haltung ist zur Bezeichnung der Schlaftrunkenheit ungemein

natürlich, so daß der Beschauer fast fürchten könnte, ihn im nächsten Augenblick rückwärts fallen zu sehen. Auch ihn wie seinen trunkenen Collegen zieren die beiden den Ziegenwammen ähnlichen Halsdrüsen, welche an die animalische Natur der Faune erinnern. Die Arbeit ist stark restaurirt, steht aber überhaupt hinter den vorigen herkulaner Broncen zurück. Von kunstgeschichtlichem Interesse ist die 1853 in der Casa del Citarista in Pompeji gefundene, nicht ganz in Lebensgröße ausgeführte Statue eines leierspielenden Apollo. Die Leier ist freilich entschwunden, doch greift noch die linke Hand des Gottes nach den früher in Silber vorhandenen Saiten und die herabhängende Rechte hält noch das Plektrum. Es ist ein vortrefflich gearbeitetes Werk archaistischen Stils, das ganz den gleichen Charakter wie der herkulaner Orest hat und wie dieser in die zur Zeit des Pompejus blühende Schule des Pasiteles versetzt wird[1]). Ebenfalls bemerkenswerth ist der bogenspannende Apollo aus den Ruinen des pompejanischen Forums und sein im dortigen Venustempel gefundenes Gegenstück, die bogenspannende, diademgeschmückte Diana, von der nur noch der Oberleib vorhanden ist. Eine gewisse Aehnlichkeit mit der Diana von Versailles ist nicht zu verkennen. Beider Augen sind aus Glasmasse. Ob sie von einem und demselben Künstler gearbeitet und zu Gegenstücken bestimmt waren, vollends ob beide, wie man vermuthet, zu einer Niobidengruppe gehören, ist in Ermanglung jeder Spur von den Niobiden sehr zu bezweifeln. Sehr leicht und anmuthig nimmt sich die kleine Victoria aus, deren vom Winde aufgetriebene, faltenreiche Gewänder trefflich den raschen Flug errathen lassen, auf der sie vom Olymp niederschwebte. Die Ausführung dieses Modells im Großen für ein modernes Siegesdenkmal wäre sicherlich den meisten Originalcompositionen

---

1) Overb. „Gesch. der griech. Plast." II, 343. Overb. „Pomp." II, 154.

heutiger Victorien vorzuziehen. Die broncene Victoria auf der Denksäule der Piazza de' Martiri in Neapel ist übrigens unverkennbar von der Museumsstatuette beeinflußt. Trotz grober Arbeit sehr edel in der Stilisirung der griechischen Gewandung und reich an Abwechslung in der Art, sie zu tragen, sind die sechs Tänzerinnen oder Schauspielerinnen aus dem Proscenium des herkulaner Theaters, die zugleich durch die Bemalung der Augen und Farbspuren am Gewandende sehr merkwürdig sind als Beispiel, daß selbst Broncen von der Bemalung nicht ausgenommen waren. Wie sie, haben auch die vier großen Kolossalstatuen im Grunde nur decorative Bedeutung und waren, wie die schwächliche Rück- und Seitenansicht darthut, ursprünglich in Nischen aufgestellt. Es sind Augustus in der Rolle Jupiters mit dem Donnerkeil, seine Gemahlin Livia, Nero Drusus mit der Opferschale als Opfernder und Claudius ebenfalls als Jupiter dargestellt, eine in der Kaiserzeit nicht ungewöhnliche Schmeichelei, die für zeitgenössische Entstehung dieser Werke spricht. Uebrigens wurde, aller Oberflächlichkeit der Behandlung ungeachtet, doch auf Porträtähnlichkeit gesehen, auch ging weder hier noch sonst die römische Porträtkunst so weit, auf Kosten der Aehnlichkeit zu schmeicheln [1]).

Ein nicht geringer porträtistischer und artistischer Werth kommt den zahlreichen Büsten der Broncesammlung zu. Ziemlich stark ist die ägyptische Ptolemäerfamilie vertreten, deren Büsten wohl aus der Ptolemäerzeit selbst herrühren. Da ist unter Anderen Ptolemäus Alexander, auf dessen Aehnlichkeit mit Goethe bereits Förster hingewiesen hat, und Ptolemäus Apion, wenn man überhaupt Recht hat, ihn um seines weibischen Charakters und um seiner langen Haarlocken willen, die er trug, mit dem vorliegenden weiblichen Kopf in Verbindung zu bringen, der mit nicht weniger als 68 angesetzten

1) Burckhardt, „Cic." S. 523.

Korkzieherlocken verunziert ist. Ob ebenso die Kritik wohl daran gethan hat, den „schönen, strengen Mädchenkopf mit den aufwärts zu einem Kranze gebundenen Haaren“ blos deshalb der Berenike zuzuerkennen, weil diese glückliche Revolutionärin gegen ihrer Mutter Herrschaft und nachmalige Gemahlin des Königs Ptolemäus Euergetes durch ihr schönes Haar berühmt war, ist mehr als zweifelhaft. Da könnte es am Ende auch des Titus gleichnamige Geliebte sein, blos weil die schöne Jüdin aus dem herodischen Königshause — schön war. Burckhardt vermuthet in ihr eine Gefährtin der keuschen Jägerin Diana. In der That hat der hehre Gesichtsausdruck und das im Knoten geschlungene Haar etwas Dianenhaftes. Dennoch kann der Kopf irgend einer historischen Persönlichkeit eignen, da für eine bestimmte Göttin keine zwingenden Kennzeichen vorhanden sind. Bedeutend und technisch trefflich ausgeführt ist auch der Kopf des Scipio Africanus, der mit seinen charakterfesten Zügen und seinem festen Blicke sich als „das wahre Urbild eines alten Römers“ präsentirt. Unter den griechisch-römischen Philosophenköpfen sind Heraklit, Demokrit, Plato und Seneca bemerkenswerth. Der oft abgebildete häßliche Seneca verläugnet sich auch hier nicht. Nicht unrichtig, aber in ästhetischer Beziehung nicht gerade schmeichelhaft für Professoren macht Roßmann die Bemerkung: „Der alte Seneca sieht mit seinen über die Stirn hängenden Haaren und dem Herz und Nieren prüfenden Blicke wie ein deutscher Scholarch aus“. Die Krone sämmtlicher Broncebüsten ist jedoch anerkanntermaßen der sogenannte Plato, von welchem schon Winckelmann begeistert urtheilt: „Es ist eines der vollkommensten Werke auf der Welt, es gehört unter die schönsten Dinge aller Art, die man sehen kann. Dieser nicht so ängstlich, sondern im erhabenen Stile der Broncen verfertigte Kopf kann mit Recht ein Wunderwerk der Kunst genannt werden“. In diesen Zügen liegt — und das ist das Einzigartige — Alles beisammen, Geist und Phantasie, hoher Verstand und

sittlicher Wille, Milde und Thatkraft. Durch den Ausdruck ungewöhnlichen Seelenadels, zu dem sich alle Einzelheiten harmonisch vereinigen, wird dieser Kopf in das Bereich des Idealen gerückt. Haar- und Bartbehandlung erinnern zudem an den bärtigen Bacchus, obgleich die edle Männlichkeit des Gesichtsschnittes sonst mit Bacchus wenig gemein hat. Aber die ganze Physiognomie trägt dennoch den Stempel des Individuellen, zumal sie stimmungsvoll von dem Hauche sanfter Melancholie durchweht erscheint, und paßt somit allerdings am besten zu der idealen Persönlichkeit eines Plato, in welchem Falle an griechischem Ursprung nicht zu zweifeln wäre. Uebrigens gereicht nach unserem persönlichen Geschmacke das vielbewunderte, künstlich frisirte Haar, das von dem feinsten Kamme durchfurcht erscheint, dem Kopfe nicht zum Vortheile. Mag es auch echt alterthümlich sein, es bleibt ein störender Gedanke, daß ein solcher Kopf Eitelkeit genug besaß, um sich auf solche modische Künste einzulassen. Aus der gesenkten Kopfhaltung schließen zu wollen, daß dieser Kopf nur ein Bruchstück einer ganzen Statue sei, ist eine gewagte und unnöthige Behauptung. Er kann eben so gut auf einen hohen Standort berechnet gewesen sein. Inwiefern bei diesem Kopfe, den wir gleich den meisten Broncebüsten Herkulanum verdanken, der griechische Idealisirungstrieb, inwieweit die Aehnlichkeit waltete, läßt sich bei der Vereinzelung dieser Platobüste nicht mehr bestimmen, doch ist sie jedenfalls, wie es bei jedem echten Kunstwerke der Fall ist, durch das Medium der Reflexion und Auffassung des Künstlers hindurchgegangen.

Sieht man diese und andere jetzt so viel gepriesene Kunstwerke, so begreift man anfänglich nicht recht, daß die Alten und namentlich die Römer so wenig Aufhebens von ihren Meisterwerken machten. Die römische Literatur schweigt fast durchgängig über alle jene Kunstwerke, die das Entzücken von uns modernen Culturmenschen erwecken, aber daraus mit Friedländer zu schließen, daß die Römer „keine Spur von Verständ-

niß für das wahre Wesen der Kunst [1])" gehabt haben, ist viel zu weit gegangen. Wer könnte läugnen, daß bei den Römern mit der Kunst viel leerer Prunk getrieben wurde? Doch geschah das nicht ohne Verständniß. Auch die Griechen sind ja sparsam mit ihren Aeußerungen über ihre Kunstwerke und doch weiß Jedermann, wie sie nicht nur mit angeborenem Genie producirten, sondern auch das Geschaffene mit instinctivem Gefühl für die Gesetze der Schönheit anschauten. Suum cuique! Den Griechen kam es in erster Linie zu, zu schaffen, den Römern, die noch lebendige Tradition zu pflegen und uns Spätgeborenen, die wir etwas Aehnliches nur höchst ausnahmsweise leisten können und nicht einmal auf der Höhe der römischen Technik stehen, ziemt es um so mehr zu bewundern und das Vorhandene für das Verständniß kunstgeschichtlich und kritisch zu ordnen.

1) Friedländer a. a. O. III, 217.

Neunzehntes Kapitel.

Pompejis äußere Gestalt, Straßen und Straßenleben.

Reinliche Straßen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schiller.

Was Herkulanum nur tropfenweise und ungenügend, das bietet uns das wiedererstandene Pompeji in vollen Zügen, falls wir uns nur Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen, uns mit dem Gegenstande näher vertraut zu machen. Wer aber eine fremde Stadt will kennen lernen, wird zunächst einen Plan derselben zur Hand nehmen und beim erstmaligen Besuche durch verschiedene Kreuz- und Quertouren ihr Aeußeres sich einzuprägen suchen, ehe er ihre speciellen Sehenswürdigkeiten einer näheren Besichtigung unterzieht. Auch bei Pompeji ist kein Grund vorhanden, von dieser einfachen Regel abzuweichen, an welche nicht nur der Beschreiber, sondern, wo es die Zeit gestattet, auch der Tourist sich binden sollte. Ehe wir daher mit den hervorragenderen Einzelheiten dieser fremdartigen Welt uns bekannt machen, ist es sicherlich am Platze, uns über Pompejis äußere Gestalt zu orientiren und uns im Allgemeinen die Physiognomie seiner Straßen und Häuser zu vergegenwärtigen.

Fragen wir nach den Umrissen Pompejis, so zeigt ein kurzer Blick auf den Plan, daß es in Gestalt einer Ellipse erbaut war, die in ihrem Längendurchschnitt in der Richtung von West nach Ost etwa 1200 Meter mißt. Das Amphi-

theater und das herkulaner Thor sind in dieser Linie die entlegensten Punkte. Eine Umgehung der Stadt mit Ausschluß der Vorstadt würde bei einem Umfange von etwas über drei Kilometer eine gute halbe Stunde beanspruchen und läßt, mit der Dichtigkeit der Häuser verglichen, auf eine Bewohnerschaft von höchstens 20,000 Seelen schließen. Früher völlig mit Mauern umgeben, war Pompeji in der letzten Zeit seiner Existenz eine offene Stadt, indem nachmals und zwar vermuthlich nach dem sullanischen Kriege die ganze Süd- und Westfronte der Stadt eingerissen wurde, um hier, wo die Aussicht auf die See und die Nähe des Hafens lockte, großartige, wohl meist von Kaufleuten bewohnte Gebäude zu errichten. Der Abhang des Hügels veranlaßte nach dieser Seite zu einem terrassenförmigen Aufbau oder wohl richtiger Niedergang der Häuser, wobei solche mit mehreren Stockwerken nicht zu den Seltenheiten gehörten. Was die Stadtmauer betrifft, so hatte sie acht Meter Höhe und gleiche Breite, so daß einst drei Wagen neben einander auf ihr herfahren konnten und das stehengebliebene Stück von den Pompejanern als Spaziergang benutzt wurde. Da indessen auch der im Jahre 1814 entdeckte Theil der Mauer wieder zugeschüttet wurde, so ist von der ganzen Ummauerung wenig genug mehr zu sehen und dies Wenige — in der Nähe des herkulaner und nolaner Thors — reicht nach Lage und Höhe nicht mehr hin, um einen befriedigenden Ueberblick über Pompeji zu gewinnen. Die Mauer war einst mit Zinnen gekrönt und wurde später in ungleichen Abständen mit viereckigen, sie um sechs Meter überragenden Thürmen versehen, welche im Innern drei Stockwerke enthielten. Ihre feste Construction aus Travertin- und Peperinquadern ohne Mörtelverbindung bezeugt ihr hohes, jedenfalls in die Oskerzeit zurückreichendes Alter.

Im Ganzen zählte man acht Thore, welche die Stadt mit der Außenwelt verbanden, und welche man passend mit den Namen solcher antiker Orte belegte, in deren Richtung sie

ausmünden. Jetzt sind von ihnen nur noch drei als Eingänge benutzt, die Porta di Ercolano, das schönste und im Zeitalter der Lohnkutsche fast ausschließlich den Eintritt vermittelnde Thor mit gesonderten Seitenpforten für Fußgänger, die Porta Marina, ein langer, überwölbter Durchlaß, welcher einst zum Hafen führte und seit seiner Entdeckung im Jahre 1863 wegen der Nähe der Bahnstation und des Forums am besuchtesten ist, und endlich die Porta Stabiana, die nur noch dem Namen nach existirt und nach dem gewöhnlichen und zwar ganz correcten Marschplan der Besucher Pompejis meist nur als Ausgang benützt wird, um von da das Amphitheater und nebenher auch das treffliche, empfehlenswerthe Albergo di Sole zu besuchen, das sich sehr dem Bedürfniß entsprechend vor diesem Thor angesiedelt hat. Von den übrigen Thoren, die man nach Nocera, Sarno, Nola, Capua und dem Vesuv benannte, ist nur noch das nolaner Thor bemerkenswerth und — noch vorhanden. Wegen seiner Isolirtheit wird es von Reisenden selten besichtigt. Es besteht in einem tiefgewölbten Thorbogen und ist durch eine oskische Inschrift bekannt geworden, welche den Vibius Popidius als Erbauer nennt, wegen einiger mißverstandener Worte aber längere Zeit zu dem Glauben Anlaß gab, daß die Osker bereits die ägyptische Isis verehrt hätten.

Was die Stadt selbst anlangt, soweit sie sich innerhalb dieser Enceinte von Mauern und Thoren ausbreitet, so harrt die nordöstliche Hälfte, von Acker- und Weideland bedeckt, noch ihrer Ausgrabung. Nur in der vorgeschobensten Ostecke steht in erhabener Einsamkeit das Amphitheater, wie ein Wächter, der Unberufenen den Eintritt in das Stadtgebiet wehren möchte und zugleich die lebenden Geschlechter zur Lösung des Zaubers mahnt, der jene Gegend noch im Banne Plutos gefangen hält. Das in seiner Nähe gelegene Etablissement der Julia Felix hat man thörichter Weise wieder verschüttet. Von seiner Bedeutung giebt eine öffentliche Anzeige-Nachricht, welche besagt, daß auf dem Grundstück der Julia Felix ein Frauenbad (balneum

venereum) und 900 Läden, Buden und im ersten Stock befindliche Zimmer auf fünf Jahre zu vermiethen seien. In dem vor Augen liegenden Theile Pompejis zählt man unter etwa 300 Privathäusern acht Tempel, zwei Bäder, zwei Theater und andere öffentliche Gebäude, die sich meist um die beiden öffentlichen Plätze, das Forum civile und das Forum triangulare, gruppiren. Ersterer Platz bedarf mit seiner Umgebung als der wichtigste Punkt der Stadt einer besonderen Beschreibung, letzterer schloß in Dreieckform einen dorisch stilisirten griechischen Tempel ein, den sogenannten Herkulestempel, über dessen Widmung jedoch völliges Schweigen herrscht. Wahrscheinlich sollte der von einer Mauer und innerhalb dieser von einem hundertsäuligen dorischen Porticus umgebene Platz, zu dem in seiner vorderen abgestumpften Spitze eine Halle von acht jonischen Säulen den Haupteingang bildete, nur die geheiligte Area des Tempels darstellen, während Andere in ihm das ursprüngliche und nachmals nur als Marktplatz zu Handelszwecken benutzte Forum erkennen wollen.

Machen diese Fora trotz ihres zerstörten Zustandes einen im Ganzen befriedigenden Eindruck auf den äußeren und inneren Sinn des Beschauers, so fühlt sich der Neuling dagegen meist herabgestimmt durch den Eintritt in die Straßen Pompejis. Nicht blos ihr defecter Zustand, sondern auch ihre Enge und die Kleinheit ihrer Dimensionen überrascht auf den ersten Anblick. Die größte Straßenbreite ist sieben Meter, doch giebt es auch Gäßchen von kaum zwei und ein halb Meter Breite, die sich mit ausgestreckten Armen sperren lassen und in dieser Beziehung an manche der Lagunenstadt erinnern. Dazu herrscht nach unserem Geschmack durchgängig eine öde Gleichförmigkeit in den pompejanischen Straßen, da die sie einschließenden Gebäude, von den Hausthüren und Fenstern abgesehen, jetzt nur kahle, architektonisch völlig werth- und schmucklose Wände dem Auge darbieten. Es ist dies eben die Eigenart des pompejanischen und überhaupt antiken, wie nicht minder des orientalischen Hauses, daß es, ohne Berührung mit dem Straßenverkehr,

nach außen abgeschlossen und fast ausschließlich nach innen gewendet ist, um hier erst im Hause selbst seine Reize zu entfalten. Die wenigen Fenster, die in Pompeji noch vorhanden sind und meist nur im oberen Stock sich befinden, bilden winzige Vierecke und sind ohne Rücksicht auf Symmetrie an beliebigen Stellen angebracht. So stehen die pompejanischen Straßen in geradem Gegensatze zu unseren städtischen Straßen mit ihren langen Fensterreihen und ihren vielgegliederten und decorirten Façaden, wohl aber in einer gewissen Verwandtschaft mit manchen orientalischen Städten z. B. Kairo, nur daß die oft nur aus dem Erdgeschoße bestehenden Häuser Pompejis auch durch ihre Niedrigkeit uns auffallen müßten. Indessen ist die Einförmigkeit der pompejanischen Straßen doch auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, wobei es sich zeigt, daß der sich hier dem Auge bietende Wechsel kein geringerer, sondern nur anderer Art war als der moderner Städte mit ihrem Façadenstil. Vergessen wir doch nicht, daß die leuchtende Tünche und die bunten Malereien der Außenwände jetzt erblaßt oder verschwunden sind und daß der ehemalige Gewerbe- und Geschäftsverkehr nicht nur ein reges Leben, sondern auch ein ganz anderes Aussehen der Straßen zur Folge hatten.

Zu ihrer Belebung trugen vor Allem die zahlreichen Läden bei, die, in den Parterreräumen angesiedelt, sich breit auf die Straße öffneten oder nur durch die gemauerten, mit Marmorplatten belegten Ladentische von der Straße abgeschlossen waren. Wer erkennt hiernach nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit den Läden in den Seitengassen Neapels? Sie erstreckte sich sogar auf die bunte Draperie, mit welcher auch einst in Pompeji die Decke der Ladenöffnung besetzt war, um dem sonst so schlichten Raum ein einladenderes Aussehen zu verleihen. Aus den im Trottoir befindlichen Löchern, in welche Tragstangen eingerammt waren, schließt man [1]), daß vor den Läden Zeltdächer ausgespannt

[1]) Overb. „Pomp." I, 61.

waren, welche mit dem blauen Himmel contrastirend einen erfreulichen Anblick und willkommenen Schutz gegen die Sonne boten, der jetzt sehr zum Nachtheile der schattenbedürftigen Besucher Pompejis in Wegfall gekommen ist. In vielen dieser Tabernen wurde Oel und Wein feilgeboten. Wahrzeichen dafür sind die großen, in den Ladentisch eingemauerten Amphoren, die oft trefflich erhalten sind und uns, je nach der Stimmung unseres Herzens und Magens, bald freundlich angrinsen, bald trostlos angähnen. In anderen Tabernen ahnen wir Eßwaarenbuden, welche wohl in ähnlicher Buntheit, wie die volkumlagerten Neapels, mit hängenden Würsten und Käseguirlanden ausgestattet waren. In diese Classe fallen namentlich auch die Popinen oder Garküchen, worin gekochte Speisen und Getränke meist nur für Leute geringeren Schlages bereitet wurden, oder Thermopolien, in welchen gleich unseren Kaffeehäusern[1]) warme Getränke, insbesondere die beliebte „Calda“ und das „Mulsum“, ausgeschenkt wurden, erstere eine Art Glühwein, aus Wein, Wasser und Gewürz gebraut, letzteres eine Mischung aus Wein oder Most und Honig. Alle diese Locale zeichnen sich durch stufenförmige Repositorien aus, die trotz oder eben wegen ihrer Leerheit Sehnsucht weckend ins Auge fallen. Wäre es denn so unmöglich, so fragen wir uns bei ihrem Anblick, zu Nutz und Frommen der modernen Culturmenschen, die stundenlang im heißen Sonnenbrand umherirren und oft in Ermangelung jeden Labsals die Stadt früher, als beabsichtigt, verlassen müssen, eine Speise- oder wenigstens Schenkwirthschaft an Ort und Stelle zu errichten? Wir wetten, daß dieser frivole Wunsch von vielen Besuchern Pompejis getheilt wird und einstens in Erfüllung geht. Hat man sich bei Gelegenheit der Geburt des ersten Sohnes aus der Ehe des italienischen Kronprinzen mit der kühnen Idee getragen, ein großes Costümfest in

[1]) Förster in seinem Reisehandbuch (8. Aufl. S. 445) redet in mißverständlicher Weise geradezu von einem Kaffeehaus.

Pompeji zu geben, eine Idee, von der man mit Rücksicht auf den unvermeidlichen Unfug begreiflicher Weise wieder zurückkam, warum sollte man nicht etliche tunikenbekleidete caupones in den restaurirten Thermopolien etabliren können? Freilich müßten diese eben so gut, wie das Publicum, mit Sonnenuntergang vor die Thore wandern, sich dem Commando der überall aufgestellten Guardia in stiller Resignation unterwerfend.

Auch viele reiche Hausbesitzer errichteten sich solche Verkaufsbuden, theils des Miethzinses wegen, größerentheils aber, weil sie auf diese Weise den Ertrag ihrer eigenen Grundstücke an Oel, Wein und Feldfrüchten am einfachsten und lohnendsten verwerthen konnten. Letztere Bestimmung erhellt daraus, daß die betreffenden Außenbuden mit dem Atrium des Hauses in Berührung stehen. Der Geschäftsbetrieb war in die Hände des Dispensators gelegt, eines Sclaven und also untergeordneten Werkzeugs, so daß bei diesem lucrativen Handel die bei dem Römer sehr empfindliche Standesehre völlig gewahrt blieb. Besagter Dispensator hatte wohl auch die Oberaufsicht über sämmtliche Tabernen und als gleichzeitiger Vermögensverwalter seines Chefs den Miethzins dafür einzustreichen. Zu den Läden gesellte sich eine große Anzahl von Werkstätten, welche gleichfalls als Verkaufslocale eingerichtet waren. Diesen wie den Schenken fehlten sogar nicht deutliche und sinnreiche Aushängeschilder in Form kleiner Gemälde und Stuckreliefs, die man an den Thürpfosten anbrachte. So deutete ein mosaicirter Stern auf das Gewerbe eines Mosaikarbeiters, eine Ziege in Relief auf das Geschäft eines Milchhändlers, während eine von zwei Männern an einer Stange getragene Amphora offenbar einen Weinhändler oder eine Taberne bezeichnen sollte. „Stellen wir uns, führt Marc Monnier aus [1], alle diese Läden, alle diese offenen und eingerichteten Werkstätten vor, die zur Schau ausgestellten Waaren, die Käufer und Verkäufer, die Vorübergehenden und

[1]) Marc Monnier, „Pompéi“ S. 81.

das lärmende Treiben des Südländers, so wird uns die Straße nicht mehr so todt erscheinen. Nehmen wir hinzu, daß die Hausthüren erst des Abends geschlossen wurden; die Spaziergänger konnten also einen Blick in jeden Eingang werfen und sich an den hellen Decorationen des Atriums erfreuen. Endlich standen die oberen, nunmehr zusammengestürzten Stockwerke in Verbindung mit der Straße. Verstohlener Weise öffneten sich hier Fenster, welche da und dort einen dunkelgelockten Kopf umrahmten, der von eifersüchtiger Begierde brannte, zu sehen und gesehen zu werden. Auch haben die letzten Ausgrabungen das Vorhandensein von vorgeschobenen gedeckten Balkonen dargethan, welche außen als gemauerte, mit Fenstern durchbrochene Corridore erscheinen und in den pompejanischen Gemälden öfters dargestellt sind [1]). Die Pompejanerinnen mochten sich hier manchmal einstellen, um an dem äußeren Leben theilzunehmen, denn wie jetzt noch so ließ auch damals die Haushälterin ihren Korb zu dem wandernden Krämer hinab, der mit seiner tragbaren Bude unten durch die Straßen zog und mehr als ein schönes Mädchen mochte hier den jungen Pompejanern Handküsse zuwerfen, die unten an der Mauerecke standen. So wiederbelebt, waren die damaligen Gassen fröhlicher belebt als die unserigen."

Was hindert uns aber, diese entschwundene Welt wieder aus ihrem Grabe hervorzuzaubern? Gewiß nicht die kleinen, munteren Lacerten, die sich in allen Winkeln Pompejis eingebürgert haben und mit ihren klug blinzelnden Augen eher den Eindruck hervorrufen, als seien sie trotz ihres neckischen Schweigens in die Geheimnisse der Ortsgeschichte eingeweiht, sondern höchstens die da und dort umherirrenden Fremden, deren naive Fragen und Bemerkungen oft genug die weihevolle

[1]) Ein solcher Balkon hat sich mittelst geschickter Restauration des Holzwerks in einer nach ihm benannten Gasse Pompejis erhalten und gehörte zu einer Wohnung, die ein Gladiator inne gehabt hatte. Man kann diese sog. „maeniana" auch als Vorsprünge der oberen Stockwerke bezeichnen, wie sie im deutschen Mittelalter gewöhnlich waren.

Stille unliebsam unterbrechen und alle Illusionen zu zerstören geeignet sind. In der That, versetzen wir uns nur einmal mit einer in geschichtlicher Erinnerung lebenden Phantasie in die Vergangenheit Pompejis, und seine Straßen werden wimmeln von bunten, lebenskräftigen Gestalten. Da sehen wir Knaben, welche, an der purpurverbrämten Toga als Söhne freier Eltern kenntlich [1]), bald fröhlich auflachend, bald laut zankend sich mit dem beliebten Spiel das „Gleich-Ungleich [2])" unterhalten, während ein begleitender Sclave die Schultaschen seinen eben erst aus der Schule entlassenen Schützlingen nachträgt [3]) und geduldig zuwartet, bis es den Spielenden gefällt, die Reise weiter fortzusetzen. Dort treiben sich geschäftig einige Männer durch die Straßen, welche ihr rascher Schritt nicht minder, wie die Tracht der dunklen Tunica [4]), als Sclaven erkennen läßt. In dem

1) Knaben trugen die purpurverbrämte toga praetexta und vertauschten sie erst im vollendeten 15. Lebensjahre gegen die toga virilis oder pura. Auch die curulischen Magistratspersonen bedienten sich als Amtskleid der toga praetexta. Ursprünglich die allgemeine Nationaltracht freier Römer, wurde die Toga seit der Kaiserzeit aus Bequemlichkeit nur noch bei feierlichen Gelegenheiten, bei Gerichtsverhandlungen, im Theater, im Circus oder bei Hofe getragen.

2) Das Spiel des par impar (Hor. „Sat." II, 3, 247 ff.) besteht in dem Errathen der geraden oder ungeraden Zahl von Bohnen oder Mandeln, welche der Eine der Spielenden in der geschlossenen Hand hielt. Auch wurde schon im Alterthum von den Kindern mit Spielreif, Ball, Nüssen, thönernen Puppen und dergl. gespielt.

3) Vergl. Hor. „Sat." I, 6, 74. Knaben aus vornehmem Stande hatten beim Schulbesuch einen Sclaven bei sich, der die Schriftrollen, Wachstafeln und sonstigen Utensilien in einer Kapsel nachtrug und daher capsarius hieß.

4) Die Tunica, ein anliegendes Gewand mit kurzen Aermeln, ursprünglich nur die Bekleidung von Unfreien und Ausländern, wurde später von römischen Bürgern nicht blos als Untergewand oder als Hausgewand, sonders besonders in den Kleinstädten auch öffentlich getragen. Doch war die Tunica des römischen Bürgers wie die Toga stets von weißer Farbe im Gegensatz zur Sclaventracht der braunen Tunica. Senatoren und Ritter trugen als Amtstracht die tunica praetexta.

Gürtel des Einen von ihnen hängt eine wachsüberzogene Tafel. Ist es ein Küchenbediensteter, der Markteinkäufe zu besorgen, oder ein „Tabellarius", der Briefe oder Einladungen seines Herrn zu bestellen hat? Fast scheint uns das letztere der Fall zu sein, denn es fehlt ihm der Tragkorb, und zwar betrifft es die Einladung zu einem ausgesuchten Gastmahle, denn die ihn beflügelnde Eile läßt vermuthen, daß die auf dem Täfelchen verzeichnete Zahl der Gäste keine geringe ist. Unfern von ihm schreitet, von seinem Leibsclaven [1]) gefolgt, majestätisch die noch jugendliche Gestalt eines in Pompeji wohlbekannten Elegants dahin. Diesmal hat er sich statt in die zierlich geschlungene purpurfarbene Lacerna [2]) in die glänzend weiße, aus feinster apulischer Wolle gefertigte Toga gehüllt, die der eitle Mann nicht minder trefflich zu drapiren versteht. Seine Toga sagt uns, daß er zu einer Festfeier geht oder eine Amtspflicht zu erfüllen hat. Er scheint aber seinen wichtigen Gang nicht allein anzutreten, denn soeben tritt ein Mann von nicht minder gewählter Toilette zu ihm, ein Freund, da beide sich mit Kuß und Umarmung [3]) aufs Herzlichste begrüßen und dann ihre Wanderung gemeinsam fortsetzen. Doch seht, dort biegt ein Trupp Sänftenträger in rother Livree [4]) um die Ecke. Zwei

---

[1]) Dem Römer von Stande folgte wenigstens ein Sclave, der pedisequus, welcher den Gebieter in die Gesellschaften, ins Bad u. s. w. begleitete, stets bereit, Gegenstände nachzutragen, Befehle auszurichten oder Abends mit der Fackel zu leuchten.

[2]) Die lacerna, ein leichter, vorn offener Ueberwurf, der die Arme frei ließ und auf der rechten Schulter mittelst einer Agraffe festgehalten wurde, diente als Putzkleid bei Ausgängen und Schauspielen. Sie bestand oft aus kostbaren, gefärbten Stoffen.

[3]) Das Küssen bei Männern, ursprünglich unerhört, wurde nachmals immer häufiger und als Unsitte nicht nur durch Spott, sondern sogar durch Gesetz bekämpft (Becker in seinem „Gallus" citirt hierfür Mart. XI, 98; XII, 59; Suet. „Tib." 34), wozu bei den heutigen Neapolitanern gleicher Anlaß vorläge.

[4]) Die Sänfte wurde je nach dem Range und Reichthum ihrer Insassen von 4, 6 oder 8 Sänftenträgern (lecticarii) getragen, welche

Sänften erscheinen vor unseren Blicken, eine offene, welche einen in die Pänula [1]) gehüllten Mann zum Insassen hat, und eine zweite, die mit einem geschmackvollen Baldachin gedeckt und ringsum mit Gardinen fest geschlossen ist. Offenbar birgt letztere die Gattin des Vorigen. Sie will sich nach der Sitte der Besseren ihres Geschlechtes den Neugierigen entziehen, die schon nicht blos mit den Augen, sondern auch mit allerlei laut oder leiser gesprochenen Bemerkungen die Dahinziehenden verfolgen. Das Ehepaar muß von vornehmem Stande sein, da nicht weniger als sechs Träger an jeder Sänfte beschäftigt sind, während andere Träger zur Ablösung bereit hinten herschreiten. Allem Anschein nach ist es ein Gast aus Rom, einer von denen, welche ihre Sommerfrische in dem gesunden Pompeji abzuhalten gedenken.

Während wir uns so in den Anblick des bunten Volkslebens versenken, wird es Abend, die Straßen werden stiller, nur um die hell erleuchteten Tabernen drängen sich Gruppen schreienden und feilschenden Volks, da — eine neue Scenerie. Ein feierlicher Zug naht sich, ein Hochzeitzug, durch den soeben die Braut aus dem elterlichen Hause, wo die Trauungsceremonie stattgefunden hat, nach der Wohnung des Bräutigams geleitet wird. Unter Vorantritt von Fackelträgern, Flötenbläsern und anderen Musikanten und im Geleite von Freunden und Verwandten, besonders von den Brautführerinnen, welche gleichfalls der Braut voranschreiten, zieht diese selbst daher, umgeben von zwei Knaben, während ein dritter eine Fackel und ein vierter Spindel und Spinnrocken der Braut in der Hand

---

bei den Römern die einzigen Sclaven in Livree waren: „Der Gebrauch der Lectica war auf das Land und die Reisen beschränkt und Frauen nur oder Kranke bedienten sich ihrer auch in der Stadt. Nach und nach fing indessen auch der städtische Gebrauch den Männern eigen zu werden an und was früher nur Auszeichnung gewisser Personen war, das wurde unter den folgenden Kaisern allgemeiner Gebrauch". (Becker, „Gallus".)

[1]) Die Pänula, ein ärmelloses Gewand aus dicken Wollstoffen, ist als Reise- und Regenmantel der Römer anzusehen.

trägt [1]). Die Braut erscheint in einem weißen mit gestickten Bändern besetzten und durch einen Wollgürtel geschürzten Kleide, einen duftenden Kranz auf dem Haupte, das Gesicht mit einem langen feuergelben Schleier bedeckt. Nun folgt der Bräutigam mit den Eltern, Verwandten und Freunden des Paars und hinterher ein Zug von Knaben und Mädchen, dem sich als Abschluß des Ganzen eine neugierige Volksmenge angeschlossen hat. Alle singen unter Flötenschall die uralten Hochzeitslieder oder Hymenäen, bis der Zug das festlich geschmückte und hellerleuchtete Haus des Bräutigams erreicht hat. Der Zug hält, die Braut tritt hervor, umwindet die Thürpfosten mit wollenen Binden und bestreicht sie mit Schweinsfett [2]). Dann wird sie über die Schwelle gehoben [3]) und, sobald sie ein in der Hausflur ausgebreitetes Schaffell betritt, befragt, wer sie sei. Ihre Antwort lautet: „ubi tu Cajus, ibi ego Caja“, das heißt: „Wo du Cajus bist, da bin auch ich Caja zu Hause“, worauf ihr die Schlüssel des Hauses eingehändigt werden. Ohne an dem nun folgenden Hochzeitmahle im Hause des Bräutigams theilzunehmen oder den weiteren Hochzeitgesängen und Spottliedern zu lauschen, mit denen die sich selbst überlassenen Gatten noch in später Nacht gefeiert werden, versetzen wir uns wieder in die Gegenwart und durchwandern die Straßen Pompejis in ihrer heutigen Gestalt. Auch jetzt noch bieten diese genug Dinge, an denen das Auge des modernen Culturmenschen mit Interesse haftet.

Die meisten Straßen sind geradlinig erbaut, doch giebt es auch krumme und bogenförmige wie den vico storto, welche durch ihre Richtung wie durch ihre Enge [4]) den gleichen Zweck

---

[1]) Die beiden, die Braut geleitenden Knaben mußten patrimi und matrimi sein d. h. ihre Eltern noch besitzen.

[2]) Das Umwinden der Pfosten mit Binden sollte die Keuschheit der Braut bezeichnen, das Einreiben mit Schweinsfett Bezauberungen abwenden.

[3]) Es galt als üble Vorbedeutung, wenn der Fuß der Braut beim Einzuge in das Haus die Schwelle berührte.

[4]) Vergl. Tacit. „Annal.“ XV, 43.

verfolgen, Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu gewähren. Sämmtliche Straßen sind vortrefflich mit polygonen Lavablöcken gepflastert und auf einer, meist aber auf jeder Seite mit schmalem, erhöht liegendem Trottoir eingefaßt, dessen Beschaffung dem Hauseigenthümer oblag und das daher von verschiedenartigem Material construirt war, indem es bald aus einem Asphaltüberzug, bald aus Steinplatten, bald aus Ziegelmosaik, dem sogenannten opus signinum [1]), oder vor reichen Häusern auch aus Marmormosaik bestand. Neben den Trottoirs befinden sich die Gossen, wo das Wasser von der nach der Mitte hin sich erhöhenden Fahrstraße zusammenlief und durch Abzugslöcher in unterirdische Canäle abfloß.

Gleicht sich hierin Alterthum und Neuzeit, so besitzt dagegen das alte Pompeji eine sehr sinnreiche Einrichtung für Solche, welche, ohne sich in Regenzeiten durch Pfützen zu beschmutzen, von einem Trottoir auf das andere übersetzen wollten, indem je nach der Breite der Straße ein bis fünf Trittsteine in gleichen Abständen von einander und in gleicher Höhe mit den Trottoirs über die Straße gelegt wurden. Wer je in der Regenzeit die Gießbäche in den Gassen Neapels gesehen hat, wird die Wohlthat einer derartigen Einrichtung um so mehr anerkennen, doch würde sie sich in befahrenen Straßen nicht ohne Gefahr und große Unbequemlichkeit für die Fuhrwerke bei uns anwenden lassen, obgleich die Pompejaner durch Bemessung des Abstandes der Trittsteine schon dafür Sorge trugen, daß die Fuhrwerke ungehindert zwischen den Steinen hindurchkommen konnten. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, daß in Pompeji nur mit Handkarren oder kleineren maulthierbespannten Lastwagen gefahren wurde, wie man denn auch außer in der Vorstadt von Remisen und Einfahrten Nichts entdeckt hat. Ueberhaupt war der Wagenverkehr im Alterthum vergleichsweise

---

1) Das opus signinum soll seinen Namen von der Stadt Signia, dem heutigen Segni, herleiten.

gering, da der Waarentransport zu Lande nicht viel Bedeutung hatte und meist durch Lastthiere besorgt wurde, Personen aber, namentlich in den Städten selbst, sich mit wenigen Ausnahmen der Sänften als Fortbewegungsmittel bedienten. Nach der Lage der Trittsteine zu schließen waren manche Gassen Pompejis gar nicht auf Fuhrwerke berechnet, in vielen anderen freilich finden wir tief eingefahrene Wagengeleise, ein Zeichen der einstigen Rührigkeit in den jetzt so öden, ausgestorbenen Gassen, aber auch ein Zeichen von der Nachlässigkeit oder unzeitigen Sparsamkeit der Aedilen, denen die Instandhaltung des Pflasters oblag [1]).

Eine wahre Zierde der pompejanischen Straßen sind die öffentlichen Brunnen, die dort noch zahlreich und zwar durchgängig an den Straßenkreuzungen zu sehen sind. Von einer in ihrem Ursprung und in ihren Verzweigungen noch nicht näher gekannten Wasserleitung gespeist, sprudelten diese Laufbrunnen ihr Wasser in die unseren Brunnentrögen gleichenden Steinbehälter. So einfach diese letzteren construirt waren, nämlich nur mit den nöthigen durch eiserne Klammern verbundenen Steinplatten, so besteht doch eine gewisse Abwechslung in dem aufrecht gestellten Ausgußstein oder Cippus, indem dieser meist mit verschiedenen Reliefs von Thier- oder Menschenköpfen oder Masken geschmückt ist. Eines dieser Reliefs stellt einen Hasen dar, der von einem Adler erfaßt ist und gleichsam in Todesangst Wasser aus seinem Maule aussprudelt. Sinnreicher und mannigfaltiger noch sind die Brunneneinrichtungen im Innern der Häuser, die durch bleierne Leitungsröhren unter sich und mit der Haupt- und Straßenleitung in Verbindung standen und die Vorliebe des

[1]) Die Aedilen hatten in Rom wie in den Provinzialstädten die Spiel-, Markt-, Bau- und Straßenpolizei. In letzterer Beziehung überwachten sie auch die Trottoirs, deren Anlegung und Ausbesserung auf Kosten des Hausbesitzers von dem Aedilen in die Hand genommen wurde. Auch hatte letzterer das Recht störende Vorbauten abreißen und sonstige Hemmnisse des Straßenverkehrs entfernen zu lassen.

Römers für klar und reichlich fließendes Wasser abermals constatiren.

Außer den Brunnen finden sich als öffentliche Straßendenkmäler nur einige Altäre, die den Straßenlaren oder Schutzgöttern der Wege geweiht waren und auf welchen man im Vorbeigehen oder bei festlichen Anlässen seine Opfer darbrachte. In der Regel sind über diesen Altären Wandgemälde angebracht, welche diese Schutzgottheiten oder Opferceremonien zum Gegenstande haben. Doch zeigen sich in den Straßen auch ohne solche Altäre mehrfach Wandmalereien religiös-symbolischen Inhalts, namentlich Schlangendarstellungen, die bald den Ort religiös weihen, bald vor Verunreinigung schützen sollten, wie letzteres z. B. durch eine in der Lupanargasse dem Haus des Siricus gegenüber angebrachte Inschrift bestätigt ist, welche die höfliche Aufforderung ausspricht: otiosis locus hic non est, discede morator d. h. hier ist kein Ort für Müßiggänger, entferne dich Säumiger. Hier läge es nun nahe auch über die Inschriften ein Wort zu sagen, die bekanntlich, jenachdem sie mit Pinsel und Farbe gefertigt, oder mittelst eines spitzen Instrumentes in die Häuserwände eingekratzt waren, also jenachdem sie die Oeffentlichkeit suchten oder nur als Privatbemerkung sich charakterisiren, in Graffiti und Dipinti eingetheilt werden; allein abgesehen davon, daß sie nur zum Theil in das Bereich der Straßen fallen, liegt gerade hierüber eine solche unerschöpfliche Fülle von Material vor, daß es uns gerathener scheint, diesen Punkt nur vorübergehend zu erwähnen, als eine nur einigermaßen vollständige Sammlung aller der Wahlvorschläge, Festprogramme, Vermiethungsanzeigen, Liebesklagen, Spottverse u. s. w. zur Anschauung zu bringen, welche von berufener und unberufener Hand, von Erwachsenen und Kindern, im Namen von Einzelnen und von ganzen Corporationen den Wänden anvertraut wurden.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die Benennung der pompejanischen Straßen und Häuser. Man unterscheidet

auch in Pompeji wie in unseren Straßen je nach Länge und Breite der Straßen, Gassen und Gäßchen, die man dementsprechend in moderner Weise als Strada, Vico, Vicoletto benannt hat und die sich meist ziemlich regelmäßig im rechten Winkel durchkreuzen. Ihre Namen sind sämmtlich modernen Ursprungs und erklären sich theils aus der Richtung der Straße, wie z. B. die Nolaner und die Stabianer Straße, theils durch die angrenzenden Gebäude, wie z. B. die Theater-, Bäder- und Holkoniusstraße, theils aber auch beruhen sie auf zufälligen Einzelheiten, wie denn die Merkur- und Abundanzastraße ihre Namen daher ableiten, daß an den in ihnen befindlichen Brunnen die Reliefköpfe der betreffenden Gottheiten zu sehen sind. In ähnlicher aber meist noch willkürlicherer Weise erhielten auch die einzelnen Häuser ihre Gelehrtentaufe. Hier waren bald aufgefundene Gegenstände und die dem Hause eigenthümlichen Decorationen namengebend, bald fürstliche oder sonst hervorragende Personen, in deren Gegenwart ein Haus ausgegraben wurde, bald der vermuthliche Stand des Besitzers, bald der Name des Bewohners, den man aus Siegeln und sonstigen Inschriften erfuhr oder erfahren haben wollte. Leider ist gerade bei dieser letzten, natürlichsten Art der Benennung viel Irrthum unterlaufen, da man oftmals, wie z. B. bei dem Hause des Pansa, die in den Wahlprogrammen genannten, vorschlagenden Personen fälschlicher Weise mit den Bewohnern der Häuser in Verbindung brachte, wo — sicher oft zufällig — ihr Name angeschrieben war. Neuerdings hat Senator Fiorelli in seinem Buche über Pompeji[1]) theils auf die Richtigstellung der Häusernamen nach Maßgabe ihrer Bewohnernamen, theils auf die Ausmerzung sämmtlicher in Uebung befindlicher Häuser- und Straßenbenennungen seine Bemühung gerichtet. Hat er sich durch Ersteres unbestreitbar ein hohes Verdienst erworben, so dürfte jedoch die Entfernung der allgemein bekannten Namen

[1]) Giuseppe Fiorelli, „descrizione di Pompei“.

und ihr Ersatz durch ein mechanisches Zahlensystem bei dem Publicum mit Recht auf geringen Dank und trotz dem Einfluß Fiorellis auf noch weniger Erfolg rechnen. Fiorelli theilt nämlich die Stadt nach ihren Hauptadern, von denen zwei der Länge, zwei der Breite nach jene durchziehen und die er als cardines und decumani bezeichnet, in neun regiones oder Quartiere ein, welche wieder in insulae oder Quadrate zerfallen und gleichwie sämmtliche Häuser und Straßen einfach abgezählt und numerirt werden. Das mag sich zum Zweck einer Inventarisirung empfehlen, als welche sich in der That Fiorellis Buch darstellt, entspricht aber nicht den Wünschen und Bedürfnissen des Publicums, welches realere Anhaltspunkte liebt. Mögen daher die früher angenommenen Namen glücklich gewählt sein oder nicht, jedenfalls sind sie längst eingebürgert und gestatten uns, uns unter denselben Namen mit der Stadt vertraut zu machen, unter welchen sie schon Tausenden von Gästen und Fremdlingen eine liebe Freundin wurde. Möge sie es auch uns werden!

Zwanzigstes Kapitel.

Allgemeines über das pompejanische Haus.

Casta pudicitiam servat domus.

VIRGIL.

Haben wir im letzten Kapitel uns von der Straße aus das Aeußere des pompejanischen Hauses flüchtig betrachtet, so erübrigt jetzt noch eine genauere Bekanntschaft mit seiner gesammten Anlage und Ausstattung. Eine solche ist um so wichtiger, als die pompejanischen Gebäude monumental fast die einzige Quelle sind, die uns den römischen Hausbau erschließt, denn erst durch jene fällt das nöthige Licht auf die an sich unklaren literarischen Zeugnisse, die uns über das römische Privathaus vorliegen.

Das Hauptinteresse concentrirt sich natürlich in der Frage, wie sich denn das römische Haus von einem unserer Privathäuser unterscheidet. Da das antike und moderne Haus nur ein verschwindendes Maß von Verwandtschaft aufweisen, so giebt es der Abweichungen zu Dutzenden, doch ehe wir diese durch eine Detailbeschreibung sämmtlicher Wohnräume wiedergeben, handelt es sich um die Hervorhebung des charakteristischen Unterschiedes, welchen Overbeck klar und deutlich dargelegt hat, wenn er sagt [1]): „Fragen wir uns, worin wohl der durchschlagende Unterschied des antiken Hauses und des modernen

---

[1]) Overbeck, „Pomp." I, 232.

gelegen sein möge, so werden wir nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Anschauung zu antworten geneigt sein: in der Ausdehnung des Grundrisses im antiken und der Beschränkung desselben im modernen Hause, ferner darin, daß in Verbindung mit dieser Ausdehnung in der Längen- und Breitendimension des antiken Hauses eine Beschränkung in seiner Höhe, in der Beschränkung des Grundareals im modernen Hause eine größere Erhebung vom Boden, eine größere Zahl von Stockwerken verbunden ist. Diese Antwort ist in gewissem Betracht richtig, aber in einem anderen ist sie es nicht. Richtig ist die Anschauung von der Ausdehnung des Grundareals beim antiken Hause insofern, als sich in demselben eine viel größere Zahl von Räumlichkeiten befindet als im modernen Hause, unrichtig aber ist diese Ansicht, wenn von absoluter Maßvergleichung die Rede ist. Eines der größten Häuser Pompejis z. B. das s. g. Haus des Pansa enthält im Erdgeschoß, Alles in Allem gerechnet, etwa 60 verschiedene Räumlichkeiten. Um diese Zahl von Zimmern, Kammern, Gängen u. s. w. anzulegen, gebrauchte aber der antike Baumeister nicht mehr als 100 Fuß Front und gegen 200 Fuß Tiefe des Areals. Fragen wir uns doch einmal, wieviel Höfe, Säle, Zimmer, Kammern, Gänge, Vorplätze und andere Räumlichkeiten des wohnlichen Bedürfnisses wir auf dieses Areal bauen würden und wir werden etwa den vierten bis höchstens den dritten Theil nennen müssen. Der Grund liegt darin, daß der Alte sein Areal viel stärker parcellirte, daß er seine einzelnen Wohnräumlichkeiten im Allgemeinen viel kleiner machte als wir es thun können. Ein Unterschied wäre also allerdings hierin gefunden, daß dieser aber ein durchgreifender, für das Ganze charakteristischer sei kann man kaum behaupten, und zugleich sehen wir, daß es mit der bequem breiten Ausdehnung des antiken Hauses nicht so weit her ist, als wir gewöhnlich glauben". Diesen Bemerkungen müssen wir völlig beipflichten, denn es ist kein besonderes Bauprincip sondern nur die natürliche Folge eines die Fronte vernachlässigenden Innen-

baus, daß ein solcher Bau sich weniger in die Höhe und meist auch Breite erstreckte als das moderne Haus. Mag auch das alte Rom bis zu 66 Fuß unseres Maßes in die Höhe gebaut haben, so war dies eben nur in Rom der Fall und galt dort bereits als Ausschreitung, die durch Hadrian reducirt wurde. In Pompeji besaß nur ein Theil, wenn auch freilich die Mehrheit der Häuser ein zweites Stockwerk, dritte Stockwerke gehörten aber zu den Seltenheiten. Dieser Mangel an Höhe erklärt sich auch daraus, daß jede nicht gänzlich arme Familie, wie heutzutage in England, ihr eigenes Haus bewohnte, wie dies bei der eigenthümlichen Anlage des römischen Hauses allerdings auch besonders wünschenswerth war, da dieses, die Außenbuden abgerechnet, nicht wohl getheilt werden konnte. So richtete sich alle Sorgfalt und aller Geschmackssinn auf den Innenbau.

Es könnte überraschend scheinen, daß gerade die Römer, bei denen das öffentliche Leben eine solche Rolle spielte, sich die Ausschmückung ihres Hausinnern so sehr angelegen sein ließen, während wir, die wir uns so sehr dem Innenleben, dem Familien- und dem wissenschaftlichen Leben zugewendet haben, in der Regel mehr Werth auf die äußere Eleganz der Häuser als auf die Schönheit der inneren Räume zu legen pflegen, allein abgesehen davon, daß auch der Römer das Familienleben durchaus nicht vernachlässigte, liegt der Schlüssel des Verständnisses in der einfachen Wahrheit, daß wir das Princip der Schönheit hinter das der Zweckmäßigkeit ganz zurücktreten lassen und zurücktreten lassen müssen. Gerade da, wo malerische und perspectivische Effecte sich mit Glück hervorbringen lassen, zwingt uns nicht etwa nordischer Ungeschmack, sondern nothgedrungene Rücksicht auf unser Klima und unsere Verkehrsverhältnisse zu möglichst gedrängter Gruppirung unserer Wohnräume und zur Verzichtleistung auf alles Das, was dem Südländer nicht nur durch seinen angeborenen Schönheitssinn, sondern auch durch die Gunst des Himmels nahe gelegt wird. Der Comfort ersetzt bei uns die unmittelbaren Aeußerungen der Kunst in

Malerei und Plastik und so kommt es in den meisten Fällen nur in Frage, ob der Comfort selbst eine durch Kunst veredelte Geschmacksrichtung verräth oder nicht, ob er blos ein Product der Industrie oder eines seiner Aufgabe bewußten Kunsthandwerks ist. Wie bei uns die inneren, so sind indessen bei dem römischen Hause die äußeren Unschönheiten, die Monotonie der Häuserfronten, die Kleinheit der Fenster u. s. w. gleichfalls durch Zweckmäßigkeitsrücksichten hervorgerufen, indem ihnen die Absicht zu Grunde liegt, die Einwirkungen der Sonnengluth abzuschwächen. Es wäre demnach Thorheit, wollten wir uns in einer absoluten Bevorzugung des antiken oder modernen Hauses gefallen, da dieses der Natur der Sache nach mehr auf architektonische Wirkung nach außen angewiesen ist, jenem aber auch für den Innenbau und seine Ausstattung alle Künste uneingeschränkt zu Gebote stehen.

Doch gehen wir zu den Einzelheiten eines normalen pompejanischen Hauses über. Die Wohnräume des römischen Hauses gruppiren sich um zwei Höfe, wie denn die Alten unter ihrem warmen, sonnenheitern Himmel das Bedürfniß hatten einige größere, oben offene und darum mit Licht und Luft reichlich correspondirende Räume zu besitzen, Höfe, die sie der besseren Trennung und namentlich der perspectivischen Durchsicht wegen hinter einander verlegten. So zerfällt das römische Haus, wie das griechische, in eine vordere und hintere Abtheilung, jene für den öffentlichen Verkehr, diese für das Privat- und Familienleben bestimmt, während bei den Griechen freilich beide Hälften als Männer- und Frauenwohnung unterschieden wurden, die Andronitis und Gynaikonitis.

Statten wir dem Hause eines angeseheneren pompejanischen Bürgers einen Besuch ab, so betreten wir zuerst nicht die Hausthüre, sondern dem griechischen Prothyron entsprechend das Vestibulum, wahrscheinlich so genannt, weil der Römer vor dem Ausgehen sich erst hier das Obergewand (vestis) reichen und damit bekleiden ließ. Es ist dies eine nach der Straße offene

Vorhalle oder Hausflur, welche hinter die Fronte des Gebäudes zurücktritt, nach vorn mit einer Schwelle und Eckpfeilern oder Ecksäulen, rückwärts aber durch die Hausthüre abgegrenzt ist. Diese Vorhalle, von der man nicht sicher weiß, ob sie gedeckt zu sein pflegte, was indessen mit Rücksicht auf ihren Zweck als Warteplatz für ungeladene Besuche anzunehmen ist, hatte je nach dem Range des Hauses verschiedene Größe. Während sie in Rom oft sich zum Saale erweiterte, wie ein modernes Vestibül, und mit Statuen ausgeziert war, stellt sie sich in Pompeji nur als ein Stück des Hausgangs dar, oft auf ein Minimum eingeschränkt, nichtsdestoweniger aber meist geschmackvoll mit Bild und Stuccatur decorirt. Die Hausthüre, die sich eine einzige bekannte Ausnahme abgerechnet mit ihren zwei broncebeschlagenen Eichenholzflügeln nach innen öffnete, hing nicht in Angeln, sondern war oben und unten durch Zapfen in Schwellen befestigt, in welche auch zum Verschlusse hölzerne Riegel vertical eingeschoben wurden, ein Verschluß, der öfters auch durch Querbalken verstärkt werden konnte. Auch eiserne Schlösser gab es, doch ist deren Construction noch nicht ergründet. Durch einen metallenen Klopfer begehrte man bei verschlossener Thüre Einlaß und überschritt dann — das Gegentheil wäre unheilbringend gewesen — die Schwelle mit dem rechten Fuße.

Schön und sinnig war die Sitte, schon an der Schwelle des Eingangs die Eintretenden durch eine in Mosaik ausgeführte inschriftliche Begrüßung zu bewillkommnen. Ein solches auf den Boden gezeichnetes salve oder have d. h. sei gegrüßt, findet sich mehrmals in Pompeji [1]). Hinter der Hausthüre, deren Spuren noch jetzt in den Vertiefungen zu sehen sind, in welche hölzerne Thürbekleidung eingelassen war, nimmt uns der innere Hausflur auf. Daneben befindet sich die Loge des Thürhüters, die sogenannte cella ostiarii. Dieser war ein

---

[1]) Dieser Gruß salve oder have findet sich z. B. in der câsa del Fauno, delle Vestali, del Orso u. s. w.

Sclave, dem zuweilen auch ein Hund als Beistand beigegeben war, wenn man das an der Loge eines Thürhüters gefundene Bild eines gefesselten Hundes mit der Inschrift „nimm dich vor dem Hund in Acht", ein Bild und eine Inschrift, deren auch Petronius gedenkt, nicht blos als ein Symbol des Thürhüters selbst auffassen will [1]).

Von der inneren Hausflur, dem ostium, aus überschauen wir den vorderen Hof mit seinen angrenzenden Gemächern, das Atrium, welches eigentlich den von Rauch geschwärzten Raum bedeutet, indem es als der ursprünglich einzige Hof und Hauptraum des altitalischen Hauses auch den Heerd enthielt. Dieser ziemlich quadratische Raum war größtentheils gedeckt, indem ein ringsum weit vorspringendes Dach in der Mitte nur eine mäßige viereckige Oeffnung übrig läßt, durch welche das nach innen geneigte Dach vermittelst der Ausgußröhren in den vier Winkeln das Regenwasser in ein unten befindliches Marmorbassin sendete. Die Deckenöffnung nannte man das Impluvium, das entsprechende Bassin des Compluvium. Unter dem schrägen Dache ruhte eine horizontale Decke, die bald mit Stuckbewurf bald mit Getäfel verkleidet und mit Gesimsen, bemalten Feldern, Reliefs, Rosetten und Cassetten reichlich ausgestattet war, so daß das Atrium eher einem großen, gutventilirten Prachtsaale als einem Hofe sich vergleichen läßt. War die ganze Bedachung nur mit Haupt- und Querbalken in den Wänden befestigt, so hieß diese einfachste und in Pompeji vorherrschende Construction des Atriums ein toskanisches Atrium wegen des hohen, vermeintlich tuskischen Ursprungs desselben; waren die vier Hauptbalken an den Endpunkten von Säulen unterstützt, so sprach man von einem tetrastylen Atrium; war die Zahl der Säulen und dadurch bedingt auch die Deckenöffnung größer,

1) Petronius (Fragm. § 29): ad sinistram enim intrantibus non longe ab ostiarii cella canis ingens, catena vinctus in pariete erat pictus superque quadrata littera scriptum: cave canem.

so ergab sich ein korinthisches Atrium. Außer diesen drei Arten unterschieden die Alten nach Vitruvius noch zwei, wie es scheint, seltener angewendete Arten von Atrien, deren Bedachung und Regenabfluß nach außen ging. Blieb in diesem Falle noch eine Deckenöffnung, so erhielt diese Construction den Namen atrium displuviatum, fehlte Compluvium und Impluvium, so nannte man das ein atrium testudinatum. Jenes ist selten, dieses nirgends in Pompeji nachweislich. Dagegen hat man z. B. das Atrium in dem prächtigen väterlichen Hause des Tiberius auf dem Palatin in Rom als atrium testudinatum erkannt. Die Dächer der Atrien waren wie die unsrigen mit Flach- und Hohlziegeln gedeckt, endigten aber am Rande des Impluviums mit blattförmigen, aufgerichteten Ziegeln, welche die Dachrinne verdeckten und einen zierlichen Abschluß bildeten, während die Ausgußröhren in den Ecken oft in Form von Thierfiguren gebracht oder sonst geschmackvoll gestaltet waren. Je nach Zahl und Wahl der Säulen, Bekleidung des Bodens mit Mosaiken, Bemalung der Wände und Pfeiler, Ausstattung des Mittelbassins mit Brunnenfiguren und Wasserkünsten bot das Atrium einen reizenden Aufenthalt, auch wenn es keine werthvollen Statuen oder, wie bei dem reichen Scaurus in Rom, keine 38 Fuß hohen Säulen aus hymettischem Marmor aufzuweisen hatte. Die Annehmlichkeit des Aufenthalts im Atrium gewann noch dadurch, daß über die Deckenöffnung ein bunter Teppich, das Velum, ausgespannt werden konnte, um statt der grellen Sonnenstrahlen allenthalben ein gedämpftes und unter Umständen farbig reflectirtes Licht in den unteren Räumen zu verbreiten.

In der That war das Atrium ein würdiger Wartesaal für die Clienten, welche feierlich mit der Toga angethan hier unter den Säulen des Augenblicks harrten, von ihrem Patron vorgelassen zu werden und ihren Morgengruß anzubringen. Diese Morgenbesuche, bei den Römern ambitiones oder salutationes matutinae genannt, entsprachen so ziemlich den Levers

zur Zeit des französischen Königthums, da sie in den frühen Morgenstunden zwischen sechs und acht Uhr abgestattet wurden, zur Zeit da der gnädige oder gestrenge Hausherr kaum erst oder, wenn es befreundete und bevorzugte Besuche betraf, noch nicht einmal seinem Lager entstiegen war. Dieses Clientelverhältniß, ursprünglich nur ein pietätsvolles Rechtsverhältniß zwischen Vollbürgern und Hörigen, indem erstere mit den bürgerlichen Rechten auch die Pflicht hatten, die letzteren vor Gericht zu vertreten und sie nach außen zu schützen, erweiterte sich mit der Zeit ins Ungemessene und bald überwog die Zahl derer, die, ohne in irgend einem Rechtsverhältnisse zu einem Patricier zu stehen, doch diesem, sei es aus wirklicher Zuneigung und Dankbarkeit, sei es aus Eitelkeit, Beförderungssucht oder ähnlichen egoistischen Motiven mit ihrem Besuche beehrten; ja oft hatte diese officielle Art, den Hof zu machen und dem Herrn mit Ergebenheitsversicherungen aufzuwarten, keinen höheren Zweck als den bewirthet zu werden oder die sogenannte Sportula d. h. ein das ursprüngliche Speisegeschenk ersetzendes Trinkgeld zu erhalten, wobei es sich von selbst versteht, daß Leuten dieser Kategorie auch nur selten Audienz ertheilt wurde. So eifrig aus den erwähnten Gründen die Clienten mit ihren Besuchen waren, so daß sie keine Entfernung und oft kein Wind und Wetter abhielt sich einzustellen, so eifersüchtig überwachten die Herren ihre Clienten, nicht blos, weil sie deren bei den Wahlmanövern bedurften, sondern auch, weil es als Ehrensache galt jeden Morgen ein gefülltes Haus zu haben [1]). Es liegt daher keine Uebertreibung darin, wenn Virgil malerisch schildert, wie die Paläste der Vornehmen Roms täglich aus stolzen Pforten eine gewaltige Woge von Morgenbesuchern ausspieen [2]). In Pompeji waren die Verhältnisse natürlich auch in dieser Beziehung kleiner, doch ist aus vielen

---

1) Friedländ. a. a. O. I, 361.

2) Virg. „Georg.“ II, 461 ff.

Inschriften ersichtlich, daß der Clientenempfang auch hier stark betrieben wurde.

Aber auch die Freunde und Familienangehörigen des Hausherrn bewegten sich vielfach in den Räumen des Atriums. Hier hatte ursprünglich die römische Hausfrau, die als Vertreterin des Hauses, als Leiterin des Hauswesens und Erzieherin der Kinder gleiche Ehre mit dem Hausvater genoß und eine weit angesehenere Stellung als die griechische Hausfrau einnahm, ihren eigentlichen Ehrenplatz und Aufenthaltsort, hier saß sie auf dem Ehebette, das gegenüber der Hausthüre, später freilich nur in symbolischer Bedeutung, sich befand, und beschäftigte sich mit weiblichen Handarbeiten oder ertheilte der zahlreichen Dienerschaft ihre Weisungen. Zur römischen Kaiserzeit jedoch, mit dem Anwachsen des Luxus und des geselligen und öffentlichen Verkehrs, hielt auch die Hausfrau sich mehr in den hinteren Theilen des Hauses auf. Es gilt daher für diese Periode nicht mehr in vollem Maße, was Bernhardy sagt: „Die Familieneinheit stellte sich äußerlich und bezeichnend im Atrium dar, wo der Mann Clienten empfing und Rath ertheilte, die Hausfrau ihren Arbeiten oblag, die Sammlung der Ahnenbilder in unmittelbarster Anschauung den Ruhm des Geschlechtes vergegenwärtigte". Das Atrium war damals fast ausschließlich der Repräsentation gewidmet, darum beließ man auch die hier in einem anstoßenden Gemache von Altersher aufbewahrten Ahnenbilder, nur daß letztere nachmals nicht mehr sich auf die Darstellung von Personen beschränkten, die ein curulisches Amt bekleidet hatten, sondern in weitestem Maße ausgedehnt und zu leerem Prunke benützt wurden, weshalb auch die früheren Wachsmasken der Verstorbenen sich allmählich in die ausdrucksvolleren Gemälde und Porträtbüsten verwandelten. Die Ausstellung der Todten auf den Paradebetten fand übrigens von jeher im Atrium statt.

Doch werfen wir nun einen Blick in die Gemächer, die sich um das Atrium gruppiren und zwar in der Weise, daß

die Seitengemächer in Lage, Größe und Verwendung in der Regel mit einander correspondiren. So erblicken wir vom Eingange aus rechts und links je zwei bis drei sogenannte Cubicula, an deren Ende je ein offenes Empfangszimmer, Ala genannt, zu suchen ist, während geradeaus dem Ostium gegenüber jedesmal ein offener Salon, das „Tablinum", liegt. Die Eingangsseite selbst war mit Verkaufsbuden, der Thürhüterloge und Nebenräumlichkeiten besetzt.

Die Cubicula, um mit diesen zu beginnen, sind Schlafzimmer, die hier im Atrium für Gäste und höhere Sclaven bestimmt waren, doch auch Gemächer, die zum Theil als Vorrathskammern und Aufenthaltsort des Atriensis dienten d. h. desjenigen Sclaven, der im Atrium Dienst zu versehen und das Hauswesen zu beaufsichtigen hatte. Mit und seit Goethe ist die Verwunderung der Reisenden über die Kleinheit der „Cubicula" eine allgemeine und in der That sind diese so eng, daß sie oft kaum den nöthigen Raum für die Bettstelle, geschweige für mehrere Geräthschaften oder für raumerfordernde Beschäftigungen darboten. Es war dies nur dadurch erträglich, daß die Cubicula nicht zu dauernden Wohnräumen bestimmt, sondern in dieser Hinsicht durch das Atrium und andere Räume ersetzt wurden. Dazu waren diese Kämmerchen in der Regel sehr düster, da sie nur vom Atrium her durch die offene Thüre oder höchstens noch durch ein kleines, nahe an der Decke auf die Straße mündendes Gitterfenster ihr Licht empfingen. Nur sehr selten besaßen sie ein Fenster über der Thüre. Gleichwohl wußte man durch hellen Anstrich und die leuchtenden Farben der im Mittelgrunde der Wände befindlichen Gemälde auch diesen Kämmerchen ein vortheilhafteres Aussehen zu geben. Wirkliche Dunkelheit trat nur dann ein, wenn die wollenen Gardinen, welche statt der Thüren den Eingang schlossen, zugezogen waren.

Die Mobilien der Cubicula waren äußerst gering an Zahl und bestanden mit denen der sonstigen Hauseinrichtung zu-

sammengenommen nur aus Betten, Tischen, Stühlen, Candelabern und Kisten zum Aufbewahren der Kleider. Keine Divans und Fauteuils luden im antiken Hause zum Sitzen ein, kein Schreibtisch begünstigte das Studium, keine Schränke und Commoden bewahrten das Eigenthum, keine Glas- oder Spiegelschränke dienten dem Luxus und Schaugepränge, keine Glasspiegel der Eitelkeit und keine Oefen erwärmten die Gemächer. Nur die Oefen waren einigermaßen, wie jetzt noch im südlichen Italien, durch Kohlenbecken ersetzt, die im Atrium ihren Platz hatten [1]), die Glasspiegel aber durch runde Metallspiegel, meist kleine Handspiegel aus Erz oder Silber. Traurige Zeiten! ruft da Mancher, dem eine Fülle bequemer Möbel und zweckmäßiger Gebrauchsgegenstände unentbehrlich gewórden ist. Allein je weniger Mobilien vorhanden waren, desto mehr sah man auf Pracht oder wenigstens Formenschönheit, denn Befriedigung des Kunstsinns war den Alten fast so unentbehrlich wie das liebe Brod. Wohl hatte das pompejanische Bett öfters nur ein einfaches Holz- oder gemauertes Gestell, aber bei einigermaßen angesehenen Personen und besonders zu deren persönlichem Gebrauche waren die Holzgestelle meist mit Elfenbein, Schildplatt und edlem Metall ausgelegt und hatten, sofern nicht das ganze Gestell aus Erz bestand, wenigstens Erz- oder Silberfüße. Die Einrichtung des Bettes anlangend, hatte dieses gewöhnlich zu Häupten eine niedrige Lehne, an welcher ein mit Wollflocken oder Federn gestopftes Kopfpolster sich befand, während auf ausgespannten Gurten eine mit gleichem Material gefüllte Matratze lag, über welche der Schläfer eine purpurfarbige Decke zog. Großer Luxus in Stoff und Eleganz der Arbeit wurde von den formenreichen, zierlichen Candelabern abgesehen mit Tischen und Stühlen getrieben, indem erstere

[1]) Außer diesen bracieri, wie sie die Neapolitaner noch heute anwenden, kannten die Römer auch Luftheizung, doch ist eine solche Einrichtung in pompejanischen Privathäusern nicht nachweislich.

in jeder Gestalt aus Marmor gefertigt und häufig mit edler Mosaikarbeit belegt waren, die Stühle aber, von denen es solche mit oder ohne Lehne und Polster gab, nicht selten aus schön verarbeitetem Erze bestanden.

Wenden wir uns nach diesem kleinen Excurs zu den beiden alae, welche nach hinten die Cubicula flankiren. Ihr Name „Flügel“ deutet darauf hin, daß sie offene Hallen waren und als seitliche Erweiterungen des Atriums angesehen werden konnten. Es waren dies die Empfangszimmer, in welchen der Hausherr die Clienten und Freundesbesuche empfing. Als der Oeffentlichkeit bestimmt waren diese Gemächer reicher ausgeschmückt, als die Cubicula, und insbesondere mit schönen Mosaikböden ausgestattet. Das Ameublement bestand in der Hauptsache aus ringsum laufenden Bänken oder Ruhebetten. Der Eingang war mit Gardinen versehen.

Wenn die Alä gewissermaßen das Querschiff des Atriums darstellen, so ließe sich das Tablinum seiner Lage nach mit dem Chorraum einer Kirche vergleichen, zumal es häufig eine Stufe erhöht lag, gleichfalls nach vorn offen und das vornehmste Gemach des Atriums war. Demgemäß entfaltete sich hier auch der höchste Luxus. Seiner Bestimmung nach stellt das Tablinum, mit unseren Ausdrücken zu reden, das Archiv- und Studir- oder Comptoirzimmer des Hausherrn vor, wo er die Vormittagsstunden mit Arbeit zubrachte. Dementsprechend giebt auch Plinius bezüglich seines Inhalts an, daß es mit Rechnungsbüchern und denkwürdigen Aufzeichnungen über die im Amte vollbrachten Thaten angefüllt worden sei [1]). Hier hatten auch vermuthlich die vorerwähnten imagines majorum oder Ahnenbilder ihre Stätte, die in Wandschränken aufbewahrt wurden und von manchen Archäologen minder passend in die Alä verlegt werden, da ja das Tablinum gerade für derartige Familien-

[1]) Plin. XXXV, 2, 4. Der Name tablinum ist ohne Zweifel von tabula abzuleiten, welches im Singular eine Schreibtafel und im Plural ein Schriftstück bezeichnet.

reliquien bestimmt war und als Geschäftslocal den ahnenstolzen Römern hinreichende Gelegenheit bot, der Welt die Bilder ihrer wirklich oder vermeintlich ruhmvollen Vorfahren vorzuführen. Die Lage des Tablinums war die geeignetste, die man sich denken konnte, denn hier stand der geschäftige Hausherr auf der Grenze zwischen dem privaten und öffentlichen Theile des Hauses, im Centrum seines ganzen Hauswesens, das er von hier aus gewiß oft sehr zum Mißvergnügen seiner Sclaven vortrefflich übersehen und leiten konnte. Das Tablinum war nämlich auch nach hinten entweder völlig offen oder es hatte, nur durch eine niedere Brüstungsmauer von dem zweiten Hofe getrennt, wenigstens breite Aussicht in den Privattheil des Hauses. Auch hier waren die Ausgänge auf die beiden Höfe in der Regel nur durch Gardinen leicht verdeckt, mitunter war aber auch durch Schiebläden, die seitwärts hin- und hergezogen werden konnten, ein dichterer Verschluß möglich. Da das Tablinum höchstens für den Hausherrn einen Durchgang abgab, so war ein solcher neben demselben angebracht in Form eines schmalen Corridors, durch den sich der gesammte Verkehr zwischen den zwei Abtheilungen des Hauses bewegte. Auf der anderen Seite des Tablinums, woselbst sich bei größeren Häusern unmittelbar anschließend ein zweiter Durchgang, die fauces, befinden konnte, lag nach dem Normalplan ein Gemach von ähnlicher Größe, das seinen Eingang bald vom Atrium aus hatte, bald auf den Privattheil des Hauses sich öffnete. In ersterem Falle mochte es als Bibliothekszimmer gedient haben, in letzterem gehen wir sicher nicht fehl, wenn wir es als Speisezimmer oder sogenanntes Triclinium betrachten. Befanden sich rechts und links vom Triclinium oder den an ihn angrenzenden Durchgängen Gemächer, so sehen wir beide Fälle vereinigt und finden also entweder Bibliothek und Triclinium oder zwei Triclinien in einer Linie mit dem Tablinum.

Damit sind wir jedoch bereits zur zweiten Abtheilung des Hauses gelangt. Diese bestand oder, sofern sie in Pompeji

noch sichtbar ist, besteht aus einem geräumigen, offenen Hofe, der rings von einer gedeckten Säulenhalle und hinter dieser abermals von einer Reihe von Zimmern und Sälen sich umgeben zeigt. Daher führt der Hof auch den Namen Peristylium oder Porticus, ein Name, der im engeren Sinne nur dem gedeckten Säulenumgang zukommt. In der Mitte des Hofinnern war ein Rasenplatz oder kleiner Blumengarten (viridarium) angelegt [1]) und umschloß ein mehr oder minder großes Bassin (piscina), das mit oder ohne Springbrunnen den Bewohnern manchen Nutzen und manche Annehmlichkeit bot. Häufig diente eine niedrige Brüstungsmauer [2]), die von Säule zu Säule führte, zum Abschluß des Ganges nach der Gartenseite und zugleich zur Stütze für den Beschauer, wenn er auf sie gelehnt mit Wohlgefallen seinen Blick auf dem saftiggrünen Rasen ruhen ließ oder in das klare Wasser der Piscina und ihrer Fontäne oder Cascatella hinabsah, während die Fische in dem feuchten Elemente ihr munteres Spiel trieben. In den vornehmeren Häusern Roms waren die Intercolumnien statt der trennenden Brüstung sehr geschmackvoll mit Statuen ausgeschmückt. In Pompeji fällt das weg, dagegen können wir uns vorstellen, wie auch diese Brüstungen durch aufgestellte Blumenvasen ihre Zierde erhielten. Wie vorhandene Spuren darthun, schützte man die Peristylhallen nicht selten vor Sonne und Zugluft durch Gardinen, Schiebläden oder Glasfenster, die zwischen den Säulen angebracht waren. Da Geschmack und Reichthum des Hausbesitzers vor Allem in der Anlage des Peristyls zum Ausdrucke kam, so äußerte er sich besonders in der Zahl und dem Material der Peristylsäulen. Die noch in Pompeji vorhandenen Säulen sind meist aus Backsteinen aufgemauert und mit weiß leuchtendem Stuck beworfen, doch

---

[1]) Ein solches Gärtchen wird z. B. bei Horaz „Epist." I, 10, 22 und „Oden" III, 10, 5 ff. erwähnt.

[2]) Eine derartige Brüstungsmauer hieß pluteus Vitruv. IV, 4, 1.

finden sich auch Marmorsäulen und es ist anzunehmen, daß ihrer manche bei den früheren Nachgrabungen abhanden kamen. Ein bestimmter Stil ist nicht immer eingehalten. Es zeigen sich Säulen mit wunderlichen Phantasiecapitälen. In der Regel wurden jedoch für diese heiteren Portiken die schlanken korinthischen Säulen gewählt, die in Pompeji nur in ihren oberen Theilen cannelirt und weiß getüncht, unten dagegen mit einem lebhaften Roth gefärbt sind, der Lieblingsfarbe der Pompejaner. War das Peristyl stattlich ausgedehnt, so erhob sich wohl über dem unteren Porticus noch ein zweiter oberer Säulenumgang. Die ganze Anlage muß schon in rein architektonischer Beziehung, von den Effecten der Malerei abgesehen, äußerst wirkungsvoll genannt werden, besonders wenn wir uns vorstellen, wie zwischen den zurückgeschlagenen Gardinen des Tablinums hindurch sich vom Atrium aus die entzückendsten perspectivischen Durchsichten auf die sonnenbeleuchteten Säulenhallen des Peristyls darboten.

In diesen lichten, lufterfüllten Räumen also war das stille und trauliche Asyl der Familie und nur der Fuß befreundeter Personen durfte dieses Heiligthum betreten, wo in späterer Zeit auch die Hausgötter oder Laren entgegen der früheren Sitte, wornach sie mit dem häuslichen Heerde im Atrium standen, ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Da war der Ort, wo trotz des stark ausgeprägten öffentlichen Lebens, das den Mann vielfach aus dem Hause bannte, das Gemüths- und Familienleben zu seinem Rechte kam, da herrschte heitere Geselligkeit bei den Gastmählern, die in den anstoßenden Triclinien abgehalten wurden, da weilte die Hausfrau inmitten ihrer arbeitenden Sclavinnen und waltete liebevoll als Mutter über ihre Kinder, während der Vater den Sinn für Bürgertugend in sie pflanzte, denn die Erziehung der Kinder wurde nicht nur in den ersten Jahren wesentlich von ihr geleitet, sondern auch dann noch, wenn sie bereits einem gebildeten Sclaven, dem Pädagogen, zum Unterrichte über-

geben waren oder unter dessen Begleitung und Aufsicht die Schule besuchten.

In ähnlicher Weise, wie im Atrium, doch in weit freierer, regelloserer Anwendung gruppiren sich die Gemächer des Peristylhofs. Auch hier liegen die Cubicula, an Zahl und Größe oft differirend, der Regel nach auf beiden Seiten, während die dem Eintretenden zugewandte Seite von den größeren Räumen besetzt ist. Manche dieser Cubicula wurden als Wohnräume und Frauenboudoirs benützt, diejenigen aber, welche die Bestimmung von Schlafzimmern hatten, bestanden bei vornehmeren Familien aus mehreren Abtheilungen, nämlich außer dem eigentlichen Schlafcabinet, das öfters die Form eines Alkovens hatte, aus einem kleinen Vorzimmer, in welchem der dienstthuende Sclave, der Cubicularius, die Befehle seines Herrn erwartete [1]), und nicht selten auch aus einem besonderen Ankleidecabinete.

War, wie dies in bedeutenderen Häusern der Fall zu sein pflegte, ein Prachtsaal zu Gesellschaftszwecken vorhanden, ein sogenannter Oecus, so lag er dem Eintretenden gerade gegenüber und entsprach durch seine Lage dem Tablinum, mit dem er auch insofern Aehnlichkeit hatte, als er nach vorn und manchmal auch nach hinten offen war. Diese Oeci oder Festsäle dienten zu großen Gesellschaftsdiners, mußten daher Raum für mehrere Speisetische haben und entfalteten bedeutenden Luxus in der Ausstattung. Hier haben wir die mit Silberplatten belegten oder mit Erz- und Elfenbeinfüßen versehenen Triclinien zu suchen, hier die kostbarsten Böden, Malereien und Candelaber. Insbesondere waren die Oeci theils zur Zierde theils zur Stütze der Decke mit Säulen oder ganzen Säulenreihen, wohl auch, freilich in Pompeji nur in einzelnen Fällen, mit über einander befindlichen Colonnaden und Galerien ausgestattet. Außer diesen Oeci gab es kleinere für die Conversation bestimmte

[1]) Overbeck, „Pomp.“ I, 246.

Gesellschaftszimmer, die Exedren (exedrae), welche mit ihrer offenen Fronte den Alä des Vorderhauses vergleichbar sind und wie diese mit umlaufenden Bänken versehen waren. Ihre Lage ist unbestimmt, da sie bald sich an den Oecus anschlossen oder dessen Stelle einnahmen, wenn nur eine einzige Exedra vorhanden war, bald an den Seiten angebracht waren.

Eben so wenig ist die Lage der Triclinien fixirt, welche mit ihren Fenstern Aussicht ins Freie hatten. Ein Triclinium war nicht selten an das Tablinum angebaut, wie bereits bemerkt wurde. In der Regel gab es jedoch zwei Triclinien im Hause, ein Sommer- und ein Wintertriclinium; ersteres, vorn offen, suchte die Schattenseite nach Norden zu gewinnen, letzteres eine möglichst sonnige Lage, immer aber liebte man sehr im Widerspruche mit dem Geschmacke des heutigen Südländers freien Zutritt von Licht und Luft, welcher Griechen und Römern zum Bedürfniß geworden war. In allen Speisezimmern waren in Hufeisenform drei Speisesophas um einen viereckigen Tisch aufgestellt, dessen Vorderseite zum Auftragen der Speisen frei blieb, woher der Name Triclinium stammt, der von dem Sopha auf das Zimmer selbst überging. Jedes der Speisesophas oder lecti bot Raum für drei Personen, die bekanntlich mit aufgestütztem linkem Ellbogen zu Tische lagen, so daß im Ganzen neun Personen auf einem Triclinium sich niederlassen konnten, eine Zahl, die, ohne den guten Ton zu verletzen, bei Gastmählern, zu denen Gäste eingeladen wurden, lange Zeit nicht überschritten werden durfte [1]. Einige gemauerte Triclinien, die natürlich durchweg mit weichen Polstern bedeckt waren, sind noch in Pompeji zu sehen.

[1] Der linke Arm des Speisenden wurde auf ein untergelegtes Kissen aufgestützt, während der rechte zum Essen frei blieb. Das mittlere Sopha, lectus medius, war das Ehrensopha, eingeschlossen von dem lectus summus und dem lectus imus. Der Gastgeber lag an der rechten Ecke des mittleren Sophas, dem geehrtesten Gast zur Rechten. Wenn Frauen an dem Mahle theilnahmen, was jedoch nur bei seltenen festlichen Gelegenheiten geschah, saßen dieselben auf Stühlen.

Zu den regelmäßig in dem Privattheile des Hauses befindlichen Localitäten zählen ferner die Küche (culina) und die Vorrathskammern (cellae penariae), darunter die Weinkammern, welche einer kühlen, wenn auch nicht gerade unterirdischen Lage bedurften, und die Oelkammern, für welche eine warme vor dem Einfrieren schützende Lage gesucht wurde. Die Küchen in Pompeji sind nicht nur an den gemauerten Heerden und den Ausgußsteinen, sondern oft auch an dem Gegenstande der Wandmalerei kenntlich, indem mit lüsternem Pinsel alle Arten von Eßwaaren oder ein Schlangenpaar als Symbol des Küchengenius Fornax den Wänden anvertraut wurden. Eine Unzahl Wasserkessel, Kochtöpfe, Pfannen, Dreifüße, Bratspieße, Roste, Trichter, Siebe, Kochlöffel, Schöpfkellen, Eimer und derartige Utensilien, die aus pompejanischen Küchen in das allverschlingende Museum entführt wurden, könnte uns in den Stand setzen eine complete römische Kücheneinrichtung zusammenzusetzen, die geeignet wäre, manche Hausfrau mit Freude oder geheimem Neid zu erfüllen. Neben der Küche und mit dieser in einer der hinteren Ecken des Peristyls oder in einem Anbau befand sich — die Latrine. Ihre gewiß sehr unpassende Lage, welche übrigens die Neapolitaner, sofern hier von einer solchen Localität gesprochen werden kann, sich zum Vorbilde gewählt haben, ist nur daraus erklärlich, daß die mit der Latrine verbundene Kloake zugleich die Küchenabfälle aufnehmen sollte. Weiter bedarf der Erwähnung die kleine Hauskapelle [1]), welche jedoch in Pompeji meist zu einem bloßen Altar mit darüber befindlicher Larennische eingeschrumpft ist. Letztere, in einer der Peristylwände angebracht enthielt in Sculptur oder Malerei das Bild der Laren d. i. der Hausgötter, denen zu Ehren wie heutigentags noch bei südlichen Völkern vor den Madonnenbildern ein Licht angezündet wurde. Lag das pompejanische

1) Die Hauskapelle hieß sacellum oder sacrarium, als bloße Larennische lararium.

Haus an mehreren Straßen, so vermittelte vom Peristyl aus stets eine Hinterpforte den Uebergang ins Freie, eine Einrichtung, welche nicht nur für den wirthschaftlichen und häuslichen Verkehr sehr bequem war, sondern auch dem Hausherrn die Möglichkeit gewährte, lästigen Besuchern, während sie ins Atrium eintraten, unbemerkt zu entrinnen [1]). Der Römer scheint also die Nothflucht der Nothlüge vorgezogen zu haben.

Was sonst noch an den Privattheil des Hauses sich anschloß, gehört zu den ausnahmsweisen Luxusräumen und ist theils in Pompeji nicht nachweislich wie z. B. Gemäldezimmer (pinacothecae), theils in Nebenbauten untergebracht, wie die Bäckereien (pistrina), die Bäder- (balinea) und die sogenannten Venerea, die etwa unseren Frauenboudoirs entsprechen. Die zahlreichen Bäckereien, die alle zugleich mit Mahlapparaten versehen waren, verdanken nicht bloßer Bequemlichkeit oder Sparsamkeit, sondern geradezu der Gewinnsucht ihren Ursprung oder wenigstens ihre Verbreitung, denn mochte ein Haushalt noch so ausgedehnt sein, so dienten sie doch nicht diesem allein, sondern waren auch auf den auswärtigen Verkauf ihrer Producte angelegt und deshalb an Bäcker verpachtet. Alle diese bisher geschilderten Räume erfüllten das Erdgeschoß.

Fügen wir diesen Bestandtheilen des pompejanischen Hauses nun noch die Sclavenzimmer hinzu, aus denen in der Hauptsache das leichtgebaute obere Stockwerk bestand (die cenacula), welches das untere bald ganz, bald theilweise überzog und vom Peristyl wie vom Atrium her bestiegen werden konnte, den Blumen- und Gemüsegarten (xystus), der manchmal hinter dem Peristyl sich anschloß, die Gartenterrassen, die hin und wieder auf den flachen Dächern angebracht waren mit ihren Blumenanlagen und Reblauben, so wie die Keller (hypogaea), die übrigens in Pompeji selten angetroffen werden, nehmen wir schließlich an der Außenseite des Hauses die Verkaufsbuden (tabernae) hinzu sammt den damit verbundenen

[1]) Horaz („Ep." I, 5, 31) spricht von postico fallere clientem.

Nebenzimmern und Oberstuben, so haben wir den Gesammtbestand eines der größeren pompejanischen Häuser aufgezählt und das Bild ist fertig für den, der es versteht, von persönlicher oder bildlicher Anschauung unterstützt, das einstige pompejanische Haus in der Phantasie zu reconstruiren. Für denjenigen, welcher in dem „Pompeirama" in der Villa nazionale zu Neapel das getreue Modell eines completen pompejanischen Hauses gesehen kostet dieser Reproductionsproceß gar keine Mühe. Jedenfalls aber muß ein aufmerksamer Besuch des bourbonischen Museums in Neapel der Kenntniß Pompejis zu Hülfe kommen, indem die dorthin verbrachten Geräthe und Kunstproducte im Geiste wieder auf ihren ursprünglichen Standort übertragen werden.

Die Kunst spielte eine Hauptrolle wie im Leben der Alten überhaupt, so auch in dem des Pompejaners und namentlich erkannte es die Malerei für ihre Aufgabe mit flüchtigem und doch ausdrucksvollem Pinsel die reizendsten Gestalten zu entwerfen und alle Wände mit den heitersten Farben zu bekleiden. So beliebt die weiße Tünche an Außenmauern und Säulen war, an den Wänden im Inneren des Hauses hatte sie keine Stätte. Hier mußte Alles den lebens- und farbenfrohen Sinn seiner Bewohner und wie Goethe mit Recht sagt die grenzenlose Bilderlust eines ganzen Volkes verkünden. Man denke sich also nicht blos die inneren Gemächer, sondern auch den Hausflur, das Atrium, das Peristyl in harmonischer Durchführung einer jedesmaligen Grundfarbe mit lebhaften Fresken bedeckt, die schon von ferne durch ihre Leuchtkraft anzogen. Sockel und Fries heben sich durch dunklere Farbe von dem Grundton ab, während die übrige Wand, sei es durch Pfeiler und Thüren, sei es durch einen künstlichen Linienrahmen, in regelmäßige Felder getheilt ist. Die Felder sind entweder mit zierlichen Architekturstücken von Säulenwerk, Gesimsen und Arabesken oder mit Bildern, meist mythologischen Inhalts, ausgefüllt. Mitunter beschränken sich die Gemälde auf einzelne frei aufgetragene,

im Mittelgrunde schwebende Figuren. Ihr künstlerischer Werth ist, wie sich leicht denken läßt, nicht nur von der Bedeutung des Hauses, sondern auch von der Bestimmung des Gemaches abhängig, dem sie zur Zierde gereichen. Die Böden in Pompeji sind verhältnißmäßig selten mit Backstein, Marmorplatten oder gemischtem Material belegt. Das dem Gemälde verwandte Mosaik führt als Bodenschmuck die Herrschaft und ist nicht nur in seiner gröberen Form vertreten als zugeschnittene und in geometrische Figuren gebrachte Marmorstückchen (pavimentum tesselatum), sondern auch in seiner feineren Manier, die sich als pavimentum musivum zum Ziel gesetzt hat, durch künstliche Zusammenfügung den Effect der Malerei zu erreichen, eine Aufgabe, die ihr oft genug trefflich gelungen ist. Man versetze nun schließlich in diese einfach construirten Räume alle die Statuetten, Gefäße und Mobilien, die sie einst erfüllten, man drapire die Thüren mit Vorhängen, belege die Böden mit Teppichen und man wird nichts vermissen als das Leben, das unwiederbringlich abgespielte und sogar unnachahmliche Leben der Insassen des pompejanischen Hauses.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die pompejanischen Privathäuser.

A Rome l'on ne trouve guère que les débris des monuments publics et ces monuments ne retracent que l'histoire politique des siècles écoulés; mais à Pompéia c'est la vie privée des anciens, qui s'offre à nous telle qu'elle était.

Staël.

So hätten wir denn mit wenigen Strichen die Anlage und Ausstattung des normalen pompejanischen Hauses entworfen als die äußeren Bedingungen des römischen Familienlebens. Aber wie vielfach sind die Abweichungen von dieser Durchschnittsconstruction! Wie reich die Variationen, die sich aus dem angeschlagenen Thema von Haus zu Haus entwickeln und dem, der Pompeji durchwandelt hat, noch lange in der Seele nachklingen! Sie sind so bedeutend, daß sie oft das Grundschema aufzuheben scheinen und daß im Grunde nur ein einziges Haus annähernd als Ausdruck der reinen Norm gelten kann, nämlich das gerade deshalb so häufig analysirte Haus des Pansa. Wesentlicher als die Aenderungen, welche der persönliche Geschmack bewirkte, sind diejenigen, welche die Standes- und Vermögensverhältnisse des Besitzers schufen, da es sich hier in erster Linie um die Größe und Eintheilung des Hauses handelte. So begreift es sich, daß die kleinen Häuser der Armen auf Vestibül und Peristyl, auf Alä und Tablinum verzichten

mußten und nur die nöthigsten Räume, etliche Cubicula und ein Eßzimmer hergestellt hatten, so daß ihre Insassen oft noch das Obergeschoß zur Wohnung beiziehen mußten, wie die vielen Treppen in den Vorbauten beweisen, während Reiche sogar doppelte Atrien und doppelte Peristyle sich gestatten durften. Beides ist namentlich im Hause des Faun der Fall. Aber zwischen diesen auf uralten socialen Unterschieden basirenden Gegensätzen lagen die mannigfaltigsten Abstufungen, jenachdem eine einfache oder eine doppelte Reihe von Cubicula, eine Ala oder zwei Alä, ein oder mehrere Triclinien, größere Luxusräume oder keine solche vorhanden waren. Wenn irgend möglich wurde jedoch der doppelte Hof mit dem dazwischen liegenden Tablinum festgehalten, ein Ziel, das oft nur durch die kläglichste und rührendste Beschränkung des Peristyls erreicht wurde.

In der Construction des Peristyls herrschte überhaupt die denkbarste Mannigfaltigkeit nicht nur je nach dem Prachtsinne und Geldbeutel des Besitzers, sondern auch jenachdem das zu Gebote stehende Areal augenscheinlich die ganze Anlage beeinflußte. Ein regelmäßiges Peristyl mit voller Säulenstellung ist schon ein untrügliches Kennzeichen eines ausgedehnteren und angesehenen Hauses. Wahre Prachtperistyle sind die beiden im Hause des Fauns, das vordere, ein mehr in die Breite als in die Tiefe sich dehnendes Rechteck von 28 cannelirten jonischen Säulen, und das hintere, ein mächtiges Säulenquadrat von 44 dorischen Säulen, das sich auch durch Geländer von dem cultivirten Gartenraum abgrenzte und durch ziehbare Gardinen verschließbar war, wie solche Einrichtung z. B. auch in dem Peristyle der Casa di Meleagro bestand. Die architektonische Wirkung und der Luxus dieses comfortablen zweiten Peristyls wurde außerdem dadurch gesteigert, daß sich über den dorischen Säulen noch eine gedeckte jonische Säulengalerie im obern Stock erhob, welche dem glücklichen Bewohner einen weiteren genußreichen Spaziergang bot. Wer übrigens den mächtigen ästhetischen Reiz eines solchen Peristyls nachempfinden will, der begebe sich

in dasjenige der benachbarten Casa del Laberinto, dessen Säulenwald von 30 dorischen Säulen nirgends so trefflich, wie hier, erhalten ist und zwar sammt einer weißen Stuckbekleidung, die von südlicher Sonne beschienen sich einst mit zauberischer Kraft von der Farbengluth der Blumen und wie heute noch von dem Tiefblau des Himmels abhob. Ein Abbild dieser leuchtenden Säulenhöfe hat sich einigermaßen in den italienischen Klosterhöfen und Kreuzgängen erhalten, obgleich ihr Stil nicht entfernt die antike Heiterkeit erreicht. Nicht zu rechtfertigen ist es, daß die Gegenwart nicht in etwas auf die Herstellung des ursprünglichen Eindrucks bedacht ist, da es doch so leicht wäre, die Viridarien der pompejanischen Peristylhöfe in einer entsprechenden Pflanzenwelt wieder aufleben zu lassen. Leider zwang Raummangel oder eine unregelmäßige Begrenzung der Nebenhäuser, welche oft nur ein schräges Eck oder ein vielwinkeliges Areal zur Bebauung übrig ließen, in den meisten Fällen zu einer Reduction der Säulen. So gab es dreiseitige Peristyle, die mit der vierten Seite sich an die Wand lehnten, Peristyle, die von zwei Seiten verbaut waren und solche endlich, deren Säulen sich sogar nur auf eine einzige Seite beschränkten und den sonst von Mauern umringten Gartenraum gewöhnlich in der Fronte abschlossen. Dabei begründete es wieder einen Unterschied, ob durch Halbsäulen oder vorspringende Pfeiler wenigstens der Schein eines vollständigen Peristyls gewahrt wurde oder nicht. Auch die Lage der Peristyle war keineswegs immer dieselbe, da sie manchmal neben statt hinter das Atrium verlegt sind. In mehrfacher Hinsicht auffällig erscheint die Richtung der vom Peristyl ausmündenden Hinterpförtchen. Sie führen nämlich öfters entweder direct oder mittelst eines Ganges in die Nachbarhäuser und erst durch diese auf die Hintergasse, eine Intimität der Beziehungen, welche große Freundschaft unter den Nachbarn voraussetzt oder die Quelle vielen Streites sein mochte. Nicht selten dagegen führt das Posticum auf eine Hauptstraße, während der Haupteingang an einer engen

Seitengasse liegt. Diese Verschiedenheiten mögen genügen, um die Wahrheit zu illustriren, daß sich der römische Bürger, was seine Hauseinrichtung betraf, nicht weniger in reicher Abwechslung gefiel als der moderne Hausbesitzer, obgleich wir zugeben, daß von der großartigen Mannigfaltigkeit unserer Häusergrundrisse und Stilarten bei den Alten nicht entfernt die Rede sein kann, bei denen doch schließlich Alles auf eine Vereinfachung oder Erweiterung derselben Grundform hinauslief.

In höchstem Maße überraschend wirkt auf den Besucher Pompejis die Erscheinung, daß die artistische Bedeutung der Häuser von ihrer Lage und räumlichen Ausdehnung völlig unabhängig ist. Daraus folgt, daß eine Eintheilung derselben nach ihrem Kunstwerthe nicht wohl statthaft ist, während eine solche in räumlicher Beziehung eher durchführbar erscheint. So möchten wir zu den Häusern ersten Rangs diejenigen rechnen, welche eine ganze Insula einnehmen und etwa noch das Haus des Labyrinths, welches annähernd diesem Ziele gleichkommt. Auch hier spiegelt die bildende Kunst nicht den Umfang des Gebäudes, sondern nur den Sinn und Geschmack des Gebieters. Kaum kann ja ein größerer Gegensatz bestehen, als derjenige zwischen den beiden in diese Classe fallenden und an äußerer Größe mit einander rivalisirenden Häusern des Pansa und des Faun, wenn man die völlige artistische Bedeutungslosigkeit des ersteren mit den Kunstschätzen vergleicht, welche aus der Casa del Fauno hervorgingen. Hat sie uns nicht mit der berühmten Broncestatuette des tanzenden Faun beschenkt, der als Brunnenfigur am Rande des Impluviums stand, und mit dem noch berühmteren Mosaikgemälde der Alexanderschlacht, welches bei seiner Entdeckung am 24. October 1831 und eine Reihe von Jahren hindurch, ehe es ausgebrochen und ins Museum geschafft wurde, den Boden einer offenen, noch an zwei rothen korinthischen Säulen kenntlichen Exedra bedeckte? So schwankend auch die geschichtliche Erklärung ist, ob es, was das Wahr-

scheinlichste ist, die Schlacht bei Issus oder eine andere der Perserschlachten darstellen solle, so einig ist man über den unermeßlichen Kunstwerth, der ihm an sich wie in kunstgeschichtlicher Beziehung zukommt, über die Meisterschaft, die sich in der Wahl des Moments, in der Charakteristik der Figuren, in Colorit und Zeichnung verkündet und die sogar die Sprödigkeit des Stoffs völlig überwunden hat. Noch gilt widerspruchslos das Urtheil Goethes: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst richtig zu commentiren, und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung, immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren“. Ist es doch schon äußerlich ein Wunderwerk der Composition, indem es auf einem Raume von fünf Meter Breite und der Hälfte Höhe 26 Krieger und 15 Pferde vereinigt, die in allen möglichen Trachten, Stellungen und Aeußerungen dargestellt sind und zwar durch Marmorstückchen von natürlicher Farbenabstufung, von denen nach Zahn 150 auf den Raum eines Quadratzolls gehen. Daß der Besitzer dieses Hauses durchweg auf eine unvergänglichere und kostbarere Decoration bedacht war, bezeugt einestheils der Mangel an Fresken, andererseits die Bevorzugung der Mosaiken, wie solche z. B. auch die beiden Alä schmückten. Noch sieht man das Bodenmosaik der linken Ala, drei weiße Tauben auf schwarzem Grunde, welche eine Perlenschnur aus einem halb geöffneten Kästchen ziehen, während das gegenüber gelegene Mosaik, eine Katze, die einen Vogel frißt, im Museum zu suchen ist und durch den gierigen Ausdruck der Katze wahrhaft überrascht. Ein Vorwiegen der Mosaiken vor den numerisch und artistisch geringen Freskobildern zeigt auch das vornehme obgleich nach seiner Lage bescheiden in den Hintergrund tretende Haus des Labyrinths, doch ist das Mosaik in seinem Triclinium, welches ihm den Namen lieh und den siegreichen Kampf des Theseus mit dem Minotaur zum Gegenstande hat, so wie ein anderes, das einen Hahnenkampf darstellt, gleichfalls ins Museum gewandert. Dafür zeich-

net es sich, von seiner ausgedehnten Bäckerei abgesehen, durch ein eben so zierliches als vollständiges Bad aus, sofern es im Miniaturbilde alle Räume der öffentlichen Bäder wiedergiebt.

Wie man sieht muß man schon zu den minder großen Häusern herabsteigen, um die Malerkunst würdig vertreten zu finden. Als solche zweiten Rangs dürfen wir vor Allem die drei nebeneinander liegenden Häuser des Meleager, des Centauren und der Dioskuren anführen, gleich ausgezeichnet durch die Gemäldeschätze, die sie dem Museum lieferten, wie durch den Reichthum an Gemächern und die Breite ihrer einst bunt bemalten Façaden, welche eine Seitwärtslegung ihrer Peristyle ermöglichte. Schon ihre Lage in der aristokratischen, vom großen Verkehr geschiedenen und doch dem Forum so benachbarten Merkurstraße, welche, wie die durchgängige Abwesenheit der Außenbuden beweist, von reichen, ruheliebenden Particuliers bewohnt war, läßt auf ihre Bedeutung schließen, noch mehr aber lehrt der Augenschein, wie in diesen weiten, lichten Räumen alle Vorbedingungen zu einer gesellig heiteren Lebensexistenz gegeben waren. So gehört das Peristyl im Hause des Meleager mit seiner tiefen polygonen Piscina, die zur Erhöhung des Effects mit blauer Farbe ausgestrichen war und in der ein hoher Springbrunnen über einen runden Marmortisch herabplätscherte, während im Hintergrunde ein gelb grundirter korinthischer Oecus seine weiten Säulenpforten öffnete, zu den wirkungsvollsten Partien im Innern der pompejanischen Häuser. Und wie köstlich muß im Hause der Dioskuren jenes kühle, mit buntem Marmor ausgelegte Sommertriclinium gewesen sein, von wo der Blick der schmausenden Gäste zwei Peristyle zugleich beherrschte, die mit ihren colorirten Säulen, ihren Piscinen, Fontänen und der Farbenwelt ihrer Fresken sich draußen im verklärenden Lichte der Sonne ausbreiteten. Die bedeutenden Fresken, welche die Pfeiler des vorderen Peristyls bedeckten, sind nicht mehr an Ort und Stelle, dagegen einige

Götterfiguren und wie zum Hohn für die Besucher ein Zwerg, der mit einem Affen spielt. Architektonisch stellen sich die genannten Häuser in einer Art Climax dar. Ist das Haus des Meleager bei seiner vielverzweigten Anlage doch nur ein einfaches, completes Haus, so erweitert es sich in der Casa del Centauro zu einem Doppelhaus, von welchem das eine, sichtlich vernachlässigte sich als Nebenhaus charakterisirt, und der Grundriß der Casa dei Dioscuri ist noch complicirter, denn sie zerfällt dadurch, daß die beiden Häuser, aus denen auch sie besteht, durch ein freistehendes, ganz isolirtes Peristyl getrennt sind, gewissermaßen in drei Abtheilungen. Hinsichtlich der Entstehung solcher, wohl von der Dienerschaft bewohnter Nebenhäuser wird man annehmen dürfen, daß sie, sobald sich das Bedürfniß einer Hauserweiterung geltend machte, gelegentlich hinzugekauft wurden, da die moderne Aushülfe neuer Stockwerke den Pompejanern bei ihrer Bauanlage und ihren schwachen Hausmauern abgeschnitten war. Noch im vollen Glanz ihrer Gemälde erscheinen die Häuser der Ariadne und des Holconius, die wir den vorgenannten beigesellen möchten. Auch sie erneuern bei größerer Regelmäßigkeit die volle Anmuth pompejanischer Wohnräume. Man betritt von der Fortunastraße aus zuerst das zweite Peristyl der Casa di Arianna, die mit ihrem Haupteingang bis zu einer ziemlich entfernten Hintergasse reicht. Von ihren Gemälden seien nur die erwähnt, welche sich in den beiden Triclinien des ersten Peristyls befinden. In Bogenform schließend und mit einer Nische für eine Statue versehen zeigt das dortige Triclinium eine stark naturalistische Leda mit Schwan, ferner Patroklus und Achilles, welcher in seinem Zelte auf einer Schildkrötenlyra spielt, während vor ihm ein sitzendes Mädchen in eine Rolle blickt. Es soll offenbar der Moment dargestellt sein, ehe die Friedensgesandten im Zelte des Achill erscheinen, um ihn zu versöhnen, denn:

Als sie die Zelt' und Schiffe der Myrmidonen erreichten,
Fanden sie ihn, wie er labte sein Herz mit der klingenden Leyer.

Endlich erschauen wir hier eine cultische Scene in Gestalt einer Priesterin und eines opferbringenden Mädchens. Auf der entgegengesetzten Peristylseite öffnet sich uns von zwei Exedren umgeben das andere Triclinium mit blauer Parete, in dessen Paviment zwei Fische eingelegt sind. Dort erscheint das Bild eines Verkäufers, der einen Amoretten feilbietet, während er einen andern in den gefüllten Käfig schiebt, ein häufig wiederkehrendes, schalkhaft allegorisches Motiv, das unter dem Namen Amorettenverkauf bekannt und von Goethe auch in einem Gedichte poetisch verwerthet wurde. Beide Bilder sind von Landschaften und Trophäen eingefaßt. Auch von der nach einem zufällig in der Nähe gefundenen Sockel benannten Casa di Olconio sei nur Weniges herausgegriffen. Dort liegen im Hintergrunde seines stattlichen Peristyls drei Gemächer. Das mittlere, eine Exedra, besitzt noch einen fragmentarischen Narciß, der sich im Wasser bespiegelt, ferner einen fackeltragenden Hermaphroditen, der sich auf den Nacken Silens stützt und von diesem, wie das Plektrum und die Schildkrötenlyra zeigt, durch Musik zerstreuen läßt. Dabei steht ein verwundert zu dem Hermaphroditen aufblickender Panisk, während ein die Doppelflöte blasender Amor und eine Bacchantin mit dem Tympanon die musikalische Begleitung leihen. Als Gegenstück zu diesem Bilde dient das bekannte Motiv der von Dionysos und seinem Gefolge schlafend gefundenen Ariadne. Trefflich sind die beiden Fresken im anstoßenden Triclinium, nämlich Achyll auf Skyros d. h. seine Wiederentdeckung unter den Töchtern des Lykomedes durch Odysseus und sodann die ausdrucksvolle Darstellung des in Pompeji so häufig wiederkehrenden Parisurtheils. Die drei Göttinnen präsentiren sich unter Begleitung Merkurs, der als Sprecher die nöthigen Erläuterungen giebt, vor dem jugendlichen, schöngebildeten Paris, welcher sitzend und aufmerksam prüfend die Göttinnen sich ansieht. Pallas Athene völlig gewaffnet und durch Statur und Stellung am meisten hervortretend wirft einen verächtlichen Seitenblick auf den Preisrichter.

Here nimmt ruhig und stolz nach der Etikette die Mitte ein, während Aphrodite ihre Reize siegesgewiß zur Schau stellt und mit der Rechten kokett das wie zufällig entgleitete Gewand hält. Das Bild ist namentlich im psychologischen Ausdruck wohl gerathen, beweist aber aufs Neue, was wir in Pompeji oft wahrzunehmen Gelegenheit haben, daß damals die Göttermythen nur als reizende Einkleidung der trivialen Wirklichkeit benutzt wurden. Selten weht uns der Hauch eines reinen Idealismus aus diesen mythischen Bildern entgegen, meist aber eine realistische Sinnlichkeit, die von der blos künstlerischen erheblich verschieden ist. Dicht in der Nähe der Casa di Olconio öffnet sich uns mit liebenswürdiger Gastlichkeit das schöne Haus des Cornelius Rufus, eines Mannes, der bei Lebzeiten wohl sein Haus etwas aristokratischer abzuschließen pflegte. Trägt doch eine Hermensäule am Eingange zum Tablinum das feingemeiselte Brustbild des Rufus und wenn Kopf und Unterschrift auch schwerlich den Bewohner des Hauses verkünden, so doch desto sicherer einen seiner Vorfahren aus der berühmten gens Cornelia. Auch das Haus selbst spricht für vornehme und reiche Bewohner. So erblicken wir unter Anderem am Rande des von einem zierlichen Mosaikkranze umsäumten Impluviums einen jener prächtigen Marmortische, die zur Schaustellung kostbarer Gefäße oder zum Abstellen von Schöpfeimern dienten. Die beiden Füße sind mit Löwenköpfen von feiner Arbeit geschmückt, die Deckplatte ist jedoch verschwunden. Ein ähnlicher Tisch befindet sich im Hause des Meleager und beschattet daselbst eine wassergefüllte Oeffnung, die schwerlich, wie Becker meint, zur Aufnahme eines Fischkastens, sondern nach Overbecks besserer Vermuthung zur Frischhaltung oder Abkühlung von Speisen und Getränken in dem Boden angebracht wurde. Hat man doch zu gleichem Zwecke in mehreren Piscinen Haken zum Einhängen von Lebensmitteln entdeckt. Die im Tablinum sichtbaren Darstellungen von pompejanischen Wassergottheiten sind von schwieriger Deutung und Gleiches ist auch

bei vielen Fresken im Hause des Epidius Rufus und in demjenigen des Citharöden der Fall, welch letzteres Fiorelli einem gewissen Popidius Secundus zuschreibt. Wir übergehen daher die letztgenannten, artistisch ohnehin nicht gerade hervorragenden Häuser, obgleich sie ihrer Größe nach mit den vorigen in die gleiche Kategorie gehören. Dagegen kann die Casa di Lucrezio wegen ihres eigenthümlichen Peristylhofes nicht wohl unerwähnt bleiben. Dieser, ehedem von Pfeilern und einer Brüstung eingeschlossen und nur gegen das Tablinum freiliegend, ist nämlich etwa einen Meter über dem letzteren erhaben und mit Gegenständen und Figuren aller Art belebt, so daß es sich dem Auge wie eine mit Gnomen besetzte Bühne präsentirt, zu der das Tablinum das Proscenium zu bilden scheint. Die Figuren sind theils der Thierwelt, theils dem Bacchuskreis entnommen und stellen zum Theil höchst sonderbare Dinge dar z. B. von Polypen umstrickte und auf Delphinen reitende Amoretten oder die Gruppe eines Fauns, aus dessen Bocksfuß ein Genosse einen Dorn auszieht. Alle gruppiren sie sich ohne eine Spur von innerer Einheit um eine fontänengezierte, runde Piscina, welcher aus dem Schlauche eines in einem Tempelchen aufgestellten Silens das Wasser in kleinen Cascaden zuströmte. Die ganze bizarre Ausstellung, die nicht nur durch unharmonische Gruppirung, sondern auch durch die differirende Größe ihrer Figuren geradezu beleidigend wirkt, gleicht etwa einem mit den mannigfaltigsten Nippfiguren besetzten Putztisch. Immerhin dürfen wir für dieses wohlerhaltene Beispiel antiken Rococogeschmacks dankbar sein und es loben, daß man die Figuren an dem Platze ließ, den ihnen der biedere Decurio Lucrezius angewiesen hatte. Eine gewisse Neigung zu steifer Anordnung verrathen übrigens manche pompejanische Gärten durch ihre in geometrischen Figuren angelegten Rabatten. So erblicken wir namentlich in der Casa di Arianna mehrere einander umschlingende, theils quadratische, theils runde Verzierungen, welche offenbar zur Absonderung der duftenden Blumenbeete bestimmt

waren und auf eine Art Teppichgärtnerei hindeuten. In der Ausnutzung des Raums war man oft sehr erfinderisch. Das tritt namentlich in der Casa di Sallustio hervor, welche von Fiorelli als das Haus des Cossius Libanus, sonst aber auch nach einem mehr wohlerhaltenen als wohlgelungenen Bilde als das des Aktäon bezeichnet wird. Es besaß ein geräumiges und, wie die bunten quaderförmigen Wandfelder und die sie umrahmenden Stückpilaster bezeugen, zugleich sehr geschmackvolles Atrium, konnte aber bei dem schmalen Raum, der hinten zur Verfügung stand, kein eigentliches Peristyl sich gestatten. So wurde denn die Säulenaufstellung auf die vordere, an den Gemächern sich hinziehende Langseite beschränkt und der zwischen ihr und der äußeren Begrenzungsmauer gelegene Bodenstreifen sehr geschickt in ein Gärtchen umgewandelt. Man faßte den dazu ausersehenen Platz durch eine von Säule zu Säule laufende Brüstung ein, erhöhte ihn durch Sandauffüllung über das Niveau der Säulenhalle, legte zwei kleine Treppen an, ließ in Behältern zu beiden Seiten des oberen Gartenwegs Blumen und Zierpflanzen aller Art emporsprießen, schmückte die Hintermauer in Correspondenz mit den Säulen durch flache Pilaster, füllte die übrige Wandung mit gemalten Guirlanden und Bäumen aus, die sich auf himmelblauem Grunde abhoben und von gemalten Vögeln belebt die Natur nachbilden sollten, versah endlich die Mauerecke mit einer Pergola, aus welcher als redender Zeuge der entschwundenen heiteren Geselligkeit noch der Sockel eines Monopodiums vorhanden ist, und das Mögliche war geleistet, um einen Garten nicht nur thatsächlich zu ersetzen, sondern auch, vom Tablinum aus gesehen, den Eindruck eines solchen hervorzubringen.

Den seither besprochenen reihen wir die Häuser dritten Rangs an, womit jedoch keineswegs die kleinsten gemeint sind. Sie führen uns in die Kreise des eigentlich bürgerlichen, darum aber nicht weniger kunstfreundlichen Daseins, wie es durch-

schnittlich in Pompeji herrschte. Fassen wir uns kurz, nicht weil sie geringeres Interesse verdienen, sondern weil die Fülle des Stoffs uns eine natürliche Beschränkung auferlegt. Die Vorzüge, durch die ihrer viele uns fesseln, sind der mannigfaltigsten Art. Bald empfehlen sie sich durch hübsche Cascatellen und Wasserwerke, bald durch zierliche wenn auch nur allzu sehr verkünstelte, mit Mosaiken und Muscheln ausgelegte Brunnennischen; die einen glänzen durch Fresken oder Brunnenfiguren, andere locken uns durch Vereinigung mehrfacher anziehender Eigenschaften, wie z. B. das unregelmäßige Haus des Apollo, das sich durch gute Fresken und Mosaiken sammt einer pyramidalischen Marmorfontäne auszeichnet. Wie oft gerade die unscheinbarsten Gebäude in abgelegenen Nebengassen die besten Gemälde beherbergen, daran möge uns nur die kleine Casa del Camillo und ihre ebenso bescheidene Nachbarin die Casa di Elena e Paride im Balkonsgäßchen erinnern, wo sie unter Nummer vier bis fünf und sechs bis acht zu finden sind. Eine Exedra des ersteren Hauses, welches nach der Büste eines Camillus (Opferknaben) an der Spitze einer als Tischträger benützten Hermensäule benannt wurde, besitzt nämlich ein sehr ausdrucksvolles und formenschönes Bild von Apollo und Daphne und als Pendant ein nicht minder gelungenes von Paris und Merkur, welcher vor der Ankunft der drei eifersüchtigen Göttinnen jenen mit seiner Schiedsrichterrolle bekannt macht. Das zweite der genannten Häuser, nach Fiorelli einem gewissen Cornelius Diadumenus angehörig, enthält in seinem Triclinium drei in Composition und Ausführung gleichtreffliche Fresken, Leda, welche ihrem Gemahle Tyndareus die aus dem Ei gekrochenen Zwillinge Castor und Pollux zeigt, wofern das Bild nicht genrehaft als Erotennest zu deuten ist, ferner die erwachende von Theseus verlassene Ariadne, wohl die schönste der vielen ähnlichen Darstellungen, welche auffälliger Weise nicht selten mit der Geburt der Dioskuren sich zusammengestellt finden, und endlich ein

Bild, welches Diana und einen Amorjüngling darstellt, der mit schelmischem Blick die Spitze seines Pfeils auf der Göttin Brust richtet. Man vermuthet, daß es einer verlorenen Version des Aktäonmythus angehört. Manche dieser Häuser bezeugen in ihrem Bilderschmuck die unverkennbare Vorliebe ihrer Bewohner zu den Thierkämpfen der Arena. Haben sie und andere sich durch werthvolle Fresken einen Namen gemacht, so leben um dieses Umstandes willen die Häuser des tragischen Dichters und des verwundeten Adonis fast in Jedermanns Munde. Wer kennt nicht die Casa del poeta tragico, in welche Bulwer mit dem Rechte des Dichters die Wohnung des feingebildeten Atheners Glaukos verlegt? Verräth es doch die Spuren echt griechischen Geistes, indem es unter Anderem einen künstlerisch vortrefflich erdachten und ausgeführten Cyklus von Bildern aus dem homerischen Sagenkreise aufzuweisen hatte, der fast die Vermuthung nahe legt, daß es sich hier um Copien griechischer Meisterwerke handelt. So mag uns dieses Haus auch die wohl schon manchmal aufgetauchte Frage beantworten, inwiefern die äußere Ausstattung eines Privathauses zu einem Rückschluß auf den Bewohner berechtigt. Mehr als gewagt ist es in den meisten Fällen aus den Bildern auf den Stand ihrer Besitzer zu schließen, denn die Vermuthung, daß dieses Haus von einem tragischen Dichter bewohnt gewesen sei, weil sich in ihm das Gemälde einer dramatischen Scene und im Mosaikbild die Probevorlesung eines Dichters befand, steht ersichtlich auf schwachen Füßen und eben so verhält es sich mit den Häusern des Chorführers, der Vestalin u. s. w. Doch selbst bei einem Rückschluß auf Geschmack und Neigung des betreffenden Hausbesitzers ist die größte Vorsicht geboten, denn sicher wäre es ein Mißgriff, aus der so häufigen sinnlichen Behandlung des Mythologischen jedesmal schließen zu wollen, daß das Weib des Bewohners schwache Seite war. Daß jedoch eine gewisse Relation zwischen Person und Sache besteht, ist unbestreitbar und erhellt aus dem Gegensatze, der z. B.

zwischen der Casa del poeta und der eben so kleinen Casa della caccia besteht, wenn letztere in der Hauptsache nur ein kolossales aber sehr mittelmäßiges Jagdbild nebst etlichen obscönen, zum Theil entfernten Bildern beherbergt. Oder springt hier nicht sogleich der Gegensatz zwischen einem geschmacklosen Philister und einem feinfühligen Kunstliebhaber in die Augen? Sind alle Fresken der Casa del poeta bis auf wenige verhältnißmäßig unbedeutende in das allverschlingende Museum gewandert, so fühlt man sich dagegen noch freudig überrascht durch die Farbenfrische der Fresken in den Häusern des Siricus, der schwarzen Wand und zum Theil auch des verwundeten Adonis. So ist das Bild der Hermaphroditentoilette im Adonishause von einer Leuchtkraft, welche uns unwillkürlich an Schillers Wort erinnert:

Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.

Berühmter ist jedoch der sterbende Adonis, ein großes Bild auf der linken Peristylwand. Er sitzt zum Tode ermattet neben Aphrodite und lehnt sich auf die geliebte Göttin, welche den Sterbenden hülfreich unter dem Arme gefaßt hat. Ein Amorknabe stützt ihn, während ein zweiter, die Fackel senkend, daneben steht und ein dritter im Begriffe ist, seinem Beine einen Verband anzulegen. Was dem Bilde seinen hohen Werth giebt, ist weniger die Composition und Formgebung als der ergreifende seelische Ausdruck. Mit einem innigen Blick voll Wehmuth über das scheidende Glück sucht der Sterbende das Auge der Göttin und nimmt von ihr und der Welt Abschied. Der sprechende Ausdruck dieses Adonis hat den König Ludwig von Bayern zu einem Gedichte begeistert, wie es denn in der That ein Gedicht ist, das jeden Beschauer mit Bewunderung für solche Seelenmalerei erfüllen muß. Daß letztere übrigens keine vereinzelte Erscheinung ist, beweist das im Herbste 1874 entdeckte große Orpheusgemälde in dem nach ihm benannten Hause, denn das Gesicht des thrakischen Sängers ist von einer Holdseligkeit, die mit der

naturbezwingenden Macht seiner Töne in vollem Einklang steht. Leider haben sich, namentlich auch bei dem sehr der Sonne ausgesetzten Adonis, die schmalen Schutzdächer als ungenügend erwiesen, um das Verbleichen der Farben zu verhüten und wäre daher sehr zu wünschen, daß etwa durch Firniß und namentlich durch breitere Bedachung die Conservirung besser gelingen möge.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Gewerbe in Pompeji.

Die einst ob ihrer Hände Fleiß
Als Plebs verachtet und beschwert,
Mehr als Pompejis Auferstehn
Hat sie der Zeiten Geist geehrt.

Wen jemals der Zufall in das innerste Gassenlabyrinth Altneapels geführt hat, wo es in der That eines Ariadnefadens bedürfte, um rasch und sicher wieder in die gewohnten Quartiere zu entrinnen, wird mit Verwunderung bemerkt haben, wie weithin ganze Straßen, wie durch Uebereinkunft, von einem einzigen Gewerbe beherrscht, ja oft sogar von einem bestimmten Artikel der Industrie in Besitz genommen sind, während andere Artikel desselben Gewerbes anderweit ihren Sitz aufgeschlagen haben. So wandert man viele Straßen weit, ohne seine Aufmerksamkeit durch die Verschiedenartigkeit der Eindrücke in nutzloser Weise theilen zu müssen, bald in die rußgeschwärzten Quartiere der Schmiede und Schlosser, bald in die der Sesselmacher, der Tischfabrikanten, der Schuster oder der Goldschmiede, und wollte hier Jemand, da bekanntlich alle Geschäfte im Freien betrieben werden, durch tägliche Besuche in die Lehre treten, so würde er sicher nicht ohne umfassende Kenntnisse diese Hochschule der Industrie verlassen.

Diese Theilung der Quartiere durch die verschiedenartigen Gewerbe scheint, wenn man die betreffenden Fundgegenstände,

die Ladenzeichen und namentlich die Inschriften berücksichtigt, auch einigermaßen Pompeji eigen gewesen zu sein. So wohnten die Ackerleute am nolaner Thor, die Goldarbeiter in der Abundanza-, die Obsthändler am Ende der aristokratischen Merkurstraße, die Kornhändler am Triumphbogen bei der Forumstraße, die Holzhändler in der stabianer Straße, die Marktleute und die allen Italienfahrern so wohlbekannte, edle Gattung der Maulthiertreiber in der an die Gräberstraße sich anschließenden Consularstraße, wo sie in den dortigen Wirthshäusern ihr natürliches Hauptquartier besaßen. Hier haben sie uns nicht nur ihr Dasein kundgethan, sondern sich auch als Männer von politischer Ueberzeugung erwiesen, wenn „sämmtliche Maulthiertreiber“ in mehreren auf uns gekommenen Inschriften den Cuspius Pansa als Candidaten für die Aedilenwürde aufstellen und den Julius Polybius als Duumvirn verlangen. Man blicke aber auch nicht allzu stolz auf unsere Gemeindefreiheit, wenn selbst phlegmatische Eseltreiber sich so lebhaft an den Wahlschlachten betheiligten, von denen Pompeji wohl kurz vor seinem Untergange durchzuckt war. Daß es nicht ohne heiße Kämpfe abging, mag von anderen Wahlvorschlägen abgesehen das Votum der salinienses oder Salinenarbeiter beweisen, welche im Gegensatz zu den Maulthiertreibern den Marcus Cerrinius als Aedil in Vorschlag bringen. Von sonstigen Gewerbtreibenden nennt uns das wiederentdeckte Pompeji die Bäcker, Wirthe, Köche, Fischer, Gemüsehändler, Färber, Weber, Zeugwalker, Schuster, Wagner, Töpfer, Steinhauer und Andere. Sie alle waren nach römischer Sitte in besondere Innungen oder Zunftgenossenschaften vereinigt, von denen jede sich einen einflußreichen Patricier als Patron zu erwählen pflegte, aber auch eine besondere Schutzgottheit besaß, der zu Ehren bei bestimmten Gelegenheiten Opfer und Festschmäuse veranstaltet wurden. Auch hatten sie wenigstens in Rom besondere Begräbnißplätze. Wer jedoch aus diesem Zunftwesen und der Betheiligung der Zünfte an dem Gemeinde- und

politischen Leben auf eine angesehene Stellung der Gewerbetreibenden schließen wollte, befände sich in großem Irrthum. Sie recrutirten sich großentheils aus Freigelassenen, die von ihren Herren bei der Freilassung ein kleines Capital mitbekommen hatten oder sonst begünstigt wurden, und zählten jedenfalls zu den Bürgern geringsten Standes, denn jede Handarbeit, ja jeder eigene auf Gelderwerb angelegte Geschäftsbetrieb galt den Römern als des freien Mannes unwürdig. So äußert Cicero in seiner Pflichtenlehre[1]: „Eine ganz niedrige Art sich zu nähren, welche nur dem untersten Pöbel zukommt, ist die der Tagelöhner; der Lohn, den sie bekommen, ist nichts Anderes als ein Preis, um den sie sich Anderen auf eine Zeit lang zu Sclaven verkauften. Die Krämerei, die von Anderen im Ganzen kauft, ist ein nicht weniger schmutziges Gewerbe. Denn es kann unmöglich viel Gewinn bringen, wenn man seine Käufer nicht sehr überfordert d. h. sie betrügt. Allen Handwerkern klebt Schmutz und Niedrigkeit an. Es ist fast unmöglich, daß etwas Großes und Edles aus einer Werkstätte hervorgehen könne". Selbst Aerzte und die Großhändler unter den Kaufleuten nahmen bei weitem nicht die Stellung ein, die sie naturgemäß in der modernen Gesellschaft besitzen, denn bei den römischen Patriciern wurde im Grunde nur die Landwirthschaft und zwar im höheren Sinne des Wortes als standesgemäßer Erwerbszweig angesehen. Dazu kam, daß auch der Verdienst der Handwerker ein ziemlich beschränkter war, da die vornehmeren Römer ihren Bedarf an Gegenständen des Gewerbes so viel als möglich durch ihre eigenen, handwerksverständigen Sclaven besorgen ließen und der Import aus anderen Ländern in manchen Artikeln eine nicht geringe Concurrenz machte. Als Römer dürften wir also die verschiedenen Läden und Werkstätten, denen wir durch die Straßen schlendernd begegnen, nicht gerade mit Gefühlen besonderen Respects be-

[1]) Vergl. Göll, „Culturbilder aus Hellas und Rom".

trachten, als moderne Culturmenschen können wir ihnen aber unsere Achtung, die wir der menschlichen Arbeit und ihren Repräsentanten schulden, noch weniger aber unser geschichtliches Interesse versagen. So laden wir denn den Leser ein, uns auf kurze Zeit in die ehedem so lärmende und verkehrsreiche Consularstraße zu folgen, durch welche vom und zum herkulaner Thor Handel und Wandel in mächtigem Strome einherfluthete, so daß es nicht wundern darf, gerade hier den Sitz fast sämmtlicher Gewerbe zu finden.

Wenden wir uns von dem Hause des Pansa zu dem kurzen Gäßchen, welches die Verbindung der Thermen- mit der Consularstraße herstellt, so fällt unser Auge auf ein spitzwinkeliges Eckhaus, im Hintergrunde eines Brunnens, der mit dem Relief eines von einem Adler gefangenen Hasen geziert ist. Es beherbergte eines der uns schon bekannten Thermopolien, das einem gewissen Fortunata gehörte, und ist noch durch einen Steintrog zur Aufbewahrung der Amphoren und durch eine Mauerstelle kenntlich. Beim Austritt aus dem erwähnten Gäßchen gabelt sich auch die Consularstraße in der Richtung aufs Forum. Die dadurch entstandene Ecke nimmt ein unscheinbarer Laden ein, der sich der Nachwelt zum Staunen als Apotheke (farmacia) enthüllt hat, woran nach der Auffindung der eingetrockneten Flüssigkeiten und Arzneikörper nicht gezweifelt werden kann[1]. Außerdem führt das Haus das Wahrzeichen einer gemalten Schlange, welche einen Pinienapfel frißt, was vermuthlich die über den Tod siegende Kunst Aesculaps bedeuten soll. Ihm gegenüber befand sich in einem mit Keller versehenen Hause die Werkstatt eines Grobschmiedes oder Wagners, soweit die entdeckten Werkzeuge und Wagen-

[1] Der griechische Ausdruck „Apotheke" bezeichnete übrigens im Alterthum nicht einen Arzneiladen, sondern eine Vorrathskammer, Speicher, wohl auch Weinkammer. Man zählt in Pompeji drei Apotheken.

achsen urtheilen lassen, und etwas weiter aufwärts eine der näheren Besichtigung werthe Bäckerei, die größte und zugleich besterhaltene der zahlreichen „pistrinae" Pompejis. Sie wurde 1810 in Gegenwart des durch seine pompejanischen Forschungen rühmlichst bekannten Architekten Mazois ans Tageslicht gefördert. An öffentlichen Bäckereien hatten die Römer keinen Mangel, obgleich jeder größere Haushalt durch eigene, von Sclaven bediente Bäckereien seine Bedürfnisse befriedigte. Ein Bäcker jener Zeit war, wie schon sein Name pistor sagt, immer zugleich auch Müller, daher bedurfte es eines größeren Mahlraums, zu welchem gewöhnlich das Peristyl durch Weglassung des Säulenschmucks und breitere Deckung umgewandelt wurde, wie dies auch hier der Fall war. Zwei Läden zu beiden Seiten des Eingangs haben mit mehreren dazu gehörigen Nebenräumen keine Verbindung mit dem Hausinnern, waren also anderweit vermiethet und lassen schließen, daß auch dieses Mitglied der ehrsamen Bäckerzunft der herrschenden Sitte zufolge seine Waare auf dem Forum absetzte, wo zahlreiche, tragbare Tische und Buden sich mit ihrer Waare etablirt hatten. Da das Hausinnere ganz auf den Geschäftsbetrieb eingerichtet war, besitzt es unter Wegfall der Alä nur zwei Paar Schlafzimmer im Atrium, während das sonstige Tablinum eine Vorhalle zum Mühlenraum bildet, der an der Stelle des Peristyls liegt. Am Eingange in den Mühlenraum steht eine Cisterne, von zwei bis zur Hälfte eingemauerten Amphoren eingefaßt. Letztere dienten, mit Wasser gefüllt, zur Befeuchtung des geformten Brodes. Alsdann wurde dieses in den großen, rechts befindlichen Backofen verbracht, der wie bei uns hauptsächlich nachts in Thätigkeit war[1]), um frisches Frühstücksbrod zu liefern. Der Ofen, solid gewölbt und zur Bannung der Hitze noch mit einem gemauerten Gehäuse umgeben, wurde mit Holzkohlen gefeuert, indem kein Kamin, sondern nur ein unter-

1) Martial XII, 57, 5.

irdischer Dampfabzug bemerkbar ist[1]). Auf der einen Seite des Ofens ist ein Zimmer mit gemauerten Tischfüßen, in welchem wohl der Teig geknetet wurde, zwischen dem Backofen aber und dem angrenzenden Tablinum ein anderer, mit Mosaikboden belegter Raum, der als Kühlraum betrachtet wird. Auf der linken Hofseite darf nach vorhandenen Heerdspuren wohl die Küche gesucht werden und ein größerer Raum daselbst macht sich durch seine gemauerte Tränke und seinen breiten Ausgang auf die Hintergasse als Stall kenntlich, was auch durch die Fragmente eines Eselsskelettes bestätigt wurde. Das Hauptinteresse beanspruchen aber unstreitig die vier im Hofraum stehenden Mühlen. Auf eine umständliche Beschreibung ihrer eben so einfachen als sinnreichen Construction wird man gerne verzichten[2]). Sie bestehen im Wesentlichen aus einem Doppeltrichter, dessen untere Hälfte als Mantel über einen starken Kegel gestülpt ist und bei seiner stattfindenden Drehung die Zerreibung des Getreides bewirkt, das in den oberen Trichter aufgeschüttet wurde und durch eine durchlöcherte eiserne Drehscheibe in den Spalt zwischen dem Kegel und dem unteren Trichter fiel. Die Drehung erfolgte mittelst starker Hebelstangen, die beiderseits in die Taille des Doppeltrichters gesteckt und je nach der Dimension des Mühlenraums und der Zahl der Mühlen entweder durch Sclavenhände oder durch Esel in Bewegung gesetzt wurden. Daß in der beschriebenen Mühle das letztere stattfand, beweist nicht nur das erwähnte Eselsgerippe, sondern geht auch aus der Pflasterung des die Mühlen

1) Bei der heute noch im Süden üblichen Holzkohlenfeuerung kamen die Kamine in Wegfall, doch findet sich ein solches z. B. im Hause des Sallust.

2) Ueber die Construction der Mühlen vergl. Guhl und Koner, „Leben der Griechen und Römer" 2. Aufl. S. 642 und Overbeck, „Pomp." II, S. 11. Die ersten Handmühlen wurden nach Plinius (XXXVI, 29) in Volsinium, dem jetzigen Bolsena in Etrurien angewendet. Die ersten Bäckereien waren Privatbesitz. Vor dem Jahr 174 v. Chr. gab es keine einzige öffentliche Bäckerei in Rom.

umgebenden Raumes hervor. Uebrigens war das Drehen der Mühle durch Menschenkraft in Pompeji der häufigere Fall, denn in der Regel ist der freie Umkreis um die Mühlen so gering, daß die auffällig kurzen Zugstangen unmöglich von Thieren gezogen werden konnten. Selbstverständlich gehörte diese Function nach römischen Begriffen zu den Dienstleistungen geringster Sorte und doch wurde, wie man sich hier erinnern mag, der größte römische Lustspieldichter Plautus, nachdem er in verfehlten Handelsspeculationen sein ganzes Vermögen verloren hatte, in seiner Jugend durch bittere Noth zum Drehen der Mühle gezwungen, ohne als solcher Pegasus im Joche Lust und Kraft zur Dichtung seiner Komödien einzubüßen, deren er sogar als Bäckergeselle nächtlicher Weile mehrere verfaßte. Daß jedoch der bloße Besitz und Betrieb einer Mühle im eigenen Hause die Ehre eines Bürgers nicht beeinträchtigte, beweisen nicht allein die zahlreichen Privatbäckereien, sondern namentlich auch das Beispiel des Paquius Proculus in der stabianer Straße, der dessenungeachtet die Würde eines Duumvirn erlangte und sein Doppelhaus mit seinem und seiner Gemahlin Porträt geschmückt hatte. Freilich thut ihm die Nachwelt Unrecht, wenn sie ihn als Bäcker anstatt als Bäckereibesitzer bezeichnet. Kaum minder interessant als die in Pompeji allüberall zerstreuten Mühlen sind die zwar verkohlten, aber in ihrer äußeren Form wunderbar erhaltenen Brodlaibe, welche noch das Museum aufbewahrt und von denen etliche sogar mit dem Stempel des Bäckers Cranius versehen sind. Wenige Schritte jenseit der Ausmündung des Merkurgäßchens in die Consularstraße folgt das früher erwähnte Haus des Sallustius, dessen Besitzer gleichfalls kein Bedenken trug, eine Bäckerei in seine Tabernen aufzunehmen und seine landwirthschaftlichen Producte im eigenen Hause feil zu halten. Siehe da! in dem einen mit dem Atrium verbundenen Laden steht noch ein freilich renovirter Ladentisch und aus seinen sechs runden Einschnitten gähnt noch der hohle Schlund bauchiger Amphoren,

welche einst, wie die Untersuchung ergab, mit Oel, Oliven, Caviar und wohl auch Wein gefüllt waren. So war mancher kleinstädtische Aristokrat durch einen Gürtel von Victualien von der Außenwelt getrennt und hatte, was er brauchte, in nächster Nähe im Ueberfluß. Ein anderes Local der Consularstraße, jenseit einer weiteren Straßenkreuzung, die durch einen Brunnen, eine Cisterne, einen Larenaltar und gleichfalls durch ein in dem dahinter befindlichen Eckhaus etablirt gewesenes Thermopolium bezeichnet ist, enthielt eine kleine Seifensiederei (fabrica di sapone), wovon die Auffindung einschlägiger Artikel, insbesondere die unter dem Namen lutus fullonicus gebrauchte fettige Erde die Nachwelt überzeugt hat. Sie befand sich in muldenförmigen, stucküberzogenen Steingefäßen, wie sie nebst einem Heerde in dem gleichen Gemache sehr wohl für eine Seifensiederei gepaßt haben können. Man will in Pompeji mehrere Seifensiedereien entdeckt haben. Seifen gab es übrigens erst in der Kaiserzeit. Nach Justus Liebig, der den Seifenverbrauch zum Culturmaßstab nimmt, fing also erst damals die Cultur an, verstieg sich aber bald bis zu künstlichen, aus Talg und Asche gebildeten, sogenannten kaustischen Seifen, die man zur Blondfärbung der Haare benützte und sich meist aus Gallien kommen ließ. Vor der Existenz der Seife, deren Erfinder aus Unbekanntschaft seines Namens leider noch kein Denkmal gesetzt werden konnte, bediente sich das Volk als Ersatz eines aus der Lupinenfrucht gewonnenen Mehls, der Reichere ließ sich an seinen Oelen und Parfümerien genügen [1]). Weiterhin, von der Seifenfabrik nur durch die sogenannte Dogana getrennt, welche als Fundort vieler Schnellwaagen und Bleigewichte ihre problematische Bezeichnung erhielt, finden wir das Haus des Chirurgen, in welchem ein vollständiger chirurgischer Apparat von vierzig Instrumenten bestehend aus Sonden, Zangen, Lanzetten, Katheter, Brenneisen, Scalpell u. s. w. ausgegraben wurde. Solche Entdeckungen sind geeignet, den modernen Fortschritt

1) Guhl und Koner a. a. O. S. 592 und 620.

auf sein richtiges Maß zurückzuführen, denn unter diesen Instrumenten ist eine der jetzt gebräuchlichen auffällig verwandte Geburtszange und ein dem Sims'schen sehr ähnliches Speculum zu sehen, wie Kenner dieses Fachs versichern. Daß zudem solche chirurgische Kliniken sogar in der Provinzialstadt Pompeji nicht vereinzelt dastanden, beweist die casa delle Gracie in der Abundanzastraße, welche den vorgefundenen Instrumenten zufolge ebenfalls zweifelsohne von einem Chirurgen oder Accoucheur bewohnt wurde. Neben dem Hause der Vestalinnen am Ausgange der Consularstraße winkte abermals ein Thermopolium dem erfrischungsbedürftigen Wanderer. Von seinem Inventar blieben der Nachwelt Nichts als Marmorplatten, Gläser, Flaschengesimse und ein Ofen zum Kochen und Warmhalten der Getränke, Dinge, die meist ins Museum geschafft sind. Eine der Tischplatten trägt noch die Spuren der Trinkgeschirre, welche durch häufiges Abstellen oder durch die Hitze bei der Einäscherung Ringe auf der Platte erzeugten. Besagtes Thermopolium und mehrere Tabernen bildeten einen Bestandtheil des Wirthshauses des Polybius (albergo di Polybio), das sich dahinter ausbreitet, jedoch nur noch durch den offenen Hof und zwei Tröge zur Tränkung des Viehs sich als solches charakterisirt, und vielleicht ist dies auch der Fall mit dem sogenannten Hause des Tricliniums, obwohl es mit dem Hospitium des Polybius keine unmittelbare Verbindung hat, denn mitten in seinem Hofe steht, einst von einem Zeltdach oder einer Reblaube traulich beschattet, ein gemauertes Triclinium mit einer Nische in der Wand dahinter für die Gottheit, welcher die Libationen dargebracht wurden. Jedenfalls möchten auch wir dieses äußerst unscheinbare und etwas zurücktretende Häuschen am Thore viel lieber mit Fiorelli als ein diversorium, denn als Wohnung des Thorwächters oder mit Overbeck als Aufenthalt eines zu geselliger Lebensfreude geneigten Privatmannes betrachten. Auf der anderen Thorseite steht das bekannte Wirthshaus des Albinus (albergo di Albino) mit weiter Einfahrt und geräumigem Hof,

welchen Gastzimmer, Küche und Keller rings umgeben. Zwei Außenbuden waren als Thermopolien eingerichtet und im Hofe selbst zwei gemauerte Heerde zum Bereithalten warmer Getränke für die Fuhrleute bestimmt. Ausgegrabene Pferdeknochen und Wagenfragmente lassen über die Bestimmung des Hauses keinen Zweifel. Ein großer Phallus, der oben an einem Pfeiler ausgemeiselt ist und in Reliefform mit der Inschrift „hic habitat felicitas" auch in der Bäckerei des Hauses des Pansa zu sehen ist, sollte dem Reisenden nach dem damaligen Aberglauben als Talisman Schutz gewähren, vor Allem auch gegen den Einfluß des bösen Auges (fascinum). Also auch im Punkte des Aberglaubens sind die Neapolitaner mit ihrer Furcht vor dem Mal'occhio würdige Nachfolger der alten Campaner. Jedenfalls bedeutet dieses oft wiederkehrende obscöne Zeichen keinen Ort der Prostitution, wie denn eine derartige Anstalt nur ein einziges Mal in Pompeji, nämlich in der darnach benannten Lupanargasse durch Bilder, Inschriften und Einrichtung ausreichend bezeugt ist, jedoch begreiflicher Weise sich der Beschreibung entzieht. Das Gasthaus war wie die meisten des Alterthums augenscheinlich nur für Reisende der niederen Volksclassen bestimmt. Es erklärt sich dies nicht nur aus der geringeren Reiselust des Alterthums, sondern auch daher, daß bei der ausgedehnten Gastfreundschaft der Alten und den weitreichenden persönlichen Verbindungen der Vornehmen diese nur selten oder gar nicht in den Fall kamen von solchen Herbergen Gebrauch zu machen. Bei der Nähe des Thores treten wir einen Augenblick vor dasselbe hinaus, um das dortige albergo di campagna eines Blickes zu würdigen. Es war trefflich geeignet für Land- und Fuhrleute, die frühe aufbrechen wollten, so wie für Fremde, welche nicht in der Stadt selbst die Nacht verbringen durften. Nicht weniger als ein Dutzend Buden, Schenk- und Gastzimmer breiten sich in der Front hinter schützenden Arcaden aus, die einst gedeckt waren, jetzt freilich größtentheils zerstört sind. Darüber her lief eine breite Terrasse

mit ungehemmter Aussicht auf die nahe Meeresfluth. In den verschiedenen Räumlichkeiten fanden sich eine Menge Geräthschaften, als da sind Thongefäße, Bronceeimer, Glasflaschen, Pfannen, Oefen, worunter ein Reverberirofen zum Brennen von Thonwaaren, ein Marmormörser, ein Candelaber und andere Utensilien, im Stalle ein Pferdeskelett nebst Pferde- und Wagengeschirr. Wer Restaurationsversuche im Geiste jener Zeit machen will, darf sich zu dem Stalle füglich die zankende und schreiende Gesellschaft von Pferdeknechten und Maulthiertreibern hinzudenken, in welchem Punkte das alte und neue Italien wohl eine wunderbare Aehnlichkeit besitzen. Auch bezüglich des Ungeziefers besteht eine solche Aehnlichkeit, was Nicolai veranlaßt haben sollte, mit größerem Respecte von dem althistorischen Geschlechte der italienischen Flöhe und Wanzen zu reden, denn in den mit den Büscheln der Rohrblüthe statt mit Federn ausgestopften Polstern der römischen Betten soll es von diesen ungebetenen Gästen gewimmelt haben. Natürlich paßt dieser Vergleich nicht auf die großen Alberghi der Jetztzeit und auch die Locanden und Osterieen niederen Rangs mögen immerhin vor den antiken Hospitien Vieles voraus haben, welche, wie schon der Augenschein der zahlreichen pompejanischen Herbergen zeigen kann, nichts weniger als einladend waren. Man besichtige außer den vorbeschriebenen nur das im Innern Pompejis gelegene, ärmliche Wirthshaus zum Elephanten, das einem Freigelassenen Namens Sittius gehörte und einen von einer Schlange umringelten und von einem Zwerge behüteten Elephanten im Schilde führt, und man wird keine Lust empfinden, von der dortigen lockenden Anzeige: „Hier vermiethet man ein Speisezimmer mit drei Lagern und — allen Bequemlichkeiten" irgend welchen Gebrauch zu machen. So entwirft auch Horaz ein keineswegs schmeichelhaftes Bild von einer Herberge, in die ihn der Zufall führte [1]), und Sidonius Apollinaris erklärt sehr be-

[1]) Horaz „Satir." I, 5; vergl. „Epist." I, 11, 11 ff.

zeichnend von einer solchen: „Sie war ganz von dem Rauche der Küche erfüllt, der den Eintretenden zwang, die Nase zuzuhalten; auf quendelbekränzten Näpfen dufteten rohe Würste, Töpfe dampften, Schüsseln klapperten und die Gäste ließen unmelodische Gesänge ertönen [1]", eine Schilderung, der wir zutrauen, daß sie auch auf unser pompejanisches Vorstadtwirthshaus paßt. Der Leser wird es daher verzeihen, wenn wir ohne einzukehren raschen Abschied nehmen und lieber unsere Wanderung in der betretenen Gräberstraße fortsetzen. Wir verlassen damit zugleich den Gegenstand mit dem erfreulichen Bewußtsein, außer der Fullonica d. h. der großen Wasch- und Färbeanstalt in der Merkurstraße und zwei kleineren derartigen Etablissements in der stabianer Straße und im Balkonsgäßchen keinen der Besichtigung oder Erwähnung werthen Zweig der industriellen Thätigkeit Pompejis übergangen zu haben.

---

1) Sidon. Apoll. „Ep." XIII, 11. „Citat" bei Friedl. II, 38 ff.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Gräberstraße. Römische Leichenbestattung.

Omnes eodem cogimur, omnium
Versatur urna serius ocius
Sors exitura et nos in aeternum
Exsilium impositura cymbae.
HORAZ.

Bei manchen Berichterstattern über Pompeji kann man der Ansicht begegnen, daß dieses keine eigentlich malerischen Punkte besitze. Hat diese Ansicht auch ziemliche Berechtigung, so läßt sie sich doch zum mindesten einmal nicht aufrecht erhalten, nämlich angesichts der malerisch wirksamen Gräberstraße, deren Denkmäler den auf der Chaussee von Torre dell Annunziata Kommenden jetzt noch gleich Propyläen in das innere Heiligthum der Stadt einführen. Vom herkulaner Thor zieht sich die breite, mit kostbaren Mausoleen begrenzte Gräberstraße in die fruchtbare Ebene und zu den menschenwimmelnden Küstenorten am rebenumhangenen Vesuv hinab. Nach rechts erstrecken sich die zerstreuten Gebäude der Vorstadt, zur Linken aber eröffnet sich da und dort die entzückendste Aussicht auf die See und die Berge bis zum duftschwimmenden Capri, während im Vordergrunde der blauen Fluthen, nahe am flachen Ufer, die winzige Klippe Revigliano mit ihrem verfallenen Castelle wie eine verkörperte Saracenengeschichte vor uns aufsteigt. Leben und Tod stehen hier in innigem Vereine, denn Landhäuser, Gärten und Gräber liegen

in buntem Nebeneinander vor dem Beschauer und hinter dieser untergegangenen Welt voll stiller Abgeschlossenheit erhebt sich stimmungsvoll die elysische Landschaft und blickt still und feierlich herein in den Ruheplatz der Todten wie eine Offenbarung aus einer anderen Welt.

Doch im Alterthum war die Gräberstraße eine der belebtesten Straßen, die es geben konnte. Auf ihr bewegte sich der gesammte Landverkehr zwischen Rom, Pompeji und den hinter diesem gelegenen Städten. Daher die Sorgfalt, die auf diese gut gepflasterte und aufs Beste mit Trottoirs versehene Straße verwendet wurde, daher die mancherlei Wirthshäuser in der Nähe des Thors und daher, so parador es auch scheinen mag, die stattliche Gräberreihe dieser Straße, denn ob es auch vor anderen Thoren Pompejis Begräbnißplätze gab, so war doch jedenfalls der vor dem herkulaner Thor der größte und vornehmste und namentlich dazu ausersehen, verdiente und hervorragende Bürger auf Gemeindebeschluß mit Erbbegräbnissen zu beschenken.

Wir kennen bereits diese für modernen Geschmack befremdliche Erscheinung, wornach die Alten Todte und Lebende in nächste Nachbarschaft zu versetzen pflegten. Das war nicht lediglich Mangel an Todesscheu. Scheuten sie sich doch den Namen des Todes auszusprechen! Und wer wollte zudem läugnen, daß es in dieser Hinsicht dem Christenthum mit seiner jenseitigen Richtung weit angemessener wäre, solche Gräberstraßen zu schaffen? Dagegen gewann ihnen der Tod insofern eine freundlichere Gestalt als es ihnen nicht einfiel ihn nach urchristlicher Anschauung mit Sünde und Schuld in Verbindung zu bringen, und da sie nur ein wesenloses, schattenhaftes Dasein nach dem Tode kannten, so verlangte die Pietät umsomehr, den Vorangegangenen ein möglichst kräftiges Fortleben in der Erinnerung der Lebenden zu sichern. Mag eine solche Gräberanlage dicht vor den Stadtthoren für uns etwas Abstoßendes haben, bei dem leichtlebigen Sinne der Alten, welche wie auch

die heutigen Südländer die Gefühle von Schmerz und Wehmuth bald genug zum Schweigen brachten, war dies so wenig der Fall, daß sie mit einer gewissen Lust ihre Wohnsitze mitten unter den Gräbern ihrer Ahnen aufschlugen. Diese rührende Pietät hat auch etwas allgemein Erhebendes, auf das unser genialer Italienfahrer Goethe uns mit Recht hinweist, wenn er schreibt: „Der Gedanke, jeden Ankömmling erst durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch sein Wesen treibt, aus welchem jene sich entfernt haben, ist ein stattlicher geisterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballast das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu halten geeignet ist, wenn das bewegliche Leben, es sei nun stürmisch oder leichtfertig, uns dessen zu berauben sucht". Diese Pietät kam besonders auch bei dem Ableben und den Bestattungsfeierlichkeiten zum Ausdruck und so dürfte es am Platze sein, hierüber ein Wort einfließen zu lassen [1]).

Jede Pflichtversäumniß gegen Todte wurde von den Römern als ein schwerer Frevel angesehen, der Sühnopfer forderte. Lag eine Person im Sterben, so pflegte der nächste Verwandte einen Abschiedskuß auf die Lippen zu drücken und, wie man meinte, den entfliehenden Athem aufzufangen, dann schloß eine geliebte Hand die Augenlider des Todten, da es nicht nur für unschön, sondern auch für unrecht und nachtheilig galt in die gebrochenen Augen eines Todten zu schauen. Gleich nach dem Hinscheiden öffneten sich alle Zugänge des Sterbezimmers, um die Hausgenossen und Freunde des Verstorbenen einzulassen, und unter Anrufung seines Namens begannen die Anwesenden eine laute Wehklage anzustimmen, die mit einem letzten Lebewohl endigte. Die Vorbereitung zur Bestattung, die natürlich je nach den Vermögensumständen des Verstorbenen einfacher

[1]) Vergl. die mehrfach angezogenen Werke von Becker, Göll, Guhl und Koner.

oder glänzender ausfiel, war Sache einer Art von Leichencorporation, in Rom der Libitinarier[1]), welche auch die zur Bestattung erforderlichen Geräthschaften stellten und für jede Function ihre besonderen Sclaven mitbrachten. Von ihnen wurde der Leichnam auf die Erde niedergelegt, sorgfältig gewaschen und mit wohlriechenden Stoffen gesalbt, um die Verwesung abzuhalten, sodann mit Festgewändern und, wofern es die Leiche eines freigeborenen Mannes war, mit der Toga bekleidet und mit Ringen und anderen Pretiosen geschmückt. Also ausgestattet, wurde die Leiche auf ein mit Laub und Blumen bestreutes Paradebett gelegt, dessen Bettstelle bei Vornehmen reich mit Elfenbein ausgelegt und mit Purpurdecken belegt war. Das Haupt des Todten zu bekränzen, war wohl bei den Griechen, nicht aber bei den Römern üblich, dagegen wurden die verliehenen Ehrenkronen mit ins Grab gegeben. Das Paradebett, auf dem die einbalsamirte Leiche bei Vornehmen oft sieben Tage ausgestellt war, ehe am achten Tage die Bestattung erfolgte, war im Atrium oder in der Hausflur errichtet und zwar so daß die Füße der Leiche der Straße zugekehrt waren. Daneben wurde ein Altar aufgestellt nebst einer duftenden Räucherpfanne; vor dem Hause aber senkte man als Wahrzeichen des Sterbehauses Cypressen- oder Tannenzweige in den Boden. War so Alles zum Leichenbegängnisse vorbereitet, so folgte die übliche Einladung, welche beim Ableben bedeutenderer Personen, wenn ihnen zu Ehren Leichenspiele stattfanden, durch Herolde an das ganze Volk erging und dieses benachrichtigte, daß die betreffende Person gestorben und daß es für den, welcher der Bestattung beiwohnen wolle, Zeit sei, indem man im Begriffe stehe, die Leiche aus dem

[1]) Die libitinarii führen ihren Namen, weil sie mit dem Tempel der Venus Libitina in Verbindung standen, woselbst die Namen der Verstorbenen in die Todtenlisten aufgenommen wurden, während die Neugeborenen im Tempel der Venus Lucina angemeldet werden mußten.

Hause zu tragen [1]). Kinder unter sechszehn Jahren, sowie plebejische Leichen wurden des Abends bei Fackelschein bestattet, die Begräbnisse Erwachsener dagegen aus den besseren Ständen fanden des Vormittags statt zu einer Stunde, wo der Lärm des Straßenlebens den höchsten Grad erreicht hatte und man auf ein schaulustiges Publicum rechnen konnte. Aus dem gleichen Grunde bewegte sich der Zug durch die bevölkertsten Straßen.

Lassen wir einen solchen Leichenzug, eine solche „Pompa", im Geiste an uns vorüberschreiten. Setzen wir uns zu diesem Zwecke auf den halbkreisförmigen Steinsitz dicht vor dem herkulaner Thor, der wie geschaffen ist, um träumerisch seinen Gedanken nachzuhängen. Laut einer hier befindlich gewesenen Inschrift war ja dieser Sitz die Grabstätte des Duumvirs und Kriegstribunen Aulus Vejus, der nach Decurionendecret und zustimmendem Volksbeschluß hier einen kostenfreien Begräbnißplatz erhielt. Da erheben sich vor unserem Auge die Gestalten des prunkvollen Geleites, das diesem edlen Pompejaner zum Grabe folgte. An der Spitze des Zuges, der im Sterbehause von dem Designator und seinen Bediensteten, einem Lictor und Accensus sorgfältig geordnet wurde, zehn Flötenbläser (tibicines), die höchste durch das Gesetz erlaubte Zahl, und einige Trompeter (cornicines), die nur selten beigegeben wurden, was uns beweist, daß eine vornehme, mit öffentlichen Aemtern bekleidete Person bestattet wird. Ihnen folgt die lärmende Schaar der Klageweiber (praeficae), welche ihre Haare raufend und mit allen Anzeichen des Schmerzes in klagenden Melodien Loblieder zu Ehren des Verstorbenen, die sogenannten Nänien (naeniae), absingen, welche nicht gerade erfreulich an unser Ohr dringen. Doch siehe! nun erscheint gar ein Haufe Mimen. Mit lauter Stimme recitiren sie dichterische, auf den Verstorbenen passende

[1]) Ein solches öffentlich angesagtes Leichenbegängniß hieß funus indictivum oder auch wohl funus publicum.

Stellen, während der Obermime in der komischsten Weise unzweifelhaft den Verstorbenen zu parodiren sucht und Andere unter lächerlichen Sprüngen die tollsten Possenreißereien treiben. Was sollen diese Komödianten in dem ernsten Zuge? Sie wollen uns das Leben als ein Spiel bezeichnen und durch Erfassung seiner heiteren und lächerlichen Seite der Tragik der Vergänglichkeit entgegenwirken. In rechtem Contraste zu den Mimen tauchen nun die ehrwürdigen Gestalten der leidtragenden Magistratspersonen auf und hinter ihnen die „imagines majorum“, die Vorfahren des Verstorbenen in Gestalt von wachsgeformten Ahnenbildern, welche stets dem Todten vorangehen und uns das Alter und den Ruhm des Geschlechtes verkündigen [1]), indessen die nachkommende Generation der Bahre folgt, die dergestalt von Vergangenheit und Zukunft eingeschlossen und geführt wird. Von Lictoren mit gesenkten Fackeln vorangeleitet, die uns die amtliche Würde des Verstorbenen bezeichnen, naht sie sich eben, die reich gezierte Todtenbahre mit dem am Kopfende etwas aufgerichteten Leichname, getragen von Sclaven, deren Hut auf dem Kopfe ein Zeichen ist, daß sie durch Testament des Verstorbenen ihre Freiheit erlangt haben [2]). Die Leiche, von Freunden und Verwandten umringt, ist bedeckt mit Blumen und Bändern, die man ihr auf ihrem letzten Gange zugeworfen hatte. Tief erschüttert folgen der Bahre die nächsten Angehörigen des Todten, die Söhne verhüllten

[1]) Manchmal gestaltete sich daraus eine förmliche Maskenprocession, indem die Wachsmasken der Ahnen von den Mimen selbst vorgenommen wurden, so daß bei der Menge der gespielten Rollen hin und wieder, freilich wohl nur in Rom, ganze Perioden der römischen Geschichte illustrirt wurden. Außerdem wurden auch Tafeln vorangetragen, auf welchen die kriegerischen Thaten des Verstorbenen verzeichnet oder die Bildnisse der von ihm eroberten Städte und dergleichen angebracht waren.

[2]) Sonst wurde wohl auch die Todtenbahre von Freunden und Verwandten des Verstorbenen oder von Bediensteten der Libitina, in Rom bei hervorragenden Männern sogar von Senatoren oder Rittern getragen.

Hauptes, die Töchter in aufgelöstem Haare mit ungeheuchelten Schmerzausbrüchen, weiterhin entferntere Familienangehörige und Freunde, zuletzt das theilnehmende Publicum, das sich in großer Zahl angeschickt hat, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Alle sind mit weißen Trauerkleidern angethan[1]). Langsam wallt die Menge heran zu dem „Ustrinum", der Stätte, wo die Verbrennung des Leichnams erfolgen soll[2]). Schon erhebt sich dort die Würfelgestalt des aus Tannenholz gebildeten Scheiterhaufens, dem Stande des Todten entsprechend von ziemlicher Höhe. Wir wenden uns zu dem Scheiterhaufen, sehen wie man den Leichnam nebst Salben, Weihrauch, Schmuck und Waffen des Verstorbenen obenauf legt, wie man ihm die Augen öffnet, daß sie gen Himmel schauen, wie man den Holzstoß mit wohlriechenden Essenzen besprengt und endlich — anzündet. Ein Freigelassener ergreift die brennende Fackel und legt sie abgewandten Blickes an das Holz[3]), das, mit Pech getränkt, bald genug aufflammt und im Verbrennen auch die Seele des Todten aus dem in Staub dahinsinkenden Körper in das All entführt. Während dieser Handlungen erheben die

1) Seit Beginn der Kaiserzeit war weiß, früher schwarz die Trauerfarbe.

2) Nach älterer Sitte wurden die römischen Leichen in Sarkophage verschlossen und in natürlichen oder gemauerten Grabkammern beigesetzt, ein Brauch, der auch für die Folgezeit von einigen patriotischen Familien beibehalten wurde. Seit der Kaiserzeit wurde jedoch das Verbrennen der Leichen üblich, „die Urne überwog den Sarg", sogar bei Unbemittelten, die sich durch Theilnahme an Begräbnißcongregationen zu helfen wußten und ihre gemeinsamen Begräbnißcassen und Columbarien besaßen. Nur ganz Arme wurden in der Regel beerdigt. Doch wurde später, besonders seit den Antoninen und mehr noch seit dem Sieg des Christenthums und seiner Auferstehungshoffnung das Beisetzen unverbrannter Leichname herrschende Sitte.

3) Das Anzünden des Scheiterhaufens besorgte ein Freigelassener oder auch der nächste Anverwandte. Ein Relief von dem Grabe des Calventius versinnlicht uns diesen Vorgang in einer Frauengestalt, die im Begriffe ist, mit abgewendetem Antlitz den Scheiterhaufen anzuzünden.

Klageweiber aufs Neue ihr Wehgeschrei, um den Zorn der Unterirdischen von dem Entschlafenen abzuwenden, und Trauerrufe und Gebete der Versammelten steigen zum weiten Himmel empor, bis der Holzstoß gänzlich niedergebrannt ist. Die glühende Asche wird nun mit Wein gelöscht und während die nächsten Angehörigen sich die Hände waschen und unter Anrufung der Manen des Verstorbenen sich anschicken, die verkohlten Gebeine in ihren Gewändern aufzusammeln, verliert sich die begleitende Menge mit einem letzten Lebewohl und Friedenswünschen für den Verstorbenen.

Die öffentliche Leichenfeier, der wir im Geiste anwohnten, ist damit zu Ende, nicht aber der Act der Beisetzung. Nach geschehener Verbrennung wurden die gesammelten Gebeine mit Wein und Milch besprengt, abgetrocknet und, mit Specereien oder wohlriechenden Flüssigkeiten vermischt, in eine Thonurne oder eine solche von Stein, Metall oder Glas eingeschlossen. Besagte Aschenurne wurde entweder sogleich in einer Nische des fertigen Grabmals oder erst dann beigesetzt, wenn das Grabmal inzwischen vollendet war, eine Handlung, welche die theilnehmenden Personen ungegürtet und mit bloßen Füßen vollziehen mußten, worauf eine Lustration oder symbolische Reinigung durch Wasserbesprengung und Räuchern mit Lorbeer die übrigens nicht genugsam bekannte Beisetzungsfeier beschloß. Des Oefteren wurden auch Münzen in die Urnen eingeschlossen, wie solche auch in Pompeji sich fanden, aber nicht um nach der Meinung Einiger als Fährgeld für Charon verwendet zu werden, sondern eher, um, wie Overbeck vermuthet, zur Erinnerung an das betreffende Todesjahr zu dienen, denn abgesehen davon, daß jene dem griechischen Brauche entlehnte Bestimmung der Münzen sich für römische Bestattungen nicht nachweisen läßt, versteht es sich von selbst, daß nach jener Bedeutung die Aschenurnen nicht der richtige Ort für solche Zahlmünzen gewesen wären, welche überhaupt besser zu Beerdigungen und eigentlichen Gräbern als zur Todtenverbrennung gepaßt hätten.

Am neunten Tage nach der Beisetzung, nachdem inzwischen auch das Sterbehaus lustrirt war, fand zum Abschluß der eigentlichen Trauerzeit noch eine Art Nachfeier statt, die Novemdialia, welche mit Opfer und einem Todtenmahl gefeiert wurden. An den Stufen des Monumentes wurde für den Todten ein Mahl von Wasser, Milch, Honig, Oel und Opferblut aufgetragen. Zugleich hielt man entweder bei dem Grabe oder zu Hause Leichenschmäuse, welche anfänglich nur aus Bohnen, Eiern, Linsen und Salz bestanden, mit der Zeit aber sich zu großen Gastereien erweiterten, zu denen zahlreiche Einladungen erfolgten und bei denen oft Gladiatorenspiele angeordnet wurden, falls nicht Leichenspiele in öffentlicher Arena gegeben wurden [1]. Bei den Leichenmahlen war es Sitte einen Platz für den Todten freizuhalten. Aber auch später noch gedachte man durch eine regelmäßige Feier der Verstorbenen an dem Jahrestage ihres Todes oder ihrer Geburt in den sogenannten Parentalia an welchen die Hinterbliebenen den Manen des Verstorbenen ein Todtenopfer darbrachten, während die Feralia, die alljährlich am 21. Februar abgehalten wurden, sich wie unser Allerseelentag zu einer allgemeinen Erinnerungsfeier an die Todten gestalteten.

Was die Grabmäler anlangt, so bietet uns Pompeji eine reiche Auswahl derselben dar von den einfachsten Pfeilern (cippi) in Hermenform bis zu den verschiedensten, altarähnlichen oder kapellenartigen Bauten, bald in runder, bald in viereckiger Gestalt, bald hohl und zugänglich oder wenigstens zur Aufnahme von Urnen bestimmt, bald als Kenotaphien [2]) völlig massiv erbaut.

---

[1]) Die Leichenspiele, eine ursprünglich etruskische Sitte, fanden entweder um den Scheiterhaufen statt oder sie waren mit dem Leichenschmause am Schlusse der Trauerzeit verbunden oder sie wurden beim Tode hervorragender Familien in der Arena gegeben.

[2]) Solchen, die in der Fremde verstorben waren, errichtete man daheim bloße Kenotaphien d. h. massive Ehrendenkmäler ohne Behältniß für den Sarkophag oder die Aschenurne.

So zeugt Pompeji, auch wenn es keine Pyramide des Cestius und kein hadrianisches Grabmal aufzuweisen hat, dennoch in bescheideneren Grenzen von dem Gräberluxus jener Zeit, von dem selbst kleinere Städte sich nicht ausschließen mochten. Was wir vor der römischen Porta San Sebastiano an der herrlichen Via Appia in großartigeren Dimensionen finden, das kehrt in Pompejis Gräberstraße oft modellartig wieder. Dazu erfreut uns auch hier die prächtigste Perspective, die bei der Zusammengedrängtheit und trefflichen Erhaltung der Monumente von besonderer Wirksamkeit ist. Doch besehen wir uns die Einzelheiten der pompejanischen Grabmonumente, die sich, in zwei Gruppen, eine obere und untere, getheilt, die Straße entlang ziehen.

Mustern wir von dem Ruhesitz aus, der uns vorhin inspirirte, die Umgebung, so erkennen wie neben dem Thor eine Nische, welche früher als das Schilderhaus des mythischen Soldaten angesehen wurde, der hier als Gerippe mit herabgelassenem Visir und den Speer in der Rechten aufgefunden worden sein sollte. Leider läßt sich dieser Fund nicht verificiren und so fällt die vielerzählte, romantische Anecdote von dem pflichttreuen Soldaten, der selbst bei dem Untergange Pompejis seinen Posten nicht verließ, in ihr Nichts zusammen. Zudem hat sich besagte Nische inzwischen nach Inschriften als das Grab des Augustalen M. Cerrinius enthüllt. Wenige Schritte von der Bank des Vejus entfernt, an der Ecke eines Seitengäßchens, das zu weiteren Gräbern führte, liegt abermals ein steinerner, vorn mit Löwenfüßen abgeschlossener Rundsitz, dessen Inschrift auf der Lehne uns verkündet, daß die Ceres priesterin Mammia irgendwo in der Nähe durch Decurionenbeschluß ihre Ruhestätte gefunden habe. Als ihr Grabmal gilt ein dahinter befindliches, viereckiges Monument, das jetzt stark zerstört ist, einst aber tempelartig mit jonischen und über diesen mit dorischen Säulenpilastern geziert war. Wie gewöhnlich umschließt auch hier eine Umfassungsmauer die ganze Begräbnißstätte.

Die Urnen sind, wie allerwärts, so auch diesmal aus den Nischen entfernt, desgleichen ist von den Gemälden und Statuen, die dem Anschein nach an der Außen- und Innenseite angebracht waren, so wie von den Büsten und Lampen, die vermuthlich auf dem hohen Steinsockel inmitten der Kammer standen, Nichts mehr zu sehen. Jedenfalls war dieser Bau für Mehrere bestimmt und vermuthlich ein Collectivgrab für Cerespriesterinnen und deren Familienangehörige, da die umstehenden Hermencippen unter anderen Namen auch den der Cerespriesterin Istacidia und des ihr verwandten N. Istacidius nennen. Einen bestimmten Namen, freilich fast nur diesen, hat das Grabmal des M. Porcius aufzuweisen, dem, wie ein Inschriftpfeiler besagt, durch die Municifenz der Decurionen ein Areal von 25 Quadratfuß zuerkannt wurde.

Geringes Interesse bieten die Denkmäler der entgegengesetzten Straßenseite. Hier liegt am Eingange zu einer Vorstadtstraße des Kenotaph des Aedilen Titus Terentius Felix, das uns abermals beweist, wie dankbar und ehrenvoll die pompejanischen Behörden die Verdienste ihrer Mitbürger und namentlich Beamten anzuerkennen pflegten, da ihm der Inschrift zufolge nicht nur der Begräbnißplatz geschenkt, sondern auch seiner Gemahlin Fabia Sabina eine Summe von 2000 Sesterzen (gegen 100 Thaler) eingehändigt wurde, um ihrem Gatten ein Denkmal zu setzen. Weiterhin folgt das Guirlandengrabmal", ein gemauerter Bau aus Stucküberzug und Stuckreliefs von Pilastern und dazwischen hängenden Guirlanden, ferner ein kleines unansehnliches Grab, aus welchem jedoch, wie der officielle Name „tomba del vaso di vetro blu" sagt, eine prachtvolle blaue Glasvase zu Tage gefördert wurde, die wir im Museum wiederfinden. Trefflich auf das praktische Bedürfniß berechnet ist die anstoßende gewölbte Nische, ein gedecktes Hemicyclium, das den Vorübergehenden in der Hitze des Tages einen erquicklichen Ruhesitz bot, indem dort gemauerte Bänke um die Wand laufen und die Nische bei

ihrer ungewöhnlichen Tiefe so eingerichtet ist, daß die hochstehende Sonne nicht eindringen kann. Auch diese Nische, deren gewölbter Eingang mit doppelten, übereinandergestellten Stuckpilastern eingerahmt und auf diesen, so wie an dem Giebel mit reichen Stuckornamenten geziert ist, darf wohl mit einem Grabe in Verbindung gebracht werden, denn offenbar dienten diese Ruheplätze nicht blos dem öffentlichen Interesse des ruhebedürftigen Publicums, wie die Inschriften der oben genannten Rundsitze beweisen. Ob im einzelnen Falle der Wunsch des Erblassers oder der Wille der Hinterbliebenen oder die Dankbarkeit der Gemeinde solche Denkmäler hervorrief, kommt weniger in Betracht. Immerhin ist es ein sinniger Gedanke, neben den Todten auch den Lebenden an offener Landstraße einen derartigen Ort nicht nur körperlicher Erholung, sondern auch geistiger Sammlung zu gründen. Auch unser Geist hat hier volle Muße sich zur Betrachtung zu stimmen, sei es über den Tod, der schon vor dem Tode Pompejis mit seinen Opfern über diese Fluren schritt, sei es über alle die individuellen Lebensexistenzen, die hier, wie nirgends sonst in Pompeji, in Gestalt von Namen und Zahlen vor uns hintreten. Doch wir setzen unsere Gräberreise jenseit der sogenannten Villa des Cicero fort, wo sich die Monumente gar stattlich zusammendrängen.

Aus einer Gruppe von Cypressen, die fast wie ein Erbstück Altpompejis sich ausnehmen und von denen Horaz sagt, daß sie von allen Bäumen allein ihrem Besitzer in den Tod folgen[1]), ragt da zuvorderst ein Grabmal, das man bei der Ausgrabung seiner Marmorbekleidung beraubt fand und daher als sepolcro in costruzione d. h. als in der Errichtung begriffenes Grab bezeichnete. Es erhebt sich in Altarform auf einem Unterbau, welcher die durch Vermauerung der Thüre unzugänglich gewordene Grabkammer in sich birgt. Ein ein-

---

1) Horaz „Od." II, 14.

geschlossener kleiner Hof dahinter wird als öffentliches Ustrinum angesehen, während seitwärts von dem Grabmal sich ein Beispiel eines der kleinen, nur in Pompeji vorkommenden Denkmale findet, die Overbeck als Hermencippen bezeichnet und welche die Stelle unserer Leichensteine einnehmen. Es sind viereckige Marmorpfeiler mit einem kopfförmigen Abschluß, der nur hinten rund, auf der Vorderseite jedoch glatt gearbeitet und gewöhnlich mit Inschrift versehen ist. Innen hohl waren diese Hermencippen nicht selten gleichfalls zur Aufnahme der Aschenurnen bestimmt. Es folgt das Grabmal des Aricius Scaurus, eine in Stufen sich erhebende plumpe Basis, auf welcher ein massives Postament ruht, das fast nur noch im Rohbau sichtbar ist und ehedem vermuthlich die Statue des Verstorbenen trug. Seinen Namen erhielt es von einer fälschlich bezogenen Inschrift, die man in der Nähe fand, während die wahre verloren ging. Die Grabkammer enthält vier Nischen in jeder Wand, dazu eine weitere in dem mittleren Stützpfeiler, welche durch eingehauene Arcaden gebildet ist und wahrscheinlich die Urne des Familienhauptes umschloß. Was jedoch dem Grabe des Scaurus seinen Ruf einbrachte, das sind die hochinteressanten Stuckreliefs von Arenenkämpfen, welche uns Gladiatorengefechte und Thierhetzen in den verschiedensten Arten und Kampfmomenten vor Augen führten und einst die äußere Mauer und die oberen Stufen des Denkmals bedeckten, denn jetzt sind diese lehrreichen Reliefs fast alle zerbröckelt und nur noch in Abbildungen vorhanden. Ueber jedem Gladiator war sein Name und die Zahl seiner Siege verzeichnet. Einer derselben schwenkte im Kampfe mit einem Bären ein Tuch, ein Anreizungsmittel, aus dessen Anwendung man schließt, daß das Denkmal nicht vor der Zeit des Claudius entstand. Offenbar sollten diese Reliefs die Erinnerung wachrufen an die glänzenden Leichenspiele, welche dem Todten zu Ehren und zwar von der auch sonst in Pompeji genannten Gladiatorenfamilie des N. Festus Ampliatus ausgeführt wurden. Die Fechter-

spiele bei Leichenbegängnissen waren die älteste und in Rom während der Republik die einzige Form der Anwendung von Gladiatorenkämpfen, hatten sich aber bald so in das Volksleben eingebürgert, daß bei dem Tode jedes hervorragenderen Mannes das Blut in Strömen fließen mußte. Im Jahre 261 v. Chr. begannen die Leichenspiele in Rom mit drei Fechterpaaren, und im Jahre 174 v. Chr. bei den Spielen, die T. Flamininus anläßlich des Todes seines Vaters gab, waren es bereits 74 Mann, die sich drei Tage lang bekämpften[1]). Man sieht, auch das mächtigste Culturvolk der alten Welt hatte seine Menschenopfer. Zur Abwechslung ist das angrenzende Grabmal ohne Namen. Wie das römische Grab der Cäcilia Metella erhebt es sich als runder Thurm auf quadratem Unterbau. Der Eingang in die gleichfalls runde, innere Grabkammer, welche ihrer geschweiften Deckenwölbung und zierlichen Arabeskenbemalung wegen sich besonders freundlich ausgenommen haben mag, ist vermauert. Die äußere Umschließungsmauer der Grabstätte ist mit Zinnen besetzt, welche nach der Straßenseite mit Reliefs versehen sind. Unter letzteren fällt das Bild eines auf einem Steintrümmerhaufen liegenden Kinderskelettes auf, um welches eine Frau, vermuthlich die Mutter ihres verunglückten Kindes, im Begriffe ist eine Binde auszubreiten. Die Vermuthung von Mazocchi, daß es sich hier um ein spätgefundenes Opfer des Erdbebens vom Jahre 63 handle, hat viele Wahrscheinlichkeit. Zu den reichstgeschmückten und bestausgeführten Denkmälern der Gräberstraße gehört das Kenotaph des Augustalen C. Calventius Quietus, dem laut Inschrift nach Decurionenbeschluß und Volkszustimmung wegen seiner Municifenz die Ehre des Bisselliums zuerkannt wurde. Besagtes Bisellium, ein Doppelsitz, wie er als öffentliche Auszeichnung verliehen und von dem Inhaber bei öffentlichen Festen und Schauspielen benutzt wurde, ist unter der Inschrift auf der

---

1) Friedländer a. a. O. II, 332 ff.

Fronte des Grabaltars zu Jedermanns Kenntniß abgebildet und zwar mit einem schmalen Fußschemel verbunden, um seine Bestimmung für nur eine Person anzudeuten. Die Seiten des Altars bringen mit Bändern umwundene Eichenkränze, also die Bürgerkrone zur Darstellung, mit der Calventius gleichfalls beehrt wurde[1]). Jede Seite ist mit einem breiten Rahmen kunstvoller Reliefs von Arabesken und Lineamenten umgeben. Das ganze Monument aus weißem Marmor besteht aus drei Etagen von Sockel, Zwischenstufen und Altarkrönung. Die Umfassungsmauer, die hinten höchst unnöthiger und geschmackloser Weise in einem reich verzierten Giebel endigt, ist hier gleichfalls mit Zinnen versehen, welche einst Stuckreliefs aufzuweisen hatten. Bei der Wahl der letzteren, aus denen Fortuna mit dem Füllhorn, Theseus und die Sphinx, Theseus im Labyrinthe und ein Mädchen mit der Fackel hervorzuheben sind, war unverkennbar die Absicht maßgebend, die Unbeständigkeit des menschlichen Lebens zum Ausdruck zu bringen. An der Grabstätte der Familie Istacidia mit ihren Hermencippen vorüber gelangen wir zum Grabmale der Nevoleja Tyche, das äußerlich dem des Calventius sehr ähnlich, doch stilvoller gehalten und bezüglich der Einrichtung mit einer trefflich erhaltenen Gruft versehen ist. Die Inschrift der Vorderseite ist oben mit dem Reliefkopf der Erbauerin, unten mit der Darstellung eines Todtenopfers, zugleich aber ringsum mit einem Arabeskenkranze aufs Geschmackvollste umgeben. Sie lautet: „Nävoleja Tyche, die Freigelassene des Lucius·Nävolejus, hat dieses Grabmal für sich, so wie den Augustalen und Paganen (Gemeinderath der Vorstadt) L. Munatius Faustus, welchem die Decurionen unter Volkszustimmung wegen seiner Verdienste die Ehre des Biselliums zuerkannten, bei Lebzeiten errichtet; auch errichtete sie es ihren und seinen freigelassenen Sclaven

1) Die corona civica aus Eichenlaub wurde für die Rettung eines Bürgers im Kriege ertheilt.

und Sclavinnen". Nävoleja Tyche scheint demnach die Geliebte des Munatius Faustus gewesen zu sein, wobei es kaum befremden kann, daß sie sich ihrer Beziehungen öffentlich rühmte, da bekannt ist, wie frei die Alten über diesen Punkt dachten und daß Nävoleja Tyche noch dazu eine Griechin war. Man weiß ja, mit welch eigenthümlichem Nimbus die Griechen naiver Weise das Hetärenwesen umgaben und wie viele durch Geist und Schönheit fesselnde Hetären, weit entfernt Verachtung zu ernten, des allgemeinsten Lobes und ungetheilter Bewunderung sicher waren, wofür die reizende Phryne, die Geliebte des Praxiteles und das vielgepriesene Original seiner knidischen Aphrodite, so wie die geistvolle Aspasia, die auch von Sokrates und Plato gefeierte Geliebte und nachmalige Gattin des Perikles, die berühmtesten Beispiele abgeben. Munatius Faustus war wohl Kaufmann, da das Relief der einen Altarseite ein Schiff darstellt, dessen Segel eben gerefft wird[1]), während als Gegenstück zu dieser Bezeichnung des Berufes sich auf der anderen Seite der Ara die Würde des Munatius Faustus durch das Reliefbild des Bisselliums vertreten findet. Sehenswerth ist auch hier das Innere, das die Königin Caroline Mürat zuerst betrat und zwar in Begleitung des berühmten Canova am 14. Januar 1813. Man fand damals in Glasvasen, die des Schutzes wegen in Bleikapseln eingeschlossen waren, verbrannte Gebeine vor, die in einer noch nicht eingetrockneten Mischung von Wasser, Wein und Oel schwammen, während andere Urnen nur Knochen und Münzen enthielten. Auch diese Kammer ist gleich den anderen längst ausgeräumt. Sie ist mit einem Tonnengewölbe überdeckt, durch ein kleines Fenster spärlich erleuchtet und nicht nur an den Wänden, sondern auch am Boden unter einer ringsum laufenden Steinbank mit

---

[1]) Diese Deutung Overbecks verdient den Vorzug vor anderen Erklärungen, welche in dem Schiffe eine allegorische Hinweisung auf die Lebensfahrt oder gar ein christliches Symbol erkennen wollen.

gewölbten Nischen versehen, unter welchen diejenige gegenüber dem Eingang sich durch Größe als die Hauptnische charakterisirt und einer Thonurne mit verbrannten Gebeinen Aufenthalt gewährte. Außerdem standen mehrere Urnen auf der zu diesem Zwecke errichteten Steinbank, so daß wir hier ein förmliches Columbarium vor uns haben. Im Anblick dieser sinn- und geschmackvollen Monumente lebt wohl in mancher Seele das neuerdings angeregte Thema der Leichenverbrennung wieder auf, diesmal jedoch nicht von der praktischen, sondern von der poetischen Seite. Wer unbeirrt von einer uns lieb gewordenen Tradition sich die pompejanischen Monumente betrachtet und der theuren Reliquien gedenkt, die sich hier auf die spätesten Generationen vererbten, wird dieser Form der Pietät gegen die Todten in religiös gemüthlicher Beziehung mindestens Gleichberechtigung, ästhetisch den Vorzug zugestehen müssen. Sollte jedoch jemals aus ökonomischen und Sanitätsgründen die Beerdigung durch die allgemeine Einführung der Leichenverbrennung verdrängt werden, wozu es einstweilen gute Wege hat, so fürchten wir sehr, daß die nüchternen modernen Geschlechter es schwerlich zu solchen Grabmonumenten, noch weniger aber zu einer gemeinsamen Grabanlage nach dem Muster der alten Gräberstraßen bringen würden. So lange dafür keine Garantie gegeben ist, loben wir uns immerhin unsere stillen, blumengeschmückten Friedhöfe mit dem einfachen Zeichen des Kreuzes. Eine neue Erscheinung überrascht uns, wenn wir neben dem Grab der Nävoleja Tyche über einige Stufen in die giebelbedeckte Thüre eintreten. Drei sanftgeneigte Steinsitze aus Mauerwerk, welche einen viereckigen Tisch umgeben, fallen uns hier inmitten eines einst mit Wandbildern gezierten Raumes in die Augen und lassen unschwer ein Triclinium für Leichenmahle erkennen, was auch durch einen runden Steinpfeiler, den muthmaßlichen Träger der rosenbekränzten Todtenurnen, bestätigt wird. Nach der Inschrift im Giebelfelde hat der Freigelassene Callistus seinem Herrn Cn. Vibrius Saturninus dieses Tricli-

nium gestiftet. Auf die andere Straßenseite hinüberwandernd finden wir vor Allem die Grabstätte der Familie des Diomedes, kenntlich durch mehrere Hermencippen und ein tempelförmiges, an den Ecken von Pilastern eingeschlossenes Grabmal, über dessen Thüre eine Inschrift uns belehrt, daß Arrius Diomedes, eine sonst unbekannte Persönlichkeit, dieses Denkmal sich und den Seinigen errichtet habe. Nahe dabei lagen nach inschriftlichen Zeugnissen die Gräber zweier Knaben, des zwölfjährigen Velasius Gratus und des sechsjährigen Salvius, welchem eine kleine, mit Giebel versehene Nische zugehört. Wie sie bedarf auch weiterhin das Monument des richterlichen Duumvirs und Quinquennalen L. Cajus Labeo nur eines flüchtigen Blickes. Es ist ein großer, roh und geschmacklos aufgeführter Bau, der seinem Erbauer Menomachus keine künstlerische Ehre einträgt, obwohl er ehedem mit feinem Anstrich und Stuckreliefs überzogen und oben mit den Statuen des Labeo und seiner Gemahlin gekrönt gewesen war. Weit hervorragender ist das Grabmal der beiden Libella, das sich in Altarform auf einem wohlproportionirten Sockel erhebt und durch fein gearbeiteten Fries und schönes Gesimse äußerst gefällig wirkt. Dem Anscheine nach ist es ein Kenotaphium. „Aus der Inschrift, welche ganz gleichlautend auf der Haupt- und einer der Nebenseiten wiederholt ist, sehen wir, daß M. Allejus Lucius Libella der Vater Aedil, Rechtsduumvir (im Jahre 26 n. Chr.), Präfect und Quinquennal, sein Sohn, obwohl bereits im siebenzehnten Jahre verstorben, Decurio von Pompeji, und daß die Gemahlin des Libella, die ihrem Gemahle und ihrem Sohne dies Monument hat aufrichten lassen, öffentliche Priesterin der Ceres war. In jeder Weise haben wir es also hier mit einer vornehmen und angesehenen Familie zu thun, von deren Geschmack und Bildung das einfach schöne Monument eben so deutlich Zeugniß ablegt, wie von ihrem Ansehen zwei in der Inschrift erwähnte Umstände. Erstens daß der junge Libella so früh schon Decurio geworden war,

was um so mehr bedeuten will, da wir Ciceros Antwort auf die Bitte um Unterstützung bei der Bewerbung um eine Decurionenstelle in Pompeji kennen: es sei leichter in Rom Senator als in Pompeji Decurio zu werden. Als ein ferneres Zeugniß von dem Ansehen der Familie muß es gelten, daß nach der Inschrift der Platz für das Monument diesen verdienten Bürgern von der Stadt geschenkt wurde, obgleich wir freilich ihre Verdienste nicht nachzuweisen vermögen [1])." In dem ummauerten Raume hinter dem Grab der Libella will Overbeck eine Privatverbrennungsstätte erkennen, wie ja solche Privatustrinen bei Erbbegräbnissen angesehener Familien nicht ungewöhnlich waren. Ein anderes Privatustrinum ist unfern an die Spitze der Straßenkreuzung vorgeschoben und gehört seiner Lage nach zu einem nahe stehenden, oben zerstörten Grabmal, das man nach einem äußeren Kennzeichen als das der Marmorthüre, als sepolcro colla porta marmorea benannt hat. Die netzförmige Construction (opus reticulatum), die vertiefte Lage der kellerartigen, jetzt unzugänglichen Grabkammer, besonders aber die sich in Broncezapfen drehende marmorne Eingangsthüre, das sind die Eigenthümlichkeiten dieses Monumentes, mit welchem wir die Rundschau über diese pompejanische Gräberwelt beschließen. Es war für uns zugleich eine Rundschau über die aristokratische Welt Pompejis und in der That, wenn wir die zahlreichen Würden und Namen durchmustern, die hier wieder vor uns aufleben, freilich ohne die Bedeutung, die sie früher hatten, so liegt der Schluß nahe, daß sämmtliche Grabplätze vor dem herkulaner Thore als kostbares Gemeindegut betrachtet und von der Obrigkeit nur an solche verliehen wurden, die sich durch öffentliche Aemter und Verdienste auszeichneten [2]). So ist dieser alte Camposanto zugleich ein Pantheon pompejanischer Größen geworden.

---

1) Overbeck „Pomp." II, 26. ff.

2) Dieser Sachverhalt fand auch in einer Inschrift Bestätigung. Vergl. „Pomp." II, 42.

Diesen aristokratischen Kreisen kann freilich nicht wohl der Mann beigezählt werden, dessen Name am meisten im Munde der Nachwelt fortlebt, nämlich der erwähnte Diomedes, der als Freigelassener stets ein homo novus oder Parvenü blieb, obgleich er sich zur Würde eines vorstädtischen Bürgermeisters aufgeschwungen hatte. Ihm wird nach bekannter Willkür wegen der Nähe seiner Grabstätte die bekannte villa suburbana zugeschrieben, die als Beispiel eines bürgerlichen Landhauses in ihrer Art einzig dasteht.

Ueber die Stufen einer säulenflankirten Freitreppe schreiten wir in den dorischen Porticus, der nach Art solcher Landhäuser zugleich die Stelle des Atriums vertritt, besichtigen in der Ecke eines kleinen Hofes das Bad, wo der Hausherr allsommerlich seine Glieder wusch, und bewundern in einem unweit davon ins Freie hinausgebauten Gemache, das einen halbkreisförmigen Abschluß und in diesem drei Fenster voll köstlicher Aussicht besitzt, das Muster eines behaglichen Schlafzimmers [1]. Konnte es doch nicht nur mit Glas, sondern auch je nach Bedürfniß mit Läden verschlossen werden, doch so, daß nach eingetretenem Verschluß ein besonderes Fensterchen doch immer noch ein schwaches Dämmerlicht einließ und auf den Schläfer warf, der hinter den Gardinen des Bettalkovens in den Armen des Morpheus ruhte. Wie stimmungsvoll sind doch diese Räume! Wir treten durch das Tablinum in eine lange, dem Garten zugewendete Galerie und von dieser geradeaus in einen von offenen Terrassen eingeschlossenen prächtigen Oecus. Licht und Wärme und würziger Blüthenduft konnten hier durch die breiten Saalfenster in vollem Maße einströmen, während das Auge, die lockendste Aussicht umspannend, wohlgefällig bis nach Ischia und Capri in die Ferne wallte. Sehr möglich, daß diese kahlen, ins Leere starrenden Wände manches sokratische Tisch-

[1] Das Gemach erinnert an das von Plinius („Ep." II, 17, 8) beschriebene: cubiculum in absida curvatum, quod ambitum solis fenestris omnibus sequitur.

gespräch vernahmen, wahrscheinlicher aber, daß sie nicht selten beim lärmenden Zechgelage von ausgelassenem Scherz und fröhlichem Lachen wiederhallten, wenn Wein und Witz die Zunge gelöst hatten oder aus dem Würfelbecher geschleudert der glückliche Venuswurf die Parteien mit Freude oder Neid erfüllte [1]. Wir steigen hinab in den stattlichen, pfeilergetragenen Kryptoporticus, der quadratisch den Garten einschließt und auf der Seite des Hauses zu einer Reihe schattiger Parterregemächer Zutritt gewährt. Eines oder das andere hat uns Bulwer in seinem Roman über Pompeji als das Toilettenzimmer der schönen, intriganten Julia vorgeführt, doch sehen diese düsteren Gartengemächer, deren größtes zweifelsohne als Sommertriclinium diente, nicht wie das Boudoir einer pompejanischen Schönheit aus, wozu die lichten Räume des mittleren Stocks oder der obersten, jetzt zerstörten Etage jedenfalls geeigneter und gebräuchlicher waren. Uebrigens steht zum Troste aller phantasievollen Gemüther Nichts der Annahme entgegen, daß eine junge hübsche „Domina", wie man damals die gnädigen Fräulein betitelte, in der That in den Räumen der Villa schaltete und sich durch ihre Kammerzofen Phiale, Latris, Nape und wie die griechischen Namen alle heißen mochten [2], mit den raffinirten Toilettenkünsten jener Zeit [3]) herausputzen ließ, wobei es vielleicht auch

---

[1]) Das römische Würfelspiel wurde mit drei Würfeln gespielt. Der niedrigste Wurf hieß der Hundswurf, der höchste der Venuswurf.

[2]) Vergl. Böttiger, „Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin". Die Putzmädchen, wie überhaupt Alles, was zur Toilette gehörte, hatten griechische Namen, die sich ähnlicher Beliebtheit erfreuten, wie bei uns die französischen. Für jede einzelne Function gab es besondere Sclavinnen, als da sind Schminkmädchen, Haarschmückerinnen u. s. w.

[3]) Solche Toilettenkünste waren: Auflegen von Brodteig und Waschen mit Eselsmilch zur Erhaltung des Teints, Haarfärbemittel, Kräuseln der Haare mit Brenneisen, Gebrauch von Haarsalben, Schminke, Zahnpulver aus Bimsstein, künstlichen Augenbrauen, Zähnen und Haaren und besonders Parfümerieen, weshalb Martial eine Römerin

nicht ohne jene herrischen Launen und grausamen Nadelstiche abging, von denen die alten Schriftsteller so Manches zu erzählen wissen [1]). Weiter steigen wir in das kühle Souterrain hinab, das sich unter dem Kryptoporticus dahinzieht und, wie die zahlreichen, noch halb verschütteten Amphoren bezeugen, als Keller benützt wurde. Es ist der Schauplatz eines tragischen Endes. Am Ausgang dieses unterirdischen Corridors fand man nämlich die Skelette von 17 Frauen und Mädchen, die hier, vergeblich Schutz suchend, einen qualvollen Tod gefunden hatten. Sie wurden in der Asche erstickt, die durch die oben befindlichen Oeffnungen hereinrieselte. Zu spät gewahrte man bei der Ausgrabung, daß in der umgebenden Asche die Körperformen der Verschütteten sich ausgeprägt hatten. Anstatt die früher beschriebene Gypsausfüllung anzuwenden, war man nur darauf bedacht, die in der Masse ausgeprägte Brust eines jungen Mädchens aufzubewahren, welche sich jetzt im Museum befindet und den Franzosen Gautier zu einem Roman betitelt „Arria Marcella" begeistert hat. Man fand dieses Mädchen mit verhülltem Haupte in der Nähe ihrer Mutter, welche ein Kind auf den Armen und ein anderes an der Seite hatte. Jetzt noch macht es den schmerzlichsten Eindruck, eine menschliche Gestalt, die offenbar an die Wand gelehnt oder gepreßt war, in ihren Umrissen dort abgedrückt zu sehen. Der Hausherr hatte es vorgezogen, seine Familie zu verlassen und sein Heil in der Flucht zu suchen, doch mit gleich schlechtem Erfolg. Sein Skelett, an einem goldenen Fingerringe und einem großen Schlüssel kenntlich, wurde nebst dem eines Sclaven und vielen Gold- und Silbermünzen an der hinteren Gartenthüre entdeckt. Fürwahr nicht umsonst gehört die Villa des Diomed in die

einer wandernden Parfümerieboutique vergleicht. Nur Puder und eigentliche Pomade war den Römern unbekannt. (Böttiger und Guhl und Koner a. a. O.)

[1]) Ovid, „ars am." I, 14; III, 235 ff.

stille Gräberstraße, nicht umsonst liegt sie aber auch als versöhnender Abschluß am Ende derselben, Zeugniß gebend von der früheren Lebensthätigkeit ihrer Insassen und bekundend, wie auf Tod wieder Leben folgt. Ja „neues Leben sproßt aus den Ruinen", siehst und ahnst Du das nicht, der Du von den wild wachsenden Rosen des neu angebauten Gartens brichst und sie als ein heiliges Andenken an Pompeji und ein untergegangenes Geschlecht mit in die Ferne führst?

„Nach ewigen, ehernen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Forum und seine Gebäude.

> Alles umschließend, was einst das römische Leben so groß und herrlich gemacht, stand es als das vollendete Abbild dieses Lebens selber da.
>
> Guhl u. Koner über das Forum Romanum.

Fast möchte man eine vorbestimmte Schicksalsfügung darin erkennen, daß die der Bahnstation nächstgelegene Porta della Marina, welche die herrschende Route zum Eintritt bildet, uns sogleich in den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in Pompeji versetzt, auf das forum civile, wo sich bekanntlich das politische und religiöse Leben in allen Römerstädten concentrirte. Wie freudig beeilt sich jeder Ankömmling die wenigen Schritte vom Thor aufs Forum zurückzulegen, um hier mit einem dankerfüllten Gruß an die Götter Pompejis gleich zu Anfang den vollen Eindruck römischer Größe auf sich wirken zu lassen und gleich an der hervorragendsten Stelle die pompejanische Wirklichkeit mit seinem seither entworfenen Gedankenbilde zu vergleichen! Solchen erwartungsvoll gestimmten und sehnsuchtgeschwellten Gemüthern ist freilich seit mehreren Jahren eine Zögerung bereitet, sowohl in Gestalt des kleinen Museums, welches seitwärts von dem Thorweg errichtet wurde und unter der bunten Fülle pompejanischer Objecte auch die früher beschriebenen Leichenabgüsse enthält, als auch in Folge der Ausgrabungen, die 1871 und 1872 hier statthatten. Zum

Glück haben wir uns mit den pompejanischen Privathäusern bereits abgefunden. Mit dem frohen Bewußtsein, uns nicht gegen das Führerbuch zu versündigen, also mit doppelt leichtem Gewissen schreiten wir also ungesäumt, zwischen dem Venustempel und der Basilika hindurch, zu den lichtfrohen und einst menschenwimmelnden Räumen. Manchen könnte der ruinöse Zustand des Forums einigermaßen enttäuschen, Keiner aber wird sich einer heiligen Scheu an einem Orte erwehren können, wo Alles sich zusammenfand, was vor 1800 Jahren selbst den heiteren Pompejanern ernst und heilig war, wo man Recht und Gerechtigkeit pflegte, das Wohl der Stadt berieth und den Göttern opferte. Es ist wahr, seine Schönheit ist unwiederbringlich dahin, kein Dutzend Säulen steht, das bis zum Capitälschmuck erhalten wäre, Nichts, was ragt und in stolzer Höhe getragen war, ist mehr zu sehen oder befindet sich am ursprünglichen Standort und doch redet als genius loci der verwirrende Wald von Sockeln und Säulenstumpfen von der versunkenen Größe und gewaltig erhebt sich als Zeuge einstigen Glanzes der Jupitertempel, der von der hinteren Seite her, von hohem Sockel herab, weit ins Forum hineinherrscht.

Der Platz bildet ein stark in die Länge gezogenes, von Nord nach Süd laufendes Viereck von immerhin stattlicher Größe, sofern seine Area, blos bis zu den Treppen des Jupitertempels gerechnet, eine Länge von 111 und eine Breite von 29 Meter einnimmt, Area und Porticus zusammen aber eine Länge von 157 und eine Breite von 33 Meter ergeben. Die erwähnten Säulenschafte, die sich an den Wänden der das Forum umringenden Gebäude hinziehen, zeigen uns nämlich, daß es auf seinen zwei Langseiten und der südlichen Schmalseite von einer Colonnade umgeben war. Diese bestand aus starken Tuff- oder aus Travertinsäulen dorischer Ordnung von doppelter Mannshöhe und bildete, wie die Balkenlöcher an den Wänden beweisen, einen gedeckten Umgang um das Forum, der am Ende der Ostseite von Pfeilern statt von Säulen

getragen war. Die Travertinsäulen hatten erst bei den zu Augusts Zeiten stattgehabten Erweiterungsbauten viele der weit älteren Tuffsäulen verdrängt und damals erst scheint auch die untere Colonnade mit einer oberen Säulengalerie dorischen Stils überbaut worden zu sein. Letztere diente als Promenade und als Zuschauerraum für die Frauen, falls sehenswerthe, öffentliche Acte, wie Volksversammlungen, Opfer, Spiele und dergleichen auf dem Forum vor sich gingen. Uebrigens war in Folge des Erdbebens vom Jahr 63 das doppelte Säulenstockwerk wieder zerstört und gerade im Wiederaufbau begriffen, wobei man den jonischen Säulen nach dem Geschmacke jener Zeit korinthische Capitäle aufzusetzen gedachte, als die Verschüttung eintrat. Daher erklärt sich bei der Ausgrabung das wilde Durcheinander von Gesimsen und Capitälen, daher auch, daß man keine von den zahlreichen Ehrenstatuen fand, die gefeierten Persönlichkeiten errichtet und, wie die 22 erhaltenen Sockel beweisen, zwischen den Säulen der Colonnaden aufgestellt waren. An der nördlichen Schmalseite wird das Forum rechts und links hinter dem Jupitertempel durch je ein Thor wirksam abgeschlossen, auf den übrigen Seiten wurde es durch Gitter von den Straßen abgegrenzt, um nur Fußgängern den Zutritt zu gestatten, und wohl auch, um des Nachts oder bei bestimmten Anlässen das Forum mittelst Thürschlusses gänzlich abzusperren. Nehmen wir hinzu, daß das Forum durchweg mit schönen Travertin- und unter der Colonnade mit Marmorplatten belegt war, daß außer den gedachten Ehrenstandbildern auch am Südende des Forums mehrere Reiterstatuen und größere Denkmäler auf gewaltigen Postamenten sich erhoben, deren Ziegelbau noch vorhanden ist, und vergegenwärtigen wir uns das zierliche Holzgetäfel, mit dem einst die Decken der Galerien, und die leuchtenden Farben, mit denen die Gebäudefaçaden bedeckt waren, so gewinnen wir wohl ein Bild von der heiteren Physiognomie des Forums, das uns zugleich einen Rückschluß auf das ungleich prächtigere und großartigere Forum Romanum

in Rom gestattet. Suchen wir nach modernen Analogieen, so möchte vielleicht der arcadenumgebene Markusplatz in Venedig einen entfernten Begriff von dem Gesammteindruck des Forums geben. Beides sind gleichsam geräumige Prachtsäle, obgleich der Markusplatz natürlich einen ernsteren und großartigeren Charakter hat.

Und nun besichtigen wir uns die einzelnen Gebäude und zwar von der Seestraße aus zuerst den Venustempel, der von hier seinen Eingang hat, und die übrigen Gebäude zur Linken, ehe wir rechts biegend die Runde ums Forum vollenden. Der Tempel war unstreitig nicht nur der größte, sondern auch der prächtigste Pompejis, ersteres sofern er durch eine Einfriedigungsmauer von 54 Meter Länge und 33 Meter Breite nach Art vieler Tempel einen ganzen, geweihten Bezirk umschließt, letzteres sofern er nicht nur dem Vorbilde griechischer Tempel folgend ein peripterer, d. h. rings um die Celle von einer Säulenhalle umgeben war, sondern auch längs der Außenmauer einen Porticus von 48 Säulen besaß und zum Theil noch besitzt. Diese ursprünglich dorisch stilisirten Säulen, welche strengere Stilart allen samnitischen Bauten eigen ist, wurden später durch Tünche und Ansetzung von neuen Stuckcapitälen in korinthische umgewandelt und sind in diesem überarbeiteten Zustande, einige noch mit ihren dorischen Gesimsen, auf uns gekommen. Solche Bastardsäulen sind in Pompeji nichts Seltenes. Auf einer hohen Plattform inmitten der Area d. h. des Hofinneren steht die Tempelcelle, von deren elegantem, jonischem Säuleneinschluß leider keine Spur mehr zu sehen ist. Es waren 28 Säulen, wovon sechs in der Fronte. Statt ihrer erblickt man nur noch die nackten Mauern des unteren Theils der Celle, die ein hübsches Mosaikpaviment und gelb grundirte, von Stuckpilastern unterbrochene Wände besaß, so wie die ziemlich erhaltene Freitreppe, auf der man zur Thüre des Heiligthums hinanstieg. Vor der Treppe steht der aus Peperin erbaute, mit einer Marmorplatte gekrönte Altar, der laut einer auf

beiden Seiten angebrachten Inschrift von den namentlich angeführten quatuorviri d. h. den beiden Duumvirn und den Aedilen nach Decurionenbeschluß errichtet worden war. Ein kurzer Blick auf den Altar genügt, um zu erkennen, daß hier nur unblutige Opfer von Weihrauch, Früchten und Kuchen niedergelegt wurden. Und welche Blumenspenden wurden erst der holden Göttin der Blumen und der Liebe von ihren dankbaren Verehrern, sei es von glücklichen Brautpaaren oder von gesegneten Müttern, dargebracht! Wir glauben nicht zu irren mit der Annahme, daß der kleine Seitenaltar neben der Treppe für diese duftenden Spenden bestimmt gewesen sei, gleichwie die weite Area für die Reigentänze, die von Jünglingen und Jungfrauen der Göttin zu Ehren an ihrem Feste im Frühlingsmonate April hier aufgeführt wurden. Daß das Heiligthum aber in der That der Venus Physica, wie die pompejanische Venus als Synonym der römischen Venus Felix hieß, geweiht gewesen sei, bedarf kaum erst eines Beweises, da es sich eigentlich von selbst versteht, daß der alterwählten Schutzgottheit der Stadt auch das größte Heiligthum erbaut wurde. Uebrigens fand man außer einer Diana, einem Hermaphroditen und einer noch vorhandenen, gut gearbeiteten Hermenbildsäule von unbekannter Bedeutung auch eine Venusstatue. Etliche Architekturstücke an den Wänden des Porticus und die reiche Bemalung der Säulen bezeugen noch die heitere Farbenpracht, die in diesen Räumen herrschte. Von dem Gemäldecyklus aus der Odyssee, der sich in den Priesterzimmern hinter dem Tempel befand, muß man jetzt im Museum Einsicht nehmen, dagegen sieht man hier noch die Gruppe eines Hermaphroditen und leierspielenden Silen.

Durch das eine dieser Gemächer gelangen wir wieder zum Forum, besichtigen dort eine Nische, in welcher die Normalmaße öffentlich ausgestellt waren, und finden daneben einen langen, nur mäßig tiefen, von sieben Pfeilern getragenen Saal, der sich auf den Porticus öffnet. Man hat sich gewöhnt diesen

Raum als Stoa Poikile oder als Lesche d. h. als Gemäldegalerie oder Conversationssaal zu betrachten, doch hat Fiorelli ohne Zweifel sehr wohl gethan mit Rücksicht auf die nahgelegenen Maße und die ganze Gestalt dieses Raumes hier Kaufbuden, fora venalia, anzunehmen. Wissen wir doch, daß Handwerker, Krämer, Geldwechsler, Händler aller Art in den Hallen des Forums ihre Producte auszustellen pflegten und doch konnte dies nicht unter den Colonnaden selbst sein, wenn man diese bei ihrer geringen Breite nicht gänzlich sperren wollte. Schließlich gelangen wir auf dieser Seite zu zwei Kammern, von denen sich die erste als öffentliche Latrine zu erkennen giebt, die andere in schwankender Weise bald als Gefängniß bald als Vorrathshaus bald als Schatzkammer bestimmt wird.

Und nun lenken wir zurückschreitend unser Interesse einem Gebäude zu, das nicht nur als größtes, sondern auch seiner Verwendung und seinem Bauprincip nach vor Allem darauf Anspruch hat, es ist die Basilika, eine für den Handelsverkehr und die Verhandlungen des Gerichtshofes, nebenbei wohl auch für Volksversammlungen bestimmte Halle, also, um modern zu reden, Börse und Tribunal in einem Gebäude. Daß wir in dem an der Südwestecke des Forums und zwar mit der Langseite nach Süden gelegenen Gebäude eine Basilika vor uns haben, darüber ist kein Zweifel möglich, da man zweimal das Wort „Basilika" in seinen innern Wänden eingeritzt fand und da seine warme Lage am Forum, wie seine oblonge Gestalt vollkommen den Vorschriften des Vitruv entspricht. Auch muß man gestehen, daß das Gebäude seiner vielfachen wichtigen Bestimmungen durchaus würdig war. Der Haupteingang liegt natürlich am Forum, während seine beiden Nebenausgänge auf die Seitenstraße münden und zwar besteht jener aus einem von je vier Pfeilern eingeschlossenen Vestibül, welches gegen das Forum zu mit Fallgattern verschließbar, gegen das Innere aber durch einige Stufen abgegrenzt war, so daß man gleich-

sam durch ein fünffaches Thor in die Basilika gelangt. Starke, hohe Säulen, welche das innere Gebäude umzogen, theilten dieses in drei Schiffe. Die aus Backstein erbauten, gegen elf Meter hohen, jetzt freilich meist zusammengebrochenen Säulen reichten mit ihren jonischen Capitälen bis zur Decke. Die beiden Streitfragen, ob das Mittelschiff unbedeckt gewesen sei und ob sich über der unteren Galerie noch eine zweite, bedeckte Galerie erhoben habe, werden jetzt fast durchweg bejahend entschieden. Für einen offenen Mittelraum spricht die Rinne, welche auf dem Boden das Mittelschiff umzieht, für eine obere Galerie nicht nur die weit kürzeren und dünneren Halbsäulen an den Langseiten des Hauses, sondern auch die korinthischen Säulen kleinerer Dimension, deren Trümmer rings zerstreut sind. Sucht man diese mit den Kolossalsäulen zu vereinigen, so bleibt freilich nur die Voraussetzung übrig, daß die nur halb so hohen korinthischen Säulen zwischen jene und die Halbsäulen gestellt waren und erst mittelst einer darüber gelegten Attika d. h. eines aus Pilastern gebildeten Halbgeschosses die Decke erreichten. Dies wie die gekoppelten Halbsäulen in den Ecken des Baus, auf welche Overbeck aufmerksam macht, läßt auf rasche Entwickelung der antiken Baukunst schließen, namentlich wenn man bedenkt, daß nach inschriftlichen Zeugnissen die Basilika im Jahre 78 v. Chr. bereits erbaut war. Bekannt ist, wie aus den römischen Basiliken sich der christliche Basiliken- und damit der gesammte Kirchenbaustil stufenweise entwickelte, sofern die zur Aufnahme größerer Volksmassen geeignete Grundform und die Raumeintheilung in Schiffe nur adoptirt zu werden brauchten, desgleichen die Emporen und die am Ende befindlichen Halbkreisnischen oder Apsiden, in welchen das Tribunal seinen Sitz hatte und aus welchen die Chorabschlüsse hervorgingen. In der pompejanischen Basilika fehlt freilich diese Apsis. Ein zwei Meter hoher viereckiger, einst von korinthischen Säulen umgebener und überdachter Sockel im Hintergrunde des Gebäudes stellt die Tribuna vor, auf welcher der fungirende Duumvir

und die ihm beigegebenen Personen ihres Richteramtes warteten. Unter der Tribuna liegt ein äußerst schwach von oben erleuchtetes Gewölbe, zu dem man auf zwei kleinen Treppen hinabsteigt. Es gilt in der Regel für das zur Untersuchungshaft bestimmte Gefängniß, scheint aber hauptsächlich wegen seiner zwei Treppen eher ein Bewahrort für Insignien und andere Geräthschaften gewesen zu sein. Der Raum vor der Tribuna bis zur Säulenreihe, woselbst dem Haupteingang zugewendet eine Reiterstatue aufgestellt war, deren Basis noch an Ort und Stelle ist, war zur Aufnahme der sonst bei der Gerichtsverhandlung betheiligten Personen hinreichend. Weitere Statuen schmückten die Vorhalle. Ueberhaupt fehlte es diesem Gebäude nicht an der Eleganz, die es seiner Bedeutung gemäß beanspruchen konnte. Der Boden war mit Marmor belegt, die mit feinstem Stuck überzogenen Wände in Farben marmorirt, wodurch der Effect von Marmor täuschend ähnlich erreicht wurde, und den Schmuck der Galerien und des Gebälkes mag sich ein Jeder selbst ergänzen.

Noch unwillkürlicher aber ergänzt sich unser geistiges Auge das rege Getreibe, von dem diese Wände wiederhallten. Wie das wogte und fluthete in den weiten Hallen von gesticulirenden, conversirenden, debattirenden und agitirenden Pompejanern! Wie häuften sich hier die bunten Volksmassen, wenn irgend eine wichtige Amtswahl oder eine interessante Gerichtsverhandlung bevorstand! Wie äußerte sich hier die ganze Scala von Gefühlen und Leidenschaften, deren das menschliche Herz fähig ist, Trotz und Angst in den Zügen jener Angeklagten, die wegen eines Mords gebunden vor ihrem Richter standen, Mitleid und Sorge, Rachedurst und Schadenfreude in dem Antlitz der Zuschauer, welche dem Verlaufe des Criminalprocesses mit gespannter Theilnahme lauschten und erwartungsvoll dem Moment entgegensahen, wo die Richter mit entblößtem Arme ihre Stimmzettel mit dem verhängnißvollen Zeichen A oder C (absolvo oder condemno) in die Urne warfen! Entziehen wir uns der

Urtheilsverkündigung. Auch der Versuchung, eine oder die andere der Graffitinschriften zu enträthseln, welche die Wände der Basilika bedeckten, widerstehen wir gern, da sie stark verwischt und schwer zu finden sind. Wie viele es vordem ihrer waren, sagt uns der charakteristische Vers, den man hier und anderwärts eingekratzt fand:

Wand, ich wundere mich, daß du nicht hinsinkst in Trümmer,
Die du zu tragen verdammt so vieler Hände Geschmier.

Begeben wir uns lieber an der Treppe vorüber, welche neben der Basilika mit drei sonst entdeckten auf die Galerie des Forums führte, auf die Südseite des Platzes zu den sogenannten Curien oder Tribunalien. Letztere stellen sich dem Auge als drei mäßig große, neben einander gereihte Säle mit halbrunder oder polygoner Apsis dar, die jetzt jedes Schmuckes beraubt sind. Doch ist festgestellt, daß sie nicht nur mit Marmor geplattet, sondern auch, wie die Sockel darthun, mit Statuen geziert waren, wenigstens die beiden Säle zur Rechten, während der dritte mit Marmorwänden versehen war. Ueber ihre Bestimmung ist man gänzlich im Unklaren. In der Regel hält man sie für niedere Gerichtshöfe, den mittleren Saal wegen einer Anzahl dort entdeckter Münzen nicht selten für das Aerarium oder die Schatzkammer. Man wird aber gut thun gerade diesen Saal, zu dem eine offene Rampe führt und der allein im Hintergrund eine Tribuna enthält, für ein kleines Tribunal anzusehen. Die beiden anderen Säle glauben wir dem Verständniß am nächsten zu rücken, wenn wir sie als städtische Büreaus, Stadtarchiv, Kanzleien oder dergleichen betrachten.

An dieser Südseite des Forums bis zur Abundanzastraße bestand die Colonnade aus einer doppelten Säulenreihe und zwar zog sich diese bis vor einen ziemlich großen viereckigen Saal an der Südostecke des Forums, der als öffentliche Schule (scuola pubblica, scuola di Verna) bezeichnet wird. An der Außenmauer fand man nämlich ein Wahlprogramm

folgenden Inhalts: „Verna mit seinen Schülern bittet euch zum Rechtsduumvirn den Cajus Capella zu wählen". Aus diesem Grunde hielt man sich zu dem Schlusse berechtigt, daß sich hier eine von Verna als ludi magister geleitete Schule befunden haben müsse, der, falls nicht ein Anderer Mißbrauch mit seinem Namen trieb, höchst unpädagogischer Weise sich und sogar seine Schüler in die Wahlagitation verflocht. Ist der Schluß auch nicht bindend, so ist doch auch in Ermanglung weiterer Indicien an der Annahme Nichts auszusetzen. Oeffentliche und auch von der Gemeinde unterstützte Schulen gab es längst in Rom und später in kleineren Städten wie Pompeji. Erinnert sich doch Horaz mit Schrecken des plagosus Orbilius, seines schlaglustigen Lehrers, dessen Unterricht er in Rom genoß, und der Schule des Flavius in seiner Heimathstadt Venusium, die er verschmähte, obgleich dorthin:

Stattliche Söhn', entsproßt großmächtigen Centurionen,
Links um den Arm sich hängend die Rechnungstafel und Kapsel.
Gingen, und kärglichen Sold an den Schulmond-Idus bezahlten [1]).

Man lernte in diesen Elementarschulen Lesen, Schreiben und etwas Rechnen, wohl auch das Wichtigste aus der Geschichte und Mythologie. Das Schreiben geschah auf wachsüberzogenen Täfelchen mit etwas erhöhtem Rande, den sogenannten tabellae oder pugillares, auf welche man mit dem Metallgriffel stilus die Buchstaben einritzte und mit dessen flachem Ende wieder ausstrich. Das Rechnen übte man mittelst der Finger ein oder man nahm Steine und dergleichen zu Hülfe. Bei der Lectüre wurde frühzeitig auf die einheimischen Dichter Bezug genommen und in den höheren oder Rhetorenschulen, in welchen in triviis d. h. Grammatik, Dialektik und Rhetorik unterrichtet wurde, las man besonders eifrig die Schriften von Homer, Hesiod, Virgil, Horaz und anderen Dichtern, die man als vorzüglichstes Bildungsmittel ansah und darum großentheils auswendig-

1) Horaz „Sat." I, 6, 73 ff.; „Ep." II, 1, 71. Vergl. Kap. 19.

lernen ließ. Will man die pompejanische Schuljugend in ihrer Thätigkeit belauschen, so besehe man sich das Bild im Museum, auf welchem ein Mädchen die pugillares und den stilus in der Hand hält.

Jenseit der Abundanzastraße an der Ostseite entlang wandernd stoßen wir zuerst auf das wichtige, an Größe ungefähr dem Venustempel gleichkommende Gebäude der Eumachia. Die Bezeichnung erhellt aus einer Inschrift über den Eingängen, „daß die Cerespriesterin Eumachia in ihrem Namen und demjenigen ihres Sohnes M. Numistrius Fronto das Chalcidicum, die Porticus und die Krypta auf eigene Kosten gebaut und der Pietas und Concordia Augusta geweiht hat". Allein wozu diente das Gebäude? Man betritt zuerst eine breite Vorhalle von sechszehn, dem Forum zugekehrten Travertinsäulen und einer reich gegliederten Façade gebildet, welche zur Zeit der Verschüttung gerade frisch mit Marmor bekleidet werden sollte. In zwei von vier Façadennischen standen der Sockelinschrift zufolge die Statuen von Aeneas und Romulus, in den beiden anderen vermuthet Fiorelli Cäsar und Augustus. Außerdem sollten innerhalb des Vestibulums sämmtliche hinter den Säulen stehende Sockel mit Standbildern besetzt werden. Man sieht bei einem Blick über das Forum und seine Gebäude, daß die deutsche Denkmalswuth wenig zu sagen hat gegen die vollständige Versteinerung ihrer Staats- und Stadtgeschichte, wie sie die Römer liebten. Zwei durch Treppen ersteigliche Tribünen an den Flügeln der Façade will man als die Oertlichkeit erkennen, von welcher aus die Versteigerungen und öffentlichen Bekanntmachungen erfolgten. Das Innere des Gebäudes besteht aus einem 38 Meter langen und halb so breiten Hof, welchen ringsum ein gedeckter Kryptoporticus von 52 korinthischen Säulen umzog, in dessen Hintergrund zwischen kleinen Seitennischen eine tiefe, halbrunde Nische sichtbar ist, welche die Statue der Pietas enthielt. Mit der Widmung an die Concordia und Pietas wurde der Kaiserin Livia gehuldigt, denn diese Friedens-

störerin im augusteischen Hause stiftete und restaurirte mehrere Heiligthümer der Concordia und „als im Jahre 22 n. Chr. Livia bedenklich erkrankte, machte Tiberius ihr zu Ehren allerlei Anstalten, welche vom Senate durch eine Stiftung an die Pietas Augusta verherrlicht wurden" [1]). Um den Porticus und seine Nischen legt sich, die Eingangsseite ausgenommen, ein breiter, gedeckter Gang, der durch zahlreiche Fenster in den Wänden des Porticus sein Licht erhält und offenbar mit der in jener Inschrift genannten Krypta identisch ist. Auf der hinteren Seite der Krypta im Rücken der erwähnten Nische, woselbst auch ein Seitenausgang auf die Abundanzastraße liegt, befindet sich noch in Copie, im Museum aber im Original, die Statue der Eumachia, welche ihr die dankbaren Walker hatten errichten lassen. Diese Dedication begünstigt die ziemlich allgemeine Annahme, welche das Gebäude zu Handelszwecken bestimmt sein läßt und in ihm eine Art Bazar oder Kaufhaus erkennt, wofür wohl der Name Chalcidicum der entsprechende Ausdruck war. Unter dieser Voraussetzung erklären sich nicht nur die vielen steinernen Tische im Innern des Hofes, sondern auch die Krypta, welche eben zur Winterzeit oder bei Regenwetter statt des Hofes in Gebrauch kam. Seiner profanen Bestimmung gemäß, war das Gebäude im Innern äußerst schmucklos, die Wände waren hier nur gelb und roth grundirt. Der Hauptnachdruck fiel natürlich auf die Façade, von wo der sehr anmuthig aus Pflanzen, Arabesken und Vögeln concipirte und fein in Marmor gearbeitete Thürfries des Haupteingangs ins Museum aufgenommen wurde. Erwähnung verdient schließlich, daß man an dem „Album" des Gebäudes, wozu die Wandfelder der Außenmauer in der Abundanzastraße gebraucht wurden, nächst der Basilika die meisten und interessantesten Inschriften fand.

Ueber den anstoßenden sogenannten Merkurius- oder

---

1) Preller, „Röm. Mythol." S. 626.

Quirinus-Tempel können wir uns kurz fassen. Jene Bezeichnung verdankt er der Notiz des Vitruv, daß der Merkurtempel am Forum zu stehen pflege, diese der falsch bezogenen Inschrift an der Romulusstatue vor dem Gebäude der Eumachia. Somit sind beide unbegründet. Fiorelli bezieht eine Inschrift von unbekanntem Fundort, welche in ihrer Dimension trefflich zum Fries der Tempelcelle passe und wornach die Priesterin Mammia aus eigenen Mitteln dem Genius Augustus einen Tempel gestiftet habe, auf den vorliegenden in seinen Resten äußerst dürftigen Tempel. Es ist ein etwas oblonges, mauerumschlossenes Viereck, von welchem sich mittelst vier Säulen eine kleine Vorhalle ablöst und in dessen Hintergrund sich das nackte Gemäuer der Cella des unbekannten Gottes erhebt. Es fällt schwer, sich den gefälligen Anblick, den sicher auch dieses Heiligthum bot, zu reconstruiren. Außer den hier aufgestapelten Capitälen, Gesimsen und sonstigen Fragmenten erinnert Nichts mehr an die Vergangenheit als ein schöner, mit Marmorreliefs bedeckter Altar. Seine Vorderseite zeigt ein Stieropfer unter Assistenz eines Flötenbläsers, eines Opferknaben, zweier Lictoren und mehrerer Diener, die Hinterseite einen von Lorbeerzweigen umgebenen Eichenkranz, woraus man mehrfach eine Beziehung des Opfers auf den vergötterten Kaiser Augustus zu erweisen suchte. In Verbindung mit jener Inschrift ist man somit immerhin berechtigt, einen Augustustempel anzunehmen.

Mit weit größerer Sicherheit haben wir in dem nun folgenden Saale, von dem leider gleichfalls nur die rohen Ziegelwände stehen, den Versammlungsort der pompejanischen Decurionen vor uns, daher man ihn in Analogie mit Rom sehr passend als Curia oder Senaculum bezeichnet hat, um so mehr als dieser Magistrat oder Stadtrath auch in anderen Provinzialstädten wie z. B. Stabiä und Neapel den Namen Senat führte. Auf oder vor der hohen Tribüne, die im Hintergrunde der den Saal schließenden Apsis errichtet ist,

saßen die Duumviri, die beiden unseren Bürgermeistern und der Zahl nach den römischen Consuln entsprechenden Ortsvorgesetzten; in den beiden großen Nischen auf den Seiten darf man mit Overbeck Götterbilder und in den kleineren, die im Saale vertheilt sind, Ehrenstatuen verdienter Bürger vermuthen. Auf dem Altar in der Mitte des Sitzungssaales wurde vor Beginn der Sitzung geopfert. Könnten diese Mauern reden, so würden sie von mancher lebhaften Debatte und mancher stürmischen Scene zu reden wissen, die sich in diesen einst so schmucken Räumen abspielten, sie würden uns getreulich zu sagen wissen, welche Maßregeln die Väter der Stadt nach dem verheerenden Erdbeben des Jahres 63 oder nach dem kurz vorhergegangenen blutigen Streit zwischen den Pompejanern und den Nucerinern, von dem uns Tacitus berichtet, zu beschließen für gut fanden.

Den Schluß in der Reihe der öffentlichen Gebäude an der Ostseite des Forums bildet das räthselhafte sogenannte Pantheon, das man außerdem bald im Idealen bleibend als Festraum der Augustalen oder als Serapistempel, bald ins Niedrige sich verirrend als ein Gasthaus oder ein Schlachthaus erklärt hat. Es lohnt sich nicht, alle diese Ausgeburten der Verlegenheit näher zu besprechen. Sehen wir uns lieber ein wenig in dem höchst interessanten Gebäude um, so fällt uns schon die ausnehmende Eleganz des Vestibulums wohlthuend in die Augen, sofern dessen jonische Frontsäulen, von denen eine völlig erhalten ist, hier von Marmor sind und nicht weniger als 24 Basen auf eben so viele Standbilder schließen lassen. Von den sieben an der Façade des Gebäudes gelegenen Läden dienten etliche als Wechslerbuden (tabernae argentariae), sofern man in einem derselben über tausend Silber- und Broncemünzen fand und die Lage sehr geeignet ist. Zwischen ihnen liegt der Haupteingang, den eine von korinthischen Säulen flankirte Nische eigentlich in zwei durch Thüren verschlossene Eingänge theilt. Beim Eintritt über-

blicken wir einen geräumigen Hof, der auf der rechten Seite von elf Cellen, im Hintergrunde aber von drei Räumlichkeiten begrenzt ist, deren mittlere den Anschein einer Tempelcelle hat. Ist sie doch nicht nur durch Stufen über den Boden erhaben, sondern auch mit einer Hauptnische und je zwei Seitennischen ausgestattet. In ersterer soll sich die Statue des Augustus befunden haben, obgleich man von ihr nur einen die Weltkugel haltenden Arm entdeckte, zwei der Seitennischen aber enthielten seine Gemahlin Livia und sein Söhnlein Drusus, wodurch es allerdings wahrscheinlich wird, daß auch die übrigen Nischen von Mitgliedern der Kaiserfamilie besetzt waren. In der Mitte des Hofes stehen im Kreise geordnet zwölf Basen, welche ihrer Form nach schwerlich Träger von eben so vielen Statuen waren, von denen man zudem bei der Ausgrabung keine Spur vorfand, sondern die muthmaßlichen Stützen eines hölzernen und darum verschwundenen Rundbaus, so daß die Hypothese eines Pantheons als abgethan erscheint. Ein eisernes Gitter, dessen Spuren noch ersichtlich sind, schloß in Rechteckform diesen fälschlich mit den zwölf römischen Göttern in Verbindung gebrachten Centralbau ein. Links von der Kaisercella endlich, wie wir sie nennen könnten, finden wir ein weiteres Heiligthum, sofern der dortige Saal eine den Lararien ähnliche Aedicula in seiner Hinterwand und vor ihr ein durch eine kleine Treppe zu betretendes Podium aufzuweisen hat. Außerdem besitzt dieser, wie zwei Pfeilersockel zeigen, seinerzeit überdachte Raum einen kleinen Opferaltar. Der entsprechende Raum zur Rechten der Kaisercella zeichnet sich durch eine dreiseitige steinerne Bank aus, doch verbietet ihre geringe Breite, ihre Neigung nach innen und eine innerhalb sie umlaufende Rinne jeden Gedanken an ein Triclinium. Dies die bauliche Disposition des Gebäudes. Aber welchen Schluß dürfen wir uns aus ihr ziehen? Man könnte sich mit dem Gedanken eines Augusteums d. h. eines Augustustempels, welcher mit Festlocalen für die Augustalen versehen war, befreunden, wenn

nicht bereits der sogenannte Merkurtempel dafür ziemlich in Anspruch genommen wäre und wenn nicht die von Overbeck vertretene Ansicht eines Vestaheiligthums noch näher läge. Die Vestatempel waren ja stets als Rundtempel erbaut, in welchen das heilige Feuer brannte, und mit der Göttin des häuslichen Heerdes wurden auch die Penaten, die Schutzgötter der Stadt und des Staats innerhalb derselben Mauern verehrt. Unter dieser Voraussetzung war das Heiligthum links von der Kaiser-celle selbstverständlich dem Dienste der Penaten gewidmet und selbst der ehrenvolle Platz, welcher Augustus und seiner Familie eingeräumt wurde, kann nicht befremden, da wir wissen, wie er nicht nur den Vestacultus unter seine specielle Aufsicht nahm, sondern auch durch Schenkungen, Auszeichnungen und Stiftung von Festtagen mit ganz besonderer Auszeichnung bedachte [1]). Eine bedeutende Stütze besitzt diese Hypothese in einem Bilde, auf welchem Eroten das an den Vestalien übliche Müllerfest begehen, indem sie die Müllereſel bekränzen und sich mit Blumen und Bechern unter den also geschmückten Thieren fröhlich umhertreiben. Das am 9. Juni gefeierte Vestafest war nicht blos ein solches für die Hausfrauen, welche an diesem Tage barfüßig mit ihren Speiseopfern zum Vestatempel wanderten, sondern in Erinnerung an das im eigenen Hausstand gebackene Brod „ein allgemeines Fest der Müller und Bäcker, bis hinab zu den Müllereseln, welche die Mühle trieben, also nach der gemüthlichen Weise der Alten auch mit bei diesem Feste betheiligt wurden" [2]). Hält man die zahlreichen durch das Gebäude zerstreuten Darstellungen von Eßwaaren in Verbindung mit dem tricliniumartigen Raum rechts von der Mittelcelle, welches eine Küche gewesen zu sein scheint, einer näheren Erklärung bedürftig, so hat die Annahme viel für sich, daß mit dem Vestaheiligthum ein Prytaneum verbunden gewesen sei, in

1) Preller, „Röm. Myth." S. 549 ff.
2) Ebenda S. 542 ff.

welchem zwar nicht wie in Griechenland verdiente Bürger auf Staatskosten gespeist, aber zu Ehren solcher und hervorragender Gäste von Zeit zu Zeit Festmahle veranstaltet wurden. Nicht vergessen wollen wir, daß diesem Gebäude eine Reihe guter Fresken entstammen. Einige sind noch an ihrem Platze, nämlich Odysseus wie er der Penelope seine Abenteuer erzählt, Thetis und Achilles, Phrixos auf seinem Widder und die von der Löwin gesäugten Kinder Romulus und Remus auf der Nordwand, Nike mit Kriegern, Priester und Priesterin und schwebende Gruppen auf der Westseite des Hofes.

Beim Heraustreten aus dem Gebäude müssen wir auf eine in baulicher Beziehung bemerkenswerthe und sich mehrfach wiederholende Erscheinung aufmerksam machen, nämlich auf die sinnreiche Art wie die Pompejaner die zum Forum in einem kleinen Winkel stehenden Gebäude in die etwas abweichenden Linien des Forums einzufügen und die vorhandenen Ungleichheiten dem Auge zu verdecken wußten. So stufen sich die Außenbuden des sog. Pantheons allmählich in ihrer Tiefe ab, so daß ihre Façade dennoch mit dem Forum parallel läuft, und derselbe Zweck wird bei dem Gebäude der Eumachia durch eine innen aus einander klaffende Doppelmauer und im Venustempel durch die zunehmende Dicke der Stützpfeiler erreicht, welche dort die Außenmauer umgeben. Ueberhaupt aber muß man vollkommen Beifall geben, wenn ein Kenner Pompejis sagt [1]: „Die pompejanische Architektur hat Vorzüge, wie sie weder die moderne Baukunst, noch die des Mittelalters, noch auch die kolossalen Ueberreste der Tempel und öffentlichen Gebäude der Römer und Griechen aufzuweisen haben. Dahin gehört vor Allem die Vereinigung der größten Sparsamkeit mit einer an Pracht grenzenden Schönheit, eine große Zweckmäßigkeit bei großer Regelmäßigkeit, eine genaue Kenntniß,

[1] Engelhard, „Beschreibung der in Pompeji ausgegrabenen Gebäude“ (vergl. Pauly, „Realencyklop.“ Art. Pompeji).

wie weit sich in der Ersparung von Material ohne Nachtheil für die Festigkeit gehen lasse, und die Verwendung der einfachsten und wohlfeilsten Materialien, wie sie aller Orten zu haben sind, zu einer vollkommenen Ausführung, die oft in schwierigen Fällen so geistreich ausgedacht und so geschickt vollbracht ist, daß sie unser Zeitalter, welches sich in den Wissenschaften und deren Anwendungen so weit vorgerückt hält, beschämt. Nirgends hat hier der Architekt sich erlaubt, etwas zu vernachlässigen, weil es einen geringeren Zweck hatte. Auch ist jede übertriebene und große Kosten und Zeitverlust veranlassende Aengstlichkeit vermieden. Die Construction ist immer nur gerade so kostspielig, wie es für ihren Zweck genügte, und die Verzierungen sind ein leichtes geistreiches Spiel, wie solches am besten ihrem Wesen entspricht".

Mit dem Vestatempel sind wir bis dicht an den sogenannten Triumphbogen vorgedrungen, der mit seinen Statuen und Fontänen einst dem Forum einen würdigen Abschluß verlieh, und es erübrigt nun, noch einen Blick auf den stattlichen, forumbeherrschenden Tempel des Jupiter zu werfen. Wie der donnerfrohe Kronion an Macht über alle anderen Götter weit hervorragte, so auch dieser sein Tempel über die übrigen Gebäude und Heiligthümer des Forums, denn als ein Haupt des Ganzen thronte er auf einem prächtigen, drei Meter hohen Podium und prahlte weithin mit der Wucht seiner zwölf korinthischen Lavasäulen, welche, sechs in die Fronte gestellt, den Pronaos oder die Vorhalle des Tempels einschlossen. Die jetzt nur noch in ihren unteren Theilen vorhandenen Säulen maßen bei zwölf Meter Höhe und einem Meter Dicke, „allein das Material gestattete nicht diejenige freie und lebendige Durchbildung, welche das korinthische Capitäl, das Lieblingskind des weißen Marmors verlangt[1]". Die Größe der Vorhalle, welche mit den davorliegenden Treppen genau die Hälfte des gesammten Gebäudes

[1]) Burckhardt, „Cicerone" S. 24.

einnimmt, läßt in dem Jupitertempel das Muster eines römischen oder von Haus aus etruskischen Tempels erkennen. Auf zwei kleinen Treppen, welche eine breite Plattform umschließen, woselbst der Opferaltar aufgestellt war, und welche ihrerseits von starken Treppenwangen umgeben sind, die zu Trägern für Reiterstatuen geeignet scheinen, steigen wir zu einer siebenstufigen Freitreppe und über diese durch die Vorhalle und eine breite Thür in die Cella empor, von der nur noch ein Theil des Gemäuers steht. Wer aber sieht es diesen Wänden an, die uns jetzt so leer und trostlos anstarren, daß sie vordem mit feinstem Stuck überzogen und über schwarzem Sockel mit roth leuchtenden Feldern und gelben Zwischengliedern bemalt waren, während zum Schluß über grün und violett colorirten Streifen sich ein „mit Schlagschatten gemalter, aus phantastischen Kragsteinen gebildeter Fries“ erhob? Wer ahnt an Ort und Stelle etwas von den jonischen Säulenreihen, die sich rechts und links die Wände entlang zogen und über denen sich eine obere, von korinthischen Säulen gebildete Galerie befand, welche die in Farbenglanz und Stuccatur glänzende Decke trug? Nichts sieht das Auge mehr als drei Cellen im Hintergrunde, welche als städtisches Aerarium oder Schatzhaus gedient haben sollen und das Standbild des Jupiter trugen, womit eine der beiden Kolossalbüsten im Museum in Verbindung gebracht wird, Nichts als etliche Bodenöffnungen, welche den unten befindlichen Keller erkennen lassen, der vermuthlich zur Aufbewahrung des Tempelgeräthes diente. Und doch sieht man viel, unendlich viel, wenn man den höchsten Standpunkt einnehmend auf die Cellen hinaufsteigt und über den Tempel und das weite säulenfrohe Forum dahinblickt. Weit schweift da das Auge über die Ruinenwelt Pompejis zu den Bergen von Castellamare hinüber, um dann wieder, wie gebannt, auf dem Forum zu ruhen. Ist es doch, als richteten sich alle diese leuchtenden Giebel und Colonnaden wieder auf, als lebe es zwischen den todten Steinen und töne es von frohem Volkslärm in der seither nur ver-

zauberten Stadt. Wahrlich der Ort erzeugt wunderbare Visionen. Blickst du lange und unverwandt vor dich, so ersteht dir mit einem Male der Opferaltar. Eine Kette von Opferdienern, den Gürtel mit Messern gespickt, umgiebt ihn im Kreise. Hinter ihnen zeigen sich liebliche Kindergestalten; sie tragen in ihren Händen theils broncene Weihwasserkessel und roßschweifartige Wedel, theils viereckige Cassetten, mit Mehl und Salz gefüllt zur Weihung des Opferthiers. Da naht es schon, ein weißer Stier mit blumenbekränzter Stirn und vergoldeten Hörnern, geführt von dem Victimarius, einer halbnackten, um die Hüften mit einem Purpurtuch bekleideten Kraftgestalt, die schon den Hammer zum tödtlichen Schlage bereit hält. Rings entsteht erwartungsvolle Bewegung unter dem Volk, das, nach Geschlechtern geschieden, in weißen Festgewändern weithin den Platz bedeckt, die Duumviri, Aedilen, Decurionen und Quinquennalen nehmen ihre Plätze auf und bei der Treppe des Tempels ein, deren Zugang Soldaten und Centurionen bewachen, die Flötenbläser lassen ihre Instrumente ertönen, ein Chor von Jungfrauen und Kindern stimmt einen Gesang an und — man scheint nur auf dich zu warten, daß du als flamen dialis, mit blitzendem Helm und der toga praetexta angethan, hinaustretest aus deinem Heiligthum, um mit einem favete linguis, einer Aufforderung zur Ruhe, die Ceremonie zu beginnen [1]. Diese schreckenerregende Zumuthung endigt die Vision.

[1]) Vergl. Vecchj, „Pompei, scene religiose“ S. 13 ff.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Thermen. Römisches Badeleben.

Quadrante lavatus rex ibis.
HORAZ.

Haben wir im letzten Kapitel nach vorgängiger Rundschau über die Grabmäler, welche in eigenthümlicher Mischung den Privat- und öffentlichen Charakter in sich vereinigen, mit der Betrachtung des Forums die wichtigen Denkmale des rein öffentlichen Lebens in Pompeji begonnen, so ist es nur natürlich, daß wir, vom Ernst zu den heiteren Seiten des Lebens übergehend, uns zunächst den Bädern und dem römischen Badeleben zuwenden [1]), das uns nirgends sonst in so greifbarer Gestalt vor Augen tritt, wie in Pompeji, und im Unterschied von dem bloßen Vergnügungsleben wenigstens ein wirklich hygiänes Interesse vertritt. Zu dieser Reihenfolge berechtigt uns aber auch die dem Forum so benachbarte Lage der „älteren", 1824 erschlossenen Thermen, welche deshalb in der Regel vor den dreißig Jahre später entdeckten stabianischen Thermen besucht werden. So folgen denn auch wir dieser herrschenden Route, ohne im Vorbeigehen den Fortunentempel, der in seinem ruinösen Zustand keinen sonderlichen Eindruck hervorzurufen geeignet und in seiner Construction

1) Der descriptive Theil dieses Kapitels ist in der Hauptsache aus Overbecks „Pompeji", der culturhistorische Inhalt großentheils aus Beckers „Gallus" entnommen.

ohnehin dem Jupitertempel ähnlich ist, mehr als eines kurzen Blickes zu würdigen.

Was die uns erhaltenen Thermen überhaupt anbelangt, so wecken sie schon deshalb ein einzigartiges Interesse, weil sie eine Lebensäußerung der Römer betreffen, die im höchsten Grade zur Modesache und zum Bedürfnisse geworden war, denn es gab wenigstens seit dem Ende der Republik Nichts, was so mit Vorliebe gepflegt wurde, soviel Zeit und Geld verschlang, aber auch so sehr in weichliches und verderbliches Raffinement ausartete, als das Baden. Auch die unteren Stände theilten diese unter den Kaisern immer stärker anwachsende Badelust, ja gerade mit Rücksicht auf sie wurden die vielen öffentlichen Badeanstalten gegründet, da die Reichen ihre Privatbäder besaßen und nur in Provinzialstädten, wo der Luxus nicht auf gleicher Stufe stand, die öffentlichen Thermen des Badens wegen häufiger aufzusuchen pflegten. So existirte im römischen Italien bald fast kein Dorf mehr, das nicht sein öffentliches Bad hatte. Durch den glücklichen Umstand, daß es damals noch keine Actienunternehmungen oder auf Privatspeculation beruhende Etablissements im heutigen Stile gab, vielmehr vielleicht die Mehrzahl der öffentlichen Gebäude und Anstalten durch Schenkungen zu Stande gebracht waren, in denen der Gemeinsinn oder die Eitelkeit der Bürger mit einander wetteiferte, war es möglich gemacht, das Eintrittsgeld auf eine winzige, kaum den Betrieb deckende Summe zu reduciren. Betrug es doch in den römischen Thermen nicht mehr als einen Quadrans d. h. etwa fünf Reichspfennige, für welche Summe, wie Horaz satirisch bemerkt, ein Armer, wie ein König gebadet einherstolziren konnte [1]). Schon diese geringfügige Eintrittssumme, die übrigens durch kaiserliche Munificenz nachmals in Rom gänzlich abgeschafft wurde, läßt auf den starken Zudrang zu den Bädern

[1]) Horaz „Sat." I, 3, 137; Seneca „Ep." 86: balneum res quadrantaria.

schließen, sollten diese nicht baldigst einem finanziellen Ruin entgegengehen. Das Baden wurde allmählich nicht blos ein tägliches Bedürfniß, sondern ein solches, dessen Befriedigung einen großen Theil des Tages, oft auch ein Stück der Nacht in Anspruch nahm. In Pompeji ist das Baden zur Nachtzeit durch die zahlreichen Lampen und rauchgeschwärzten Nischen seiner Thermen über allen Zweifel erhaben, so daß es keiner Berufung auf geschichtliche Zeugnisse bedarf [1]). Die regelmäßige Badezeit war diejenige Nachmittagsstunde, die der Mahlzeit unmittelbar vorherging, allein die Essenszeit selbst war freilich je nach den Jahreszeiten und den persönlichen Berufsgeschäften, wie auch jetzt noch im Süden, eine ziemlich verschiedene. Bei vielen Römern kam es zudem vor, daß sie, wenn auch nicht wie Kaiser Commodus 7 bis 8 Mal so doch wenigstens 2 Mal täglich badeten [2]). Uebrigens beschränkte sich der Aufenthalt in den Thermen keineswegs auf das Baden. Die Bäder dienten, wie auch Seneca bekennt [3]), nicht mehr dem Nutzen sondern dem Genusse, nachdem sie die beliebtesten Unterhaltungsorte oder nach dem richtigen Ausspruche eines Archäologen „Sammelpunkte des Müßiggangs" geworden waren, wo durch das Zusammenströmen der fashionablen Gesellschaft, durch Conversation, öffentliche literarische oder musikalische Vorträge auch für geistige Erholung in reichem Maße gesorgt war. Besaßen doch sogar die diocletianischen Thermen in Rom eine eigene bedeutende Gemäldesammlung. Solche Räume für Vorträge und Conversation befanden sich zweifellos auch in Pompeji, wenigstens in den stabianischen Thermen, obgleich begreiflicher Weise hier von den prächtigen Parkanlagen, den großen Gymnasien für Ringkämpfe, den Theatern, Arenenplätzen und ähnlichen Einrichtungen, wie sie mit den römischen Kaiserbädern verbunden

1) Becker citirt Laprid. Sever. Alex. 24.

2) Bei Martial (II, 14, 11) wird ein viermaliges Baden im Tage erwähnt.

3) Seneca „Ep." 86.

waren, nicht entfernt die Rede sein kann. Will man sich den Kunstaufwand in letzteren vergegenwärtigen, so erinnere man sich nur, daß wir den Titusthermen die Laokoonsgruppe und den Bädern des Caracalla den farnesischen Herkules, den belvedereschen Torso, die Flora und den farnesischen Stier verdanken — die höchsten Zierden der italienischen Galerien. Stellt man dagegen die römischen und pompejanischen Bäderruinen in Vergleich, so wiegen die letzteren durch die bis ins Detail gehende Erhaltung ihrer Räume, Zierrathen und Vorrichtungen die dahingesunkene Pracht und Größe der Kaiserthermen bei weitem auf, da bei dem fragmentarischen Zustand dieser und aller sonstigen römischen Bäderruinen [1]) jene allein einen genauen Einblick in die Einrichtung der römischen Thermen gewähren und somit ein überwiegendes Interesse beanspruchen.

Die älteren Thermen [2]) Pompejis nehmen eine ganze Insula d. h. ein rings von Straßen umgebenes Gebäudeviereck ein, das jedoch unregelmäßig gestaltet und nur etwa zur Hälfte von den Bädern überbaut ist, indem diese rings von einem Kranze von Läden und auf einer Seite sogar von einer Doppelreihe hintereinander liegender Zimmer umgeben sind. Manche der Tabernen waren gewiß mit Speisewirthschaften [3]) besetzt, andere führten wohl Artikel, die mit den Bädern in Bezug standen. Diese zerfallen in zwei Abtheilungen, in Männer- und Frauenbäder, welche letztere sich unhöflicher Weise mit einem verhältnißmäßig sehr kleinen Raum in dem Winkel zwischen der strada und dem vicolo delle Terme begnügen müssen. Von den drei Eingängen, die in das Männerbad führten, sind die beiden,

---

1) Von sonstigen Bäderruinen nennen wir beispielsweise die bei Guhl u. Koner beschriebenen Bäder des alten Velleja bei Parma und außerhalb Italiens das Römerbad in Badenweiler in Baden.

2) thermae sind die öffentlichen, aus den griechischen Gymnasien entstandenen Badeanstalten; kleinere Bäder ohne Palästren und namentlich Privatbäder führten den Namen balinea oder balnea.

3) Becker, „Gallus“ I, 139.

durch die man von der Forumstraße und dem hinteren Bädergäßchen in das Hofinnere trat, jetzt abgeschlossen, indem sich hier eine Station für die zum Schutze Pompejis aufgestellte Wachmannschaft etablirt hat[1]). Somit bleibt nur der dritte Eingang übrig, der in der Bäderstraße liegt und von dem aus wir am zweckmäßigsten unsere Beschreibung beginnen.

Durch einen ziemlich langen Corridor gelangen wir hier unmittelbar in die Baderäume, die sich aus drei nebeneinander befindlichen Sälen und einer hinter dem ersten Saale angebauten Rotunde zusammensetzen. Beim Eintritt nimmt uns zuvörderst, wie billig, das Auskleidezimmer oder sogenannte Apodyterium auf, in welchem auch von der Hofseite her durch eine jetzt verbaute Thüre diejenigen sich einstellten, die des Badens wegen hierher gekommen waren. Dieses im Rechteck erbaute Auskleidezimmer ist gewölbt und zwar spannt sich das Tonnengewölbe unter einem Karnies aus, der mit gemalten Arabesken und mit Stuckfiguren von Greifen und Leyern geziert ist. Auf diesem stark vorspringenden Karnies standen wohl die zur abendlichen Beleuchtung nöthigen Lampen, deren man allein in dem vom Hofe zum Apodyterium führenden Corridore etwa 500 entdeckte, freilich nur um nach getroffener Auswahl für das Museum die übrigen „in lächerlicher Eifersucht" zu zerschlagen. Die Wände waren, soweit sie nicht von den umlaufenden steinernen Bänken und dem sich an sie schließenden Täfelwerk bedeckt waren, gelb, die Decke weiß bemalt und von rothen Linien durchzogen, der Boden bestand aus gewöhnlichem weißen Mosaik. Eine Anzahl Löcher, die sich an den Wänden hinzieht, stammt von eingetriebenen Holzpflöcken, an denen man die Kleider aufzuhängen pflegte, die unter der Obhut des Capsarius von den Badenden hier zurückgelassen wurden. Der Capsarius, der als Kleideraufseher angestellte Sclave, verdankt

---

1) Als ursprünglicher Haupteingang ist derjenige in der Strada del Foro anzusehen.

seinen Namen der capsa, einem Schrein, der zur Aufbewahrung werthvoller Gegenstände diente, welche gegen Entgelt abgegeben wurden. Im vorliegenden Bade mochte der Capsarius seinen Aufenthalt in einer kleinen Kammer genommen haben, die an die jetzige Eingangsseite anstieß und auch als Bewahrort von Salben, Striegeln, Handtüchern und anderem Badegeräthe gedient haben mag. Der Saal ist am Südende durch ein meterbreites Deckenfenster erleuchtet, das noch in die Deckenwölbung einschneidet und mit dicken Glasscheiben geschlossen war, von denen sich noch Reste vorfanden. Diese Thatsache sammt den sonst in Pompeji und Rom gefundenen Glasfragmenten haben endlich das langgehegte Vorurtheil zerstört, als ob Glasfenster bei den Alten unbekannt oder wenigstens sehr selten gewesen seien. Außerdem ist ja die Glasfabrikation derselben durch eine Anzahl antiker Glasgefäße mehr als erwiesen. Wahrscheinlich entsprach diesem Fenster ein entgegengesetztes an der Nordwand des Saales, die eingestürzt erst neuerdings durch eine einfache Mauer ersetzt wurde. Rings um das Fenster war das halbkreisförmige Feld, welches durch den Karnies und die Deckenwölbung entstand, durch jetzt kaum mehr erkennbare Tritonen- und Delphinengestalten in Relief ausgefüllt, während die Fensternische auf ihrer unteren Abschrägung mit einer großen Flußgottmaske geziert ist. Für den Besucher auffällig ist die im Apodyterium herrschend gewesene Zugluft, die auch in Anbetracht daß drei von den fünf Thüren in innere Räume führten doch nicht unbedeutend gewesen sein muß, indem die beiden Ausgänge ins Freie sich gerade gegenüber lagen. Doch der Zug kümmerte den Pompejaner so wenig wie den heutigen Neapolitaner, und seiner Kleider ledig, die der Mann von Stand mit Hülfe seines Sclaven ablegte, hatte er nun die Wahl, sich in das kalte Bad zu begeben, das in der bereits erwähnten Rotunde hinter dem Apodyterium lag, oder sich in dem anstoßenden Tepidarium auf das warme Bad und das Schwitzbad vorzubereiten.

Wer das Bad in seiner ganzen Ausdehnung nehmen wollte, der ging, nachdem er seinen Körper durch leichte Gymnastik in einige Transspiration versetzt hatte, in das warme und das Schwitzbad über und schloß, nachdem er dieses in allen Graden gebraucht hatte, mit dem Gebrauche des Kaltwasserbads, so daß er eine dem russischen Dampfbad analoge Procedur durchmachte und eine ähnliche Wirkung bei sich erzielen konnte. Zog Jemand das bloße Kaltwasserbad vor, so betrat er durch eine Thüre das Frigidarium oder die Natatio. Es ist dies ein vollständig erhaltener Kuppelbau mit vier Nischen, in dessen Boden ein weites und tiefes Bassin (piscina oder baptisterium[1]) von runder Form eingelassen ist. Stufen führen zur Sohle hinab. Die obere breite Stufe, die ganz herumlief, diente zugleich als Sitz für die sich Waschenden, die untere, nur auf einer Seite vorhandene schmälere Stufe mußte das Heraussteigen erleichtern. Das Becken war übrigens bei einer Tiefe von 1,17 und bei einem Wasserstande von höchstens einem Meter nicht tief genug, um anders als sitzend oder sich kauernd darin zu baden, und bei einem Durchmesser von vier Meter natürlich auch nicht geräumig genug, um darin zu schwimmen, weshalb hier wie bei allen kleineren Bädern der Ausdruck Schwimmbad (natatio) für das Kaltbad eigentlich nicht anzuwenden ist. In den erwähnten Wandnischen waren Ruhebänke angebracht, auf denen man nach dem Bade sich abtrocknete. Das Bassin selbst, die Stufen und der oben befindliche, einen Schritt breite Umgang, ambulatorium genannt, sind mit Marmor geplattet, die Wände waren gelb grundirt und mit grünen Pflanzen übermalt, die Wandnischen (scholae) hellblau, ihre Wölbungen roth gefärbt und von einem Stuckrelief eingefaßt, die Kuppelwölbung endlich, deren Gipfel nicht schon ursprünglich offen war, sondern nur eingebrochen ist, wie uns eine anderweitige Lichtöffnung an die Hand giebt, war blau

[1]) baptisterium. Plin. „Ep.“ II, 17; V, 6.

bemalt und ruhte auf einem breiten Karnies, dessen Stuckfiguren sich auf rothem Grunde abhoben und in schmucker Arbeit Pferde- und Wagenrennen zur Darstellung brachten. Mehr als durch seine heitere, gefällige Decoration, die der Zeit fast gänzlich erlegen ist, spricht uns jetzt dieses Gemach durch die Vollständigkeit seiner Einrichtung an, indem ihm Nichts fehlt als — das Wasser. Was würde aber Mancher, der zur Sommerzeit in dem schattenlosen Pompeji umherwandelt, darum geben, wenn er seine Glieder in diesem schon durch uralten Gebrauch geheiligten Frigidarium kühlen könnte! Sogar die breite, kupferne Ausgußöffnung ist noch zu sehen, welche das Wasser vier Fuß über dem Ambulatorium in weitem Bogen in die Tiefe sendete und dem Badenden das Vergnügen einer Douche bereitete.

Kehren wir von dem Kaltbade, das nach einer Inschrift sich als Stiftung eines gewissen Marcus Crassus Frugus bekennt, in das Apodyterium zurück, um uns das warme Bad anzusehen, so läßt uns eine Seitenthüre zunächst in das Tepidarium ein, ein Gemach, welches durch einen noch sichtbaren Bronceheerd mäßig erwärmt und als Auskleidezimmer und Aufenthalt von Solchen benutzt wurde, welche die Schwitzbäder zu nehmen gedachten. Ein eiserner Einsatz in diesem Heerde oder vielmehr Kohlenbecken leistete der Hitze Widerstand und ein aus Erzstäben, aufgelegten Ziegeln und darüber gestreuten Bimssteinen bestehendes Fundament trug die Kohlen. Dieses Kohlenbecken, wie solches unter dem Namen braciere noch jetzt in Süditalien heimisch ist, sowie eine unterirdische Luftheizung, welche den hohl gelegten Boden erwärmte, verbreitete eine angenehme Temperatur und gestattete daher ohne die Gesundheit zu gefährden, alle die für uns so auffälligen Operationen vorzunehmen, welche dem Gebrauche des Schwitzbades in der Regel vorangingen.

Hatte man sich, in das Badetuch gehüllt, durch ruhiges Sitzen in der lauen Temperatur in mäßigen Schweiß versetzen

lassen, so ließ man sich, ehe man in das anstoßende Warm- oder Schwitzbad eintrat, von Kopf bis zu Fuß einsalben und sodann fleißig mit dem Strigilis oder Schabeisen bearbeiten, einem vorn hohlen und gekrümmten Instrumente, mit welchem Oel, Schweiß und alle Unreinigkeit vom Körper geschabt wurde. Die Einsalbung wurde oft auch erst nach dem kalten Bade vorgenommen oder wiederholt. Alle diese Vorrichtungen, sowie das schließliche Nägelschneiden, Frisiren und Abtrocknen des Körpers mit leinenen Tüchern, waren Obliegenheiten der Sclaven, denen man auf diese Weise völlig als Object der Behandlung oder Mißhandlung preisgegeben war. Wer dazu nicht seinen eigenen Sclaven mitbrachte, der bei vornehmeren Personen auch das Salböl, den Striegel und die Handtücher in das Bad nachzutragen hatte [1]), den bedienten die im Bade selbst als Salber (unctores) oder überhaupt als Badewärter (balneatores) angestellten Sclaven. Sogar die Kleider ließ man mit kostbaren Parfüms salben, wie denn die späteren Römer eine erstaunliche Zahl von Pomaden, Oelen und anderen Salbstoffen hatten und sie unmäßig in Gebrauch nahmen, während ihre Altvorderen wie die Griechen sich mit Einreibung von reinem Oel begnügten, was für die Gesundheitspflege erforderlich angesehen wurde und dafür auch wirklich dienlich sein mochte. Von dem späteren Mißbrauche legen schon die massenweise uns überlieferten Oelphiolen (die ampullae oleariae) Zeugniß ab, die man in lächerlichem Irrthum lange Zeit sämmtlich als Lacrimatorien oder Thränenfläschchen bezeichnete. Sie zeichnen sich bei sonst mannigfacher Formverschiedenheit durch engen Hals aus, um das Verschütten zu verhüten, besaßen einen Stöpsel und sind aus Glas oder Alabaster gefertigt, wie denn schon die Griechen ihre schlanken und zierlichen Alabaster-

[1]) Im Museum in Neapel befindet sich an einem Ringe hängend, also zum Tragen durch den Sclaven bestimmt, ein vollständiger Badeapparat, nämlich eine mit Kettchen befestigte Oelflasche, mehrere Schabeisen von verschiedener Länge und ein dazu gehöriger Handspiegel.

gefäße zu diesem Zwecke benützten. Ihr Inhalt wurde von den Parfümeriehändlern geliefert, deren es auch in Pompeji gab. Ein besonderes Salbzimmer oder unctorium ist nicht nachweislich und waren solche wohl nur großstädtischen Badehäusern eigen.

Sehen wir uns nun in dem pompejanischen Tepidarium um, so fällt uns sogleich seine heitere Eleganz in die Augen. Der Fußboden ist weiß mosaicirt und von schwarzen Rändern eingefaßt, das Deckengewölbe mit prächtigen Stuckreliefs und weißer Malerei auf rothem und azurblauem Grunde geschmückt und zwar in reichster Variation, indem die Reliefs von Amoretten, Hieroglyphen, Delphinen und anderen mythologischen Gestalten bald in großen Feldern angebracht, bald von eleganten Cassetten und farbenfrischen Rändern eingeschlossen sind. Schablonen wurden selbst bei sich wiederholenden Ornamenten nirgends angewendet. „Man verfolge, sagt Burckhardt, den großen weißen Rankenfries und man wird die sich entsprechenden Pflanzenspiralen, je die vierte, jedesmal abweichend und frei gebildet finden [1])." Die Wände sind unten hochroth bemalt und der schöne korinthische Karnies darüber wird von Terracottastatuetten, sogenannten Atlanten oder Telamonen, getragen, welche mit Nischen abwechseln und somit nicht nur als stützende Karyatidenfiguren, sondern zugleich als Einfassung der Nischen erscheinen. Alles das giebt ein Ensemble, das diesen Saal zu dem schönsten unter den Thermen macht, wie er ohnehin als Centrum der ganzen Anlage und wegen seiner längeren Benützung der wichtigste Raum genannt werden darf.

Was die Einrichtung betrifft, so waren die vorerwähnten Nischen offenbar zur Aufnahme des Badeapparates, sowie zum Ablegen der Kleider bestimmt, so lange der Besitzer im Schwitzbade abwesend war. Zum Sitzen waren an die verschiedenen Saalwände drei Broncebänke vertheilt, deren Sitz uns den

1) Burckhardt, „Cicerone" S. 59.

Namen ihres Schenkgebers, des M. Nigidius Vaccula, verkündigt mit dem Zusatze P. S., welcher bedeutet, daß Vaccula die Bänke pecunia sua d. h. aus eigenen Mitteln gestiftet habe. Als Erinnerung an seinen Namen hatte Vaccula die Bänke mit Kuhfüßen und den Bronceheerd, der gleichfalls sein Geschenk ist, mit dem Relief einer Kuh versehen lassen, sichtbare Wappen seiner Eitelkeit. Für die Erleuchtung des Tepidariums war in gleicher Weise wie im Apodyterium durch ein Fenster auf der Südseite gesorgt.

Doch besuchen wir den letzten Saal mit den warmen Bädern und den Schwitzbädern, das Caldarium oder Sudatorium. Wie vom Apodyterium ins Tepidarium, führte auch von diesem in das Caldarium eine Flügelthür mit etwas schräg gestellten Pfosten, damit sie sich durch ihre eigene Schwere schließe und die Temperaturvermischung möglichst beschränke. Das Caldarium, der längste von den drei Sälen, ist kunstloser als das Tepidarium ausgeschmückt und entbehrt insbesondere der Malerei, da diese der feuchten Hitze bald zum Opfer gefallen wäre, doch machen die flachen, cannelirten Wandpfeiler, sowie die Stuckrippen, welche in dichter Reihe die gewölbte Decke umspannen, einen ganz artigen Eindruck. Zugleich erfüllen diese Rippen, da sie naturgemäß mit eben so vielen Rinnen abwechseln, den praktischen Zweck, von den aufgestiegenen Dämpfen einen Wasserablauf nach den Wänden zu bewirken. Seiner Bestimmung als Schwitzbad entsprechend ruhte der mosaicirte Fußboden gleichsam schwebend auf den niederen Thonpfeilern, den sogenannten suspensurae, zwischen denen die Hitze von den anstoßenden Feuerungsplätzen ungehindert einherwogte. Eine moderne Bodendiele, welche zurückgeschlagen werden kann, gewährt jetzt an Ort und Stelle einen interessanten Einblick in das Souterrain und die Einrichtung dieser suspensurae[1]). Auch die Wände waren hohl gelegt,

[1]) Die suspensurae (Hohllegung des Bodens durch kleine Pfeiler) waren eine Erfindung des auch als Austernzüchter bekannten Sergius

indem sie durch eine Doppelwandung von vier Zoll Abstand einen rings den Saal umgebenden Hohlraum hinter sich hatten, in welchem sich vom Ofen aus die heiße Luft verbreiten konnte. Man bemerke dabei, daß diese Luftheizung nicht durch unterirdische Röhrenleitung, eben so wenig aber durch unmittelbaren Dampfeinlaß bewerkstelligt wird, so daß die römischen Sudatorien weniger in den russischen und anderen Dampfbädern als vielmehr in den türkisch-irischen Bädern ihre moderne Nachbildung gefunden haben. Die römische sudatio ist ein durch trockene heiße Luft wirkendes Schwitzbad von ähnlicher Wirkung wie die bajanischen Bäder des Nero.

Zum Zweck des Schwitzens setzte man sich auf eine der Bänke im Saale, die vermuthlich terrassenförmig sich hinter einander erhoben, um durch allmähliches Aufsteigen einen höheren Wärmegrad zu gewinnen. Da Broncebänke nicht nur von der Feuchtigkeit angefressen, sondern auch schwerer zu durchwärmen gewesen wären, so waren die Bänke nur aus Holz gefertigt, was ihren Untergang erklärlich macht. Dagegen sind jetzt noch an dem einen erhöhten Ende des Saales, in der halbkreisförmig ihn abschließenden Nische ein rundes Marmorbecken, am entgegengesetzten Nordende aber eine große viereckige Badewanne zu sehen, die in den Boden eingelassen und mit Marmor ausgeschlagen ist. Jenes Becken, das labrum, das auf einem breiten runden Tuffpfeiler ruht und bei etwa zwei und ein halb Meter Durchmesser höchstens 25 Centimeter Tiefe hat, war mit Kaltwasser gefüllt, das aus einer Bronceröhre in der Mitte des Beckens emporsprudelte. Man benetzte sich damit den erhitzten Kopf, ehe man die schwüle Atmosphäre des Sudatoriums verließ. Eine Bronceinschrift auf dem Rande des Beckens besagt, daß es zufolge Decurionenbeschluß von den Duumvirn Cnejus Melisseus Aper und Marcus Stajus

Orata. Den Bau von Villen, die mit solchen Schwitzbädern ausgestattet waren, trieb er eben so gewerbmäßig, wie die Austernzucht. (Plin. IX, 79; Makrob. III, 8.)

Rufus um den Preis von 750 Sesterzen d. i. etwa 120 Mark zur Ausführung gebracht worden sei. Mehrere Erklärer bringen diese offenbar nur dem Becken als Rahmen dienende Nische mit dem in römischen Bädern oft erwähnten „Laconicum" in Verbindung. Es war dieses Laconicum nämlich ein halbkreisförmiger Abschluß oder ein rotundenförmiger, selbständiger Anbau des Schwitzsaales, woselbst in Folge besonderer Heizung die Hitze noch größer als in letzterem war. In Pompeji ist jedoch keine Einrichtung erkennbar, welche in der Nische eine andere Temperatur als die im Saal herrschende hätte herstellen sollen. Man thut deshalb wohl anzunehmen, daß die Thermen in Pompeji überhaupt kein Laconicum besaßen. Während der ganze Saalraum sich als Schwitzbad darstellt, lag am Nordende das warme Wasserbad, die calda lavatio, in Gestalt des genannten viereckigen Bassins, welches den Namen alveus, calida piscina oder auch baptisterium führte. Auf zwei äußeren Stufen und einer Stufe innerhalb des Bassins stieg man ein und badete, wie in unseren Badewannen, sitzend, woran die nur zwei Fuß betragende Tiefe keinen Zweifel läßt. Der Wasserzufluß erfolgte aus einem Winkel der Wanne unmittelbar aus dem Kessel des Anbaus. Als eine auffällige Erscheinung muß hervorgehoben werden, daß die Fensterstellung, soweit sie sich erhalten hat, durchaus der Symmetrie entbehrt, indem die vier vorhandenen Deckenöffnungen sämmtlich von verschiedener Höhenlage und Größe sind. Wie es scheint wollte man dadurch Gegenzug vermeiden, falls die Oeffnungen zum Ablassen der übermäßigen Hitze ganz oder theilweise offen gehalten wurden. Vielleicht sollte dadurch auch, wenigstens durch das etwas nach links gerückte Rundfenster des Nischengewölbes, der Eintritt der Sonnenstrahlen regulirt werden.

Diesen jetzt noch zugänglichen Baderäumen müssen wir als weiteren Bestandtheil der Thermen der Vollständigkeit wegen noch den hinter jenen gelegenen, eingangs erwähnten Hof hinzufügen, der jetzt nicht mehr gezeigt wird. Der Haupttheil des-

selben ist auf zwei Seiten durch dorische Säulen, auf der dritten Seite durch einen gedeckten Gang, auf der vierten durch die Mauer der benachbarten Ladenwohnungen abgegrenzt. Der so geschaffene Mittelplatz war entweder als Garten angelegt oder, was wahrscheinlicher ist, mit Sand bedeckt und zur Palästra d. h. zum Ballspiel und zu leichteren gymnastischen Uebungen bestimmt, wodurch man sich auf den Genuß des Bades vorzubereiten pflegte. Der Umgang um diesen Platz war als ambulatio der Aufenthalt für diejenigen, welche sich durch Lustwandeln und Conversation die Zeit verkürzten, während Andere die Bekanntmachungen lasen, die an die Wände des Porticus angemalt waren. Wer sich vor oder nach dem Bade ausruhen wollte, der nahm auf den steinernen Sitzen der anstoßenden Exedra Platz, einer vorn offenen, überwölbten Halle, die von Frigidarium und Caldarium eingeschlossen wird und sich mit dem Rücken an das Tepidarium lehnt. In einer Büchse, die man nebst einem Schwerte im Hofe fand, haben wir die Sammlerbüchse des Portiers zu erkennen, in welche das Badgeld floß.

Alle diese bisher geschilderten Räume repräsentiren zusammen das Männerbad. In einer Seitenabtheilung des ganzen Gebäudecomplexes und zwar in der Ecke zwischen dem vicolo und der strada delle terme besitzen wir jedoch ein besonderes **Frauenbad**, das in der Anlage dem Männerbade entspricht, daher keiner näheren Beschreibung bedarf und wohl auch aus diesem Grunde dem Publicum vorenthalten wird. Uebrigens war es weit kleiner und viel ärmlicher eingerichtet, aus welchem Umstande Manche ein Armen- oder Sclavenbad in ihm erkennen wollten. Allein die Literatur weiß Nichts von besonderen Sclavenbädern oder Freibädern für Arme, während sie uns von Frauen berichtet, welche die Thermen besuchten. Anfänglich badeten in Rom Männer und Frauen zu verschiedenen Zeiten in denselben Badeanstalten, welch störender Brauch mit der zunehmenden Zahl der Thermen bald

genug in Abgang kam. Nun lesen wir zwar von einem späteren Zusammenbaden von Männern und Frauen. Da wir aber nicht den mindesten Anlaß haben, diese seit den Zeiten Neros in Rom herrschende, von Hadrian und späteren Kaisern erfolglos bekämpfte Unsitte willkürlich auf andere Städte auszudehnen und da selbst in Rom diese Unsitte nur von schamlosen Frauen genährt wurde, was ist da natürlicher als auch ohne ausdrückliche Zeugnisse schon frühe Frauenbäder vorauszusetzen? Somit dürfen wir mit Recht jene Abtheilung der pompejanischen Thermen als ein Frauenbad betrachten. Zwischen diesem und dem Männerbad lag, beiden dienstbar, der Heizplatz, welcher jetzt sowohl von der Bäderstraße, als durch einen langen Gang vom Apodyterium her betreten werden kann. Ein Heerd, zwei Kessel und ein viereckiges, jetzt noch wasserhaltiges Reservoir bilden hier die gesammte Wärm- und Wasserversorgungsanstalt. Ein kleiner Hof dahinter ist als Stapelplatz für Brennmaterial anzusehen und führt mittelst einer Treppe auf das flache Dach der Thermen, von wo man zum Schlusse der Bäderbesichtigung einen interessanten Ueberblick über die ganze Badeanlage gewinnen kann.

Doch nun auch ein Wort über die stabianischen Thermen, welche auch die „neuen" heißen, nicht mit Rücksicht auf das Alter der Erbauung, da sie in den ältesten Stadttheilen liegen und sogar nach urkundlichen Anzeichen früheren Ursprungs als die eben geschilderten sind, sondern mit Bezug auf ihre spätere, erst 1858 vollendete Ausgrabung. Vor den alten Thermen verdienen sie nicht nur durch Größe und Eleganz, sondern auch dadurch den Vorzug, daß sie neben manchen dort fehlenden Räumlichkeiten ein vollständiges Doppelbad enthalten, so daß ihre Besichtigung trotz der Wiederholung der Grundformen dennoch eine genußreiche Erweiterung unserer Anschauungen bietet.

Durch das Vestibül des Haupteingangs eintretend stehen wir in der Paläſtra, einem weiten, oblongen Hofe, welcher auf der rechten Langseite von schmucken Säulenhallen umgeben ist.

Dieser Porticus hat auf seiner Vorderseite längs der Wand einen bequemen Steinsitz für müßige Zuschauer und setzt sich an der Rückseite des Hofes ein Stück weit durch Pfeiler fort. An der Wand zur Linken entdecken wir rasch ein offenes, 132 Quadratmeter großes und zwei Meter tiefes Schwimmbassin, welches mit weißem Marmor ausgelegt war und offenbar zur Benützung der Palästra gehörte. Bekanntlich waren die Palästren eben so wie die später und nur großartiger angelegten Gymnasien bei den Griechen die Uebungsplätze für Ring- und Faustkämpfe und gingen als solche gymnastische Spielplätze auch zu den Römern über, bei denen sie in enge Verbindung zu den Bädern traten. Auf eine derartige Verwendung des Hofs deutet auch der breite Streifen Tuffpflaster, der sich dicht vor dem Bassin und den Gemächern hinzieht und auf dem man zwei schwere Steinkugeln ausgrub. Es ist also möglich, daß wir hier ein Sphäristerium vor uns haben, obgleich die Kugeln augenscheinlich nicht geworfen, sondern gerollt wurden. Zwei Gemächer, an Größe gleich und sowohl nach der Palästra, wie nach dem Bassin sich mit weiten Bogenthüren öffnend, schließen beiderseits diese natatio ein und führen auf Stufen ins Wasser hinab, so daß man nicht nöthig hat, unmittelbar von dem Sphäristerium ins Bad zu steigen. Das vordere Gemach steht außerdem mit einem schmucklosen Apodyterium in der Hofecke in Verbindung, das an eisernen Wandhaken kenntlich ist, woran kleine Schränke für die abgelegten Kleider befestigt waren. Aus dieser Lage schließt Overbeck auf eine Konistra, woselbst man sich durch Einölen und Einstäuben auf die Uebungen der Palästra vorbereitete, während er in dem zweiten Seitengemache ein inschriftlich erwähntes Destrictorium d. h. den Raum vermuthete, in welchem man nach beendigter Gymnastik Staub und Schweiß mit dem Schabeisen zu entfernen pflegte. Letzteres Gemach enthält auf der Rückwand eine Nische für eine Statuette, unter welcher zum Zweck von Abwaschungen ein Bleirohr einen

Strahl ausspie, und ist mit heiteren Fresken bedeckt, welche einen mit Sphinxen, Nymphen und Satyrn gefüllten Garten darstellen. Die Pygmäen und Krokodile am Sockel sollten wohl an die Zauberwelt Aegyptens erinnern, indem viele Alexandriner das Bad benützten und unterstützten.

Wenden wir uns zur Rückseite des Hofs gegen Norden, so präsentiren sich hier zwei vorn offene, in einander gehende Hallen wenigstens äußerlich als Exedren, neben ihnen aber führt eine Thüre zu den Latrinen und vermittelst eines gewölbten, durch runde Deckenlöcher erhellten Ganges in vier kleine Zeilen, die aus ihren gemauerten Wannen zu schließen ungeachtet ihres unappetitlichen Aussehens als Einzelbäder (solia) benützt wurden. Sie sind nur durch die Thüren und so schwach erhellt, daß sie nur mit Lampenlicht benützt werden konnten, wie dies auch durch kleine Nischen bestätigt scheint. Nehmen wir die rechte Seite des Hofs, so finden wir dort nach hinten einen mit dem Porticus durch eine Thüre in Verbindung stehenden Vorplatz, der zu den Heizungen und zu dem zweiten Bade Zutritt gewährt, im Vordergrunde aber, zunächst dem Haupteingange, beginnt das Hauptbad sich auszubreiten.

Dies die Umgebung der Palästra, die wir uns nicht freundlich genug vorstellen können. Bildeten doch die unten roth, oben weiß bemalten Säulen mit ihren cannelurartigen Einritzungen, ihren an die dorischen erinnernden Phantasiecapitälen und ihrem bunt gefärbten Architrav einen trefflichen Contrast zu den rothbemalten, gelbumsäumten Wandfeldern des Porticus, während die stellenweise noch erhaltene Mauer des Obergeschosses, so wie diejenige der angrenzenden Gemächer fast mit einer Ueberfülle von Stuckreliefs geziert war und zum Theil noch ist. Als eine Probe der letzteren finden wir an der Außenseite der Mauer zur Linken ein aus Säulen, Treppen, Gesimsen und Guirlanden aufgebautes Architekturstück, in das mythologische Figuren wie des Zeus und Silen oder Scenen wie des Hylasraubes auf die willkürlichste aber auch eleganteste

Weise verwoben wurden. Die ganze luftige Composition, in welcher der Gedanke an Tempel und Votivbilder nur ganz entfernt anklingt, entspricht trefflich der träumerischen Gedankenwelt, die sich, wie jene Compositionen, gleichsam ins Unendliche fortbauend unter dem wolkenlosen Blau des italischen Himmels in unserer Phantasie entwickelt.

Das erwähnte Hauptbad wird von der Palästra aus durch ein Vorgemach betreten, an welches sich rechts ein mit einer Steinbank versehener Gang und eine Celle für die Badewärter anschließen. Dieses Vorzimmer, das den alten Bädern abgeht, ist das prächtigste des Gebäudes, indem bunte Arabesken auf rothem Grunde von den Wänden, farbige Stuckreliefs von weiblichen Gestalten, Amoretten und Thierfiguren in runden oder achteckigen Cassetten uns von dem Deckengewölbe aufs Reizendste entgegenstrahlen. Das runde Frigidarium links davon entspricht genau und sogar in Bezug auf die Bemalung der Wände mit Gesträuch und Vögeln dem der alten Bäder, eben so annähernd das Apodyterium, das geradeaus liegt, und das Tepidarium und Caldarium, die von letzterem aus zugänglich sind und einander folgen. Das Apodyterium, das vermittelst eines Wartezimmers für die Sclaven Verbindung mit der stabianer Straße hat, übertrifft das früher geschilderte nicht nur durch Reichthum an zierlichen Stuccaturen, sondern auch architektonisch durch vorspringende Steinpfeiler, auf denen breite Gurtbögen sich spannen und ihrerseits wieder mit Arabesken und Figuren aller Art bedeckt sind, z. B. mit Nymphengestalten, welche Delphine halten, deren Schwanz in Arabesken übergeht. Die Kleidernischen, die wir früher im Tepidarium fanden, kehren hier im Apodyterium wieder und sind unten von einem kräftigen Gesimse, oben von einem zierlichen Karnies eingefaßt. Natürlich fehlen auch nicht die nothwendigen Steinsitze längs den Wänden. Das einfacher gehaltene und ziemlich zerstörte Tepidarium hat ungewöhnlicher Weise eine Badewanne für laue Bäder, welche durch

einen unten befindlichen Ofen unmittelbar erwärmt wurde. Durch den eingestürzten Fußboden blickt man in die suspensurae hinab. An das Caldarium, dessen Einrichtung der bei den alten Bädern beschriebenen völlig analog ist, reiht sich die Heizanstalt, welche, beide Badeabtheilungen des Gebäudes von einander sondernd, auch beide zugleich mit dem nöthigen Wasserzufluß versorgte. Demgemäß folgen sich von hier aus die Localitäten der zweiten Badeanlage in umgekehrter Reihenfolge.

Um dahin zu gelangen, wird man — will man nicht der natürlichen Anordnung zuwider über das Schuttwerk hinüberklettern — von dem kürzlich verlassenen Apodyterium aus einen langen Gang betreten, der an der Heizung vorüber in den früher erwähnten Vorplatz und von da in das dortige Apodyterium führt. Die von außen kommenden Badenden schlugen freilich einen directeren Weg ein, indem sie entweder von der Lupanergasse oder von der stabianer Straße, jedoch gleichfalls vermittelst langer Corridore, im Apodyterium sich einstellten. Dieses wie überhaupt die ganze zweite Badanlage ist sehr einfach ausgestattet. Das Kaltwasserbad ist mit dem Apodyterium dadurch vereinigt, daß ersteres in Gestalt eines viereckigen Bassins in der Saalecke Platz nahm. In dem entgegengesetzten Winkel befindet sich die Thüre ins Tepidarium, das bemerkenswerth von dem Herkommen abweicht, indem nicht nur der Boden, sondern auch die Wände mit Hohlräumen zur Circulation der heißen Luft versehen waren, wie sich dies von dem anstoßenden Caldarium von selbst versteht. Diesem ist der meiste Schmuck zu Theil geworden, sofern gelb bemalte flache Pilaster, über einem Marmorsockel sich erhebend, hier die rothen Wandflächen einfassen und gewiß die beste Wirkung hervorbrachten. Auch ist der weiße Mosaikboden feiner als im Tepidarium. Die mit weißem Marmor ausgeschlagene Badewanne, an welcher sogar die Ab- und Zuflußöffnungen zu sehen sind, scheint nur des Gebrauchs zu warten und läßt noch die Spuren frischer Ausbesserung erkennen.

Doch was bedeutet diese zweite Abtheilung? In der Regel wird sie für das Frauenbad gehalten, obwohl es nicht an Stimmen fehlt, die aus Courtoisie für das schönere Geschlecht diesem auch die schönere Abtheilung zuerkennen. Doch ist diese geschlechtliche Unterscheidung überhaupt fraglich, da der ganze Doppelbau durch mehrere Thüren in so intimer Beziehung mit der Palästra steht, daß man gut thun wird, denselben für das männliche Geschlecht allein zu reserviren. In diesem Falle scheint uns das Annehmbarste, die beiden Bäder nicht blos aus dem Erweiterungsbedürfnisse herzuleiten, welches neben dem älteren, sogenannten Frauenbad bei gesteigerter Frequenz zu dem Auskunftsmittel einer zweiten Badanlage griff, sondern auch aus dem Bedürfnisse, neben dem letztbeschriebenen, einfachen Bade noch ein solches zu besitzen, das einen aristokratischeren Charakter trug und gegen Zahlung eines höheren Badegeldes den besseren Classen vorbehalten war. Uebrigens scheiden wir von den stabianer Thermen gerne mit dem Bewußtsein, daß diese Frage sich nicht mit absoluter Sicherheit lösen läßt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Isistempel. Die Theater.

Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis zu des Himmels Blau.

Schiller.

In geringer Entfernung von den zuletzt betrachteten stabianischen Thermen erschließt sich uns eine gleichfalls sehr anziehende und für die Kenntniß des damaligen öffentlichen Lebens höchst bedeutsame Region in dem Theaterquartier, zu welchem auch der Isistempel zählt. Einen solchen in Pompeji zu finden, kann nichts Auffälliges haben, nachdem schon Neapel und Pozzuoli uns überzeugten, wie die ägyptischen Gottheiten Isis und der in den Serapis verwandelte Osiris auf der italischen Halbinsel und namentlich am Golfe von Neapel dank dem hellenistischen Gewande, das ihnen unter den Seleuciden in Alexandrien verliehen wurde, schon frühe Eingang gefunden hatten. In Rom zu Sullas Zeit eingeführt, während der Republik und sogar noch unter Tiberius mehrfach bekämpft und verboten, wurde ihr Cultus von den Kaisern, besonders von Domitian und Caracalla, mehr und mehr begünstigt und wußte sich eine solche Geltung zu verschaffen, daß er in allen volkreicheren Städten zu einer förmlichen Modesache wurde.

Zur Erklärung dieser Erscheinung und überhaupt des ganzen damaligen Religionssynkretismus genügt es nicht, auf

die Mischung der römischen Bevölkerung mit fremden und vorzüglich auch alexandrinischen Elementen hinzuweisen, vielmehr muß der gesammte religiöse Volkszustand, das sichtliche Schwinden wahrer Religiosität, das sich in Literatur und im praktischen Leben kundthat und bald in Frivolität, bald in Skepticismus äußerte, es muß die allmähliche Auflösung des alten Götterglaubens, die in Folge pantheistischer oder mythologischer Verflüchtigung statthatte, dafür verantwortlich gemacht werden. Die ererbte römische Pietät konnte theils der vorwiegend ästhetischen Weltanschauung, theils der Philosophie der Hellenen eben so wenig widerstehen, als die ursprüngliche römische Sittenstrenge den Versuchungen, welche der Glanz der aufgehenden Weltherrschaft mit sich brachte. Religiös angelegte und durch das Bestehende nicht befriedigte Gemüther fühlten sich mystisch gestimmt und zu den geheimnißvollen Schauern ungewöhnlicher Culte hingezogen, wobei gerade der Isis- und Serapisdienst mit seiner vieldeutigen Symbolik einen mächtigen Reiz übte [1]. Aber auch pantheistisch denkende Geister fanden hier ein verwandtes Element, denn wie Serapis in seiner ausgedehnten Bedeutung allmählich fast alle griechisch-römischen Götter verschlang, so gestaltete sich auch die große „millionennamige" Isis, die ursprünglich nur in der bescheidenen Rolle der Demeter auftrat, zu einer absoluten Allgöttin mit der unverkennbaren Tendenz, die gesammte weibliche Götterwelt zu ersetzen und zu verdrängen. So entwickelte sich eine Religionsform, welche bei ihrer Theilung des Naturprincips in ein männlich-schöpferisches und in ein weiblich-empfangendes Princip dennoch die gleiche Symbolik vertritt und bei ihrer innigen Beziehung auf einander weniger als Dualismus denn als verschwommener Monotheismus oder als Pantheismus aufzufassen ist, wie es denn auch nicht Sitte war, der Isis und dem Serapis in derselben Stadt getrennte Tempel zu errichten. Wie jedoch bei Serapis in der Römer-

[1]) Ueber diese Symbolik vergl. Preller, „Röm. Mythol." S. 723 ff.

welt seine Bedeutung als Heilgott vorherrschte, so wurde andererseits Isis hauptsächlich als Schützerin der Schifffahrt und als Heilgöttin für Frauen und von Frauen angerufen, was nach den gefundenen Votivbildern auch in Pompeji der Fall war [1]).

Im Vergleich mit der soeben erörterten hohen Würde der Isis oder auch im Vergleich mit dem früher betrachteten puteolaner Serapistempel entspricht das 1765 ausgegrabene pompejanische Heiligthum der Isis keineswegs unseren gerechten Erwartungen. So schön der Tempel auch einst mit Stuck und Farbe herausgeputzt war, jetzt in seiner Nacktheit giebt er sich als einen sehr unbedeutenden, theilweise stilistisch barocken Ziegelbau von geringem Umfang zu erkennen. Numerius Popidius Celsinus, welcher nach einer renovirten, im Original im Museum befindlichen Inschrift über dem Eingang den durch Erdbeben eingestürzten Tempel auf seine Kosten wieder aufbauen ließ, hat demnach keine allzu großen Opfer gebracht, wurde aber dennoch zum Danke dafür, wie es daselbst heißt, von den Decurionen im Alter von sechs Jahren ihrem Collegium beigeordnet, was voraussetzen läßt, daß die betreffende Stiftung dem jungen Popidius von seinem Vater oder Vormund eingegeben wurde.

In der Mitte des oblongen Tempelbezirks erhebt sich, durch eine Freitreppe von acht Stufen zugänglich, das eigentliche Heiligthum, in ein von vier Front- und zwei Seitensäulen umgebenes Vestibulum und in die innere Cella geschieden, in deren Hintergrund auf hoher gemauerter Basis das Bild der Göttin stand. Kopf, Füße und Hände des Bildes waren von Marmor, der übrige Körper von Holz und mit Stoffen bekleidet. Besagte Basis ist als niedrige Kammer unterhöhlt, diente aber sicherlich nicht, wie Manche wollen, als Priesterversteck, um von hier aus trügerische Orakel zu erlassen, sondern,

1) Die Geheilten stifteten Votivbilder in solcher Masse, daß nach Juvenal (IX, 28) die Maler von der Isis ernährt wurden.

wie man nach den zwei Thüren vorn annehmen muß, eher als Bewahrort für die heiligen Geräthschaften. Der Priester trat durch eine kleine Seitentreppe in die Cella ein und öffnete hier von innen aus bei Beginn des Gottesdienstes die Thüre, welche diese von der Vorhalle abschloß, um während der Ceremonien das Bild der Göttin dem Anblick der unten versammelten Gemeinde auszusetzen. Neben dieser Thüre ist beiderseits je eine Nische angebracht und wohl für Götterstatuen bestimmt gewesen. In einer ähnlichen Nische auf der äußeren Hinterwand der Cella fand sich noch eine bemalte und vergoldete Bacchusstatuette aus Marmor, welche sich inschriftlich als Geschenk des Popidius Ampliatus, des muthmaßlichen Vaters des vorerwähnten Popidius Celsinus, zu erkennen giebt. Ein Piedestal bei der Haupttreppe trug eine mit Hieroglyphen bedeckte Inschrifttafel, die jedoch ihrem Inhalte nach mit dem Isiscultе in keinerlei Beziehung steht, also nur des täuschenden Gepränges wegen hier ausgestellt war.

Wie andere Sanctuarien ist auch das Isisheiligthum von einem Porticus umgeben, der mit den Umfassungsmauern parallel läuft und ein breites Ambulacrum bildet. Dessen Wände waren einst über einem mit landschaftlichen und Marinestücken erfüllten Sockel mit großen Architekturen bemalt, doch bemerkte man auch auf den Isiscult bezügliche Darstellungen wie z. B. den Anubis mit dem Hundskopfe, den Erzeugten des Osiris und begleitenden Wächter der Isis oder einige Isispriester mit Eimern und Sprengwedeln in den Händen. In unläugbarer Verbindung mit der Bedeutung des Tempels steht auch die der Haupttreppe gegenüberliegende Mauernische, welche das gemalte Bild des lotosbekränzten Harpokrates enthielt, des Lichtgottes, welchen Isis dem Mythus zufolge von Osiris in der Unterwelt empfangen hatte[1]). Dem Eingange zunächst entdeckte man zwei von dem Duumvirn Longinus gestiftete

[1]) Preller a. a. O. S. 724.

Weihwasserbecken und den Sockel eines Opferstocks nebst einigen Broncemünzen, welche für die Göttin gespendet wurden.

Außer dem eigentlichen Heiligthum enthält die von dem Porticus eingeschlossene Area mehrere Localitäten, denen sich vorzugsweise unsere Neugierde zuwendet. Die erste ist eine von einem Giebel bedeckte, außen mit Stuckreliefs und Stuckpilastern bedeckte Kammer mit gewölbtem Eingang, die dem in den Tempel Eintretenden gerade gegenüber liege. Sie führte zu einem Souterrain, wahrscheinlich zu einem jetzt verschütteten Bassin hinab, woselbst vor Beginn des Gottesdienstes und auch sonst die heiligen Waschungen vorgenommen wurden. Vor diesem „Purgatorium" befindet sich der Brandopferaltar und ihnen gegenüber eine viereckige Ummauerung, welche jetzt das Ansehen und den Zweck eines Brunnens hat, weil man nach Durchbruch des Bodens in den unten vorbeifließenden, von Fontana gezogenen Canal hinabblickt. Bei der Ausgrabung fand man jedoch einen Boden und auf ihm die Reste verbrannter Baumfrüchte, welche es wahrscheinlich machen, daß der Ort ursprünglich als Aschengrube benützt wurde.

Sehen wir uns schließlich außerhalb des Tempelhofes um, so gewahren wir hinter dem Purgatorium mehrere Gemächer, welche auf den Porticus münden und sich unschwer als Priesterwohnungen darstellen. Eines derselben giebt sich wegen des gemauerten Heerdes als Küche zu erkennen, ein anderes enthielt das Skelett eines Priesters, der bei der Katastrophe eingeschlossen sich vergeblich mit der Hacke einen Ausweg zu bahnen versuchte. Eine Treppe in dem hintersten dieser Gemächer soll ins Theater geführt haben. Weiter sind zwei geräumige Säle zu erwähnen, welche an die Hinterseite des Tempelhofes stoßen. Der eine, mit mehreren Nischen und Sacralbildern ausgestattete hat einen Ausgang ins Freie, der zweite, größere wird vom Hof aus durch fünf gewölbte Thüren betreten und zeichnete sich durch prächtigen Schmuck aus. Das Museum bewahrt noch aus ihm zwei schöne Gemälde: Io, mit welcher Isis identificirt wurde,

wie sie von Merkur aus der Gewalt ihres Wächters Argo befreit wird, und die Ankunft der Io in Aegypten, woselbst sie der Nilgott empfängt und auf den Schultern trägt. Jedenfalls diente dieser Saal einem hervorragenden Cultuszweck, sei es als geweihter Schlafsaal für die Incubationen, indem hier hülfesuchende Frauen im Traume die Offenbarung der Göttin erwarteten, sei es daß er zur Einweihung in die Isismysterien und die damit verbundenen Processionen ausersehen war, an denen Vertreter beiderlei Geschlechts in linnenen Kleidern und mit geschorenem Haupte theilnahmen. Bei den Weiheexercitien fand ein stufenweiser Fortschritt statt „durch allerlei symbolische Schrecknisse der Finsterniß und des Todes zum Licht und zur Verklärung mit einem seltsamen Wechsel von sinnlicher Aufregung und geistiger Beruhigung[1])". Daß bei diesem ganzen auf Sinnenreiz berechneten System, bei einer Symbolik, die auf einem Geschlechtsdualismus beruhte, und bei einem Cultus, der es besonders auf Frauen und Mädchen abgesehen hatte, die Sittenreinheit nicht gefördert wurde, darf nicht Wunder nehmen. In der That stand nicht nur der Ort als Stelldichein vieler Libertinen, sondern auch die Priesterschaft wegen ihrer Kuppelei in starkem Verruf[2]), was Bulwer zu seiner bekannten Effectscene zwischen Jone und Arbaces Veranlassung gab.

Die erwähnten Incubationen und Mysterien waren jedoch nur außerordentliche Bestandtheile des Isisdienstes. Für gewöhnlich beschränkte sich der Cultus auf regelmäßige Morgen- und Abendgottesdienste, welche unmittelbar nach Eröffnung oder vor Schluß des Tempels abgehalten wurden. Beide sind in Museumsbildern aus Herkulanum vertreten, aus denen gleichfalls hervorgeht, daß das chorweise Absingen von Hymnen zum Preise der Göttin, das Schwingen der Sistra oder Isisklappern, welches ursprünglich die Wehklage über den Osiris

---

1) Preller a. a. O. S. 731.

2) Juv. VI, 488; IX, 22—26; Prop. II, 19—21; Ovid, ars am. I, 77.

tactmäßig begleitete, später aber gleich dem Abbeten des Rosenkranzes, an das Böttiger erinnert, zu einem gedankenlosen Gebetsacte wurde, und die Besprengungen mit Nilwasser bei diesen Gottesdiensten üblich waren. Außerdem wissen wir von pantomimischen Priestertänzen und Declamationen, von Weihrauch-, Früchte- und blutigen Opfern, von Waschungen und Processionen, endlich auch von dem Vorzeigen des heiligen Kruges, der „als Sinnbild der Entstehung der Dinge aus dem Feuchten" angesehen und verehrt wurde. Büßende mußten knieen und zur Erlangung der Absolution sich durch Geschenke und Opfer loskaufen. Priester und Gemeinde waren durchweg in Leinen gekleidet. Eingeweihte pflegten bei den Versammlungen den Isiskranz von natürlichen oder künstlichen Palmblättern zu tragen, die nach außen gewendet waren, um Strahlen darzustellen und die mystische Verklärung anzudeuten [1]). Man sieht, es mangelte dem Isisceremoniel nicht an anregender und aufregender Abwechslung, die noch durch mehrere Feste gesteigert wurde, darunter das Hauptfest der Isis und des Serapis Ende October oder Anfang November, bei welchem in symbolisch-allegorischen Aufführungen die Geschichte der Isis, ihre Vermählung mit Serapis, ihre Trauer um sein Scheiden, ihre Freude über seine Wiederkehr im Lenze zu poetischem Ausdruck gelangte.

Bei diesem theatralischen Charakter der Isisfeier werden wir in der unmittelbaren Nachbarschaft der Theater keine störende Profanation, sondern eine gewisse Wahlverwandtschaft erkennen und um so lieber von dem einen Schauplatz zu dem andern übergehen. Wurzelt doch auch das antike Theater seinerseits in einer religiösen Festfeier, indem das griechische Drama bekanntlich sich aus dem Auftreten der dionysischen Chöre entwickelte; auch hat es den religiösen Charakter niemals völlig abgestreift, indem nicht blos in den griechischen Dionysien,

---

1) Vergl. Böttiger, „Sabina".

sondern auch in römischen Festen dem Bacchus zu Ehren zeitweilig gespielt wurde. Wenden wir uns also von dem Isistempel zu dem nahen Tempel der Thalia.

Wer einen richtigen Eindruck von den Außenconstructionen des großen Theaters gewinnen will, muß vom Isistempel her oder von den Propyläen des Forum triangulare aus sich annähern, der einzigen Stelle, an welcher die durch starke Arcaden gestützten Einschlußmauern sich erhalten haben. Leider sind letztere gerade hier am niedrigsten, weil sich das Theater nach der Westseite an den Stadthügel lehnt, also nach dieser Richtung einen freistehenden Bau von nur mäßiger Höhe erforderte. Immerhin erheben sich die Arcaden in zwei Stockwerken. Der untere Theil geleitet uns in einen breiten gewölbten Gang, die sogenannte Krypta, und von hier durch mehrere vomitoria d. h. Ein- und Ausgangspforten in den Zuschauerraum. Der Schatten dieser Krypta bietet uns einen jener einladenden Ruheplätze, welche kein Pompejibesucher zu verschmähen pflegt. Mit einem Blick des Wohlgefallens überfliegen wir von hier aus die weite Cavea und haben uns rasch soweit orientirt, um zu erkennen, daß wir uns auf der obersten Stufe des mittleren Ranges befinden, während die höchstliegenden, großentheils für das zarte Geschlecht aller Stände reservirten Sitze über der Krypta zu suchen sind. In den concentrisch sich über einander aufthürmenden Sitzreihen, 29 an der Zahl, unterscheiden wir nämlich nach Maßgabe der sie unterbrechenden praecinctiones oder Rundgänge drei Stockwerke, ein unteres durch Brüstungsmauern abgegrenztes von vier breiten Stufen, die zur Aufnahme von Bisellien bestimmt waren, das erwähnte mittlere und endlich das schmale obere Stockwerk, zu dem ein zweiter Corridor über der Krypta Zutritt gewährt und das einst mit einer Balustrade versehen war, um das Hinabfallen zu verhüten. Die beiden oberen Rangabtheilungen sind von sechs radienartig dem Mittelpunkte der Orchestra zustrebenden Treppen zerschnitten, deren Stufen dadurch brauchbar und bemerkbar sind, daß sie

nur die halbe Höhe der Sitzstufen erreichen. Letztere lassen meist die Marmorbekleidung vermissen, die übrigens nicht erst nach der Ausgrabung verschleppt wurde, sondern schon bei derselben fehlte, indem auch nach sonstigen Anzeichen das Theater in der Restauration begriffen war. Der hintere Theil der Sitzplatten ist etwas vertieft, um die Berührung der Zuschauer mit den Füßen der höher Sitzenden zu vermeiden. Wem das Sitzen auf kalten Steinplatten im Interesse der alten Pompejaner sanitäre Bedenken verursacht, dem sei bemerkt, daß man diese mit Kleidungsstücken oder mitgebrachten Kissen zu bedecken pflegte. Ein anderes Erforderniß war das velum oder velarium d. h. das Zeltdach, welches zuerst in Campanien in Anwendung kam und das Publicum gegen den Sonnenbrand zu schützen bestimmt war. In der Regel bestand es aus weißer Leinwand, doch bemächtigte sich in Rom bald auch der Luxus desselben, indem z. B. zu Neros Zeit himmelblaue besternte Tücher oder ein andermal ein purpurnes Velum ausgespannt wurden, in welches der Sonnenwagen des Helios gestickt war[1]). Die starken Steinringe, welche sich an der Innenseite der obersten Umfassungsmauern angebracht finden und zum Einstecken von Mastbäumen dienten, stehen offenbar mit dieser Einrichtung in Verbindung. Als Bedienungsmannschaft fungirten in Rom Matrosen, was auch in Pompeji der Fall gewesen sein mochte.

Soviel über die Cavea, in welcher vor achtzehn Jahrhunderten 5000 Pompejaner ihr lärmendes Wesen trieben und hierin schwerlich hinter den Neapolitanern zurückstanden, da man schon damals mit Gelächter und Zwischenrufen, mit da capo, Beifallklatschen und Auspfeifen mißliebiger Personen oder Stücke nichts weniger als sparsam war, ja sogar das Abtreten ungeschickter Schauspieler zu erzwingen wußte, was mit dem Kunstausdruck „ejicere“ bezeichnet wurde. Auch auf

---

[1]) Plin. XIX, 1, 6. — Overb. „Pomp.“ I, 146.

Zuschauer erstreckte sich das unzweideutige Urtheil der Menge, sofern populäre Männer beim Eintritt ins Theater mit Jubelruf begrüßt, gehaßte mit Pfeifen und Pochen empfangen wurden, wie denn überhaupt bei allen öffentlichen Aufführungen der freien Meinungsäußerung ein großer Spielraum eingeräumt war. Das Einnehmen und Verlassen der Plätze war dagegen mit geringer Störung verbunden, denn was ersteres betrifft, so bestanden tesserae oder runde Einlaßmarken, welche, wie mehrere uns erhaltene beweisen, dem Inhaber die Nummern der cavea, des cuneus und des Platzes bezeichneten, und außerdem Theaterdiener, locarii, welche den Eintretenden das Aufsuchen der Plätze erleichterten. Beim Verlassen der Plätze bewährte sich aber die treffliche Einrichtung, daß jeder Rang seine eigenen Vomitorien besaß und die Treppen sich nirgends kreuzten, sondern gerade fortlaufend in die Gänge und ins Freie mündeten [1]). Die nahe liegende Annahme, daß eine solche Cavea für das kleine Pompeji zu großartig angelegt gewesen sei, ist nicht zutreffend, da die scenischen Spiele als ein Geschenk der obersten Beamten an das Volk kein Eintrittsgeld erforderten und deshalb, fremden Zuzug ungerechnet, stark besucht wurden.

Ueber Orchestra und Bühne können wir uns kurz fassen, da wir deren Grundzüge bereits in Herkulanum kennen lernten. Aber wie ganz anders tritt uns alles das im goldenen Glanze des Tages entgegen, was dort im dunklen Schooße der Erde ruht! Auch diesmal haben wir unzweifelhaft ein römisches Theater vor uns, als dessen hauptsächlichsten Merkmale die größere Tiefe der Bühne bei geringerer Erhebung über die Orchestra und die räumliche Reduction der Orchestra anzusehen sind, da diese nach römischer Praxis nicht zu den Chor-aufführungen, sondern als Parket benützt wurde. Auch stimmt die ungewöhnliche Hufeisenform der pompejanischen Area eher mit dem römischen Halbkreis als mit dem griechischen Theater

---

[1]) Es entspricht dies der Vorschrift bei Vitruv (V, 3).

überein, bei welchem Area wie Orchestra sich der Kreisgestalt anzunähern pflegten. Dem gegenüber darf ruhig zugegeben werden, daß manche Elemente, namentlich die gerade Treppenzahl in der Cavea und die Stufen, welche von dem Proscenium in die Orchestra führten, an den griechischen Theaterstil erinnern, ohne daß wir darin mehr als unwesentliche Reminiscenzen und Modificationen seitens des Erbauers zu erkennen hätten. Als solcher stellt sich uns auf einer Marmorplatte des Postsceniums der Architekt Marcus Artorius Primus vor, welcher in augusteischer Zeit lebte [1], und als Stifter der nöthigen Bausummen erscheinen Marcus Rufus und Marcus Celer aus der angesehenen holconischen Familie, deren Statuenfragmente man im Bühnengebäude fand, während ein Sockel auf der ersten Stufe der mittleren Cavea die Statue des Marcus Holconius, ihres muthmaßlichen Vaters, trug [2]. Die Bühne, obgleich zu den tieferen gehörig, ist bei 33 Meter Länge und sechs und einem halben Meter Tiefe nach unseren modernen Begriffen immerhin schmal genug. Genügte diese Einrichtung für die wenigen Schauspieler des Alterthums, so war sie im Interesse der Akustik absolut erforderlich. Die Bühnenwand oder Scena im engeren und gewöhnlichen Sinne des Wortes im Unterschiede von dem Proscenium oder Pulpitum d. h. dem Platz, auf welchem die Schauspieler agirten, steht nur noch in ihren unteren Theilen und hat ihre herrliche Marmorbekleidung und

---

1) Das erste steinerne Theater erbaute erst Pompejus im Jahre 55 v. Chr., worauf unter Augustus das des Marcellus folgte, von welchen beiden noch unbedeutende Ruinen in Rom vorhanden sind. Eine besonders hervorragende Stelle unter den Theaterruinen römischen Stils nehmen diejenigen zu Orange in Frankreich und zu Aspendos in Kleinasien ein. Vergl. Guhl u. Koner S. 503 ff.

2) Fiorelli vermuthet aus der großen Anzahl von Sockeln und Sockelinschriften, welche sich auf die gleiche Person beziehen, mit gutem Grunde, daß so oft ein Beamter eine höhere Würde erlangte demselben blos ein neuer Sockel, nicht aber jedesmal eine neue Statue gewährt wurde (descrizione di Pomp. S. 355).

ihren Statuenschmuck leider vollständig eingebüßt [1]). Bekanntlich ist die antike Scene als Façade des griechischen Königspalastes gedacht und besitzt außer drei Thoren im Hintergrunde noch zwei an den Seitenwänden, doch entsprach diese stehende Decoration bald nicht mehr dem fortgeschrittenen Bedürfniß und so gab es schon in griechischen Theatern neben dieser scena stabilis noch die scena ductilis, gemalte Decorationen, die in zwei Hälften getheilt gleich spanischen Wänden von den Seiten hereingeschoben wurden, und die scena versilis oder die versurae, welche die Stelle unserer Coulissen vertraten. Diese sogenannten Versuren waren dreiseitige Gestelle, welche sich in Zapfen drehten und auf ihren prismatisch mit einander verbundenen Wänden mit verschiedenen Decorationen behängt waren, so daß je nach dem Gange der Handlung dem Publicum im Augenblick eine neue Decoration vorgeführt werden konnte. Für das Bestehen dieser Einrichtung auch in Pompeji zeugten bei der Ausgrabung noch mehrere unter dem Bühnenboden gefundene Steinblöcke mit eingehauenen Zapfenlöchern. Es versteht sich, daß der ganze antike Bühnenapparat mit dem unsrigen sich nicht messen kann, da bei uns die durch die Tiefe der Bühne begünstigte Perspective, die künstliche Beleuchtung und sonstige technische Hülfsmittel aller Art zusammentreffen, um die täuschendsten Effecte hervorzurufen. Wie mühsam wurde nur der Vorhang in römischen Theatern beim Schlusse der Vorstellung emporgewunden und beim Beginne derselben wieder in sein finsteres Bodenversteck gebracht! Indessen wäre es Unrecht, die Leistungen des Alterthums in dieser Hinsicht allzu niedrig zu taxiren, denn schon im Zeitalter der altclassischen

1) In dem im Jahre 52 v. Chr. erbauten hölzernen Theater des Skaurus war der untere Theil der Bühnenwand mit Marmor, der mittlere mit Glasmosaik, der obere Theil mit vergoldetem Getäfel ausgeschlagen und war die ganze Wand mit 360 kolossalen Marmorsäulen und angeblich mit 3000 ehernen Bildsäulen ausgeschmückt. Der Sitzraum faßte 80,000 Menschen.

Tragödie und namentlich unter Aischylos gab es die mannigfaltigsten Bühnenapparate wie z. B. Blitz- und Donner-, Flug- und Schwebemaschinen, und mit welcher Berechtigung könnte man jetzt von dem sprüchwörtlich gewordenen deus ex machina reden, hätte nicht im alten Rom eine besondere Maschine für Göttererscheinungen existirt [1]?

So vielfach die antike Theatereinrichtung von unseren jetzt geläufigen Vorstellungen abweicht, so sehr widerspricht unserem modernen Geschmacke das, was auf den Bühnenbrettern vor sich ging [2]. Hier im Bereiche der auf persönlicher Darstellung beruhenden Kunst liegt der Punkt, wo die Neuzeit sich eines gewaltigen Fortschrittes über das Alterthum rühmen darf, indem sie mit Stolz den Abstand ermißt, der in dramatischer Hinsicht selbst einen Sophokles von einem Schiller, selbst einen Aischylos von einem Shakespeare trennt oder indem sie mit noch größerem Rechte die aus den innersten Tiefen eines idealen Seelenlebens geschöpfte und mit allen Mitteln symphonischer Kunst zum Ausdruck gebrachte Musik eines Mozart in Vergleich stellt zu der primitiven und charakterlosen antiken Musik, welche keinenfalls einer Bühnenhandlung zu folgen vermochte. Doch hätten nur die Römer die classische Tradition ernstlich gepflegt und weitergebildet! Zu der Zeit aber, in die uns der Anblick des pompejanischen Theaters versetzt, war die antike Tragödie tief herabgesunken. Zwar können wir es den Römern und namentlich den heiteren Campanern nicht verargen, wenn die auf hohem Kothurn in langen Schleppgewändern einherschreitenden und ihrer Größe gemäß auch entsprechend ausgestopften

---

1) Vergl. Guhl u. Koner a. a. O. S. 323 ff., welche in ihrem Werke der Abhandlung Lohde's folgten: „Die Skene der Alten" Berl. 1860; ferner Overb. „Pomp." I, S. 152 ff.; Lübker, „Reallex." Art. „Theater" und Pauly, „Realencyklop.". — Die Theatermaschinen erwähnt auch Seneca „Ep." 88.

2) Ueber die dramatischen Aufführungen vergl. insbes. Friedl. a. a. O. II, S. 415 ff. Guhl und Koner S. 703 ff.

Tragödengestalten schon um ihres Costüms willen ihnen abstoßend erschienen und wenn namentlich die häßlichen Tragödienmasken mit ihrer gewaltigen Schallöffnung verdienten Widerwillen erregten. Daß man aber derlei Sonderbarkeiten conservirte und überhaupt immer wieder auf die altgriechischen Stücke zurückzukommen sich genöthigt sah, beweist einen vollständigen Mangel an Originalität, der natürlich einen gleichen Mangel an Interesse zur Folge hatte. Die Versuche, dieses durch glänzende Massenauftritte, durch Herausgreifen einzelner Effectscenen so wie durch stärkere Vertretung von Tanz und Gesang aufzufrischen, wobei oft dieselbe Rolle gleichzeitig von zwei Personen getanzt und gesungen wurde, konnten nur zu immer stärkerer Verwilderung der Tragödie führen, deren Freunde nur in den gebildeten Kreisen zu finden und auch hier zu zählen waren. Größerer Gunst erfreute sich noch die Komödie, die, im engsten Anschluß an die neuere attische Komödie von Ennius, Plautus, Terenz und Anderen ausgebildet, in ziemlich einfacher und nach unseren Begriffen oft ungelenker Verknüpfung der Handlung die Charaktere, Sitten und Zustände der Zeit geiselte, übrigens dem modernen bürgerlichen Lustspiel sich annähert.

In üppigster Blüthe standen dagegen in der Kaiserzeit die atellanae und der mimus, die namentlich als kurze Zwischenspiele sehr beliebt waren, so wie der pantomimus, lauter ihrem Ursprung oder wenigstens ihrer Ausbildung nach dem römischen Wesen eigenthümliche Bühnenspiele. Die Atellane [1]) war ein urwüchsig aus der campanischen Bevölkerung hervorgegangenes, von Provinzialismen wimmelndes Possenspiel, das seine Stoffe aus den Kreisen des untersten bürgerlichen Lebens, aus dem Bauern- und Gewerbestande, entnahm und mit vier bestimmten,

---

[1]) Die atellanae fabulae stammen aus der oskischen Stadt Atella, dem heutigen Aversa bei Neapel, von wo sie über Campanien verbreitet, dann nach Rom verpflanzt und zu Sullas Zeit in die Literatur eingeführt wurden. Ursprünglich Improvisationen wurden sie später von Atellanendichtern ausgebildet.

regelmäßig wiederkehrenden Charaktermasken in Verbindung setzte. Als diese erschienen der Narr Maccus, der gutmüthige, als Sündenbock benützte Greis Pappus, der buckelige Weise Dossenus und der Vielfraß Bucco, Figuren, welche wir merkwürdig zutreffend in dem arlechino, pantaleone, dottore und brighello der heutigen italienischen Pulcinellkomödie wiederfinden. Eben so derbwitzig und possenhaft, dem Stoffe nach den gleichen Kreisen angehörig, wie die Atellane, nur ohne deren stehende Charakterfiguren und in der Haltung noch gemeiner und obscöner war der Mimus, welcher groteske Tänze in die Handlung verflocht, sich am liebsten in Gaunereien und Ehebruchsscenen erging, mit Schimpfreden, Zoten und Prügeln nicht sparsam war und als Zeichen der Zeit selbst die olympischen Götter zum Gegenstande seines Gespöttes machte.

Hatten die Mimen und Atellanen, wie aus dem Gesagten hervorgeht, mit dem kunstmäßigen Drama wenig gemein, so dürfen dagegen die Pantomimen, die aus den in die römische Komödie eingelegten Tänzen hervorgingen, als eigene Kunstgattung angesehen und bei der Meisterschaft, mit der die feinsten Charakterzeichnungen und die verwickeltsten Situationen lediglich mittelst der Geberdensprache durchgeführt wurden, am allerwenigsten mit den Pantomimen verwechselt werden, die uns gelegentlich unserer Jahrmärkte von wandernden Komödianten zum Besten gegeben werden. Die künstlerische Fähigkeit der Pantomimenspieler, welche ihre Zuschauer mitunter zu Thränen hinzureißen verstanden, verdient um so mehr Bewunderung, als ihnen sogar das Mienenspiel durch die vorgelegte Maske versagt war. Somit begreift es sich, wie die Pantomimen von der besseren Gesellschaft in gleicher Weise bevorzugt wurden, wie die Mimen vom Plebs. Den Stoff lieferte diesmal Geschichte und Mythologie und spielten Musik-, Gesang- und Tanzchöre, welche den Vortrag des Schauspielers begleiteten, eine bedeutende Rolle. Doch ging es auch bei den Pantomimen nach dem damaligen Modegeschmack nicht ohne schlüpfrige

Scenen ab, die auch in musikalischer Beziehung durch antike Offenbachiaden entsprechend illustrirt wurden[1]).

Aus den geschilderten Verhältnissen ergiebt sich die Unmöglichkeit, das kleinere Theater, welches wir in Pompeji an der Seite des größeren und zwar unmittelbar an die stabianer Straße grenzend finden, der Komödie oder als Odeon sämmtlichen mit Gesang verbundenen Stücken, das größere aber der Tragödie zuzuweisen, denn abgesehen davon, daß eine derartige einfache Eintheilung sämmtlicher dramatischer Aufführungen kaum angeht, hätte das kleine Theater in diesem Falle dem Bedürfnisse nicht genügen können. Dieses war früher mit einem Holzdache gedeckt, welches auf den vier Einschlußmauern des Theaters ruhte, und bot auf seinen trefflich erhaltenen Travertinstufen Raum für 1500 Zuschauer. Man wird besser thun, es als gedecktes Wintertheater dem größeren Sommertheater gegenüberzustellen[2]). Im Uebrigen zeigt das kleine Theater, welches sich nach einer Inschrifttafel über dem Haupteingang als eine Stiftung der Duumviri Quinctius Valgus und Marcus Porcius kundgiebt, keine erheblichen Abweichungen von dem geschilderten großen, außer daß wir über den Haupteingängen zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum zwei unseren Prosceniumslogen vergleichbare Tribünen finden, welche vielleicht für Priesterinnen reservirt waren, und daß uns da und dort etlicher Sculpturenschmuck in Gestalt von stützenden Telamonen und Löwenfüßen wohlthuend entgegentritt. Beide Theater aber in ihrer geschwisterlichen Vereinigung dürfen nicht nur den schönsten Monumenten Pompejis, sondern auch den besterhaltenen antiken Theaterruinen beigezählt werden.

[1]) „Quintilian meint, daß die weibische und unzüchtige Theatermusik nicht am wenigsten beigetragen hatte, den Rest von männlicher Kraft zu vernichten, den das damalige Geschlecht noch besaß.“ Friedl. a. a. O. III, 248.

[2]) Statius („Silv.“ III, 5, 91) erwähnt die nudi tectique theatri.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Amphitheater. Arenenspiele.

Entmenschtes Rom! zur Wollust ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden.

K. Gerok.

Eine neue Seite des öffentlichen Vergnügungslebens der Römer, und zwar die bezeichnendste, weil zu einer wahren Virtuosität in der Kunst des Mordens gesteigerte[1]), tritt uns in der Gladiatorencaserne entgegen, die sich neben dem Forum triangulare, von dem eine Treppe zu ihr hinabführt, und hinter den beiden Theaterbühnen etablirt hat. Wie um anzudeuten, daß es von rohem Scherz zu blutigem Ernst oft nur ein Schritt ist, gelangt man von den Postscenien unmittelbar durch mehrere bequeme Eingänge in den geräumigen, 55 Meter langen und 44 Meter breiten Casernenhof. Er ist von einem Porticus von 64 roth bemalten, oben cannelirten dorischen Säulen umgeben und könnte auf den ersten Anblick als ein bloßer Anhang zu den Theatern oder, wie neuerdings vielfach geschehen, als forum nundinarium d. h. als der für die Abhaltung des Wochenmarktes bestimmte Platz erscheinen, wenn nicht eine Reihe unwiderleg-

---

1) Ueber das Gladiatorenwesen und die Arenenkämpfe vergl. die angeführten Werke von Göll und Friedländer.

licher Instanzen Garuccis Vermuthung eines ludus gladiatorius oder einer Gladiatorencaserne über allen Zweifel erheben würden. Die Hofwände entlang ziehen sich nämlich und zwar ursprünglich auch in einem oberen Stock eine Menge fensterloser, höchstens vier Quadratmeter großer Zellen, welche nur mit dem Porticus oder einer über diesem erbauten Galerie in Verbindung standen und zu Schlafstätten trefflich geeignet sind. Stimmt dies überhaupt zum Plan einer Caserne, so schließen die nicht gerade bedeutenden Räume jeden Gedanken an eine militärische Garnison aus, weisen dagegen desto bestimmter auf eine Gladiatorenschule hin, für welche nicht nur zahlreiche bezügliche Graffitinschriften und Malereien, sondern vor allen Dingen auch die hier aufgefundenen, reich reliefirten Rüstungen und Waffenstücke Zeugniß ablegen, die jetzt im hintersten Zimmer der Bronceabtheilung des Museums bewundert werden und nach ihrer Eigenart nur Gladiatoren angehören konnten [1]).

Der Haupteingang führte mittelst einer kurzen Gasse von der stabianer Straße in das Hofinnere und in der Nachbarschaft dieses Eingangs befanden sich Küche, Speisesaal und Magazinräume, ferner die breite Haupttreppe, auf welcher man wohl zunächst zur Wohnung des Lanista oder Vogts emporstieg, und neben der Treppe der Carcer, der sich als solcher durch ein schweres und langes Fußeisen legitimirte, wodurch gleichzeitig zehn Sträflinge in den Stock gelegt und theils zur Strafe theils um das Entweichen zu verhindern zum Stillliegen gezwungen werden konnten. Das Museum bewahrt noch dieses interessante Marterwerkzeug, in welchem sich bei der Ausgrabung noch zwei Skelette an den Füßen eingeschlossen fanden. Dagegen beruhen die Angaben von den 63 Gladiatorenskeletten, die man überhaupt im Umfange des Gebäudes entdeckt

[1]) Prächtige mit erhabener Arbeit bedeckte Visirhelme, Beinschienen und Schulterstücke, unter letzteren der eigenthümlich geformte galerus der Retiarier, sind besonders hervorzuheben.

habe, auf einiger Uebertreibung. Immerhin aber ist deren Zahl, da die Fundprotocolle außer mehreren anderen von 34 auf einmal ausgegrabenen Skeletten berichten, sehr hoch und erscheint uns demnach nur dadurch erklärlich, daß man die Gladiatoren im Augenblick der durch die Katastrophe eingetretener Verwirrung zur Verhütung von Fluchtversuchen in ihre Zellen einschloß. Aus den bemerkten Umständen läßt sich bereits ein Schluß ziehen auf die überaus sorgfältige Bewachung und die strenge Zucht, welche in den Gladiatorencasernen statthatte und in Verbindung mit der naturgemäßen Rohheit dieser Klopffechter nach Gölls richtiger Bemerkung das Leben und Treiben daselbst dem eines Zuchthauses ähnlich machte. Geiselung und Brennen mit glühenden Eisen waren herkömmliche Strafmittel und wurde die gehorsame Unterwerfung unter solche Züchtigungen, so wie die unbedingte Preisgebung von Leib und Leben sogar in den Gladiatoreneid aufgenommen, welchen die Neueingetretenen zu leisten hatten. Gute Körperpflege und regelmäßige Diät war übrigens durch diese harte Zucht nicht ausgeschlossen, sondern gleichfalls leitendes Princip der Behandlung.

In Bezug auf die pompejanische Gladiatorencaserne versteht es sich von selbst, daß der vorerwähnte offene Hof als der Fecht- und Uebungsplatz der Gladiatoren anzusehen ist und sollte es dabei Wunder nehmen, daß derselbe in so intimer Berührung mit den Theatern stand, so schwindet auch dieses Bedenken unter der Annahme Overbecks, daß man die Gladiatoren bei großen Theateraufzügen als Statisten zu verwenden pflegte. Anfänglich ließ man die Zöglinge mit Stockrappieren, später mit stumpfen, schweren Waffen fechten, während scharfe Waffen vorsichtiger Weise erst bei wirklichen Aufführungen in der Arena gereicht wurden. Gladiatoren, die ihr erstes öffentliches Auftreten glücklich bestanden hatten, erhielten als Zeichen ihrer Entlassung aus dem Lehrlingsstande ein Elfenbeintäfelchen, worauf ihr Name und das Datum ihres Debüts notirt war.

Gediente Fechter bildeten eine sehr gesuchte und werthvolle Waare und wurden wie jedes andere mobile Eigenthum erworben oder veräußert.

Die Gladiatorenschulen waren theils im Besitze von Gemeinden, theils von Privatpersonen und in letzterem Falle wieder entweder Eigenthum von römischen Großen [1]) oder von Fechtmeistern, die solche gewerbmäßig und aus Speculation unterhielten. Daneben gab es auch kaiserliche Schulen wie in Rom, Capua [2]), Ravenna und Praeneste, über welche ein Procurator aus dem Ritterstande die Aufsicht führte. Die pompejanische Caserne wird ihrer Lage und Ausdehnung nach wohl als Gemeindegut anzusehen sein, doch besaß sie damit keineswegs ein alleiniges Privilegium, da zahlreiche Veranstalter von Gladiatorenkämpfen und in Verbindung damit eben so viele „Gladiatorenfamilien" d. h. Fechterbanden in den öffentlich angeschlagenen Programmen [3]) erwähnt werden. Als solche Familien, wie sie im Bedürfnißfalle gedungen oder nach Anweisung des Festgebers gebildet wurden, erscheinen unter anderen

---

1) So schämte sich Ciceros Freund Atticus nicht, um des Erwerbs willen eine Gladiatorenschule zu unterhalten, wenn jener schreibt (ad Attic. IV, 4): „Du hast eine treffliche Gladiatorencaserne gekauft. Ich höre deine Gladiatoren fechten unvergleichlich. Hättest du sie vermiethen wollen, so hättest du sie durch den Ertrag der beiden neuesten Gladiatorenkampfspiele schon bezahlt machen können".

2) Daneben gab es auch viele Privatgladiatorenschulen in Capua, das hiefür als besonders gesunder Ort galt. Manchmal wurden die Tausende von Gladiatoren daselbst, wie sie unter Spartacus politisch gefährlich wurden, so auch zu politischen Rollen auserseheu z. B. zu Parteigängern für Cäsar und Lentulus (Cäsar, „de bell. civ." I, 14; Cic. ad Attic. VII, 14).

3) Ein solches Programm lautet: A. Suettii Certi aedilis familia gladiatoria pugnabit Pompeis pridie Calendas Junias (31. Mai), venatio et vela. Die letzten, eine Thierhetze und die Ausspannung des Zeltdaches verheißenden Zusätze erweitern sich in einer andern Inschrift zu der Ankündigung: venatio, athletae, sparsiones (Spritzungen), vela erunt.

in Pompeji zu verschiedenen Zeiten diejenigen des Festus Ampliatus, des Claudius Verus, des Lucrezius Valens, des Pomponius Faustinus, des Popidius Rufus und des Aedilen Aulus Suettius Certus, die drei letztgenannten aus der Schlußperiode der pompejanischen Geschichte, wobei es freilich unentschieden bleibt, wie viele davon in Pompeji stationirt waren oder, wie dies z. B. von der Truppe des Fechtmeisters Festus Ampliatus sehr wahrscheinlich ist, blos in Pompeji gastirten. Rechnet man, daß einigen Programmen zufolge 60 bis 70 Mann in einem einzigen Spiele vorgeführt wurden, so läßt sich begreifen, daß die pompejanische Caserne allein dem Bedürfniß nicht genügte. Und doch, was will das heißen gegenüber den Massenschlächtereien, wie sie in der römischen Hauptstadt an der Tagesordnung waren, wenn schon Julius Cäsar als Aedil 320 Paare fechten ließ und wenn in den acht Schauspielen, welche Augustus, ja in einem einzigen Feste, das Trajan nach der Besiegung der Donauländer gab, zehntausend Kämpfer auftraten! Da mochte es oft Mühe kosten den jedesmaligen Bedarf zu decken. Gleichwohl erwiesen sich Kriegsgefangene, welche aus allen Theilen der Welt herbeigeschleppt wurden, Sclaven, die von ihren Herren oder von Gladiatorenhändlern an die Fechterschulen abgetreten wurden, Verbrecher, die man dahin verurtheilte oder begnadigte, Bürger, die ihr Hab und Gut eingebüßt hatten oder auch von unersättlicher Begierde nach dem rohen Waffenhandwerke erfüllt waren, als unversiegliche Quellen für den gräßlichen Blutmarkt. Selbst Ritter [1]) ließen sich häufig unter die Gladiatoren locken, da diese als ruhmreiche Sieger gewiß sein durften, von Dichtern

---

[1]) Schon unter Augustus war es Rittern gestattet, als Gladiatoren aufzutreten und bei den Spielen, die von Tiberius und Germanicus zu Ehren ihres verstorbenen Vaters Drusus gegeben wurden, focht „zur Tröstung des Volks" ein sehr reicher Ritter (Dio 55, 27; 56, 25), doch bestrafte Tiberius später das Auftreten des Adels in der Arena (Suet. „Tib." 35).

besungen, von Frauen bewundert zu werden und im Bildnisse, wie in Jedermanns Munde fortzuleben[1]). Endlich that auch kaiserliche Willkür das Ihrige zur Bevölkerung der Arena und wenn Caligula ohne vorgängige Verurtheilung römische Ritter zur Arena zwang, so mußten unter Nero sogar hochgeborene Frauen ums Leben kämpfen und waren selbst die höchsten Kreise der Aristokratie nicht sicher vor der Schmach der Arena. Das persönliche Auftreten des Commodus benahm vollends dem Gladiatorengewerbe den letzten Rest der Schande, die auf ihm geruht hatte, um sie in desto reicherem Maße auf den entwürdigten Thron zu häufen.

Jedermann versteht, wie dieses eben so schimpfliche als blutige Treiben nur in innigster Verbindung mit Sclaverei und Despotismus gedeihen konnte, denn wenn einerseits in der Furcht der Machthaber vor dem riesig angewachsenen Proletariat ein Motiv lag zur eifrigen Pflege der Arenenspiele, so mußte andererseits die Sclaverei das Material abgeben, über das der absolute Herrscherwille frei gebieten konnte, um den Ruf der rohen Menge nach panem et circenses zu beschwichtigen. Die enormen Spielsummen aber wurden von der Aristokratie aufgebracht, welche unter dem Zwang der Convenienz bei jeder Gelegenheit als Veranstalter solcher Spiele auftrat, da sie nur durch solche nachdrückliche Bewerbung um die Volksgunst ein Amt erlangen oder sich darin erhalten konnte[2]). Faul wie die Wurzel, aus der diese Kämpfe hervor-

---

[1]) Die tod- und schmerzenverachtende Tapferkeit der Gladiatoren fand überall ungetheilten Beifall, nur Seneca („Ep." 7) erkennt in den Arenenkämpfen „keine ergötzlichen Künste mehr, sondern reines Gemetzel" und der persönlich sehr gleichgültig urtheilende Cicero berichtet wenigstens zur Ehre der Menschheit („Tusc." II, 20, 46): „crudele gladiatorum spectaculum et inhumanum nonnullis videri solet".

[2]) „Im Anfange der Kaiserzeit konnte in Campanien ein gutes Gladiatorenspiel, das drei Tage dauerte, 400,000 Sesterzen (87,000 Mk.) kosten. In der Regel dürfte der Aufwand für communale Spiele kleiner

gingen, waren aber auch ihre Früchte. Die Freiheit verkümmerte, wo das Menschenleben ersichtlich keinen Werth mehr hatte, die edle Kunst versiechte, wo das blutige Handwerk dominirte, Blasirtheit, Wollust und Grausamkeit nahmen folgerichtig überhand, wo außer den nervenerschütternden Scenen der Arena kein Vergnügen mehr die abgestumpften Sinne fesseln konnte; kurz wer berechnet den Rückschlag, den diese Spiele auf den ganzen Culturstand des Römervolkes ausüben mußten? Gleichwohl drängt es uns, dem natürlichen Hang des Menschen nach dem Entsetzlichen auch unseren Tribut zu zollen oder wenigstens solchen Erinnerungen nicht aus dem Wege zu gehen, indem wir uns auf dem Schauplatz dieser Kämpfe, in dem Amphitheater, umsehen.

Am bequemsten gelangt man zu dem Amphitheater, womit man bei dessen Isolirtheit seine Rundschau über Pompeji zu schließen pflegt, vom stabianer Thor aus durch eine kurze Wanderung auf der salernitaner Straße. Ein überraschenderer Anblick wird uns jedoch zu Theil, wenn wir uns über die Schutthügel des unausgegrabenen Theils der Stadt dem Amphitheater annähern, das dann plötzlich in der Entfernung weniger Schritte aus der Tiefe vor uns aufsteigt. Still und ernst liegt es da mit dem weiten Oval seiner in den Durchmessern 130 Meter langen und 102 Meter breiten Umfassungsmauern, nach außen verstärkt durch mächtige Arcaden, welche eine breite offene Galerie tragen, die als Ambulacrum während der Spiele benützt wurde. Man besteigt diese Galerie durch zwei doppelseitige Freitreppen, die auf der Ostseite, wo sich das Theater an die Stadtmauer anlehnt, durch zwei weitere, einfache ersetzt sind. Von ihr aus konnte man nicht nur durch vierzig Vomitorien zu dem obersten Rang, sondern auch vermittelst weiterer kleiner Treppen zu einer zweiten, bogengetragenen

gewesen sein." — „Es war eine Jahrhunderte hindurch bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit getriebene Besteuerung der Aristokratie zu Gunsten des Proletariats." (Friedl. II, 277.)

Plattform Zutritt gewinnen, die sich über der unteren erhob und zu den obersten Sitzreihen, so wie zu den Damenlogen führte, die etwa hundert an der Zahl das Gebäude umkränzen. Wahrlich es lohnt sich diese erhabene Zinne des Gebäudes zu besteigen! Uebersieht man doch auf dieser freien, luftigen Höhe nicht nur das Ganze des Gebäudes in seinen weiten Innenräumen, sondern, wenn sich der Blick nach außen wendet, auch die fruchtbare Sarnoebene, den Vesuv und die malerische Bergkette von Sorrento bis Gragnano, wo an jedem schönen Tage Nereiden und Dryaden ihre felsumhüllenden, duftigen Schleier weben. Hier oben bestanden auch die geeigneten Vorrichtungen, um zum Schutze gegen den glühenden Sonnenbrand das Velum auszuspannen, das in derartigen Gebäuden gebräuchlich und in den Amphitheatern um so weniger zu entbehren war, als man daselbst oft den ganzen Tag hindurch zubrachte, nicht zu reden davon, daß es wenigstens in Rom Spiele gab, die Wochen und Monate dauerten. Für ein solches Velum zeugen in Pompeji nicht nur die Steinringe in der Außenmauer, in welche, wie wir bei dem Theater sahen, Mastbäume als Träger eingesteckt waren, sondern auch ein merkwürdiges, jetzt in der Terracottaabtheilung des Museums aufbewahrtes Gemälde, welches jedoch nur die obere Cavea davon bedeckt zeigt. Was an sich schon wahrscheinlich ist, daß nicht das ganze Amphitheater von dem Velum überspannt war, welches bei der ovalen Gestalt des Theaters große Schwierigkeiten bereitet und einen ungewöhnlich starken und mitten in der Arena äußerst störenden Mastbaum erfordert hätte, das wird also durch jenes Bild ausdrücklich bestätigt. Auch lehrt es in Bezug auf das bei der Ueberspannung eingehaltene Verfahren, daß keine den Zuschauer hemmende Stützen angewendet wurden. Wahrscheinlich wurden also, da an Streben wegen deren unzureichender Länge nicht gedacht werden darf, die durch eine Stangenumrahmung beschwerten Segmentstücke des Velum an ihren hinteren Enden passenden Orts an den Mastbäumen eingehakt und durch Seile,

die über Rollen auf der Spitze des Mastbaumes liefen, einer Fallbrücke ähnlich herabgelassen.

So ausdrucksvoll dieser ganze, aus Ziegeln construirte Außenbau sich dem Auge darstellt, so erscheint doch das Innere weit imposanter. Er repräsentirt nämlich nur etwa die halbe Höhe des Gesammtbaus, da dieser großentheils in den Hügel hineingebaut und demnach eben so wohl durch Vertiefung der Sohle als durch äußeres Emporwachsen entstanden ist. Daraus folgt, daß die wie gewöhnlich in der Längenaxe der Arena liegenden Thorwege sich nach innen senken müssen, wie dies in der That auch der Fall ist. Am Ende dieser beiden gepflasterten Thorwege, innerhalb des eisernen Gitterverschlusses, welcher hier angebracht war, gewahrt man beiderseits kleine viereckige Kammern, die durch Gitter verschlossen waren und offenbar zum Aufenthalte der wilden Thiere dienten, ehe sie ihren Zwingern entlassen die Arena durchtobten [1]). Der nordwestliche Eingang ist als der Haupteingang anzusehen, da er nicht nur die kürzeste Verbindung zwischen der Stadt und der Arena herstellt, sondern auch auf jeder Seite mit einer Nische geziert ist, welche den erhaltenen Sockeln zufolge zu Ehrenstatuen für den zum vierten Male zum Duumvirn erwählten Cuspius Pansa und dessen gleichnamigen Sohn, der die Würde eines Pontifex und eines Duumvirn vereinigte, bestimmt waren. Ebendaselbst fand man auch zwei gleichlautende interessante Inschrifttafeln an die Wand gelehnt. Sie nennen uns die Duumvirn Quinctius Valgus und Cajus Proculus, dieselben, welche das kleine Theater erbauen ließen, als die Veranstalter von Spielen und als Stifter des dazu benützten Platzes, den sie als Bauplatz zu gleichem Zweck auf ewig der Gemeinde überließen. Für die Erbauungszeit unseres Amphitheaters läßt sich daraus kein sicherer Anhalt gewinnen, doch haben es andere inschriftliche

[1]) Die acht Löwenskelette, die man angeblich in den Zwingern fand, sind mythisch.

Stiftungsurkunden, die man an der Brüstungsmauer der Arena entdeckte, wahrscheinlich gemacht, daß der Bau im letzten Jahrzehnt vor unserer Zeitrechnung entstand[1]). Der entgegengesetzte Eingang hat die Form eines längeren, im rechten Winkel gebogenen Armes, der erst bei der Einmündung die Richtung der Längenaxe annimmt, eine Einrichtung, zu der die Nähe der Stadtmauer nöthigte. In den tiefen Arcadennischen des Außenbaus verbargen sich, wie die dortigen Inschriften vermuthen ließen, die Tabernen von Schenkwirthen und Krämern, die übrigens auch auf dem freien Platze vor dem Amphitheater, dem Viehmarkt oder sogenannten forum boarium, ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Vier dieser Arcadennischen stellen sich jedoch als breite Vomitorien dar, welche mittelst kurzer Verbindungsgänge in den herrlich erhaltenen gewölbten Hauptgang auslaufen, der unter den Sitzreihen liegend als Centrum der gesammten Substructionen gelten muß. Sein Licht erhält er durch gewölbte Oeffnungen, welche über schmale Treppen zu den Sitzreihen und zwar abwechselnd theils zu denen der unteren Cavea hinab-, theils zu denen der mittleren Cavea emporführen. Sonderbarer Weise ist dieser Rundgang auf eine kurze Strecke unterbrochen, um sich von einem schmalen Corridor durchkreuzen zu lassen, der ohne Berührung mit ihm direct von der Westseite der Arena ins Freie führt. Das ist sicherlich die traurige porta libitinensis, durch welche die Leichen der gefallenen Fechter an Haken in das spoliatorium geschleppt wurden, um dort ihrer Rüstung beraubt zu werden. Letzteres erkennt man in einem runden Kämmerchen, das von dem letzterwähnten schmalen Tunnel aus betreten wird, doch läßt

[1]) Die frühesten Gladiatorenkämpfe wurden in Rom auf dem Forum abgehalten, bis Cäsar auf dem campus Martius das erste hölzerne und Statilius Taurus unter Augustus das erste steinerne Amphitheater errichten ließ, doch nimmt Friedländer wohl mit Recht an, daß in Campanien früher als in Rom massive Amphitheater bestanden (II, 332 ff.). Dagegen Overbeck („Pomp." I, 170).

seine ausnehmende Kleinheit voraussetzen, daß die Gladiatorenleichen nicht bis zum Ende des Kampfspiels dort aufgestapelt, sondern alsbald nach der Entkleidung durch den Corridor aus dem Bereiche des Gebäudes geschafft wurden. Sonst würde auch dieser die innere Circulation störende Durchgang jeder hinreichenden Begründung entbehren.

Und nun lasset uns auf die Arena treten, wo das Auge wohlgefällig die immer weiter gespannten Sitzreihen in die Höhe begleitet, um sich endlich mit diesen in dem tiefen Blau des Himmels zu verlieren. Die Sitze, aus solidem Haustein gefertigt, sind großentheils geschwunden, doch unterscheiden wir noch deutlich die drei Rangabtheilungen, die infima cavea mit 4—5, die media cavea mit 12 und die summa cavea mit 18, also zusammen 34—35 Sitzreihen, welche oben von 40 und im mittleren Rang von 20 Treppen in die früher erwähnten cunei zerlegt werden. Je weiter herab, desto höher stiegen die Gesellschaftskreise. Der untere Rang, bekanntlich für distinguirte Personen, Senatoren, städtische Magistrate, Priester und Vestalinnen, bestimmt, besitzt mehrere Logen mit breiteren Stufen und ist von dem mittleren durch eine Steinbrüstung geschieden. Auf diesem saßen in festlicher Kleidung die Kaufleute, Particuliers, Militärpersonen und überhaupt der freigeborene Bürgerstand, während die dienende Classe, die im Werktagsanzug erscheinen durfte, die oberen Sitze bedeckte und aus den Logen auf der Höhe reichgeschmückte Frauen, soweit sie den vornehmen Ständen angehörten, in weißen Festgewändern über die wogende Menge zur Arena herniederblickten. Und mit welcher Theilnahme! Nennt doch Juvenal die Leidenschaft der Frauen für das Amphitheater ihre größte Schwäche. Ihre abgesonderten Plätze, welche Augustus ihnen angewiesen hatte, schützten jedoch nicht vor intimerer Berührung mit der Männerwelt, da Ovid diese Spiele zum Anknüpfen von Liebesverhältnissen für besonders geeignet hält.

Eine Berechnung ergiebt, daß das Amphitheater 12,000

bis 15,000 Zuschauer fassen konnte, ein Raum, den die Pompejaner allein nicht zu füllen vermochten, weshalb es, woran seine vorgeschobene Lage keinen Zweifel läßt, von Anfang an auf Zuzug von der Landbevölkerung der Umgegend und von Nuceria abgesehen war. Daß namentlich letztere Nachbarstadt ein bedeutendes Contingent stellte, geht aus der blutigen Schlägerei hervor, welche im Jahre 59 n. Chr. bei dem Spiele, welches der ausgestoßene Senator Livinejus Regulus gab, im Amphitheater zwischen Pompejanern und Nucerinern zum Ausbruche kam. Von Neckereien und Wortgefechten ging man zu Steinwürfen und endlich zum Waffenkampfe über, bei dem die Nuceriner unterlagen und viele Todte auf dem Platze ließen. Für die Pompejaner hatte dies die unangenehme Folge, daß seitens des Senates auf zehn Jahre alle Arenenspiele untersagt wurden [1]). Wie lange diese Scenen, aber auch die gerechte Strafe dafür im Gedächtnisse des Volkes haftete, beweist die oben erwähnte bildliche Darstellung des Amphitheaters, welche jenen Kampf allerdings mit sehr rohem Pinsel zum Ausdrucke gebracht hat. Eine steinerne, einst mit Stuck und auf diesem mit Kampf- und Gladiatorenscenen überzogene Brüstung von einem Meter Höhe umgiebt als Schranke die Arena und war, wie die vorhandenen Spuren beweisen, durch Eisenstäbe und ein Drahtgitter erhöht, um das Ueberspringen der gehetzten Bestien zu verhüten. Manchmal waren diese Gitter vergoldet und Nero ließ sogar zahlreiche Bernsteinstücke einflechten. Wer das puteolaner und capuaner Amphitheater noch im Sinne hat, dem fällt die gänzliche Abwesenheit der Versenkungen und Substructionen auf, die jenen ein so räthselhaftes Aussehen verleihen. Der Untergrund der pompejanischen Arena, die bei 68 Meter Länge 36 Meter Breite mißt, besteht in dem nackten Erdboden, der wie schon der Name Arena sagt, allenthalben also auch in Pompeji mit einer dicken Schichte Sand bedeckt

1) Tacit. „Annal." XIV, 17.

war, welche das rinnende Blut aufsaugte und während der Vorstellung von Zeit zu Zeit umgeschaufelt wurde.

Fürwahr, jeder Raum, jeder Gegenstand, jede Notiz weckt blutige Bilder, seien es Gladiatoren, die von dem erbarmungslosen Sieger den Todesstreich empfangen, sei es das Ringen entfesselter Löwen oder die blinde Kampfwuth der erbitterten Pompejaner und Nuceriner. Nimmt man noch hinzu, daß das Volk gerade während es seine Schaulust im Amphitheater befriedigte, durch den so verhängnißvollen Vesuvausbruch überrascht wurde [1]), so wird man gestehen müssen, daß der Ort Alles leistet, um der Phantasie den kühnsten Aufflug zu gestatten. Auch wir können uns der Macht dieser Eindrücke nicht erwehren. Während der ermüdete Körper auf einem der Tuffsitze der Arena rastet, stiehlt sich der Geist heimlich hinweg und eilt mit Blitzesschnelle um 18 Jahrhunderte zurück, der Zeit gedenkend, da der Fechtmeister Festus Ampliatus, „der von der ganzen Welt Ersehnte", in den fünfziger Jahren unserer Zeitrechnung seine berühmte Gladiatorentruppe zu wiederholten Malen den harrenden Pompejanern vorführte [2]).

Ganz Pompeji und Umgegend bedeckt die weiten Caveen und drängt sich Kopf an Kopf bis hinauf zu dem wogenden Zeltdach, denn auch diesmal soll wieder die todesmuthige Schaar in den Schranken der Arena erscheinen und ein glänzendes Programm verspricht reiche Genüsse. Gehoben durch den Anblick seiner eigenen imposanten Masse ist die vielköpfige Plebs geräuschvoller als je und überbietet sich in vorlauten Urtheilen

1) Dio 66, 23.

2) Eine Inschrift an der Basilika besagt: N. Festi Ampliati familia gladiatoria pugnabit iterum, pugnabit VII (Cal.) Junias, venatio, vela. Es ist dies derselbe Festus Ampliatus, welcher die auf dem Grabmale des Scaurus abgebildeten Leichenspiele aufführte und in einer andern Ankündigung „totius orbis desiderium" genannt wird. Die im vorliegenden Kapitel geschilderten Kampfscenen schließen sich zum Theil an die bei Overb. und Guhl u. Koner wiedergegebenen Grabreliefs an.

und witzigen Stichelreden, während drunten in der unteren Cavea hohe Wetten geschlossen werden, ob Bebrix oder Nobilior im Reiterkampfe, ob der gewandte Hippolyt oder sein bisher unbesiegter Gegner Torquatus den Preis davontragen werde. „Horcht! sie kommen", so geht es erwartungsvoll durch die Reihen und eine Bewegung an dem bereits geöffneten Gitter des Hauptportals läßt mit einem Male das laute Stimmengewirr zum Geflüster herabsinken.

Unter Vorantritt von blasenden Trompetern und Flötenspielern, eingeführt von dem allbeliebten Lanista und Spielveranstalter Ampliatus, der mit jubelndem Zuruf begrüßt wird, tauchen die stolzen Gestalten der Gladiatoren auf und umziehen in feierlichem Parademarsch die Schranken der Arena. Ob auch der in Rom übliche Kaisergruß fehlt, dennoch durchklingt und durchzittert es Aller Seelen, das todesbleiche und doch todverachtende Gladiatorenwort:

Ave Caesar, morituri te salutant!

Wie blitzen die Helme mit den wallenden Pfauenfedern! wie leuchten die Schilde und Schwerter im Morgenstrahle, der durch die Oeffnung des Zeltes fällt! Brust und Arme der Fechter sind unbedeckt, dem Schwertspiele und der Bewunderung der Menge preisgegeben. Der Zug hält und die Gladiatoren vertheilen sich in zwei Parteien. Man prüft die Waffen, die heute über Leben und Tod entscheiden sollen. Dann entspinnt sich ein Scheingefecht, an dem die ganze Schaar mit stumpfen Waffen sich betheiligt. Hinüber und herüber fliegen die Lanzen, stets von den mächtigen Schilden aufgefangen. Hierauf greift man zum Schwert und ficht nach dem Takte der Musik. Doch so bewegt auch diese Kampfgruppen sind, die ungewöhnliche Kraftfülle und Gewandtheit der eben so geschmeidigen als muskulösen Leiber verkündend, eben ihr Anblick lockt zu dem Wunsche, daß diese sich auch im äußersten Ringen versuchen möchten. „Zum scharfen Kampfe!" schreit immer lauter die ungeduldige Menge, bis der dumpfe Posaunenschall der Tuba und gleich

darauf das Commando des Lanista ertönt: „Legt die stumpfen Waffen ab, es beginne der blutige Schwertkampf!“ Es geschieht. Die Gladiatoren ziehen ab, um zwei equites Raum zu geben, welche mit einem Male in die Arena einsprengen. Ein geschlossener Visirhelm, die Lanze und die Parma, ein kleiner runder Schild, bilden ihre Ausrüstung. Aller Augen sind auf die Eintretenden gerichtet. Es sind die wohlbekannten Gladiatoren Bebrix und Nobilior, von denen der erste fünfzehn, der zweite elf Siege zu verzeichnen hat. Ein Kampfordner bestimmt die Stellung der Kämpfer. Auf ein gegebenes Zeichen braust der entfesselte Sturm los, ein heftiger Anprall erfolgt, aber Roß und Reiter stehen wie aus einem Gusse. Bebrix ficht mit der Wuth eines Löwen, Stoß auf Stoß führend, die von Nobilior aufs gewandteste parirt, seltener erwidert werden. Doch seht, nun geht dieser selbst zum Angriff vor und mit einer raschen Wendung gelangt er dem Rosse seines Gegners in die Flanke. Bebrix ist offenbar im Nachtheil. Dies erkennend zieht er sich rasch aus dem Kampfe zurück und durchreitet mehrmals die Arena. Nobilior gewinnt ihm den Vorsprung ab. Wieder steht der Kampf, wieder folgt Stoß auf Stoß, die Rosse schäumen, doch Bebrix ist ermattet. Seine Anhänger aus dem Publicum ermuntern ihn zur Ausdauer, nochmals rafft er sich auf und bringt seinem Partner sogar eine Ritzwunde bei, da wirft ihn Nobilior mit einem kräftigen Stoße aus dem Sattel und setzt dem Gefallenen die Lanze auf die Brust. „Beim Herkules! Der Nichtswürdige fällt“, schreien unwillige Stimmen. Bebrix muß sich für überwunden erklären und erhebt in stoischer Ruhe den Zeigefinger, sein Schicksal von dem souveränen Volkswillen erwartend. Er ist diesmal dem Tapfern günstig, denn seht, man schwenkt mit den Tüchern, das Zeichen der Begnadigung.

Kaum haben Sieger und Besiegter den Kampfplatz verlassen, so treten vier Samniten und eben so viele Thraker ein. Ein Visirhelm mit Kamm und Federbusch, ein großer oblonger

Schild, eine Schiene am linken Bein und ein aus Lederriemen verfertigter Aermel am rechten Arme mit einem hinausragenden metallenen Schulterstück, dem Galerus, sind die Schutzwaffen der ersteren, ein kurzes Schwert dient zum Angriff. Die Thraker sind etwas leichter gewaffnet, indem sie nur die runde Parma und ein sichelartig gekrümmtes Dolchmesser führen [1]). Der Thraker Hippolyt, ein fünfzehnmaliger Sieger, und sein Gegner Torquatus, der sich vierunddreißig errungener Siege rühmen darf, verschlingen diesmal das allgemeine Interesse.

Ein Wink, da stürzen die geübten Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerterspiel,
Der Zagende stirbt unter Hohngelächter,
Doch Beifall lohnt den schönen Fechter,
Der malerisch im Todeskampfe fiel [2]).

Ein verwirrendes Bild wildesten Kampftobens entrollt sich vor unseren Blicken, eine bewundernswerthe Fülle von Kraft und Ausdauer entwickelt sich in den beständig wechselnden Stellungen der vier, im Einzelkampfe fechtenden Paare, doch der höchsten Anstrengung folgt auch das allmähliche aber sichere Unterliegen. Die Gruppen reduciren sich. Zwei Thraker liegen bereits regungslos am Boden, ein zum Tod verwundeter Samnite rüstet sich eben, um mit möglichstem Anstande auf seinen langen Schild niederzusinken; nur zwischen Hippolyt und Torquatus wogt der Kampf noch unentschieden hin und her. Alles harrt in athemloser Spannung des endlichen Ausgangs. Da strauchelt Torquatus in dem weichen Sande, er sinkt und empfängt mit Blitzesschnelle von seinem Gegner, der jede Blöße

---

1) „Mit den Fechtern der fremden Länder wurden auch ihre Waffen, Trachten und Kampfarten eingeführt" und zwar zuerst die Samniten, wie man sogleich nach Beendigung der Samniterkriege die betreffenden Fechtergattung aus Haß gegen die Besiegten benannte. Eine das Interesse steigernde Einrichtung war es, daß fast nie die gleichen Waffengattungen in der Arena einander gegenüber standen.

1) K. Gerok, ave Caesar morituri te salutant.

zu nützen weiß, eine klaffende Wunde auf der Brust. „Er hats!“ so schallt es freudig oder enttäuscht in mächtigem Aufschrei aus den Reihen der Zuschauer. Schild und Schwert entfallen dem Verwundeten, der kaum noch die Kraft behält, den Zeigefinger gegen das Volk zu erheben, wobei ein ängstlicher Blick seinen Gegner streift, der vom Kampfe erhitzt vor Begierde brennt, den Todesstreich zu führen. Dieser furchtverrathende Blick kostet ihn das Leben. Die blutgierige Menge, ohnehin wenig zum Pardon geneigt, ballt die Faust, das Zeichen der Gnadenverweigerung. Torquatus wird getödtet und ins Spoliatorium geschleift.

Die letzte Aufregung ist noch nicht überwunden, da wechselt abermals die Scene. Vier nackte, nur mit Schurz und Leibgurt bekleidete Gestalten ohne irgend welche Schutzwaffen betreten die Arena, doch ein Dolch an der Seite, so wie ein Fangnetz und ein harpunenartiger Dreizack lassen diese verachteten Retiarier keineswegs wehrlos erscheinen. Als ihre Antagonisten treten vier Myrmillonen auf den Plan, mit Schild, Schwert und Helm versehen, welcher als Schmuck einen ehernen Fisch auf der Spitze trägt. Der Kampf beginnt wieder als vierfacher Zweikampf. Die Retiarier halten ihre Netze wurfbereit, um durch einen geschickten Wurf die Gegner zu verstricken; die Myrmillonen hingegen fliehen, eine Gelegenheit erspähend, wo sie in raschem Umdrehen den Netzmännern ihr Schwert in den Leib bohren oder nach einem Fehlwurfe den Kampf in günstigerer Lage aufnehmen können. Wie jagen sich die elastischen Gestalten in der staubwirbelnden Arena! Gleich Hunden hinter dem gehetzten Wild stürmen die gelenkigen Netzmänner hinter den Myrmillonen drein ihnen zurufend: „Ich will ja nicht dich, sondern deinen Fisch, was fliehst du mich?“ Doch bald genug ist einer dieser Fische eingefangen und sein Inhaber in den Sand gestreckt. Auch ein zweiter Myrmillo, der gewaltige Astyanax, wird in das verderbliche Netz verstrickt, weiß aber dennoch sein Schwert so geschickt zu führen, daß sein Gegner

Kalendio trotzdem auf dem Platze bleibt. Die übrigen Retiarier unterliegen nach mehreren Fehlwürfen den feindlichen Schwertern. Nach einem ähnlichen Entscheidungskampfe zwischen Retiariern und ihren gewöhnlichen Gegnern, den Secutoren beginnt der Schlußeffect des ersten Theils, ein Massengefecht von zwei Dutzend schwertbewaffneter, doch völlig ungeschützter und ungeschulter Gladiatoren, das eben darum zu einem blutigen Massenmorde sich gestaltet [1]. Kein Hieb fehlt, das Blut fließt in Strömen zum Ergötzen des Volkes.

Die Sonne hat ihren Höhepunkt bereits überschritten und sendet ihren glühenden Brand in die Arena, wo es immer stiller wird und nur Wenige lebend den Kampfplatz verlassen. Eine Schaar Knaben schaufelt den blutgetränkten Boden aufs Neue um, Pumpwerke spritzen allenthalben wohlriechendes Wasser unter die Menge, Erfrischungen werden feilgeboten. Aber die schwüle Atmosphäre, das qualmende Blut hat das Interesse an dem grausen Schauspiel nicht verringert. Nur allzu lange dauert die Pause, die den Uebergang zur ersehnten Thierhetze [2]) bilden soll, und bereits schallt es allerwärts von den Sitzen „ad bestias! ad bestias!" — da ertönt unter uns aus zartem Damenmunde eine andere Stimme „that is the prison for wild beasts", eine complete englische Familie erscheint in der Arena und befreit uns von der stillen Träumerei, in die wir versunken waren. Jählings erwacht, doch immer noch traumselig kehren wir Pompeji den Rücken — wohl für immer.

---

1) Des Mittags fochten nicht paarweise, sondern in ungeordnetem Kampfe die Ununterrichteten sogen. catervarii oder meridiani (Seneca „Ep." 7; Suet. „Aug." 45; „Col." 30; „Claud." 34.

2) Ueber die Arten und gewaltigen Massen der in der Arena gehetzten Thiere, denen die verachteten bestiarii, meist verurtheilte Verbrecher, oft aber auch unschuldig Verurtheilte gegenübergestellt wurden, vergl. Friedl. a. a. O.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das antike Kunstgewerbe.

Alle Epochen eines gesunden, aus dem Volksgeiste sich frei entwickelnden Kunstlebens stimmen darin überein, daß in ihnen das Handwerk mit der Kunst unzertrennlich verbunden ist.

Lübke.

Wie der Kern zur Schale, so gehört zu Pompeji und unserer Kenntniß von ihm vor Allem auch jene Unzahl von Gegenständen, die in das Gebiet des antiken Kunstgewerbes fallen. So sehr einerseits bedauert werden muß, daß alle diese Dinge ihrem ursprünglichen Standorte entfremdet sind, wo jeder Topf, jede Nadel, jeder Griffel, Leben und Wohnlichkeit verkündend, uns ein Stimmungsbild aus dem Leben ihrer Besitzer geliefert und eine höhere Bedeutung erlangt hätte, so hat doch auch die bunte Sammlung, in der sie uns jetzt aus dem Museum entgegentreten, dadurch daß sie die Uebersicht und Vergleichung erleichtert, ihren besonderen Werth. Was an persönlichem Reiz verloren ging, wurde für die Kunstgeschichte gewonnen. Und in der That ein einziger Gang durch die Säle des Museums genügt, um den innigen Zusammenhang zwischen der Kunst der Alten und dem antiken Gewerbe zu würdigen und zu erkennen, wie tief die erstere in das Volk eingedrungen war, sein ganzes öffentliches und Privatleben veredelnd und alle Stände durch das gemeinsame Band künstlerischen Gefühls und Geschmacks umschlingend. Sie ist

nicht blos auserſehen, dem öffentlichen Leben und der nationalen Geſchichte einen Ausdruck zu geben, wie dies vorwiegend unſer Fall iſt, ſondern auch alle und ſogar die gewöhnlichſten Gegenſtände und Bedürfniſſe individueller Exiſtenz in das Gewand der Schönheit einzukleiden; ſie iſt nicht Privilegium der beſitzenden Claſſen, ſondern Gemeingut des Volkes, das ſich in ihr eine gemeinſame Sprache gab und aus ihr, wie aus einem idealen Spiegelbilde, ſein ganzes Sein wiedererkannte. Man muß geſtehen, eine ſolche nationale Kunſt kannten nur die Griechen und Römer. So überraſchend aber ſchon die Thatſache iſt, daß es eine ſolche gab, ſo wunderbar iſt der Geſchmack, mit dem ſie im Einzelnen ins Leben eingeführt wurde. Auch darin liegt ein charakteriſtiſcher Unterſchied von unſerer modernen Kunſtinduſtrie, welche nicht nur der wechſelnden Mode unterworfen iſt, ſondern auch durch allerlei Nebenrückſichten ſich beſtimmen läßt, ſei es daß ſie einſeitig nur auf die Koſtbarkeit des Materials ausgeht oder daß es allzu ſehr auf leeren Formenprunk, äußeren Schein und kleinliche Effecthaſcherei abgeſehen iſt, lauter Verirrungen, vor denen die Alten durch ihr angeborenes Stilgefühl bewahrt blieben, und ſelbſt da, wo ihr moraliſches Leben von Verirrung nicht frei war. Iſt es doch Thatſache, daß ſelbſt die größten Schwelger in ihren künſtleriſchen Bedürfniſſen, was Geſchmack anbelangt, ein ſicheres Maß zu halten wußten.

Was aber die antike Kunſtinduſtrie wohl am vortheilhafteſten auszeichnet, iſt die völlige Harmonie zwiſchen dem Principe der Schönheit und dem der Zweckmäßigkeit. Es ſcheint, daß wie Kunſt und Gewerbe, ſo auch der künſtleriſche und der praktiſche Sinn der Alten von Anfang an geſchwiſterlich zuſammen aufwuchſen. Haben wir meiſt eine unnütze Trennung von Luxus- und Nutzgegenſtänden mit der beſtimmten Tendenz, erſtere möglichſt unpraktiſch, letztere möglichſt ſchmucklos und proſaiſch zu geſtalten, ſo verzichtet das Alterthum mit Freuden auf all den unnützen Kram bloßer Luxusgegenſtände, während

es gerade den gemeinen Dingen des alltäglichen Gebrauchs seine größte Liebe und Sorgfalt zuwendet. Dabei sind die Kunstformen und Zierrathe stets der Bestimmung des Gegenstandes und der Beschaffenheit des Materials angemessen und auch da, wo ausnahmsweise der Charakter des Luxuriösen vorwiegt, wie bei den Prachtvasen, sind die Ornamente durchweg im Einklang mit ihrer eigenen Natur und dem Zwecke des Gefäßes. Wie drängt sich uns beim Durchschreiten der Museumssäle auf Schritt und Tritt diese Erfahrung auf! Und wie gerne würden wir eine ganze Sammlung unserer zwecklosen Nippsachen, wie sie auf unseren Etageren und Schreibtischen umherstehen, dahingeben, um sie gegen einen einzigen pompejanischen Kandelaber einzutauschen, auch wenn es keiner von Tarent oder Aegina ist, wie solche manchmal mit 25,000 Sestertien bezahlt wurden[1])! Will es doch oft das ironische Schicksal, daß eben jene nutzlosen Dinge, die wenigstens unseren ästhetischen Sinn befriedigen sollen, erst noch von zweifelhafter Schönheit sind. Doch urtheile der Leser selbst, so weit das Wenige hinreicht, was wir ihm aus der Fülle kunstindustrieller Producte vorzuführen gedenken. Diese vertheilen sich nicht ihrer Zweckbestimmung nach, sondern je nach ihrem Material in die verschiedenen Räume des Museums, so daß man in buchstäblichem Sinne von dem im Zwischengelasse etablirten Thon- und Glaswaaren zu den edleren Producten aufsteigt, nämlich zu den in der einen Hälfte des oberen Stocks befindlichen Vasen, Broncen und Pretiosen, welche letztere sich theils aus den Gold- und Silbergegenständen, theils aus der Gemmen- und Kameensammlung zusammensetzen. Als Bestandtheil der farnesischen Hinterlassenschaft hat diese keine Gemeinschaft mit den untergegangenen Städten, eben so wenig die Vasen, welche artistisch genommen einerseits an den keramischen Producten als deren feinste Blüthe, andererseits an der Malerei participiren.

---

1) 5436 Mark; Plin. XXXIV, 3. 6.

Wir übergehen somit beide, zumal es hier besonderer kunstgeschichtlicher Abhandlungen bedürfte, um ihrem Wesen gerecht zu werden.

Am wenigsten unter der Fülle pompejanischer Gegenstände fesseln uns die Terracotten, obgleich gerade ihre wunderbare Erhaltung bei der Zerbrechlichkeit des Stoffs uns das Wiederaufleben Pompejis am Sichtbarsten versinnlicht, denn fast durchweg ragen sie weder durch ornamentalen Schmuck noch durch besondere Formenschönheit hervor Doch das Material ist trefflich, denn der rothgefärbte, feine, öfters auch glasirte Thon zeichnet sich eben so durch seine Leichtigkeit, wie durch seine zähe Festigkeit aus. Man begegnet in der 5000 Nummern übersteigenden Sammlung allen antiken Gefäßformen von den gewaltigen, kürbisförmigen dolia und den mehr elliptischen doppelhenkeligen amphorae, die nur durch Anlehnen an die Wand oder durch Eingraben in den Sand die Fähigkeit des Aufrechtstehens erlangten, bis hinab zu den krugförmigen lagenae, den tassenähnlichen paterae, den enghalsigen Oelfläschchen ampullae, den Hydrien, Krateren, Urnen, Töpfen und wer nennt alle die Gefäße, für welche die Alten eben so viele Namen als Formen hatten? Außerdem sieht man unter Anderm thönerne Götterfigürchen, Votivglieder aus Tempeln, Thiergestalten als Kinderspielzeug, geschmacklose Thonfiguren, welche in den Gärten der ärmeren Bürger die Stelle von Statuen vertraten, endlich Tausende von Lampen, die aus den Thermen und Tabernen hervorgingen und oft den Namen des Fabrikanten nennen.

Nicht ohne Staunen überblickt man die über 3000 Gegenstände zählende Sammlung von Glassachen aus den untergegangenen Städten, sofern sie viel Geschmack und einen hohen Stand der Technik offenbaren. Man verstand nicht nur das Blasen, Gießen, Schleifen und Färben der Gläser, sondern auch die Cälatur d. h. die Kunst, in das Glas oder eine darüber aufgelegte und ausgebreitete Glasmasse von anderer

Farbe mit scharfen Instrumenten Reliefs einzuschneiden. Seit in Sidon die Glasfabrikation erfunden war, war sie namentlich in Alexandrien zu einer Vollendung gediehen, „daß so manche von den noch wohlerhalten auf uns gekommenen Glasgefäßen ohne Bedenken den älteren Fabrikaten von Murano, so wie den kunstreichsten aus unseren Glashütten hervorgegangenen zur Seite gesetzt werden können[1])". Der Leser erinnert sich wohl noch aus der Anecdote von dem Besuche des Augustus bei Vedius Pollio, welchen Werth die Alten z. B. auf kostbare Krystalle zu legen pflegten. So bemerken wir denn unter den zahllosen weißen, blauen oder grünlichen Gläsern, Salbfläschchen, Arzneiflaschen, Schalen und anderen Glasproductionen, welche sich großentheils in modernen und wie die zwiebelförmigen Caraffen in bekannten italienischen Formen bewegen, auch drei erwähnenswerthe Prachtstücke antiker Kunstleistung, nämlich eine blaue Krystallschale mit einem als Widderkopf endenden langen Stiele, also eine Pfannenform, auf deren Grund eine von Reblaub umgebene Silensmaske in undurchsichtiger, weißer Glasmasse uns entgegentritt, sodann eine aus Ruvo stammende graue Glasplatte mit eingemengten Stückchen Lapislazuli, welche offenbar in den heißen Glasguß eingeworfen wurden, endlich ein Stück, welches in Hinsicht auf Art und Vollkommenheit der Fabrikation stets mit der berühmten Portlandvase im Britischen Museum zusammengestellt wird. Wir meinen das bereits erwähnte, in der Gräberstraße gefundene, gehenkelte Krystallgefäß von blauer Farbe, welches eben so durch seine elegante Form, wie durch den weiß aufgetragenen, cälirten Ueberzug die Sinne gefangen nimmt. Letzterer stellt in feinsten Reliefs zwischen Rebenranken und bacchischen Masken zwei lebhaft bewegte Gruppen von Amoretten dar, die in der Weinlese begriffen sind.

Die auf uns gekommenen Producte der Goldschmiedekunst, die, wie man aus der inschriftlich erwähnten Zunft der

1) Guhl und Koner a. a. O. S. 537.

aurifices und ihren Läden in der Abundanzastraße weiß, in Pompeji einheimisch war, sind im Allgemeinen von keinem sonderlichen Belang, was wohl zum Theil davon herrührt, daß die werthvollsten Stücke von den Bewohnern gerettet wurden. Die vorhandenen Ohrringe, Ringe und Armspangen, welche sowohl um das Handgelenk, als um den Oberarm getragen wurden und gleich den Fingerringen häufig in Schlangenform gearbeitet waren, sind stilvoll, überschreiten aber nicht das Niveau des Gewöhnlichen. Was jedoch die antike Kunst auch auf diesem Gebiete zu leisten vermochte, davon legen einige silberne Becher vollgültiges Zeugniß ab, welche als Muster von getriebener Arbeit gelten dürfen. Die getriebenen Reliefs stellen das eine Mal eine sehr sinnreiche, allegorische Apotheose Homers, das andere Mal einen männlichen und einen weiblichen Centauren dar, welche von Amoretten bestiegen und gelenkt werden. Uebrigens liebten die Griechen und Römer das Prunken mit edeln Metallen keineswegs so sehr als wir und namentlich ihre Nachkommen in Italien. Der Stoff, den sie von Alters her am liebsten in künstlerische Formen verarbeiteten, war die Bronce, weil sie häufiger als Edelmetall und dauerhafter als Thon den meisten Anlaß bot, die Kunst in alle Beziehungen des Lebens einzuführen.

Das Reich der Bronce ist in dem antiken Kunstgewerbe das ausgedehnteste, wie schon ein flüchtiger Blick auf die 18,000 Gegenstände überzeugt, welche die Sammlung der „piccoli bronzi" ausmachen. Es erstreckt sich über unzählige Utensilien, wo wir entweder zu Thon oder zu Gold und Silber greifen würden. Kein Wunder, daß dieser Theil des alten Kunstgewerbes auch im Museum sich am interessantesten gestaltet hat. Erwähnen wir nur einiges Wenige. Wohl die mannigfaltigste künstlerische Durchbildung haben bei sonst einfacher Construction die massenweise aufgestapelten Lampen und Kandelaber erfahren. Die Einrichtung der Lampen ist bekannt, allein je nach ihrer Grundform und der Anzahl der Schnauzen,

von denen die gewünschte Stärke der Beleuchtung abhing, je nach der Ornamentirung des Rückens oder der Handhabe und jenachdem ein figurengeschmückter Deckel die mittlere Eingußöffnung verschloß oder nicht, wurde eine unglaubliche Menge von Variationen erzeugt. So ist hier eine Maske, dort ein Schiff als Grundform verwerthet, hier der Griff als Adler dort als Pferdekopf gestaltet, hier ein Knabe, welcher eine Gans würgt, dort ein leichtgeschürzter, laufender Jüngling in phrygischer Mütze als Deckelfigur benützt und selbst unsere Kronleuchter finden sich in einer Anzahl kranzförmiger, vieldochtiger Lampen nachgebildet. Es ist wahr, diese Lampen mußten trübe brennen, häufig aufgefüllt und durch Ruß und Geruch beschwerlich werden [1]), allein sie leuchteten doch einem kunstverschönten Dasein und triumphirten wenigstens durch Formenschönheit über unsere Küchenlampe. Eben so erfinderisch und geschmackvoll in der Wahl ihrer Motive waren die Alten hinsichtlich ihrer Kandelaber, welche bald als niedrige Lampenfüße, bald als hochgeschossene Lampenstöcke, bald in Analogie unserer Armleuchter als complicirtere Gestelle für mehrere Lampen auftreten, die bei diesen sogenannten Lampadarien entweder auf Platten standen oder an Ketten herabhingen. So fällt unser Blick das eine Mal auf einen Baum, von dessen Aesten Lampen herabschaukeln, das andere Mal auf einen Stamm, unter dem ein Silen sitzt und der sich in zwei Aeste verzweigt, welche in Lampenteller auslaufen. Besonders gefällig ist ein solcher Lampadar aus der Villa des Diomed, ein korinthischer, vorn mit einer Maske, hinten mit einem Stierschädel in Relief gezierten Pfeiler, welcher sich in vier Arme mit hängenden Lampen zerspaltet, während die Fußplatte mit den Figürchen eines pantherreitenden Bacchuskindes und eines Altares ausstaffirt ist. Den Preis der Anmuth tragen

---

[1]) Luxuslampen füllte man, um dem Oelgeruch entgegenzuwirken, mit wohlriechenden Oelen.

jedoch die schlanken Lampenstöcke davon, welche so ganz das antike Gesetz schöner Zweckmäßigkeit zum Ausdruck bringen. Dem aus Thierklauen und seltsamen Vegetationsformen gebildeten Fuße entsteigt ein rohrähnlicher, doch meist cannelirter Säulenschaft, welcher im Knaufe mit oder ohne Uebergänge von Capitälen, Sphinxen und dergleichen sich zur Blüthenform erschließt und mit der am Rande ornamentirten und oft inwendig ciselirten Platte endigt. Unter den Dutzenden dieser Lampenstöcke befindet sich auch ein solcher, der mittelst eines in den Schaft gesteckten Stiftes zum Auf- und Absteigen der Platte eingerichtet ist, eine Vorrichtung, die wir bei unseren Lampenschirmen kennen. Nicht minder offenbarte sich römischer Kunst- und Prachtsinn in den Dreifüßen, welche aus ihrer ursprünglichen Bestimmung als Träger von Kesseln in der Küche theils sacrale Bedeutung erlangten, theils zu einem Luxusgeräthe sich entwickelten. In ersterem Falle hingen in dem Gestelle Weihrauch- und Weihwasserkessel, in letzterem Falle dienten die Dreifüße namentlich in Triclinien als Träger kostbarer Tischplatten. Oft haben sie einen Apparat zum Verlängern oder Verkürzen der Füße. Der schönste der vorhandenen Dreifüße, bei welchem zierlich gearbeitete Sphinxe den Uebergang von den reichverzierten Füßen zum Kranzgesimse bilden, diente, wie das religiöse Symbol der Bukranien oder Stierschädel am Kranze beweist, zu sacralen Zwecken und stammt nach unverbürgten Angaben aus dem Isistempel. Auch er läßt den reinen und praktischen Geschmack der Alten bewundern, welche „allen Schmuck auf die Füße und auf die Kante des Blattes verwendeten, nicht aber, wie es seit der Renaissance geschieht, auf die Fläche dieses letzteren, welche zum Bestellen oder Belegen bestimmt ist“ [1]. Nächst den Dreifüßen sind wohl die Bisellien, die curulischen Stühle aus Herkulanum und die natürlich im Holzwerk ergänzten Triclinien geeignet, das meiste

---

1) Overbeck, „Pomp.“ II, 53.

Interesse hervorzurufen. Was sollen wir aber vollends von den zahllosen Küchen- und Handwerksgeräthen sagen? Was von den Bade- und Toilettengegenständen, unter denen allein eine Sammlung von Haarnadeln, die am Griffe in die zierlichsten Broncefiguren endigen, einer langen Beschreibung fähig wäre? Genug, daß überall der gleiche Schönheitssinn hervortritt. Dort jenes Kohlenbecken, es hat die Form eines Kastens angenommen und läßt zwischen zinnenbewehrten Doppelmauern Wasser circuliren, das durch vier verschließbare Eckthürme eingegossen und durch die Kohlen auf der Mittelplatte zum Kochen gebracht wurde. Uebertrifft dieser transportable Heerd bereits die neapolitanische braciere, so wird er seinerseits noch von weiteren complicirteren Wärm- und Kochapparaten aus Pompeji überboten. Betrachtet jene Siebe! Ihre Löcher sind in den zierlichsten Figurenverschlingungen eingetrieben. Blickt auf jene Schnellwagen! Ihre Schalen sind ornamentirt und ihre Gewichtsteine stellen sich als Büsten dar mit Augen von eingelegtem Silber. Seht jenen anmuthigen, auf drei Löwenfüßen ruhenden und mit einem Prachtdeckel geschlossenen Broncekessel, der wohl zur Bereitung der Calda diente! er kann sich kühn mit den schönsten Theekesseln und Punschbowlen unserer Zeit messen. Kurz wir besitzen in den antiken Gegenständen des Museo nazionale ein Gewerbemuseum, wie es kaum mustergültiger zusammengestellt werden könnte und welches zum Studium für Kunsthandwerker sicherlich ebensoviel Anregung und noch mehr Vorbildliches darbieten würde, als der Besuch einer modernen Weltausstellung.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Fresken aus Pompeji und Herkulanum.

Und so deutet der jetzige, ganz wüste Zustand Pompejis auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfniß hat.

Goethe, 1787.

Wohl niemals hat es eine originellere Pinakothek gegeben oder wird eine solche entstehen als die pompejanische und herkulanensische Freskensammlung des Museums. Ein beliebiger Haufe mit flüchtigem Pinsel hingeworfener Wandgemälde, eine Anzahl von Bildern, die sämmtlich ihre Urheber verschweigen und, nur zum heitern Schmuck schlichter Wohnräume bestimmt, weder die Prätension noch die Berechtigung haben, eine hervorragende Stellung unter ihresgleichen einzunehmen, eine solche Sammlung geflissentlich hervorgesucht, mühsam aus Häusermauern herausgesägt und zu einem Ganzen vereinigt, dürfte allerdings einzig in der Welt dastehen. Und doch haben wir es nicht mit einem Geschmackscuriosum, sondern mit einer Sammlung von allgemeinstem Werthe zu thun. Das Räthsel löst sich in der einfachen Thatsache, daß es sich hier um altehrwürdige, wunderbar erhaltene und in ihrer Gattung nirgends sonst vertretene Bilder handelt. Außer den wenigen Fresken, welche uns die römischen Titusthermen und die palatinischen Kaiserpaläste zukommen ließen [1]), sind ja

1) Von den in Rom entdeckten Freskobildern ist das bedeutsamste die in der vatikan. Bibliothek aufbewahrte sog. aldobrandinische Hochzeit.

die pompejanischen Wandgemälde die einzigen Vertreter der antiken Malerei und somit von eminentem kunstgeschichtlichem Interesse. In der That muß man ihnen gegenüber den gewöhnlichen Maßstab der Kritik aus der Hand legen. Es giebt nur einen doppelten Gesichtspunkt, der sie der Betrachtung werth macht und ihnen zur vollen Geltung verhilft, das ist der kunstgeschichtliche und der decorative und zwar beide in innigstem Zusammenhange. Wäre dies stets beobachtet worden, so fände man nicht so viele widersprechende Urtheile, indem bald der Eine sich mit Enttäuschung und Geringschätzung von den so gepriesenen Bildern abwendet, bald der Andere in erheuchelter Begeisterung ihres Lobes nicht müde wird.

Was die kunstgeschichtliche Bedeutung anlangt, so ist sie in der begreiflichen Neigung, auf Grund dieses einzigen sachlichen Materials möglichst bindende Rückschlüsse auf die griechisch-römische Kunstentwickelung zu ziehen, neuerdings weit häufiger übertrieben als unterschätzt worden. Was von Pompeji und Herkulanum gilt, läßt sich nicht ohne Weiteres auf Rom, was von Rom nicht unmittelbar auf Griechenland übertragen und noch trügerischer ist der Schluß von der lediglich decorativen Malerei jener Provinzialstädte, welche zudem bei der vorliegenden Massenproduction und Wiederholung der Motive mehr handwerksmäßig geübt wurde, auf die Blüthezeit griechischer Kunst, nicht zu reden von dem bedeutenden Unterschied, welcher zwischen den Wandbildern und den weit höher geschätzten, aber in Pompeji nicht vertretenen Staffeleigemälden besteht[1]). Es

[1]) Schon die Griechen bevorzugten die Staffeleigemälde vor den Wandbildern und Plinius spricht von letzteren geradezu mit Geringschätzung, wenn er sagt (XXXV, 37): nulla gloria artificum nisi eorum qui tabulas pinxere. — Ueber die Technik der pomp. Wandbilder, bei denen immer noch gestritten wird, ob sie vorzugsweise a tempera oder al fresco gemalt waren, vergl. bes. Donners Einleitung zu W. Helbigs Werk „Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens". Derselbe entscheidet sich fast durchgängig für das Fresko, bei welchem die Farben auf den nassen Kalkgrund aufgetragen werden.

leuchtet ein, daß man kein Recht hat, angebliche oder wirkliche Mängel der pompejanischen Fresken geradezu der antiken Malerei zur Last zu legen und ihr, wie dies geschehen ist, die Fähigkeit zu großartiger Composition abzusprechen oder derselben eine an die Gesetze des Reliefs gebundene Gruppirung, Mangel an malerischer Harmonie, an Lichtwirkung, Colorit und Perspective vorzuwerfen [1]). Derartige Vorwürfe, die, wenn sie alle wahr wären, nicht viel Lobenswerthes übrig ließen, widerlegen sich zum Theil schon durch die besseren der uns erhaltenen Fresken, noch mehr aber durch das früher berührte Mosaikbild der Alexanderschlacht, in welchem wir die Copie eines Originals bewundern, das den Philoxenos von Erethria, einen Schüler des Nikomachos, zum Schöpfer hat. Angesichts dieses Meisterwerkes, welches den Werth des Originals wiederspiegelt, können wir Adolph Stahr nur beistimmen, wenn er erklärt [2]): „Wer darf nun hinzutreten und sagen, Raphael und Michel Angelo seien größer als Polygnot und Apelles? Ist mehr Vollendung der Zeichnung, mehr Größe der Composition, mehr Kunst, mehr Geist in der Constantinschlacht als in der Alexanderschlacht? Hätten wir von Raphael und seinen Zeitgenossen nur eine Copie, mit so unzulänglichen Mitteln ausgeführt, wohl würde der Rückschluß auf die Zeit der Blüthe zu Gunsten der Griechen ausfallen".

Nicht minder aber fallen zur Besiegung aller Vorurtheile die literarischen Zeugnisse der Alten ins Gewicht, welche eine bis zu den höchsten Leistungen fortschreitende Entwicklung der griechischen Malerei bekunden. In der That, welcher stichhaltige Vorwurf könnte gegen sie erhoben werden, ohne ihre Lobredner Pausanias, Plinius, Quintilian, Cicero, Vitruv und Lucian

1) Schon Lessing in seinen antiquarischen Briefen und in seinem „Laokoon" streitet den Alten jegliche Kenntniß der Perspective ab, was bei dem Stand der damals kaum erst begonnenen Ausgrabungen begreiflich ist.

2) Adolph Stahr, „Ein Jahr in Italien".

Lügen zu strafen und namentlich die Zeugnisse der beiden erstgenannten zu beanstanden? Schon Polygnot, der erste bedeutende Maler Griechenlands, schmückte im Zeitalter Kimons die Poikile in Athen und die Lesche in Delphi mit großartigen, figurenreichen Compositionen von correcter Zeichnung und klarer Gruppirung. Aus der jonischen Schule verlegten sich der Scenenmaler Agatharchos und der ihn überragende Apollodoros mit Glück auf die Ausbildung der Perspective, der Ephesier Parrhasios wirkte durch plastische Gestaltung und feine, ausdrucksvolle Charakteristik der Personen, und sein Nebenbuhler Zeuxis glänzte nicht nur durch gleiche Vorzüge, sondern übertraf ihn noch im Colorit und als Erfinder des Helldunkels in der Licht- und Schattengebung. Die Anecdoten von den Trauben des Zeuxis, nach welchen die Vögel pickten und von dem Vorhange des Parrhasios, welcher selbst jenen täuschte, beweisen wenigstens, daß es die Kunst zu einer seltenen Naturwahrheit und effectvollen Illusion gebracht hatte. Aus der Schule von Sikyon ragt Pamphylos als wissenschaftlicher Vertreter der Malertechnik hervor; „von Melanthios wird die Anordnung der Bilder, von Pausias die Kunst der Verkürzungen und der Bemalung gewölbter Decken, sowie der besonders feinen Ausbildung der enkaustischen Technik gerühmt" [1]. Apelles endlich, der Günstling Alexanders, beide Schulen in höherer Potenz vereinigend, erstieg als Zeichner, wie als Colorist die oberste Stufe und schuf, „ein antiker Raphael", Gestalten von unsterblicher Anmuth, doch nicht ohne in Protogenes einen Zeitgenossen von ähnlicher genialer Begabung zu besitzen. Welcher Mangel könnte demnach der griechischen Malerei nach-

[1] Lübke, „Grundriß der Kunstgesch." I, 168. — „Die enkaustische Malerei, welche in der Blüthezeit der antiken Kunst erfunden und geübt wurde, bestand in der Anwendung von Wachs- oder Harzfarben, die mit einem angeglühten Eisen in die Grundlage verschmolzen und zugleich vertrieben und abgetönt wurden." Becker, „Charakterbilder aus der Kunstgesch." I, 142.

gewiesen werden, wenn wir von der Leuchtkraft und dem Farbenschmelz absehen, deren nur unsere moderne Oelmalerei fähig ist? Nehmen wir zu diesem kunstgeschichtlichen Rückblick noch die Schilderungen hinzu, welche die Alten von den Meisterwerken ihrer Malerkunst entwarfen, die fabelhaften Summen, welche sie dafür zahlten [1]), so können wir wohl den Abstand zwischen jenen und den pompejanischen Producten ermessen und haben begründete Ursache, die Schwächen der letzteren nicht entfernt auf die griechische Kunst auszudehnen, wohl aber ihre Vorzüge in höchstem Maße zu potenziren.

Ein Gebäude kühner und ins Einzelne gehender Schlüsse kann allein auf das schmale Fundament der pompejanischen Malerei nicht gebaut werden. Kann aber diese auch nicht zum Ausgangspunkt unseres Urtheils über die Malerei der Alten erhoben werden, welches unseres Erachtens in erster Linie auf literarische Zeugnisse verwiesen ist, so können doch ihre Vorzüge diese Stimmen bestätigen und mit der sinnenfälligen Macht des Augenscheins innerhalb bestimmter Grenzen wirkungsvoll illustriren. Diesen Dienst leisten uns allerdings die Fresken aus Pompeji und Herkulanum. Wohl mangelt es nicht an Zeichenfehlern, wie sie die kecke Pinselführung bloßer Decorateure mit sich brachte, wohl vermissen wir oftmals die perspectivische Richtigkeit und durchgehends die Kenntniß der Luftperspective, welche offenbar das Können der pompejanischen Maler überstieg, und aus dem gleichen Grunde würde man auch die Compositionskunststücke eines Michel Angelo vergeblich in den bescheidenen Bildern Pompejis suchen, aber die malerische Auffassung des Moments, die harmonische Anordnung der Gruppen, der lebensvolle Ausdruck in Blick und Bewegung der Figuren,

[1]) Nicht erst römische Prunksucht, sondern schon griechischer Kunstsinn scheute nicht vor enormen Kaufsummen zurück. So wurde z. B. ein Bild des Aristides für 100 Talente (400,000 Mk.) verkauft und die Stadt Sikyon tilgte durch den Verkauf von Bildern ihre ganze Schuldenlast (Plin. XXXIV, 8; XXXV, 2).

ja sogar die Behandlung des Colorits lassen häufig Nichts zu wünschen übrig und, was die Hauptsache ist, durch die meisten Compositionen zieht sich eine Tradition von Adel und Anmuth der Formen, welche, ohne dem angeborenen Geschmackssinn der Pompejaner zu nahe zu treten, als eine Erbschaft griechischer Meister erscheint, deren Werke nachweislich in vielen Fällen zum Vorbilde genommen wurden. Bessere Bilder enthalten unverkennbar einen Anklang an das classische Griechenland und schwerlich dürfte deshalb an dem Rückschluß Winckelmanns etwas auszusetzen sein: „Wenn an einem Orte, wie Herkulanum war, auf Mauern und in Häusern so ausnehmende Stücke gewesen, wie z. B. die kleinen Figuren der Tänzerinnen und Centauren auf schwarzem Grunde, wie vollkommen müssen die Werke der großen und berühmten griechischen Maler in den besten Zeiten gewesen sein!"

Unsere Achtung vor der pompejanischen Kunst kann jedoch nur steigen, wenn wir den vergleichenden Maßstab aus der Hand legen und die Gemälde nur auf ihre decorative Bedeutung hin ansehen. In dieser Hinsicht stimmen wir einem sehr gerechten Beurtheiler sowohl der pompejanischen als überhaupt der antiken Malerei vollkommen bei, der da sagt [1]: „Je mehr wir den decorativen Charakter der gesammten Malerei in Pompeji festhalten, desto milder werden wir ihre Mängel, namentlich eine vielfach hervortretende Flüchtigkeit und eine überwuchernde Ueppigkeit und Fülle beurtheilen, und desto freudiger ihre Vorzüge anerkennen, jene Heiterkeit und Luftigkeit, welche der Enge und dem Dunkel der Räume entgegenwirkte, den unerschöpflichen Reichthum in den ornamentalen Motiven, die sinnige Wahl und die passende Zusammenstellung der Gegenstände der Mittelbilder, die Uebereinstimmung der Decorationen in bald einfacheren, bald reicheren Zeichnungen und bald helleren bald dunkleren Farben mit der Bestimmung und der Größe des

---

[1]) Overb. „Pomp." II, S. 177.

Raumes, die Harmonie in der Gesammtheit eines auf diese Weise durchaus bemalten Raumes". Freilich müssen unsere herkömmlichen Begriffe von Decorationsmalerei sich im Angesichte Pompejis nicht unwesentlich modificiren, jedoch zum Vortheil eines besseren Geschmacks. Wir sehen ja, wie die Pompejaner, weit entfernt, nach unserm Beispiele höchstens ihre Plafonds und Treppenhäuser eines malerischen Schmucks zu würdigen und sich im Uebrigen mit mehr oder minder einförmigen und langweiligen Tapetenmustern zu begnügen, auch die entlegensten Kammern ihres Hauses der edlen Malerkunst erschlossen und so von einer Bilderfreude Zeugniß ablegen, für die uns heute, ohne den Anblick der untergegangenen Städte, jeder Maßstab abhanden gekommen wäre.

In gleichem Grade aber als diese Kunst, überall gebietend, in alle Räume des Hauses vordrang, hat sie sich, über das herkömmliche Gebiet unserer Zimmermalerei weit hinausgehend, nahezu sämmtliche Zweige der modernen Malerei zu erobern gewußt, ohne ihren decorativen Charakter deshalb einzubüßen. So sehen wir, abgesehen von den an Ort und Stelle verbliebenen Gemälden, unter den 1800 Fresken, welche nicht nur aus Pompeji, sondern auch aus Herkulanum und Stabiä im Museum Eingang gefunden haben, in systematischer Anordnung alle Elemente vertreten, das rein ornamentale, in jenen luftigen, säulenreichen Architekturstücken, welche Goethe sehr bezeichnend „phantastische, unmögliche Architekturversuche" genannt hat, wie das mythologische, das genrehafte und das landschaftliche. Auch Thierstücke und „Stillleben", wie es jedem modernen Speisesaal zur hohen Zierde gereichen könnte, sind in großer Auswahl vorhanden. Nur das Porträt, welches begreiflicher Weise auf Staffeleibilder beschränkt blieb, ist grundsätzlich, und das Historische, welches dem leichten Sinn der Pompejaner wenig zusagte, ist thatsächlich nahezu ausgeschlossen. Von ersterem, wenn wir nicht zwei in ihren Ateliers beschäftigte Malerinnen hierher ziehen wollen, können wir nur die schon erwähnten Por-

träts des Duumvirn Paquius Proculus, der in seiner Amtstoga mit einer Schriftrolle sich abbilden ließ, und seiner Gemahlin, welche sinnend den Griffel an den Mund und die Schreibtafel in der Hand hält, nennen; das Historische dagegen ist nur durch zwei Scenen vertreten, Sophonisbe, die, auf ihrem Sterbebette von Scipio und dem tief erschütterten Massinissa umstanden, eben den Giftbecher geleert hat, und die unter dem Namen der Caritas im Alterthum gefeierte und von Plinius und Valerius Maximus wiedergegebene Erzählung von Kimon und seiner Tochter Pero, welche den eingekerkerten und zum Hungertode bestimmten Vater säugte und dadurch sein Leben rettete.

Die Landschaft, dieses zu seltener seelischer Schönheit herangereifte Lieblingskind der modernen Malerei, wurde von den Alten wenig gepflegt, und wo sie in pompejanischen Bildern erscheint, tritt sie nur in Verbindung mit reichen Architekturen und in Gesellschaft von belebenden, oft aus der Mythologie gegriffenen Staffagefiguren auf, denn die reine und ganze Natur entbehrte für sie des poetischen Lebens. In der That halten sich die uns vorliegenden Landschaftsbilder im Geschmacke des römischen Malers Ludius, von dem Plinius zu berichten weiß[1]: „Auch Ludius zur Zeit des Augustus soll nicht um seinen Ruhm betrogen werden, indem er zuerst eine höchst anmuthige Art von Wandmalerei einführte: Villen und Hallen und Gartenanlagen, Haine, Wälder, Hügel, Wasserbehälter, Gräben, Flüsse, Ufer, wie sie Jemand nur wünschen mochte; dazu mancherlei Figuren von Spazierengehenden, in Schiffen Fahrenden und von Menschen, welche ihre Landgüter zu Esel oder Wagen besuchen, ferner Fischende, Vogelsteller, Jäger und Leute auf der Weinlese". Alle diese Gattungen ließen sich mit Beispielen aus Pompeji und Herkulanum belegen und beweisen, wie dieses von Ludius eingeführte, aus der Wirklichkeit des Lebens entnommene Genus bald nicht minder in die Mode kam, als jene

[1]) Plin. XXXV, 116 ff.; Overb. „Pomp." II, 190.

phantastischen Decorationen, welche Vitruv als Undinge und Ungereimtheiten bezeichnet und in welchen er eine Ausschreitung des Geschmacks seiner Zeit erkennen will [1]). Eine große Rolle spielte jene „vedutenmäßige Landschaftsmalerei", welche die damaligen Tempel, Villen, Säulenhallen und Hafenbauten, jedoch nicht ohne phantastische Ueberfülle, zur Anschauung brachte. Bei ihrem Anblick könnte man sich einigermaßen an Claude Lorrain und Poussin erinnert fühlen, wenn nicht im Uebrigen das Stimmungselement der heroischen Landschaft gänzlich fehlte. Das lehrreichste Bild in dieser Richtung möchte sich in Pompeji selbst in der casa della piccola fontana finden. Wir erblicken hier im Peristyl eine große Marinelandschaft mit ausgedehnten Hafenanlagen, welche uns das Verfahren bei Hafenbauten erkennen läßt. Schwerlich ist darin, wie Fiorelli vermuthet, die Sarnomündung mit dem Hafen von Pompeji dargestellt, vielmehr eine Ideallandschaft, denn neben den thurmbewehrten, auf Arcaden ruhenden Dämmen, neben Verbindungsbrücken und Waarenhäusern führt uns das Bild auch einige mit Tempeln, Villen und Terrassenanlagen überladene Inseln vor Augen. Einige Figuren von Fischern, Landleuten und Frauen beleben die Ufer. Auch ein zweites landschaftliches Kolossalbild in demselben Peristyl zeichnet sich durch zahlreiche Staffagefiguren aus, worunter ein Bauer, dem seine Frau ihr Kind reicht.

Somit bahnt sich die pompejanische Landschaft von selbst einen Uebergang in das Genre, dessen Existenz, wenigstens im höheren Sinne des Wortes, man unbegreiflicher Weise der antiken Malerei abgesprochen hat [2]). Malte doch schon der Grieche Piraicus nach niederländischer Manier kleine und außerordentlich sorgfältige Bilder von Barbierstuben, Werkstätten, Lastthieren und Küchenkräutern, wofür er freilich den Spott-

1) Vitruv VII, 3.

2) Schnaase, „Gesch. der bildenden Künste", Bd. II.

namen eines Rhyparographen d. h. Schmutzmalers sich gefallen lassen mußte. Aber auch im Museum findet sich das Genre in Menge vertreten und zwar nicht blos in seiner niedern Gattung als Blumen-, Frucht- und Thierstücke, welche in der Regel sehr naturgetreu wiedergegeben sind, sondern auch in seinem Eingehen auf das häusliche Leben und das geschäftliche Treiben des Menschen. So erblicken wir bald einen Brodladen oder eine Schule, in der eben ein Knabe in der altherkömmlichen Weise gezüchtigt wird, bald Marktscenen oder spielende Straßenjungen oder Winzer, die im Begriffe stehen, ihre Amphoren aus einem auf einem bespannten Wagen ruhenden Weinschlauche zu füllen, dazu mehrere Fresken aus der Fullonica, welche uns die verschiedenen Functionen des Walker- und Färbergeschäftes veranschaulichen. Bewegen sich diese Bilder im Gebiete des campanischen Volkslebens, so tragen andere, welche man passend „hellenistisches Genre" benannt hat, ein idealeres Gepräge. Dahin zählen vor Allem vier äußerst feine, 1761 zusammen in Herkulanum entdeckte und auf besondere Stuckplatten aufgesetzte Miniaturbilder. Das eine, eine Toilettenscene, wird wohl mit Recht als Schmückung einer Braut angesehen, denn es zeigt uns ein junges, reichgekleidetes Mädchen, das von einer Dienerin sich das Haar ordnen läßt und dabei theilnehmenden Blicks von ihrer unfern sitzenden Mutter und der an diese gelehnten Schwester betrachtet wird. Ein kleiner Seitentisch trägt ein Schmuckkästchen nebst einem Band und Lorbeerzweigen, welche offenbar zum Kranze gewunden werden sollen. Die beiden Gruppen verrathen eben so viel seelisches Leben, als sie durch den Adel der Gesichtszüge und die treffliche Drapirung der Gewänder sich vortheilhaft auszeichnen. Die drei übrigen Bilder von gleicher Güte enthalten eine Schauspielerscene, ein Familienconcert und ein fragmentarisches Bild von einem Pferd und zwei mit einander sprechenden Jünglingen, die man als „Jüngling und Bote" benennen mag, da die Beziehung auf die anderen Gemälde die mythologische Deutung zu verbieten scheint.

Den feinen Humor unserer niederländischen Schule suchen wir in den pompejanischen Genrebildern eben so vergeblich, als die behagliche Gemüthlichkeit unseres geselligen Lebens, doch möchten wir das Vorhandensein dieses tieferen Gehaltes, darin der eigentliche Nerv des Genrebildes liegt, nicht gänzlich in Abrede stellen [1]). Nicht ohne Humor ist z. B. auf dem Concertbilde jener Flötenspieler, welcher inmitten einer singenden und einer die Kithara spielenden Mädchengestalt mit sichtbarer Anstrengung die Backen aufbläst, oder das Bild einer schreibenden Dame, welcher ihre indiskrete Dienerin neugierig über die Schulter in die Schreibtafel blickt. Ein Stück Humor verbirgt sich namentlich in denjenigen Genrebildern, welche wir, was bei der dominirenden Stellung der Mythe nicht verwundern kann, in mythologischem Gewande auftreten sehen. Diesen Dienst leisten namentlich Amoretten und die Personen des Bacchuskreises. Hierher gehören alle die scherzenden und tanzenden Amoretten, welche bald mit den Waffen des Mars spielen, bald die Tauben der Venus quälen oder die zahllosen Eroten, welche in menschlichen Berufsarten und Beschäftigungen bald als Schuster oder Schmiede bald als Zimmerleute oder Winzer oder Schauspieler erscheinen, ein Motiv, das auch bei uns mehrfach Eingang gefunden hat. Sehr anmuthig ist auch jener Silen aus der casa dei dioscuri, welcher dem vor ihm sitzenden Bacchusknaben eine Traube vorhält oder jener epheubekränzte Silen in der casa di Olconio, welcher mit beiden Händen das Bacchuskind emporhält, das sich dieser Zärtlichkeit vergeblich zu erwehren sucht. Nicht selten steigert sich dieses mythologische Genre ins Burleske, wie in jenem Bilde von Amor und Pan, die sich im Beisein Silens bekämpfen, oder eines gehörnten Satyrs, der sich mit einem Bocke um die Wette stößt.

Als die edelste Blüthe pompejanischer Decorationskunst

1) Schnaase a. a. O. Donner bei Helbig a. a. O.

stellen sich die in wunderbarer Grazie schwebenden kleinen Tänzerinnen auf schwarzem Grunde dar, welche von Winckelmann irrthümlich Herkulanum zugetheilt wurden und von Overbeck als ideale Vertreterinnen der kunstreichen mimischen Tänze des Alterthums mit Recht in das Genre verwiesen werden, während die damit sehr verwandten schwebenden Bacchantinnen und Centauren, so wie die Gruppen von tanzenden Satyrn und Bacchantinnen uns freilich bereits in das mythologische Gebiet hinüberführen. Die Leichtigkeit des Schwebens, in Gewandung und Bewegung zum Ausdruck gebracht, die Variation in Stellung und Action erscheint bei allen diesen in ihrer Provenienz noch nicht gehörig klargestellten Figuren eben so bewundernswerth, wie die plastische Kraft, mit der die in zarten, gedämpften Farben gehaltenen Gestalten aus dem Rahmen des dunkleren Hintergrundes hervorspringen. Diesen schwebenden Figuren, welche nach Winckelmanns Urtheil „flüchtig wie ein Gedanke und schön, wie von der Hand der Grazien" sind, reihen sich aus dem Reiche der Mythologie unter den Einzelfiguren und Gruppen vor Allem die 1768 in Gragnano entdeckten reitenden Nereiden an die Seite, beide nackt, die eine auf einem Seepferde von vorn, die andere von hinten auf einem Tiger dargestellt, dessen Hals sie umschlingt, während sie ihm in eine goldene Schale zu trinken schenkt. Enthalten diese prächtigen Nereiden einen Anklang an die Ariadne von Dannecker, so nicht minder die gleichfalls im Museum sichtbaren Grazien an diejenigen des Rafael und Canova, wobei man vermuthet, daß alle diese Grazien einer antiken und wegen ihrer Nacktheit erst nach Alexander geschaffenen Gruppe nachgebildet wurden [1]).

Doch es ist Zeit, mit Uebergehung der einzelnen Göttergestalten auch auf die größeren mythischen Darstellungen einen kurzen Blick zu werfen. Hier überwiegt bekanntlich das erotische

[1]) Heinr. Meyer, „Gesch. der bildenden Künste bei den Griechen".

Element. So sind aus der Göttersage die Liebschaften des Zeus mit Danae, Leda oder Jo oder des Mars mit Venus, oder des Apollo mit Daphne wohl unzählige Male abgebildet. Dabei findet ein reicher Wechsel des Momentes statt, wie z. B. Daphne bald in zauderndem Gespräch mit dem schöngestalteten Gotte, bald in allen Stadien der vergeblichen Flucht erscheint, sehr häufig aber in der ovidischen Situation[1]):

„Den Körper enthüllten die Winde
Und das Gewand ward flatternd bewegt vom begegnenden Hauche
Und das gehobene Haar trieb rückwärts drängender Luftzug".

Eben so verhält es sich mit der Heroensage, wo wir den Helden selten im Kampfe aber desto häufiger in Liebesabenteuern begegnen, wie Theseus und Ariadne, Meleager und Atalanta, Perseus und Andromeda zur Genüge bezeugen können. Außerdem erfreute sich das sinnlich Reizende z. B. das Parisurtheil einer starken Begünstigung, womit auch die Vorliebe für Panisken, Hermaphroditen und Priapen in Verbindung steht. Dem Tragischen pflegte man aus dem Wege zu gehen, daher wir nur seltene Darstellungen der unglücklichen Geliebten Dido, Medea, Pasiphae und der Dirke besitzen, von welch letzterer nur ein einziges, ihre Schleifung behandelndes aber von der bekannten Gruppe erheblich abweichendes Bild existirt, wie dies auch von dem jüngst entdeckten, sehr mittelmäßigen Bilde des Laokoon gesagt werden muß. Aus dem homerischen Sagenkreise stammen die trefflichen Gemälde von der Entlassung und Einschiffung der Sclavin Chryseis und von der Wegführung der Briseis aus dem Zelte des Achill durch Agamemnons Herolde, beide aus der casa del poëta, ferner aus der casa dei dioscuri das sehr bewegte, doch leider fragmentarische Bild Achills, wie er das Schwert auf Agamemnon zückt. Zu den besten Schöpfungen zählen wieder etliche aus Herkulanum,

[1]) Ovid „Met." I, 527 ff. So erscheint z. B. Daphne jetzt noch in der casa di Olconio.

namentlich die vier großen, auf concavem Grund gemalten Bilder von dem Centauren Chiron, welcher den Knaben Achill in dem Lyraspiel unterweist, von dem Musikunterricht des Olympos bei Marsyas, von Herkules und Telephus, endlich von Theseus, welcher nach der Tödtung des Minotaur den Dank der geretteten Kinder empfängt. Der jugendliche Achill, welcher in der Weise des belvederischen Apollo nur leicht mit der Chlamys bekleidet erscheint und aufmerksam zu dem halbthierischen Lehrer emporblickt, oder der kleine Telephus, welcher das Euter der Hirschkuh an seinen Mund führt und von dieser geleckt wird, sind äußerst anziehend wiedergegeben.

Daß die pompejanischen Künstler nicht alle ihre Compositionen selbst erfanden, sondern oft bewußt oder unbewußt älteren Vorbildern folgten, ist schon an sich sehr wahrscheinlich und wird auch dadurch bestätigt, daß zahlreiche Bilder gleichen Inhalts auf eine gemeinsame Norm sich zurückführen lassen. Wenn z. B. in den Liebschaften der Ariadne diese regelmäßig das eine Mal als verlassene und eben erwachende erscheint, wie sie einsam am Strande sitzend mit Schmerz dem enteilenden Schiffe des treulosen Theseus nachstarrt, das andere Mal als schlafend auf dem Boden liegend, wie sie von Bacchus gefunden und mit Wohlgefallen betrachtet wird, so läßt sich bei der Aehnlichkeit der ganzen Gruppirung vermuthen, daß beide Momente ursprünglich durch zwei Originale vertreten waren [1]. Dieser Schluß wird durch die mannigfachen unwesentlichen Variationen, in denen sich der Künstler gefiel, nicht aufgehoben, sondern nur dahin berichtigt, daß es sich eben um eine freie Reproduction der überlieferten Originale handelte. Dies gilt auch in den wenigen Fällen, in welchen uns die Namen der muthmaßlichen Originalkünstler vorliegen, nämlich in dem

[1]) Eine Vergleichung ist lohnend. In der ersten Situation finden wir Ariadne mehrmals im Museum unter Abtheilung XXXVII und in Pompeji in der casa di Arianna, del poëta, di Elena e Paride, in der zweiten in der casa della caccia nuova und di Olconio.

bekannten archaistischen Bilde der Opferung Iphigeniens aus der casa del poëta, welches auf Timanthes von Samos, einen Zeitgenossen von Zeuxis und Parrhasios, zurückgeführt wird, und in den beiden Medeabildern, als deren ursprünglichen Urheber man den Timomachos von Byzanz, den letzten bedeutenden Maler zur Zeit Cäsars, betrachtet. Die einzeln stehende Medea aus Herkulanum spiegelt besser den Seelenkampf der Mörderin vor der entscheidenden That, dagegen hat das minder ausdrucksvolle pompejanische Exemplar aus der casa dei dioscuri den Vorzug, auch die Opfer der Rache, die ahnungslos spielenden Kinder, in den Kreis der Darstellung gezogen zu haben. Für die Opferung Iphigeniens hat man einen Anhaltspunkt in der Ueberlieferung, daß Timanthes, wie auch auf dem pompejanischen Bilde zu sehen, das Gesicht des Agamemnon verhüllt habe, doch wird diese Stütze allerdings wieder hinfällig, wenn die neuere Kunstkritik diese Verhüllung nicht mit den alten Schriftstellern als eine weise Beschränkung des Künstlers auffaßt, welcher den höchsten Grad des Schmerzes nicht habe darstellen können oder, wie auch Lessing meint[1], als ein der Aesthetik gebrachtes Opfer nicht habe darstellen wollen, sondern wenn sie dieselbe nur als eine natürliche Sitte und den natürlichsten Ausdruck des Schmerzes ansieht.

Wir haben in Vorstehendem nur die besseren und interessanteren Wandbilder vorgeführt, die sonst in ihrem Werthe sehr verschieden sind. Doch ist die Auffassung aller Fresken, entsprechend der allgemeinen Verständlichkeit dieser mythologischen Bildersprache, eine naiv klare und als solche eben so frei von dramatischer Bewegtheit und Effecthascherei als von schwärmerischer Sentimentalität. Coloristisch ist ein bestimmter, meist ins Röthliche oder Grüne spielender Grundton durchgeführt, der oft sehr bezeichnend ist, wie in dem großen Gemälde der zu Endymion niederschwebenden Selene, in welchem „ein

[1]) Lessing, „Laokoon“ (zu Anfang).

eigenthümlicher bläulicher Ton herrscht, wie zwischen Mondschein und Morgenlicht". Die Formen haben häufig etwas Weiches und in den Gesichtszügen Conventionelles. Will man aber gerecht sein, so wird man in Summa zugeben müssen, daß an eine rein decorative und handwerksmäßig geübte Malerei keine stärkeren Anforderungen gestellt werden können, als sie in Pompeji und Herkulanum oft über alle Erwartung glücklich erfüllt worden sind.

Dreissigstes Kapitel.

Castellamare und Sorrent (Stabiä und Surrentum).

O fortunato peregrin, cui lice
Giungere in questa terra alma e felice.
TASSO.

Heiß und schwül lag die Augustsonne auf der lärmenden Hauptstadt des italienischen Südens, immer drückender lastete die staubgeschwängerte Atmosphäre auf ihrem bekannten Straßengewimmel, als unsere junge Gesellschaft nach dem Vorgange nicht blos der meisten Fremden, sondern auch vieler neapolitanischer Geschlechter es rathsam fand, auf einige Zeit zu einer Villegiatur in die Berge zu gehen. Selbst der Huldigungen, die wir seitdem den Göttern Pompejis und den Musen im Kunsttempel des Museums dargebracht hatten, waren wir überdrüssig. Wie erquickend und vielversprechend lachten uns dagegen die zartverschleierten Berge jenseit des Golfes an! Es war uns, als ob mit den leise plätschernden Wellen, die ihre neckischen Cirkel in den Ufersand der Villa nazionale zeichneten, auch etwas von der erfrischenden Bergluft herüberfluthete und von dem Duft des Pflanzenwuchses, mit dem die Natur jene Golfseite so verschwenderisch bedacht hat. So fand uns denn der kommende Tag reisefertig auf der Bahn, sah uns über die Lavaströme des Ufersaumes am Hange des qualmenden Vesuv dahingleiten und im Bahnhofe von Castellamare aussteigen. Wir beschlossen hier einen Tag zu rasten und hatten diesen Entschluß nicht zu bereuen. Ist

doch die Lage der auch als Fabrikort und Schiffsbauplatz nicht unbedeutenden Badestadt, die im Winkel einer tiefen Einbuchtung des Golfes und an den Ausläufern des Monte San Angelo sich angesiedelt hat und einem von dem Hohenstaufen Friedrich II. am Meere erbauten Castelle ihren Namen und ihre Blüthe verdankt, in jeder Beziehung eine reizende zu nennen.

Was sollen wir erzählen von unserem prächtigen Ritt auf das mit Unrecht als Schloß bezeichnete, aber in herrlicher Bergeinsamkeit über dem Thal von Piedemonte gelegene, königliche Jagdhaus Quisisana, wohin eine schöne Kastanienallee von der Stadt aus emporleitet? Wie die Freude schildern, mit der uns der ungewohnte Anblick des langentbehrten Waldes erfüllte, als wir durch den königlichen Park und über den waldigen Monte Coppola zur Stadt zurückkehrten? Ja „qui si sana“ (hier gesundet man) sollte nicht blos das bescheidene Jagdcasino, sondern die ganze Gegend von Castellamare getauft werden, das wegen seiner Verbindung von Wald- und Seeluft, von sonniger Lage und schattigen geschützten Thälern einen der gesuchtesten Sommeraufenthalte der Neapolitaner bildet. Eben so dachten aber auch die Alten, die in der Auffindung und Verwerthung solcher Naturvorzüge mindestens eben so geschickt waren als wir Nachgeborenen. So empfiehlt begreiflicher Weise schon der berühmte griechische Arzt Galen [1]) das alte Stabiä, die Vorgängerin von Castellamare, als Luft- und Milchcurort, letzteres darum, weil die würzigen Kräuter, welche dem mons lactarius oder Milchberg in der Nähe seinen Namen eintrugen, der Viehzucht und Milchcur trefflich zu Statten kamen. Dieser Milchberg wird noch von Cassiodor [2]) im 6. Jahrhundert gerühmt, weil hier „die gesunde Luft zusammen mit der Fruchtbarkeit des fetten Bodens Kräuter von süßester Beschaffenheit hervor-

1) Galen „Method. med.“ V, 92. Friedl. a. a. O. II, 80.
2) Cassiod. „Var.“ XI, 10. Friedl. a. a. O.

bringt; die auf dieser Weide gemästeten Kühe geben eine Milch von solcher Heilkraft, daß denen, welchen alle Rathschläge der Aerzte nichts nützen, jener Trank allein zu helfen scheint". Demnach war auch die Bedeutung der Milch für die Therapie schon damals anerkannt. Besagter Milchberg, der den Alten einen Alpencurort zu ersetzen hatte, scheint weiter östlich von Castellamare bei dem malerischen Bergdorfe Gragnano, welches jetzt noch mit den Nachbardörfern durch seine Milch und seine Butter- und Käsebereitung sich auszeichnet, gesucht werden zu müssen und eben dahin verlegt auch Winckelmann [1]) im Anschlusse an Galen das römische Stabiä.

Selbstverständlich kannten und gebrauchten auch die Alten die zahlreichen Mineralquellen, die Castellamare in verschiedenartiger chemischer Zusammensetzung aufzuweisen hat. Meist sind es Säuerlinge, einige mit Schwefel und Eisenzusätzen. Die unter dem Namen „acqua acetosella" bekannte Quelle, ein gypshaltiges Sauerwasser, wurde schon von Plinius beschrieben [2]).

Die Reste von Stabiä aufzusuchen, wäre vergebliche Mühe, nachdem die 1754 begonnenen und in lässiger Weise bis 1782 fortgesetzten sporadischen Ausgrabungen in bekannter Manier wieder zugeschüttet wurden. Die Erinnerung daran lebt nur noch in der Geschichte und in den verhältnißmäßig wenigen Fresken und Mosaiken, die aus stabianischen Villen rechtzeitig ins Museum gerettet wurden. Wir kennen von den ausgegrabenen Häusern kaum noch einige Namen, wie die villa del Genio, woselbst man die silberne Statuette eines Genius entdeckte, den man wegen der Schale und des Füllhorns in seinen Händen als „bonus eventus" d. h. als die Gottheit des glücklichen Gedeihens der Feldfrüchte erklärte, oder die

1) Winckelmann, Werke Bd. II, S. 138.

2) Plin. XXXI, 2: Calculosis mederi (aquam) . . . . in Stabiano, quae dimidia vocatur. Der Ausdruck dimidia bezieht sich schwerlich auf die chemische Zusammensetzung ähnlich unserem „Halbsäuerling", sondern auf die Lage zwischen zwei anderen Quellen.

villa del filosofo, die ihre Bezeichnung einer aus einem Carniol geschnittenen Philosophenfigur verdankt, oder die casa della Venditrice degli Amori d. h. das Haus der Amorettenverkäuferin, nach einem als antikes Freskomotiv sehr beliebten Bilde benannt. Alle diese Gebäude, eben so das fast nur noch an seiner Form kenntliche Amphitheater, lagen in der Gegend des jetzigen Varano und bekunden in Verbindung mit den mannigfachen Spuren öffentlicher Gebäude, die anderwärts sich zeigten, die immerhin bedeutende Ausdehnung der Stadt, die bis zu ihrer Zerstörung durch Sulla in ansehnlicher Blüthe stand [1]). So existirte in der Richtung auf Pompeji ein Gymnasium, auf dem Inselfelsen Revigliano, der zu Römerzeiten petra Herculis hieß, ein Herkulestempel, bei der Kirche Santa Maria a Pozzano ein Dianentempel, indem daselbst ein Altar mit dem Relief einer Hirschkuh entdeckt wurde. Der alte Hafen befand sich bei Messigna, wo man die Reste von Mastbäumen fand, und auf der Höhe darüber bei Fajano erglänzte ein Janustempel, für den nicht nur die aufgefundenen Säulenfragmente und Mosaikfußböden, sondern auch der von fanum Jani abgeleitete Dorfname Fajano Zeugniß ablegen. Auch von einem Pluto- und einem Cerestempel wird gesprochen [2]). Von den Thermen, die man ausgrub, hat sich nur der Grundriß erhalten, wornach sie den pompejanischen analog, doch etwas kleiner waren. Man sieht, es handelt sich um bloße Namen, denen keine Wirklichkeit entspricht. Mit Rücksicht auf die gründliche Zerstörung, welche die Stadt 168 Jahre vor ihrer Verschüttung betroffen und seit welcher sie sich, nach der Sprache des Plinius zu schließen, nur langsam wieder erholt hatte [3]),

---

1) Plin. III, 9, 17. Stabiä soll von den Oskern Stabia benannt worden sein nach einem ägyptischen Worte, welches eine medicinische Substanz bedeute (Nobile a. a. O. III, 348).

2) Nobile a. a. O. III, 345 ff.

3) Plin. III, 9, 17. Sein Vorgänger Strabo erwähnt die damals herabgekommene Stadt nicht.

kann der Verlust der stabianischen Alterthümer leichter verschmerzt werden und darf namentlich im Hinblick auf das wahrscheinlich bedeutendere Pompeji, das uns geblieben ist, nicht allzu sehr bedauert werden. Möglich, daß auch hier einmal die Ausgrabungen erneuert werden, doch besteht in dieser Beziehung geringe Aussicht, nicht nur weil das darüber gebaute Castellamare hinderlich ist, sondern auch weil die einzige Fläche, wo dies nicht der Fall ist, nämlich östlich von der Stadt, bereits ziemlich durchforscht und ausgebeutet wurde.

In Ermangelung derartiger archäologischer Sehenswürdigkeiten hatten wir des Nachmittags nach einem stärkenden Bade in dem am Ufer gelegenen acqua del muraglione vollauf Zeit und Gelegenheit, das geschäftige Treiben auf den Schiffswerften zu bewundern und das Leben am Hafen zu beobachten, woselbst die größten Schiffe einlaufen können und ein bedeutender Export- und Importhandel stattfindet. Holz, Getreide, Leder, Krapp, Baumwolle und Baumwollenfabrikate sind die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel, wogegen Colonialwaaren und andere Producte gelandet werden. Es ist eine echt moderne Handelsstadt mit Gewerben und Fabriken, Läden und Wechselhäusern, Hotels und Kaffeehäusern, Garnison und Gasbeleuchtung, Arsenal und Schiffswerfte, welche sich mit allem Anspruch einer solchen auf dem Boden von Stabiä niedergelassen hat. Um so überraschender, ja überwältigender wirkt das gebotene Naturschauspiel für den, der sich von hier aus auf steilen Bergeshöhen dem classischen Sorrent zuwendet. Wir wurden am folgenden Tage dieses Glückes gewürdigt, als wir auf der berühmten Felsenstraße unserem Reiseziele Sorrent zueilten, konnten dabei aber nicht unterlassen, eben dem modernen Geiste zu danken, der durch seine kunstvolle, von 1839 bis 1843 zu Stande gebrachte Straßenanlage uns erst die volle bezaubernde Schönheit dieser Gegend erschlossen hat. Bis dahin war die Verbindung zu Schiffe die einzige, die zwischen Neapel und Sorrent bestand. Selbst die Römer konnten ein Werk nicht

unternehmen, das nur durch die umfassendsten, auf Stunden weit sich erstreckenden Sprengarbeiten Gelingen versprach.

Die Straße von Castellamare nach Sorrent gilt in der Regel für die schönste Italiens, hat aber unseres Erachtens in der neuen Posilipostraße und in der von Salerno nach Amalfi führenden Kunststraße ebenbürtige Concurrentinnen, von denen namentlich die letztere in Grandiosität der Felsbildung sich mit der sorrentiner vollauf messen kann. Ein solcher Vergleich, der sonst leicht vom Uebel ist, kann jedoch der Straße nach Sorrent keinen Eintrag thun, die sich, weil an die Nordseite des Gebirgsstockes angelehnt, jedenfalls des Vorzuges rühmen darf, den größeren Theil des Tages im Schatten zu liegen. Dieses Vorzuges erfreuten wir uns denn auch im vollen Maße, als wir langsam, aber doch zu beträchtlicher Höhe aufsteigend, über den Rand der Brüstungsmauer hinaus in die jähe, klippenreiche Tiefe und in die blinkende, sonnendurchleuchtete Fluth unsere Blicke sendeten. So windet sich die Straße dicht an den schroffen Wänden und Felsecken des gewaltigen Kalksteingebirges dahin, vorüber unter dem auf luftiger Bergeshöhe versteckten Kloster Pozzano, weiterhin durch das volkreiche Vico ecquense hindurch, eine aus Vico und Equa zusammengesetzte Doppelortschaft, die auf dem Grund und Boden des römischen Vicus Aequanus ruht, und erreicht endlich hinter dem schwindelnden Absturz des Vorgebirges dello Scutolo, welches die Bucht von Castellamare abschließt, den Küstenplatz Meta und mit ihm das prächtige vielgepriesene Piano di Sorrento, die Wonne aller Dichter und Maler, das Entzücken aller Reisenden.

Man denke sich eine weite, halbmondförmig von malerischen Höhenzügen eingerahmte Mulde mit allem Reiz südlicher Vegetationskraft ausgestattet und gegen die Seeseite ebenfalls durch hohe, steile Felswände abgeschlossen, so daß ein Schriftsteller zwar etwas prosaisch aber doch zutreffend das Ganze mit einem Lehnsessel vergleichen konnte, zu dem das Gebirge

die Lehne und das Piano von Sorrent den weichen Sitz bilde. Ja, ein üppiger, schwellender Prachtsitz, ein wahrer Königssitz ist dieses Piano! Da mischt sich allenthalben das dunkle Laubwerk der Orangen- und Citronenbäume, bald im duftenden Blüthenschmuck bald im Goldglanze der Aepfel der Hesperiden schimmernd, mit dem zierlichen Rankenwerk der segenspendenden Rebe, aus den Gärten erhebt sich das breite Blatt der saftigen Feige neben dem leichten Gezweige der Granaten; überall erscheinen die Hecken und Zäune im Schmuck der Agaven, wilden Goldregens und spanischen Ginsters, während Lorbeerwipfel über die Mauern grüßen und von Höhen und Felsen neben breiten männlichen Eichen graue, greisenhafte Olivenbäume zu uns herabwinken. Und aus all dieser üppigen Pflanzenwelt blitzt und blinkt es von hellen Villen und Häusern, von den Höhen schauen Klöster und Kapellen hernieder und neugierig lugen die freundlichen Ortschaften aus dem Grün der Masserieen und Citronengärten.

Diesen Zauber jugendfrischer Schönheit hat das Piano von Sorrent auch im Mittelalter geübt, in welchem Sorrent durch seinen Handel blühte, so daß Bernardo Tasso, der auch als Schriftsteller bekannte Vater des berühmteren, hier geborenen Sohnes, in einem Briefe sich folgendermaßen über die Gegend auslassen konnte[1]: „Die Mauer, welche die Natur gleichsam eifersüchtig auf einen so kostbaren Schatz dort geschaffen hat, besteht aus hochragenden Bergen, welche uns so grünbelaubt, blüthenreich und voll von Früchten erscheinen, daß wir Venus nicht um die reizendsten Gärten von Paphos oder Gnidos beneiden". Und sollte es im Wesentlichen nicht schon im Alterthume so gewesen sein, da die nimmer alternde und auf diesem

---

[1]) Aus einem Briefe des Bernardo Tasso an Marc Antonio da Mura. Bernardo Tasso, beliebter Dichter und Schriftsteller seiner Zeit, war Secretär des Fürsten von Salerno Ferrante Sanseverino, seit 1539 mit Porzia de Rossi vermählt, die ihm den 11. März 1544 den nachmals so berühmten Sohn Torquato Tasso gebar.

Fleck durch keine Erdrevolution gestörte Natur ihre angeborenen Züge nicht verläugnen kann, gleichviel ob ihr durch Menschenhand dieses oder jenes Zeitgewand verliehen wurde? Ihre Züge sind im Laufe der Jahrhunderte nur noch reiner und in unserer Sprache zu reden idyllischer hervorgetreten, seit Sorrent nicht mehr wie zu römischer Kaiserzeit eine von glänzenden öffentlichen Gebäuden erfüllte Stadt ist, welche unter der Regierung Augusts Neapel an Größe übertraf, sondern zum Range einer bescheidenen Landstadt herabgesunken ist und seit die römischen Prachtvillen und Bäderpaläste sich in schöngelegene, aber doch minder anspruchsvolle Gasthöfe und äußerst primitive Badeanstalten umgewandelt haben. In die Anschauung der paradiesischen Landschaft versunken, schwebten wir hinter Meta vorbei auf kühnem Viaducte über eine jener wilden Schluchten, welche dort als erweiterte Felsspalten und Klüfte den Gießbächen zum Ausweg dienen, durcheilten im Mittelpnnkt des Piano die Dörfer Carotto, Pozzo Piano und St. Aniello, die das gastliche Sorrent uns als seine Vorboten entgegengesandt hatte, und hielten endlich trotz der inzwischen stark gestiegenen Hitze frohmuthig in Sorrent unseren Einzug.

Liebliches Sorrent! So nannte dich ein römischer Dichter[1], der für alle Reize der Welt und alle Genüsse des Lebens ein offenes Herz hatte, daß er unter seines Gleichen auf uns spät geborene Geschlechter eine ganz besondere Anziehungskraft ausübt und mit den einfachen Accorden seiner Leier stets in der menschlichen Brust ein Echo wecken wird. Nur ein einziges Wort ist es, in welches der Dichter des Alterthums seine Gefühle niederlegte, während der moderne Culturmensch und namentlich der Nordländer, ohne Ahnung solchen Daseins, versucht wäre, alle Epitheta an deine ergreifende Schönheit zu verschwenden. Ja, liebliches Sorrent, Sorrento gentile, wie du jetzt noch genannt wirst! wie haftet sich nach Jahrtausen-

[1]) Horaz „Ep." I, 17, 52.

den der Zauberklang deines Namens an deine Sohlen! Das Elysium ist dein Aufenthalt, ein paradiesischer Garten der Boden, wo sich dein heiteres, jugendfrisches Leben ungestört entfaltet, Berge und Meer die Wächter, die du zum Schutze deiner Unschuld dir bestelltest. Du allein bist es, das unsere nordischen Träume von Hesperien erfüllt und, geschaut und genossen, uns in den Banden der Sehnsucht gefangen hält.

Wir wollen zwar durchaus nicht sagen, daß der antik-naive und zudem der Schönheit seines Vaterlands gewohnte Dichter, als er erinnerungsvoll von dem „Surrentum amoenum“ schrieb, gerade so intensiv wie wir empfunden hätte, denen doch mehr oder weniger immer etwas sentimentale Empfindungsweise innewohnt, aber behaupten dürfen wir, seinem Standpunkte und Verständnisse niemals näher gekommen zu sein als in dem lieblichen Sorrent, denn ein wahrhaft horazisches Leben war es, das wir in jenen Tagen führten. Alle Bedingungen dazu sind ja in Sorrent gegeben: kühlende Bergschatten und rauschende Quellen, erquickende Haine und Obstgärten im Thalgrunde und auf den Höhen der Hügel trefflicher Rebensaft, lauter von Horaz gepriesene Elemente, die selbst ruhelose Naturen zu einem selbstvergessenen, beschaulichen Genußleben, dem Erbtheil des Südländers, verführen müssen. Im Lobe, des dunkelfarbenen und etwas herben, aber doch leichten und lieblichen sorrentiner Weins, der bekanntlich heute noch geschätzt ist, vereinigen sich alle römischen Schriftsteller und rühmen ihn ob seines milden Geschmacks und seines heilsamen Einflusses auf Reconvalescente [1]. Sein Ruf ist älter als der des Falerner- und Albaner-Weins [2], litt aber später durch letztere Sorten, so daß er später mehr nur als Krankenwein genannt wird. „Tiberius Cäsar sagte, die Aerzte hätten sich vereinigt, den

[1] Plin. XIV, 4, 2; 8, 4. Vergl. Athenäus I, 21; Persius Flaccus III, 93; Sil. V, 465.

[2] Plin. XXXIII, 20.

Surrentiner in Ruf zu bringen, eigentlich sei er nur ein vorzüglicher Essig, und Cajus Cäsar, sein Nachfolger, nannte ihn eine edle Tunke [1])". Uebrigens spricht noch Ovid ehrfurchtsvoll von „den gesegneten Höhen mit den edlen surrentinischen Hügeln" und auch Statius von „den bacchischen Höhen von Surrentum", wo die Reben nicht an Bäumen, sondern in eigentlichen Weingärten und zwar als sogenannte Zwillingsreben gezogen wurden, welche an einem Aste doppelte Trauben trieben [2]). In solcher Umgebung begreift sich die horazische Ode „nunc est bibendum" oder erneuert sich der Wunsch des Dichters:

> Bald aus Schriften der Alten und bald hinträumend in Muße
> Süße Vergessenheit der Beschwerden des Lebens zu schlürfen [3]).

Einstweilen war jedoch davon bei uns keine Rede. Der germanische, den Alten so fremde Drang, alle irgend erreichbaren Höhen zu besteigen, konnte sich anfänglich nicht verläugnen und schaffte sich Genüge in einer Reihe der genußreichsten Ausflüge in die Montagna. Tag für Tag durchstreiften wir auf geduldigem Eselsrücken die Hügel und Berge. Bald führte uns der Weg östlich über Airola auf das hochgelegene zwischen Maulbeerbäumen versteckte Kloster Camaldoli oder wir ritten der Morgensonne entgegen zu den herrlichen Hügelgruppen hinüber, welche als conti delle fontanelle und conti di Cermenna bekannt sind und jenseit deren am Salernitaner Golfe der arco naturale, ein 1841 zum Theil zerstörtes Felsenthor, gar malerisch aus den zerklüfteten Uferfelsen aufsteigt, bald wandten wir uns westlich und erstiegen mit dem Rückweg über Massa das idyllisch in Gärten gekleidete Bergdorf Sant Agatha und den berühmten Aussichtspunkt des ehemaligen Klosters Deserto, worin jetzt unter ascetischer Mönchsaufsicht ein Waisen-

1) Plin. XIV, 8, 4,
2) Ov. „Met." XV, 710; Stat. „Silv." III, 5, 107; Plin. XIV, 4, 2.
3) Hor. „Sat." II, 6, 61 ff.

haus für Knaben seinen Sitz genommen hat, oder das Frühroth fand uns auf dem Wege nach der noch weiter westlich gelegenen, kapellengekrönten Höhe von St. Costanzo und dem trotzigen Bergkegel mit dem weiland Kloster Santa Maria della neve, bis wir schließlich sogar bis zu der äußersten Ostspitze des Cap Campanella vordrangen, wo das nur eine Stunde weit entfernte Capri fast mit Händen zu greifen ist.

Leider müssen wir uns versagen, auf alle diese nirgends vollständig aufgezählten, geschweige in ihrer Eigenthümlichkeit dargestellten Touren näher einzugehen, Touren, die bei längerem Aufenthalte in Sorrent Niemand versäumen sollte. Die Aussichten sind nach allen Seiten entzückend. Sind es auch überall so ziemlich dieselben Gegenstände und Elemente in dem Mosaik der großen und reichen Natur, so treten sie doch stets in einer anderen, überraschenden Gruppirung uns entgegen und allenthalben entdeckt das Auge neue Reize und einen unbeschreiblichen Schmelz der farbenverklärten Landschaft, sei es, daß es auf die beiden Golfe, sei es, daß es auf die kahlen Kuppen des großen und kleinen St. Angelo und des wunderbar gestalteten Monte Carovana, wie ihn der Volksmund nennt, oder sei es, daß es nach Capri hinüberschweift, das im Rosenlichte auf dem blauen Grunde des Meeres und Himmels vor dem Beschauer auftaucht, als wolle es durch seine Beleuchtung den düsteren Eindruck seiner starren Felsen mildern.

Was dieser Gegend aber ihre poetische Weihe verleiht, ist der Umstand, daß ringsum homerisches Land ist, denn dem Odysseus wird von der Sage die Gründung Sorrents und namentlich die Erbauung des uralten berühmten Minervatempels zugeschrieben, der an der Spitze des Vorgebirges stand, und in Meta soll er nach der Volksüberlieferung im Schatten zweier uralter Olivenbäume geruht haben, ehe ihn Leukothea zum gastlichen Strande der Phäaken geleitete[1]). Daß derartige

[1]) Hom. „Od." V, 475 ff.

Volkssagen hier entstehen konnten, ist nicht blos ein erfreulicher Beweis eines in der Bevölkerung lebenden poetischen Naturgefühls, sondern noch mehr ein Zeugniß des homerischen Charakters, welcher der ganzen Landschaft eigen ist. Hätte ihn nicht bereits das Volk instinctiv erfaßt, jedem Leser des Homer muß er sich aufdrängen, so rein und ursprünglich tritt uns hier die Natur entgegen, so heroisch und titanenhaft gewaltig erscheint sie namentlich da, wo das klar wogende Element des Meers wie in Sorrent, Capri und Amalfi sich schmeichlerisch zwischen die kühngezackten Felsstürze hineindrängt. Wie hat auch in dieser Hinsicht der feine Beobachter Goethe unseren Empfindungen einen unübertrefflichen Ausdruck gegeben, wenn er aus Neapel schreibt: „Was den Homer betrifft, ist es mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse u. s. w. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Natürlichkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. — Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das Alles umgebende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort[1])".

Wie homerisches, so ist es namentlich sirenisches Gebiet, das sich wie ein Sang der alten Dichter von den sorrentinischen Höhen vor uns ausbreitet. Dort fällt der Blick auf die drei winzigen Felseninseln „i Galli" im salernitaner Golfe, welche, schon im Alterthum unbewohnt, doch nach Strabo auf der Hauptinsel mit einem Tempel und Weihgeschenken geziert waren und die nach uralter Sage für die Sireneninseln gelten[2]).

---

1) Goethe, „Ital. Reise", Brief vom 17. Mai 1787.

2) Strabo, V, 247. 251. Im Mittelalter waren die Eilande befestigt.

Uebrigens erstreckt sich der sirenische Charakter auch auf die umliegenden Gestade, wie denn auch das Vorgebirge der Minerva als solches der Sirenusen erscheint [1]) und ein an der Westküste von Capri gegenüber den Faraglioniklippen emporragender Fels noch heute als Sirenenfels bezeichnet wird. Zwar ist der Schauplatz des Sirenenmythus keineswegs auf die Gegend von Sorrent beschränkt, da er bekanntlich anderwärts und namentlich von griechischen Dichtern noch weiter südlich an die Punta di Licosa am Südabschluß des salernitanischen Golfes [2]) oder an das Vorgebirge Pelorias, das heutige Cap Faro, bei Messina verlegt wird. Die Sirenen der Argonautensage, welche von Orpheus besiegt sich nach der originellen, sinnigen Wendung des Dichters beschämt in das Meer stürzen und zu Felsen erstarren, spielen entschieden an der Küste von Sicilien. Trotzdem darf das Cap der Minerva und seine Umgegend als der classische Ort und vielleicht sogar als die Geburtsstätte des Sirenenmythus gelten. Unzweifelhaft schwebte Virgil bei seiner Schilderung der Aeneasfahrt eben diese Gegend vor, wenn er nach dem Unfall, welcher den Steuermann Palinurus an dem gleichnamigen Cap, der heutigen Punta della Spartivento, betroffen, seinen Heros an dem meerumbrandeten felsigen Sitz der Sirenen vorüberfahren und zur Küste von Cumä gelangen läßt [3]). Sofern an eine Localisirung des Odysseusmythus von Seiten des Dichters oder wenigstens

[1]) Strabo V, 247; Plin. III, 9, 10: Surrentum cum promontorio Minervae, Sirenum quondam sede. Des dorischen Tempels daselbst gedenken Strabo und Statius („Silv." II, 2, 2; III, 2, 24).

[2]) Die Punta di Licosa hieß früher das Vorgebirge Sirenusä (Strabo VI, 1). Die dortige kleine Insel Piana, früher Leukosia genannt, soll letzteren Namen von einer gleichnamigen hier begrabenen Sirene erhalten haben (Plin. III, 13, 3; Strabo a. a. O.). In Bezug auf die Zahl der Sirenen und deren Wohnsitz, ob Insel oder Vorgebirge, bestehen viele Variationen.

[3]) Virg. „Aen." V, 864.

der nachfolgenden Tradition gedacht werden muß, ist auch bei der Sireneninsel des Homer höchst wahrscheinlich die felsenstarrende, klippenreiche Insel Capri in Aussicht genommen, die ja Held Odysseus auf seiner Rückkehr von der Kirkeinsel (Ischia, wie wir nachzuweisen suchten) und auf der Fahrt nach der Skylla und Charybdis bei Sicilien jedenfalls berühren mußte. Vor den Sirenenfelsen im salernitaner Golfe hat Capri deshalb den Vorzug, weil Homer nur von einem einzigen Eiland redet [1]), auch eignet sich Capri nicht blos durch seine Felsennatur, sondern auch durch seine Klüfte und Grotten trefflich zu dem Mythus von dem verderblichen, zauberhaften Gesang der Sirenen, wozu die klingenden und klagenden Töne, welche der Wogenschwall in den durchhöhlten Uferfelsen hervorbringt, den natürlichen Anlaß darboten. Gewiß aus solchen gähnenden Schlünden und gurgelnden Felsgründen tauchten einst die phantastischen Gestalten der Sirenen auf sammt dem schönen dichterischen Commentar, den Homer in den Worten giebt:

Wer nun thörichten Sinnes sich naht, und der hellen Seirenen
Stimm' anhört, nie wird ihn das Weib und die stammelnden Kinder
Als Heimkehrenden künftig mit Freud' umstehn und begrüßen;
Nein ihn bezaubern daselbst mit hellem Gesang die Seirenen,
Sitzend am grünen Gestad'; und umher sind viele Gebeine
Modernder Männer gehäuft, und es dorrt hinschwindende Haut rings [2]).

Aus den gleichen Gründen erscheint auch das felsengegürtete, grottenreiche Sorrent von der Sirenensage nicht ausgeschlossen. Wie Sirenenklänge tönte es uns entgegen, als wir eines Tages mit schwanker Barke in die schaurig schönen Grotten von Sorrent einfuhren. Die geisterhaft singenden Laute, welche durch den Anprall der Wellen an den zerklüfteten Felsen und durch das Niederfallen der Tropfen von dem Deckengewölbe erzeugt werden, dazu die sonstige geheimnißvolle Stille, die dunkle Fluth unter uns und das eigenthümliche Dämmerlicht

---

1) Hom. „Od." XII, 166.
2) Hom. „Od." XII, 39—46.

um uns, das Alles vereinigt sich, das Gemüth in zauberhaften Bann zu schlagen. Die entfernteste dieser Grotten, piccola grotta azzurra von den Marinari genannt, kann zudem wegen der durchsichtigen bläulichen Färbung seines Wassers, die sich im Gewölbe reflectirt, und wegen des silberfunkelnden Lichts, das uns beim Eintauchen der Ruder entgegenstrahlt, füglich als Vorbote oder schwache Copie der unvergleichlichen, blauen Grotte von Capri angesehen werden. Ueberraschend war für den Verfasser die Entdeckung, daß auch diese Grotten von den Alten gekannt und in ihrer poetischen Schönheit gewürdigt waren, wenn Statius, der am Golfe so heimische Dichter, von Sorrent singen konnte [1]):

Prangend in grünem Gelock aus den tropfsteinbekleideten Höhlen
Schwingen sich Nereus' Töchter empor zu den triefenden Felsen.

Wie sehr sich der Sirenenmythus dieser ganzen Gegend bemächtigt hat, dafür muß schon der Name Sorrents unwillkürliches Zeugniß ablegen, der in seiner griechischen Fassung „Syrrenton“ oder „Syraion“ unzweifelhaft von den Sirenen abzuleiten ist, und mancher Name wie z. B. derjenige der Hügel „Sireniani“ und des Berges Montecora d. h. „Jungferberg“ deutet auf die gleiche Spur. Beiläufig bemerkt scheint wegen des griechischen Namens auch auf griechischen Ursprung der Stadt geschlossen werden zu müssen. Doch fand nicht nur eine baldige Vermischung mit den Ausonern, sondern auch ein zeitweiliges Aus- und Rückwandern griechischer Bevölkerung statt, wenn man einem von Diodor von Sicilien erzählten Mythus einiges Gewicht zuerkennen darf. Er lautet: Liparos, der junge Sohn des Königs Ausonos, empörte sich gegen seine Brüder und floh von Italien auf die Insel, die von ihm seinen Namen empfing. Als sich hier nun später Aeolos eingestellt

---

[1]) Stat. „Silv.“ III, 1, 144 ff. Auch spielt Statius auf Sorrents Namen an, wenn er sagt: inter notos Sirenum nomine muros („Silv.“ II, 2, 1).

und mit seiner Tochter Cirene sich vermählt hatte, kehrte Liparos mit dessen Unterstützung nach Italien zurück und ließ sich an der Küste von Sorrent nieder, wo er lange und löblich regierte und nach seinem Tode von der dankbaren Bevölkerung als Heros verehrt wurde [1]). Uebrigens wird Sorrent schon durch zahlreiche Münzen und Vasen als griechische Schöpfung bezeichnet, so daß Strabos Notiz, welcher es eine Campanerstadt nennt, sich wohl nur auf die spätere Eroberung durch die Campaner beziehen kann. Unter den Münzen fanden sich solche von Massilia (Marseille), Gallien und den Baleareninseln, wodurch der ausgebreitete Handel Surrentums bezeugt ist.

Doch es ist Zeit von unseren Betrachtungen zum Berichte über unsere sorrentiner Tage zurückzukehren. War die erste Woche unseres Aufenthaltes nach moderner Touristenmanier verflossen, wornach jeder Tag Neues und Bedeutendes zu bringen bestimmt ist, so folgte in der zweiten und letzten Woche die angedeutete Periode horazischen Stilllebens. Obgleich wir nämlich die natürliche Regel beobachtet hatten, während der heißesten Tageszeit im Hotel stille vor Anker zu liegen, machte sich doch bald genug ein gewisses Ruhebedürfniß geltend. Der erste Durst war zudem gestillt, die lockenden Sirenen in der Ferne hatten ihre Macht verloren, so daß sogar die prachtvolle Fußtour über Scaricatojo und Positano nach Amalfi, welche für die Rückreise projectirt war und in die großartigste Gebirgslandschaft und Felsenwildniß einführt, mit Rücksicht auf die damit verbundenen Strapazen ohne sonderlichen Kummer aufgegeben oder vielmehr auf eine kühlere Jahreszeit verschoben wurde. So verbrachten wir denn die folgenden Tage in der Stadt und ihrer unmittelbaren Nähe, ohne daß dadurch unser Genuß gemindert worden wäre. Ist es doch schon süße Wonne, in dieser Luft überhaupt athmen zu dürfen, geschweige das unsagbare Farbenspiel eines Sonnenunterganges, das Himmel

[1]) Diod. Sicul. V, 7 (Nobile a. a. O. III, 356).

und Erde, Fels und Meer in einem letzten feurigen Kusse vereinigt und sich nirgends majestätischer als in Sorrent entfaltet, hier erleben zu dürfen oder die Citrongärten und Oelpflanzungen auf steiler Felsenwarte zu betreten oder in abendlichen Barkenfahrten und Bädern die Reize des Meeres in seinem eigenen Elemente auszukosten. Man braucht nicht gerade unersättlich zu sein, um im Anblicke der köstlichen, wind- und seegekühlten Villen, die wie Adlernester über der Meerestiefe schweben, den Wunsch des Dichters zu theilen, der sich in die Worte kleidet:

Tief dem Gedächtniß eingegraben
Bleibt jene duftverklärte Welt;
Doch möcht ein Eigenthum ich haben,
Das mich mit ihr zusammenhält!

Ein Gärtchen nur mit wenig Bäumen
Am blauen Golf besäß' ich gern,
So könnt' ich mir viel leichter träumen,
Ich sei dem schönen Land nicht fern [1]).

Unsere Wanderungen in der Stadt gaben uns vielfach Gelegenheit die eingelegten Holzarbeiten zu bewundern, welche den Hauptartikel sorrentiner Industrie bilden und meist von Mitgliedern der weitverzweigten Familie Garzolo verfertigt werden. Das alte Surrentum war durch einen anderen Zweig der Kunstindustrie berühmt, nämlich durch seine Thonvasen, in welchen sich nicht nur der Wein trefflich hielt [2]), sondern welche auch in Form und Bemalung sich ästhetisch auszeichneten. Im Uebrigen beschränkten sich unsere Spaziergänge auf die berühmte, romantische Felsschlucht hinter Sorrent, die durch ihre Wildheit und wohl auch als Schlupfwinkel von allerhand Gesindel dem Volksaberglauben von jeher viel Stoff geliefert hat, auf öftere Besuche der beiden Marinen und der jenseit

1) Gustav Pfizer.
2) Plin. XIV, 4, 12; XXXI, 46.

der grande marina liegenden Höhe von Capodimonte, von wo sich das reizendste Gesammtbild von Sorrent entwickelt, weshalb die meisten Ansichten desselben von hier aufgenommen sind, endlich auf kleine Ausflüge in die idyllischen Ortschaften des üppigen Piano, von denen San Aniello und San Liguore im Rücken Sorrents am nächsten gelegen und auch von Fremden vielfach zu bescheidenen Villegiaturen ausersehen sind.

Was der Ruf von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der sorrentiner Frauen zu erzählen weiß, fanden wir im Allgemeinen bestätigt. Man sieht prächtige Frauen- und Mädchengestalten von vollendeter Grazie und feinem griechischen Gesichtsschnitt. Als ob sie ihres griechischen Ursprungs bewußt wären, ordnen sie das Haar nach antiker Weise und befestigen es mit silberner Nadel. Im Festtagsschmuck erscheinen sie in purpurnem Mieder, die Mädchen den Kopf nicht selten mit einem Schleier verhüllt, wie dies auch in Oberitalien vielfach der Fall ist. Leider können wir nicht verschweigen, daß die gerühmte „amabilita“ der dortigen donne und die in der weit verbreiteten Armuth liegende Versuchung eine starke Prostitution hervorgerufen, ganze Ortschaften ergriffen und den sonst edlen und stolzen Stamm tief herabgewürdigt hat. Blondlockige Kinder, die ihren germanischen Ursprung nicht verläugnen, sind in San Liguore, Sant Agata u. s. w. keine Seltenheit. Wie so oft in Italien, ist auch hier die Berührung mit der Fremdenwelt der naiven und von Natur gutgearteten Bevölkerung zum Fluch geworden.

Aus der Fülle dessen, was die nächste Umgebung Sorrents uns an Genüssen und Sehenswürdigkeiten bot, sei hier nur ein Ausflug an die Punta di Sorrento erwähnt, weil er dem Zweck unseres Buches, uns in das Alterthum ein- und zurückzuführen, nahe steht. Hier sind sehenswerthe Ruinen, die in ihrem landschaftlichen Charakter mit denen des Posilip und von Bajä wetteifern. Wir schlugen den reizenden Weg nach Massa ein, dessen Ansteigungen zwischen den Olivenpflanzungen

hindurch die entzückendsten Blicke auf das Meer verstatten, bogen aber halbwegs bei dem kleinen Dorfe Polo ein und wandten uns meerwärts. Es galt den Besuch der räthselhaften Ruinen, für welche die Führerbücher nur unbestimmte Angaben, die Leute des Volks aber fabelhafte Namen wie bagni di Nerone, bagni di Diana u. s. w. bereit haben. In zehn Minuten langten wir am Ziele an. Die Gärten und ländlichen Gebäude, die wir passirt hatten, blieben hinter uns, der Blick wurde frei und rings strahlte uns das azurne Meer entgegen. Wir befanden uns auf einem breiten trümmerbesäten Hügel, der sanft absteigend und flach endigend in die Fluthen hinaussprang. Auf der Höhe des Hügels stehen einige, halb im Schutt vergrabene und zum Theil ganz verdeckte Kammern mit je einer runden Deckenwölbung. Weiterhin aber, dem Beschauer zu Füßen, liegt in tiefer trichterförmiger Einsenkung ein Bassin, welches von seichtem, dabei aber klarem und durchsichtigem Wasser erfüllt ist. Wäre der Sandboden nicht großentheils mit Felsgeröll bedeckt, es gäbe keinen bequemeren und reizenderen Badeplatz. So scheinen auch jene Jungen gedacht zu haben, die bei und trotz unserer Anwesenheit sich in fröhlicher Ausgelassenheit in dem wohligen Elemente umhertummelten, ohne sich freilich um die Romantik und den uralten Ursprung der geweihten Stätte weiter zu bekümmern. Sie und die ihnen anvertraute Ziege, die oben an einen Strauch gebunden mit stoischem Gleichmuth auf die Ruinen und das Spiel der Knaben blickte, bildeten eine treffliche Staffage in dem antik-idyllischen Landschaftsbilde. Wie bereits angedeutet, ist der Ort nicht eine bloße Naturschöpfung, denn die das Bassin rundum einschließenden Felswände sind oder waren wenigstens, wie der Anblick zeigt, mit Backsteinen im opus reticulatum ausgemauert. Es scheint somit, daß wir hier die künstliche Anlage eines Seebades oder eines kleinen Hafens zum Anlegen der Barken vor uns haben, denn am Ostrande des Bassins führt unter den rasenbedeckten Felsen, wie unter einer Bogenbrücke,

ein Durchbruch hinaus ins offene Meer und hier fahren auch die Nachen ein, welche zum Besuche der Ruinen anlangen. Ob und wie weit die Natur hier vorbildend gewirkt hat, ob das kesselförmige Bassin einst blos ausgemauert oder mit Gemächern umgeben oder gar bis auf eine Deckenöffnung überwölbt war, wird schwer mehr zu entscheiden sein. Ueber dem Bassin, nach der Seite des offenen Meeres finden wir bedeutendere bauliche Reste, die freilich nur als Substructionen anzusehen sind, nämlich ein langes corridorartiges Tonnengewölbe, an das vorn und daneben vierzehn Kammern sich anreihen. Ihr Boden ist mit zahlreichen Mosaikstückchen bedeckt. Sie und die von hier rasch zum Meer absteigenden, von der Gewalt des Elements zerklüfteten und zerspaltenen Felsen bilden nicht nur mit der ruhig anstrebenden Fluth, sondern auch mit dem myrthenbewachsenen Rasen in der Höhe ein äußerst malerisches Ganzes.

Doch wir huldigen hier nicht blos der gütigen Natur und dem Geist der Zeiten, sondern auch den Manen einer historischen Persönlichkeit. Was uns dieses nackte Gestein und Trümmerwerk besonders lieb und werth machte, war nicht das vage Gefühl, daß wir den Schauplatz eines längst abgespielten Lebens betreten hatten, sondern das bestimmte Bewußtsein, daß wir in diesen Ruinen Theile eines glänzenden Bauwerkes vor uns hatten, Fragmente jener berühmten Villa des Pollius Felix, welche der Dichter Statius eine Zeit lang als Gast seines Gönners Pollius bewohnt und mit begeistertem Griffel geschildert hat [1]). An der Identität ist kaum zu zweifeln, da der Dichter von einer hochgelegenen, oben von bacchischen Hügeln umkränzten, unten von den Fluthen bespülten Villa spricht, die sich zwischen der stolzen Sirenenstadt und dem Tempel der tyrrhenischen Minerva, doch nach allen Angaben zu urtheilen

---

1) Stat. „Silv." II, 2. Eine Einladung hatte den Dichter, dessen silvae um das Jahr 90 n. Chr. verfaßt sind, nach Sorrent geführt.

nahe bei ersterer befand. Auch die schöne Beschreibung des am südlichen Golfe so friedlich gesinnten Meeres paßt zur Poesie und Wirklichkeit des Orts, wenn der Dichter singt:

Wunderbar still ist das Meer, hier ruhen die zornigen Wellen
Müde vom Kampf, und es haucht nur leise der tückische Südwind;
Weniger wagt der verwegene Sturm, in gelassener Ruhe
Spiegelt die friedliche Bucht den bescheidenen Sinn des Gebieters[1]).

Der Dichter strauchelt, ob er „den Geist des Orts oder den des Besitzers" mehr bewundern soll. Dort sind es vor Allem die unerschöpflichen Reize des Meers, welche den Ort umgeben, und sich namentlich dann aufs Höchste entfalten, „wenn der ermüdete Tag und mit ihm die Bergschatten in die Fluthen dahinsinken, während alsdann die Prachtgebäude in dem krystallenen Meere zu schwimmen scheinen" [2]). Vermöge ihrer exponirten, allbeherrschenden Lage bot die Villa die abwechslungsvollste Aussicht auf die nördlichen Golfgestade, auf das ragende Ischia, das rauhe Procida, das wellengepeitschte Nisita und die holdselige Parthenope, Angaben des Statius, aus denen hervorgeht, daß sich die Villa noch über die heutige Fahrstraße zwischen Sorrent und Meta hinaus in bedeutende Bergeshöhe gezogen haben muß. Leistete die Natur viel, so nicht minder die Menschenkraft, die jene mit eminentem Geschick und Aufwand in ihren Dienst zu stellen wußte. So schreibt Statius [3]): „Ein Berg war, wo du jetzt Ebene siehst, ein Dickicht, wo du jetzt unter Dach und Fach einhergehst, und wo du hochanstrebende Haine erblickst, dort war nicht einmal Erde. Der Besitzer hat das Alles bezwungen. Seinem Bildnersinn gehorchte der Fels, seiner Eroberungslust folgte freudig der Boden. Schau her, wie das Gestein sein Joch zu tragen gelernt hat, wie die Gebäude vorwärts schreiten und der Berg

[1]) Uebersetzung bei Roßmann „Vom Gestade" s. S. 198.
[2]) Stat. „Silv." II, 2, 45 ff.
[3]) Stat. a. a. O. V. 54 ff.

auf das Geheiß des Herrn zurückweicht!" Was leistete nicht des Menschen Kraft, wenn selbst öde Klippen sich in Weinberge umwandelten, in denen nach des Dichters schönem Vergleich die Nereiden nächtlich Trauben naschten. Was uns von der Anlage und Ausstattung der Villa erzählt wird, läßt uns nicht hoch genug von ihrer Pracht und dem Reichthum ihres Besitzers denken. „Unmittelbar am Ufer erhob sich ein warmes Bad mit zwei Kuppeln, ein Tempel des Neptun und einer des Herkules; ein Säulengang, vor der Stadt erbaut, führte einen gewundenen Weg entlang zur Villa hinauf. Ihre Gemächer boten die mannigfachsten Blicke auf das Meer und die Inseln. Vor allen anderen Theilen des Gebäudes ragte ein Saal oder Flügel hervor, der die Aussicht gerade über den Golf nach Neapel hatte; er war mit buntem Marmor aus den gesuchtesten Brüchen Griechenlands, Kleinasiens, Numidiens und Aegyptens verschwenderisch ausgestattet. Man sah überall kostbare Gemälde und Sculpturen alter Künstler und Porträts von Feldherrn, Dichtern und Philosophen [1])."

Was jenes warme Bad mit den Kuppelbauten anlangt, so liegt es nahe, dasselbe mit dem oben beschriebenen Bassin in Verbindung zu setzen. Und der Neptunus- und Herkulestempel? Soweit sich aus den verworrenen Angaben hierüber schließen läßt, ist jener östlich dieser westlich von der Villa des Pollius unter den verschiedenen Ruinen zu suchen, die in ihrer Nähe den Strand bedecken. In der That werden denn auch die jenseit der Villa gelegenen Mauerreste dem Herkulestempel zugeschrieben, den Pollius an Stelle eines geringeren und unansehnlichen auf seine Kosten errichten ließ. Dafür erhöhte denn auch der Tempel mit seiner leuchtenden Metalldecke den Glanz seiner Villa [2]). Solche Pracht und fürstliche Munificenz,

---

[1]) Friedl. a. a. O. III, 72.

[2]) Stat. „Silv." III, 1 wird des Herkules-, „Silv." II, 2 des Neptunustempels gedacht.

wie sie auch hier waltete, documentirt aufs Neue den enormen Reichthum römischer Magnaten, der zwar, wie Friedländer nachwies, demjenigen heutiger Finanzgrößen auch im Verhältniß zum Geldwerthe nicht voranstand, aber in den höchsten Gesellschaftskreisen stärker concentrirt war [1]).

Außer diesen Ruinen an der Punta di Sorrento, die uns durch den Zauber, den die Natur und die Namen des Pollius und Statius um sie woben, stets unvergeßlich sein werden, ist höchstens der Cerestempel nennenswerth. Seine Substructionen und etliche seiner Ziegelwände im opus reticulatum finden sich östlich von der Stadt auf einem Felsvorsprunge. Einst muß er gar prächtig gewesen sein, da er nicht nur einen schönen Mosaikboden, sondern mehr als 30 Porphyr- und Basaltsäulen geliefert hat. Den sonstigen Spuren der zahlreichen Tempel des alten Surrentums nachzugehen, verschmähten wir begreiflichermaßen an einem Orte, wo etliche Steine dem Gesammtwerke des Schöpfers gegenüber kaum eine Bedeutung beanspruchen können. Zudem fehlt es meist an Anhaltspunkten. Es soll einen Apollo-, Vesta- und Fortunentempel und auf der Höhe über der marina grande bei San Angelo einen Tempel der Venus Victrix gegeben haben, unbestimmte Angaben, die unsere Kenntniß des alten Surrentums nicht wesentlich bereichern [2]). Wir übergehen daher solche werthlose antiquarische Notizen, auch die unbedeutenden Ruinen bei Nerano, die einzigen, die aus der Umgegend in Betracht kommen [3]), um nur zwei

[1]) So belief sich das Vermögen eines Pompejus beiläufig auf 5,300,000 Thlr. und das eines Crassus auf 13 Mill. Thlr. nach unserem Gelde. Dementsprechend betrugen auch die Schulden nicht selten Millionen, wie z. B. Milo 5 1/2 Mill. Thlr. schuldete (Friedl. a. a. O.).

[2]) Vom Apollotempel findet sich ein Basrelief am Portal der Kathedrale, der Vestatempel stand bei dem Kapucinerkloster nach dort gefundenen Spuren und die aedes Veneris wird von Mommsen erwähnt (inscript. 2123. 2124; Preller, „Röm. Myth." S. 394).

[3]) Die Tour nach Nerano, wohin man auf einem Maulthierpfade oder besser mit Barke gelangt, ist immerhin empfehlenswerth. An der

Gegenstände von archäologischem Interesse zu berühren, die Reliefs des Domthurmes und eine Piscina. An den Ecken des Domthurmes, der einen Durchgang enthält, entdeckten wir nämlich Reliefs von Trophäen, einem Bacchanal und einer Procession Cybeles. Hier läßt sich vermuthen, daß wir in dem Eckstein mit letzteren Reliefs den Altar des früheren Cybeletempels zu erkennen haben, der hier barbarischer Weise eingemauert wurde. Die erwähnte, trefflich erhaltene Piscina, die vor dem Pianothor liegt, wurde von Antoninus Pius im Jahre 160 restaurirt und wird jetzt noch als Reservoir benützt. Im Mittelalter waren die Ruinen jedenfalls noch zahlreicher und besser im Stande, wenn der schon einmal citirte Bernardo Tasso schreiben konnte: „Der Palast des Pollius, der Tempel der Minerva, das Cap der Ceres, die Theater, die Bäder, die Kolossalbauten, die Statuen und andere Ueberreste aus dem ehrwürdigen Alterthum beweisen, wie hoch die Römer diesen Ort hielten". Nun, der dorische Minervatempel am Cap Campanella, die Theater und Bäder Surrentums sind auch in ihren letzten Spuren verschwunden, man müßte denn höchstens die Reste des Amphitheaters am Portiglione unweit der Punta di Sorrento und die angeblichen Trümmer eines Circus bei Rota hierher zählen; auch die Statuen existiren nicht mehr und doch wissen wir, daß die alten Sorrentiner gleich den Pompejanern ihr Forum mit den Standbildern ausgezeichneter Bürger wie z. B. des Flavius Faustus und des Lucius Arruntius, so wie mit Ehrenstatuen kaiserlicher Personen z. B. des

dortigen Marine finden sich verschiedene antike Mauerreste nebst Spuren einer Wasserleitung und acht Marmor- und Granitsäulen an der verfallenen Kirche San Pietro tragen ebenfalls den Stempel antiken Ursprungs. „Von da kann man den Tempel der Nereiden besuchen, so wie das Dorf Torca (Theorica), wo ehedem der berühmte Apollotempel stand, zu dem die Sorrenter jährlich am zweiten Tag nach Ostern eine Wallfahrt machen." (Förster, Reisehandbuch.)

um Campanien so hoch verdienten Hadrian ausgeschmückt hatten [1]).

Doch bedarf das Sorrento gentile in seinem unsterblichen Jugendreiz eines solchen künstlichen Schmuckes? Seine Tempel und öffentlichen Gebäude, die es namentlich durch Augusts Fürsorge zu einer der schönsten Städte seiner Zeit machten, sind dahingestürzt, auch die Handelsbedeutung, die Sorrent noch im Mittelalter genoß, ist längst verloren gegangen, aber wir vermissen es nicht, denn keine Menschenmacht, keines der häufigen Erdbeben, welche diese gastlichen Küsten heimsuchten, konnte Sorrent seinen Vorrang rauben, wornach es sich rühmen darf, durch seine Schönheit unter allen Schwesterstädten am Golfe unbestritten als Königin zu gebieten.

1) Nobile a. a. O. III, 357.

Einunddreissigstes Kapitel.

Capri (Capreä).

Und siehst du das duftige Felseiland
Dort wo zur Serenade
Die Wellen rauschen im goldenen Sand
Auf Capris Felsengestade?

R. Hamerling.

Das letzte Glied in der abwechslungsvollen weiten Golfkette ist das vielbewunderte und vielbeschriebene Eiland Capri, das erträumte Asyl aller Naturschwärmer, das Ideal aller Romantiker und gleichwohl gesucht und gepriesen von den Freunden des classischen Alterthums. Wer seine imposanten Formen nur ein einziges Mal aus der Ferne geschaut, wird es nimmer vergessen. Wie eben erst aus der Tiefe des Meeresgrundes emporgezaubert, liegt es vom campanischen Festland aus vor unseren Blicken und der ätherische Dunstschleier, den die Götter Griechenlands aus Licht und Luft um es gewoben haben und der sich noch in die dunklen Fluthen, zu den Wohnungen der Nereiden hinabzusenken scheint, erhöht nur noch die urkräftige Schönheit seiner Bildung, wie ein zartes Gewand die Glieder einer herrlichen Gestalt nicht etwa verhüllt, sondern hervorhebt. Steile Kalksteinwände umgeben schützend das also felsgepanzerte Eiland, jäh in die Meeresfluth schießende und wieder gigantisch gen Himmel starrende Steinkolosse, darunter ihr unbestrittener Gebieter, der 610 Meter hohe Monte Solaro in der Mitte der Insel, stellen sich allerwärts

drohend dem Schiffer entgegen und gewähren nur kleinen Fahrzeugen zwei wenig ausgedehnte Haltestellen, die große Marine, die mit ihrer Reihe von Fischerhütten dem Ankömmling verheißungsvoll zuwinkt, und jene, von der Platen singt:

Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst als das, auf welchem du selbst stehst,
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher und es braust die beständige Brandung.

Die Originalität ihrer ausdrucksvollen Formen hat nicht verfehlt, eine Fülle von Vergleichen hervorzurufen. Jean Paul fühlt sich beim Anblick der Insel an eine versteinerte Sphinx, Gregorovius an einen Sarkophag, Seume gar an ein aus dem Wasser auftauchendes Krokodil erinnert, das seinen Rachen in der Richtung auf Sorrent aufreiße. Andere haben sie einer Felsenburg, einer Wolke, einem mit vollen Segeln gehenden Schiffe und, um auch die neuste Leistung eines Schriftstellers nicht zu vergessen, einem — Damenschuh verglichen. Der Leser hat demnach die Wahl. Wir aber fühlen keinen Antrieb, alle diese Parallelen, die im Wesentlichen auf ihrer langgestreckten und vom Monte Solaro überragten Gestalt beruhen, noch um eine weitere zu vermehren. Berechtigter ist die Sehnsucht, dieser so drohend aussehenden, näher betrachtet aber doch so friedlichen und anmuthigen Scholle einen Besuch abzustatten.

Die Ueberfahrt geschieht in der Regel von Sorrent aus, wenn man nicht Lust und Gelegenheit hat, den periodisch direct von Neapel nach Capri abgehenden Dampfer zu benützen, welcher zu Gunsten dampfgewohnter Reisender einige Stunden dort vor Anker liegt bis er die abgehetzten Unglücklichen mit wenigen caprigesättigten Glücklichen auf seinem Verdecke vereinigt und über Sorrent wieder durch die salzige Fluth zurücksteuert. Uns, die wir uns eben erst in dem Orangenbereiche Sorrents befanden, liegt es natürlich nahe, von hier aus einen Abstecher nach der Insel anzutreten. An den Uferhängen von Massa

entlang rudernd, vorbei an der Punta di Campanella, wo einst die dorischen Säulen des uralten Athenetempels weit ins Meer hinausleuchteten und im Mittelalter, wie der Name besagt, eine Sturmglocke das Herannahen der gefürchteten Piraten anzeigte, gelangen wir bald in die Strömung jener Meerenge, welche die Halbinsel von der Insel scheidet und von Tacitus richtig auf 3000 Schritt Entfernung angegeben wird. Immer stärker wird das Schwanken der Barke in Folge der von Südwesten eindringenden See, immer kleiner die Entfernung von der Insel, immer düsterer und schroffer treten die zerklüfteten Felsmassen der ins Riesige wachsenden Ufer hervor. Großartig schaurig ist das unnahbare Geklipp, das uns von allen Seiten entgegenstarrt, eine finstere Erinnerung, ein böser Dämon scheint es zu umschweben. Und richtig! der böse Dämon ist gefunden. Einer der Marinari unterbricht das unwillkürlich eingetretene Schweigen und auf die 800 Fuß hohe östliche Felsecke deutend bricht er in den Ruf aus: „Ecco il salto di Timberio“!

Ja Tiberio oder vielmehr Timberio, wie ihn die biederen Insulaner sich mundgerecht gemacht haben, ist das Losungswort, das uns von Alt und Jung entgegenschallt. Fragst du nach dem Ursprung eines Gemäuers, einer Cisterne, einer Treppe oder irgend eines alten Bauwerks, Tiberius, lautet die Antwort, hat es bauen lassen; erkundigst du dich nach dem Namen eines Berges, nach dem Zweck einer künstlichen Grotte, Tiberius hat handelnd mit ihr in Beziehung gestanden, kurz alle Denkmäler der Insel gehen ganz auf, alle Geschichtsdaten verschwinden völlig in dem Andenken an den einen gefürchteten Namen, von dem jedes Kind zu erzählen weiß und der in gewissem Sinne der Liebling aller Capresen geworden ist. Welchen besseren Dienst hätte er auch den Bewohnern leisten können als ihnen, die schon nach gewöhnlicher Volksneigung gern an dem Schaurigen haften und durch die umgebende Natur noch mehr auf das Unheimliche und Entsetzliche hingewiesen sind, einen unerschöpflich ergiebigen Stoff für die dichtende Phantasie

zu geben. Begreiflich, daß sich diese entfesselte Phantasie, welche zudem durch die Nachfrage und die Mittheilungen der Reisenden immer in frischem Schwung erhalten wird, nicht damit begnügte, für die geschichtlich überlieferten Anecdoten das passende Local zu suchen, sondern sich auch darin gefiel, Neues und womöglich noch Grausigeres hinzuzudichten. So kann man beispielsweise von dem arco naturale, jener grandiosen halbkreisförmigen Felsenpforte, welche die Natur an der Südwestspitze der Insel als einen wahren Triumphbogen ihrer Allmacht und Schönheit hingestellt hat, die haarsträubende Erzählung vernehmen, wie Tiberius unter diesem Bogen an einer von oben herabhängenden Kette seine Opfer zwischen Wasser und Himmel sich zu Tode schaukeln ließ, ja wie er mit eigenen Augen an dem Umherwehen ihrer Leiber und ihren Todesqualen sich ergötzte.

Welche Bewandtniß es aber mit dem erwähnten „Salto" hatte, kann Niemand verborgen bleiben, der auch nur eine Stunde lang sich in Capri aufhielt. Kaum hat Jemand dank der überraschenden Fürsorge der reizenden Capreserinnen, die bei der Landung zuvorkommend um Herbeischaffung kleiner Holzbänke bemüht sind, trockenen Fußes den Sand der Marine betreten und nach angestrengtem Steigen sein stilles, luftiges Quartier erreicht, so wird auch alsbald schon eine Tour nach dem Salto projectirt und sofern es sich um Führer und Esel handelt veraccordirt. Ist doch der Salto nicht nur ein Glanzpunkt capresischer Felsenwildniß und oceanischer Fernsicht sondern auch ein geschichtlich bedeutsamer Punkt durch seine Verbindung mit der Villa di Giove, jenen Palastruinen, von denen aus einst Tiberius die Welt regierte und Rom erzittern ließ. Jeder Junge ist dort aufs Beste bewandert.

Von dem Städtchen Capri aus, das wie ein Ei in einem von Berggipfeln umstandenen Adlerneste sauber und friedlich einsam sich gebettet und auf dem schmalen Sattel zwischen den beiden Marinen inmitten seiner Gärten und Gartenmauern sich so häuslich als möglich eingerichtet hat, bedarf es keiner

allzu beschwerlichen Wanderung, um auf der Höhe gen Osten zu einer kleinen, vorspringenden, zum Glück mit Brüstung versehenen Plattform zu gelangen, welche sich in schwindelnder Höhe über einem gähnenden Abgrund erhebt. Ihr Name „Tiberiussprung“ stützt sich auf die kurze, drastische Erzählung des Sueton[1]), welche lautet: „Noch zeigt man auf Capri den Ort seiner grauenhaften Hinrichtungen, wo er die Verurtheilten nach langen und ausgesuchten Martern vor seinen Augen ins Meer stürzen ließ. Unten fing sie eine Schaar Matrosen auf und erschlug sie vollends mit Stangen und Rudern, damit in keinem ein Lebenshauch übrig bliebe“. In der That können wir den Schauplatz, den diese Notiz voraussetzt, nur hier suchen, nicht weil nach 1800 Jahren auf die Tradition irgend ein sicherer Verlaß wäre, sondern weil es weit und breit bei unmittelbarer Nähe einer Villa Tibers der einzige Punkt ist, an welchem der Fels senkrecht ins Meer fällt oder vielmehr abzufallen scheint. Ein Stein, der von hier aus mit aller Kraft ins Freie geschleudert wird, fällt nämlich nach dem hier üblichen Experiment wider Erwarten nicht in die Fluthen, sondern nach etwa 25 Secunden in das Klippengewirr, welches die Basis der nur scheinbar verticalen Felswand bildet. Manche schreiben diese Thatsache dem dort wehenden Südwinde zu, doch wird ihm damit zuviel zugetraut, da das Experiment zu jeder Zeit und bei jeder Steingröße zutrifft. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls war die schließliche Tödtung der also herabgestürzten Körper eine überflüssige Sorge, da diese über die spitzen Zacken und Vorsprünge hinabstürzend bei einer Höhe von 250 Meter unmöglich lebend unten anlangen konnten, so daß sich die Erzählung des Sueton zum mindesten als lächerliche Uebertreibung charakterisirt. Zudem hätte es ausgesuchter Grausamkeit eher entsprochen, ihre Opfer langsam verenden zu lassen.

---

1) Suet. „Tib.“ 62.

Uns weiter umsehend erblicken wir dicht bei dem Salto ein graues düsteres Gemäuer, die Substructionen eines Thurmes mit Spuren von gewölbten Kammern. In den letzten Jahren war der Blitz mehrmals an der Zerstörung dieser Ruine thätig, doch mag sie noch immer 50 Fuß Höhe messen. Nach allgemeiner Annahme gehörte sie einem von den alten Schriftstellern erwähnten Leuchtthurm an und läßt die Ruine an sich, mehr aber noch die poetische Aeußerung des Statius der sein Licht mit dem des nachtdurchschwärmenden Mondes wetteifern läßt, auf ein beträchtliches Bauwerk schließen. Wenige Tage vor des Tiberius Tod stürzte der Thurm durch ein Erdbeben ein, was Sueton als ein Anzeichen von dem Ableben des Kaisers auffaßte, wurde aber nachmals wieder aufgebaut[1]). Ans Fabelhafte grenzt es, daß von hier aus eine in den Fels gehauene Treppe, deren Spuren man allerdings zu erkennen meint, in den schwindelnden Sturz hinabgeführt haben soll.

Von dem Faro erreicht man in wenigen Schritten den Gipfel der Caphöhe und auf ihr die Reste der Villa des Jupiter, der ausgedehntesten und wichtigsten unter den zwölf Villen, die sich Tiberius auf der Insel errichten ließ, woselbst er am liebsten seinen Aufenthalt nahm und nach der Unterdrückung der sejanischen Verschwörung sich neun Monate ununterbrochen verborgen hielt[1]). „Es ist zweifellos", sagt Gregorovius, der gründliche Kenner und classische Darsteller Capris, dem wir gerne vorübergehend das Wort überlassen, „daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Es spricht dafür die Bestimmtheit der Ueberlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palastes, dessen Ruinen die größten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören,

---

1) Suet. „Tib." 74; Stat. III, 1, 28 ff.

1) Suet. „Tib." 65, woselbst ausdrücklich von der Villa Jovis gesprochen wird.

was die Zeit von römischen Bauwerken erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrinth von Gewölben und unterirdischen Galerien, von zahllosen Gemächern, welche jetzt zum Theil zu Weingärten oder zu Viehställen benützt werden. Capitäle, Vasen, Säulenknäufe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern haben noch Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dünkelroth von Pompeji. Einige Bilder haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung und hie und da sind die Stiegen zu den unteren Sälen noch wohl erhalten. Die Villa scheint mehrere Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Theil überrascht durch den noch ganz erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgiebt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehört, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius Alles, was auf der Insel vorging, auch die Schiffe, welche von Hellas, von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Köstlich aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Minervencap und betrachtete man dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die schönen Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirg, dessen Spitze heute ein Thurm krönt, noch die weltberühmten Tempel der Minerva und der Sirenen und den Tempel des Herakles. Welch ein Anblick, denkt man sich von den Trümmern der Jupitervilla aus alle Gipfel Capris mit Marmorpalästen geschmückt und das schöne Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen! Und welch

ein Bild würde es sein, sähe man die Römergestalten selbst die Straße heraufschreiten, den Hof eines Kaisers, Senatoren, Gesandte aus aller Welt, die schönsten Weiber Joniens, die reizendsten Hetären Asiens, ein wilder Schwarm von Bacchantinnen, von Nymphen und Göttern, eine ganze Mythologie phantastischer Gestalten. Denn hier lebte Bacchus und sein Hofstäat war satirisch. Der ganze Aufenthalt Tibers auf Capri war eine Satire auf das Menschengeschlecht, die schrecklichste, die je dargestellt worden ist[1]."

Doch weitere Erinnerungen und Bilder steigen vor uns auf. Muß das Cap nicht auch der Ort gewesen sein, wo Tiberius hoch vom Felsen her, „ex altissima rupe" auf die Signale achtete, die ihm vom jenseitigen Ufer zukamen, sobald sich etwas ereignete, wofür ihm die Couriere nicht geschwind oder nicht sicher genug schienen[2]? Und sollte nicht auch hier die Stätte zu suchen sein, wo Tiber auf dem Söller seines felsgetragenen Palastes jene geheimnißvolle Kunst der Sterndeutung betrieb, die für so viele Herrscher, deren Stern im Erbleichen war, bedeutsam und verhängnißvoll wurde? Bei diesen astrologischen Studien soll nur ein einziger Freigelassener als Zeuge oder vielmehr als Henker zugegen gewesen sein, denn sobald der zugelassene Astrolog in den Verdacht der Unwissenheit und Gaukelei gerieth, ließ Tiber ihn einen steilen Felsenpfad wandeln und auf einen gegebenen Wink in das unten rauschende Meer stürzen. Nur der berühmte Thrasyllus, der seine Lebensgefahr rechtzeitig erkennt und dem Cäsar enthüllt, entgeht dem Verderben[3].

Begreiflicher Weise fanden auf dem vielversprechenden Cap

---

1) Gregorovius, „Die Insel Capri" mit Bildern von Lindemann-Frommel S. 39 ff. (Separatabdruck aus den „Wanderjahren in Italien").

2) Suet. „Tib." 65.

3) Tacit. „Annal." VI, 21. 27, woselbst durch die „avia ac derupta", das „subjectum mare" und die Parenthese „nam saxis domus imminet" die Localität treffend gezeichnet ist. Vergl. Suet. „Tib." 69.

auch Ausgrabungen, doch nur in ungenügender, unsystematischer Weise statt, was von der ganzen Insel gilt. Das Meiste geschah 1804 durch einen Deutschen Namens Hadrawa, welcher unter dem massenhaften Schutt in der Umgebung des Faro eine Treppe entdeckte, die in ein aschenerfülltes Souterrain führte, so wie ein interessantes Relief, welches in bittender Stellung die kaiserlichen Frauen Crispina und Lucilla darstellte, jene das Weib, diese die Schwester des Commodus, welcher nach Dio Cassius diese seine nächsten weiblichen Anverwandten auf die damals wieder verödete Insel in die Verbannung schickte [1]). Von den auf der Villa selbst damals veranstalteten Ausgrabungen, welche unter Anderem eine oben zweiarmige Treppe nebst vielen Säulen und Mosaiken an die Oberwelt beförderten, hat nach der Regel die Kirche ihren Antheil gesichert. Ein schon unter Karl von Bourbon (1734—59) ausgegrabenes, aus afrikanischem Marmor, giallo antico, giallo rosso und anderen edlen Marmorarten sehr graziös componirtes Mosaik ist nämlich mit einer Anzahl Säulen von giallo antico in die Kathedrale von Capri entführt. Anderes besitzt das Museum oder ist verschleppt und verschleudert. Der von Gregorovius erwähnte Engländer, der sich eine kleine Säule von Lapis Lazuli von da kaufte, hatte sicher manche Genossen. Berechtigtes Nachdenken aber mag es verursachen, wie in solcher Höhe sogar eine Wasserleitung möglich war.

Der Blick, den man von der tausend Fuß über der Meeresfluth thronenden Villa auf die weiten Golfbecken von Neapel und Salerno hat und der bei klarem Horizonte noch die fernen Tempel von Pästum und die entlegene Punta di Licosa umfaßt, spottet aller Beschreibung. In dieser Erkenntniß hat man, wie überall in Italien, wo man im Anschauen einer durch paradiesische Schönheit geweihten Gegend schwelgt, so auch hier für eine Kapelle gesorgt, der Santa Maria del soccorso ge-

1) Dio 72, 4.

widmet. Sie wird von einem Eremiten bedient, der nebenan seine Klause hat. Dicht neben der letzteren zeigt man eine vom Regen ausgewaschene, schräge Rinne zwischen den Felsen, in welcher nach der Erzählung des Sueton ein Fischer emporkletterte, um den mißtrauischen Herrscher, der sonst Niemand vor sich ließ, mit dem Geschenk einer Meerbarbe zu überraschen. Die Ueberraschung gelang dem Armen auch so vollständig, daß Tiberius zur Strafe für den erlittenen Schrecken, den des Fischers plötzliches Erscheinen bei ihm hervorrief, ihm das Gesicht mit demselben Fisch bearbeiten ließ, und als der Fischer, sei es Humor oder Naivetät, während der Execution bedauerte, daß er nicht auch einen Seekrebs mitgebracht, ihm auch den Mund mit einem Krebspanzer einreiben ließ [1]). Eine der wichtigsten irdischen Sorgen, welcher auch das entzückteste Gemüth nicht ledig wird, hat eine Wirthschaft beim Salto übernommen. Ihr geschätztester Artikel besteht in „Thränen des Tiberius", wie man die beste Sorte des Inselweins betitelt hat. Gregorovius bemerkt dazu: „Köstlich hoch muß im Preise der Natur die Thräne stehen, die ein Mensch wie Tiberius geweint hat".

Wir aber können bei dieser Gelegenheit uns nicht enthalten, ein milderndes Wort für denjenigen zu sprechen, der auf Capri selbst in der unschuldigen Kinder Mund noch heute ein Gegenstand des Fluches ist. Ein Mann, der selbst in seiner grauenhaftesten Tyrannenperiode im Bewußtsein seiner moralischen Gesunkenheit einen Brief an den Senat mit den Worten beginnen konnte: „Was ich auch schreiben soll oder wie ich schreiben oder was ich im jetzigen Augenblick überhaupt nicht schreiben soll, wenn ich das weiß, so mögen mich Götter und Göttinnen mit ärgerm Tod strafen als ich mich täglich gestraft fühle [2])", ein solcher Mann war nicht alles besseren Gefühls ledig und in besseren Stunden schwerlich der Thränen ungewohnt. Ohne mit Adolph Stahr den lasterhaften kaiserlichen Einsiedler auf Capri

1) Suet. „Tib." 60. 2) Tacit. „Annal." VI, 6; Suet. 67.

gegen das vereinte Zeugniß von Tacitus, Sueton und Dio Cassius in Schutz zu nehmen und ihren unumstößlichen Zeugnissen gegenüber den Unseligen durchweg zu einer Zierde des Kaiserthrons zu stempeln, können wir uns dennoch nicht des Eindrucks erwehren, daß die Geschichte an Tiberius, wie schon Napoleon allerdings von seinem Standpunkte behauptete, Manches gut zu machen hat. In der That, Tiberius, einer der räthselhaftesten, aber eben darum interessantesten Charaktere, harrt erst noch seines gerechten Historikers, der mit fester Hand durch das labyrinthische Gewirre widerspruchsvoller Nachrichten hindurch steuernd eine gesunde Apologie des vielgeschmähten Mannes zu schreiben versteht. Wir meinen nicht eine solche, welche wie diejenige Adolph Stahrs die Thatsachen lieber auf den Kopf stellt, um alle anklagenden Historiker Lügen strafen und nur dem Vellejus Paterculus, einem notorischen Günstling des Tiberius, Gehör schenken zu dürfen, sondern eine solche, die in der Hauptsache auf den nicht blos ausführlichsten, sondern offenbar unparteiischsten Bericht des Tacitus zurückgeht und auf eine psychologische Kritik der Thatsachen gestützt ist.

Der Schlüssel zum Verständniß dieses wunderbaren Charakters wird uns offenbar von Tacitus selbst in die Hand gedrückt durch seine Angabe, daß mit Tiberius vom Jahr 23 an eine schlimme Wendung vorging. Dio Cassius datirt den Umschlag seines Wesens eigenthümlicher Weise schon von dem Tode des Germanicus an, dessen Nebenbuhlerschaft für die Entwicklung der Regentenvorzüge des Tiberius vortheilhaft gewesen sei, Sueton erst von seiner Entfernung nach Capri. Die Mitte hält demnach Tacitus, der übrigens in Uebereinstimmung mit Sueton verschiedene Stufen des moralischen Sinkens annimmt, wobei die Entdeckung der sejanischen Ränke und dessen Sturz die letzte und unterste Stufe einleitet [1]). Das von Taci-

[1]) Tacit. „Annal.“ IV, 6 ff.; VI, 51; Suet. „Tib.“ 42; 61; 62; Dio 57, 13.

tus angenommene Jahr 23 ist nämlich das, in welchem nicht nur des Tiberius Sohn Drusus von seinem Günstling Sejan unter Beihilfe der ehebrecherischen Gattin des Ermordeten durch Gift ums Leben gebracht, sondern auch ein Söhnlein desselben und ein Freund des Kaisers, Lucilius Longus, durch den Tod dahingerafft wurden. Man bedenke nun, welcher Schlag schon vorher des Tiberius häusliches Glück betroffen hatte, als er sich einem Befehle des Augustus gehorchend von seiner Gemahlin Vipsania hatte scheiden und dessen sittenlose Tochter hatte heimführen müssen, und man wird begreifen, welchen Eindruck das neue Schicksal und die allerdings viel spätere Entdeckung des Verbrechens auf einen Mann machen mußte, der durch eine freudlose Jugend, von der er neun Jahre in der Verbannung auf Rhodus verlebt hatte, ohnehin ein verdüstertes Gemüth hatte. Trotzdem bietet uns das erste Jahrzehnt seiner Regierung nur ein erfreuliches Bild. Man lese die drei ersten Annalenbücher und man wird überall nicht etwa blos in vereinzelten Spuren, sondern auf jedem Blatte die Beweise vielseitigster Regententugend finden. Ueberall ein eifriges Bemühen nicht blos für das materielle Wohl des Volks, sondern auch ein energisches Einschreiten gegen die Zuchtlosigkeit und Sittenlosigkeit seiner Zeit; überall Beispiele von Pflichttreue, Gerechtigkeit, selbst von Güte und edler Denkungsart. Uneigennützige Freigebigkeit und ein bescheidenes Ablehnen aller widrigen Schmeicheleien und sclavischer Ehrenbezeugungen sind namentlich hervorstechende Charakterzüge, die er selbst in der Zeit seiner tiefsten Gesunkenheit nicht völlig verläugnete. Seine Reden und Erlasse, nicht ohne diplomatische Berechnung aber auch nicht ohne den Stempel innerer Ueberzeugung, wie persönlichen Wohlwollens und aufrichtiger Rücksichtnahme auf das Staatswohl, athmen staatsmännischen Geist im besseren Sinne des Worts und verdienen bei unbefangener Prüfung durchaus nicht, wie so oft geschehen, mit dem Namen Heuchelei und Verstellung belegt zu werden, deren Ursache zudem selten ersichtlich

wäre [1]). Bekannt ist, daß Tiberius die republikanischen Formen eher zu stärken als abzuschwächen suchte, so daß das ganze Staatswesen, wie Dio Cassius urtheilt, wieder den Anschein der guten Zeiten der Republik gewann. Daß nicht mehr Volksfreiheit gegeben wurde, für welche die Zeit nicht reif war, kann nur ein Republikaner wie Tacitus bedauern. So Tiberius im Anfange seiner viel versprechenden Regierung [2]). Alle die abschätzigen Urtheile und mißliebigen persönlichen Aeußerungen der Autoren, die ihm sichtlich nur mit schwerem Herzen Gerechtigkeit widerfahren lassen, erscheinen mit ihrer Tendenz, das abgerungene Lob zu mildern, in der Regel als Unterstellung oder Zurückdatirung späterer Charakterzüge in eine frühere Lebensperiode.

Und nun, welche Wandlung seit dem Tode des Drusus, mehr aber noch seit der Entdeckung der Ränke des Sejan, der seine blutbefleckte Hand schließlich unverhohlen nach dem Throne ausstreckte! Tiberius erwachte mit Schrecken aus dem Traum seiner letzten Täuschung, aber dieses Erwachen kostete ihn seinen besseren Menschen. Er verlor den Glauben an die Menschheit

1) Tacitus („Annal." III, 18) nennt ihn bezüglich seiner Uneigennützigkeit „satis firmus ut saepe memoravi adversus pecuniam" und zählt vorher und nachher zahllose Beispiele von Freigebigkeit auf, was auch von Sueton („Tib." 46—48) geschieht, so daß seine Aeußerung „pecuniae parcus ac tenax" ungerechtfertigt ist. — Ueber sein Verhalten gegen Schmeichler vergl. Tacit. „Annal." II, 87; III, 18. 40. 65; IV, 6. 37. 75 u. s. w. Ein Muster wohlwollender und staatsmännischer Rede findet sich bei Tacitus „Annal." III, 53 ff. S. schließlich das umfassende Lob Tacit. „Annal." IV, 6 ff.

2) Für die erste Regierungsperiode wird man sich in vielen Punkten dem anschließen können, was Stahr in seinem „Tiberius" vertritt. Auch das jüngste Buch von Wiedemeister („Der Cäsarenwahnsinn der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie") mit seinem Versuch, einen erblichen und thatsächlich vererbten Wahnsinn für das ganze Kaiserhaus nachzuweisen, verdient alle Beachtung. Doch wenn auch der Keim des Wahnsinns in Tiberius lag, so ging er doch erst spät in seinen fürchterlichen Früchten auf und schließt die psychologische Erklärung keineswegs aus.

und jeden sittlichen Halt in sich selber. Um das zu begreifen, bedarf es nur eines Blickes auf das nach Tacitus' Geständniß durchaus durch Sittenlosigkeit verpestete und durch Schmeichelei aufs Tiefste entwürdigte Zeitalter [1]). Daß er bei seiner kühlen und verschlossenen Natur, bei seinem ungeselligen Wesen und seiner damit zusammenhängenden Abneigung gegen glänzende Schauspiele, wie sie des Volkes Stolz und Verlangen waren, bei der Menge unbeliebt war, dessen war er sich wohl bewußt [2]). Ihn konnte bei seinen Regierungsmaßregeln, bei denen er das Beste des Staats im Auge hatte, wenigstens der Beifall der Guten trösten. Aber gab es Solche? Statt Verständniß und Beistand fand er nur schmachvolle Schmeichelei. Vergeblich hatte er, der sich täglich über die feilen Sclavenseelen entrüstete und den die wetteifernde Kriecherei der Senatoren anekelte, sich dagegen gestemmt, vergeblich die Zuchtlosigkeit der Zeit bekämpft, vergeblich den Schwall gehässiger Majestätsanklagen zurückgedrängt, in welchen die eigennützige Gemeinheit des Geschlechtes ihren häufigen Ausdruck fand. Weit entfernt etwas auszurichten, sah er sich selbst durch die Bosheit eines vermeintlichen Freundes, in dessen Schlingen er gerathen, an den Rand des Abgrundes gebracht. Von nun an kannte sein Argwohn keine Grenzen mehr, die Proscriptionen gegen Sejans Anhänger und alle Verdächtigen nahmen ihren Lauf, die Delatoren sollten ihren Willen haben, er selbst wollte in der Sicherheit seines Eilands und in wüstem Sinnentaumel die Welt zu vergessen suchen. Nur von Zeit zu Zeit wollte er seine Blitze schleudern, auf daß man Ursache habe, zitternd vor ihm die Kniee zu beugen. Es ist psychologisch ganz richtig, wenn ein Dichter den sterbenden Cäsar sprechen läßt [3]):

1) Tacit. „Annal.“ II, 85; III, 65.

2) Vergl. Tacit. „Annal.“ III, 54; IV, 42; Suet. „Tib.“ 47.

3) Geibel, „Tod des Tiberius“.

Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Tugend
Zerstob zu bald nur und ins Innre lugend
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und baar der Rüge
Der Wurm saß drin; aus jeder Großthat sahn
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an,
Lieb', Ehre, Tugend, Alles Schein und Lüge!

Kurz gesagt stehen wir, was den Charakter des Tiberius anlangt, vor der einfachen, schon von Dio Cassius aufgestellten Alternative, entweder daß ein abgefeimter, lasterhafter Bösewicht zehn Jahre lang mit Erfolg Tugend heuchelt, eine Ungeheuerlichkeit, vor der alle genannten römischen Autoren nicht zurückbeben, oder, was psychologisch weit begreiflicher, daß ein an sich edler Charakter durch die Charakterlosigkeit der Zeit und bittere Erfahrungen aller Art sich ins Gegentheil verkehrte und zu Grunde ging. Einen mächtigen Bundesgenossen hat die Behauptung, daß Tiberius von Haus aus eine groß und edel angelegte Natur gewesen, in den uns erhaltenen Bildnissen. Man betrachte sich die große vaticanische Togastatue und die vielen im Vatican, auf dem Capitol und in Neapel zerstreuten Köpfe, man wird überall dieselbe breite gedankenvolle Stirn, dieselben geistvollen großen Augen und denselben feinen Mund finden und den Eindruck einer geistig bedeutenden und durchaus nicht unsympathischen Erscheinung empfangen [1]. Für seine capreser Periode soll er nicht weiter in Schutz genommen werden, obgleich Manches von dem, was uns Sueton geschmackloser Weise von seiner Grausamkeit und Wollust erzählt, während Tacitus sich mehr Reserve auferlegt, sicher auf bloßem Hörensagen oder auf Uebertreibung beruht. Wie hätte auch die Volksphantasie sich einen Gegenstand, wie ihn das unbegreifliche Einsiedlerleben des Tiberius bot, so leichten Kaufes entgehen lassen können?

[1] Ueber sein Aeußeres finden sich widerspruchsvolle Nachrichten bei Sueton („Tib." 68) und Tacitus („Annal." IV, 57).

Seine Uebersiedelung nach Capri fällt in das Jahr 26, wo er seinen Aufenthalt nur selten durch kurze Ausflüge aufs Festland unterbrechend bis nahe an seinen im Jahr 37 erfolgten Tod in tiefster Abgeschiedenheit verharrte. Dieser Zeitpunkt macht es wahrscheinlich, daß weniger der Tod seines allen Nachrichten zufolge ohnehin lasterhaften Sohnes Drusus als der geschilderte moralische Ekel vor dem Treiben der Welt und überhaupt ein zur Einsamkeit und zum Trübsinn neigender Hang seines Wesens seinen Entschluß hervorrief, was nicht ausschließt, daß auch der von Tacitus hervorgehobene Grund, nämlich die Ueberredungskunst des Sejan, der sich seinen Einfluß sichern wollte, einigen Antheil daran hatte. Tacitus berichtet uns über seine verhängnißvolle Fahrt nach Capri Folgendes [1]: „Obgleich der Kaiser nach Vornahme der Tempelweihen in Campanien Befehl erlassen hatte, daß Niemand seine Ruhe störe, und den Zudrang der Bürger durch Wachposten abwehren ließ, war er doch der Municipien, Colonieen und überhaupt des ganzen Festlandes überdrüssig und zog sich auf die Insel Capri zurück, die durch eine drei Meilen breite Meerenge von der Spitze des sorrentiner Vorgebirgs geschieden ist. Hauptsächlich gefiel ihm, wie ich glauben möchte, ihre Abgeschiedenheit, da das Meer ringsum ohne Hafen ist und nur wenige Landeplätze für kaum mittelgroße Fahrzeuge vorhanden sind. Ohne einen kundigen Führer könnte Niemand die Landung versuchen. Das Klima ist im Winter milde, weil ein davor liegender Berg die rauhen Winde abhält. Der Sommer ist durch die Zugänglichkeit des Westwindes und die Aussicht aufs freie Meer sehr angenehm. Und auf welch schönen Golf schaute man damals, als der brennende Vesuv noch nicht die Gestalt der Gegend verändert hatte"!

---

[1] Tacit. „Annal." IV, 57. 67. Vergl. Suet. „Tib." 40: Capreas se contulit praecipue delectatus insula, quod uno parvoque litore adiretur.

Auf die Altgeschichte übergehend fährt nun Tacitus fort: „Die Sage meldet, Griechen hätten diese Gegend in Besitz gehabt und die Teleboer Capri bewohnt". In der That vereinigen sich darin alle Nachrichten, so spärlich uns sonst auch historische Kunde über die Insel zuströmt[1]). Die Teleboer, von denen also ein Zweig und zwar unter Telo, dem ersten Inselkönig, nach Capri gerieth, sind ein akarnanischer mit den uralten Lelegern verwandter Stamm, der sich auch nach Taphos und den Leukaden verbreitete und von hier aus mercantilische Beziehungen in der Ferne pflegte. Namentlich verhandelten sie das Kupfer von Terina und Temesa an der heutigen bruttischen Küste nach Italien und dem griechischen Heimathlande. Ob sie bei der Landung auf Capri, von wo sie auch nach der Sarnoebene hinüberschweiften[2]), Osker oder Phönizier als Urbewohner vorfanden, ist nicht zu ermitteln. Obwohl vorübergehend durch die Etrusker in ihrem Besitz gestört, ließen sie das leicht zu vertheidigende Eiland nicht mehr aus ihrer Hand und gründeten daselbst den heutigen beiden Ortschaften entsprechend zwei Städtchen. Anacapri, das wundersam isolirte Städtchen, an der nördlichen Abdachung des Monte Solaro, das vom Thalgrunde bei Capri nur an einer einzigen Stelle mittelst einer Felstreppe von 536 Stufen zu erreichen ist, verräth im Namen noch deutlich seinen griechischen Ursprung. Auf jene griechische und nicht eine noch entlegenere Periode geht wohl die Notiz Strabos, daß es auf Capri „ehemals" zwei Städte, zu seiner Zeit aber nur eine gegeben habe[3]). Die Römer hießen die Insel Capreä oder Ziegeninsel schwerlich wegen ihrer einer liegenden Ziege gleichenden Gestalt, sondern wegen der einheimischen Ziegenheerden. Noch heute ist ja die Vegetation Capris, mit seinen Haidekräutern, Myrthen, Cytisus, Rosmarin,

---

1) Tacit. „Annal." IV, 67; Virg. „Aen." VII, 734 ff.; Sil. Ital. VIII, 520. Daher heißt auch Capri dichterisch Telebois.

2) Virg. „Aen." VII, 737 ff. 3) Strabo V, 248.

Mastixsträuchern u. s. w., wesentlich eine Ziegenflora, so daß ein geschichtlicher Blick in die Ferne uns sicher die Aussicht auf ein idyllisches Ziegenleben eröffnet, wie es sich bei römischen Dichtern so treu und mannigfaltig wiederspiegelt. Die Insel ward mit der Zeit Eigenthum der Neapolitaner. Später fühlte sich Augustus so von ihr angezogen, daß er diesen lieber das weit größere Ischia überließ, um Capris Gipfel nach Lust mit Gärten und Bauwerken auszuschmücken[1]). Kostspielige, große Prachtbauten waren es gerade nicht. Er liebte mehr das Praktische, Obstgärten und Culturanlagen, nebenher auch Raritäten, riesige Thierknochen, Waffenstücke u. s. w., wovon er sich auf Capri eine Sammlung schuf[2]). Noch kurz vor seinem Tode verbrachte der greise Fürst in Gesellschaft seines Adoptivsohnes Tiberius vier fröhliche Tage auf Capri. Sueton giebt uns von seinem Thun und Treiben eine anziehende Schilderung[3]). „Augustus vertheilte, erzählt er, während seines dortigen Aufenthalts Togen, Pallien und andere Geschenke unter sein Gefolge und schrieb vor, daß die Römer griechischer, die Griechen aber römischer Sprache und Kleidung sich bedienen sollten. Den Uebungen der Epheben, von denen noch aus dem alten Institut sich eine Anzahl auf Capri befand, sah er eifrig zu. Einmal gab er ihnen einen Schmaus, bei dem er selbst zugegen war, und hatte Nichts dagegen, daß sie sich das Obst des Nachtisches nebst den erhaltenen kleinen Geschenken, scherzend einander zuwarfen und wieder aus der Hand rissen. Keiner Art von Scherz und Kurzweil blieb der Kaiser ferne. Ein Capri benachbartes Eiland (offenbar eine der Sirenusen) nannte er Apragopolis mit Bezug auf den Müßiggang der sich dahin entfernenden Begleiter. Einen von seinen Lieblingen, Namens Masgaba, pflegte er, wie wenn er der Gründer des Eilands wäre, Ktistes zu nennen. Als er nun von der Tafel aus das Grab des gerade vor Jahresfrist verstorbenen Masgaba

[1]) Suet. „Oct." 92; Strabo a. a. O.; Dio 52, 43.
[2]) Suet. „Oct." 72. [3]) Suet. „Oct." 98.

von einer großen Schaar Leute mit Fackelträgern besucht sah, sprach er laut den extemporirten griechischen Vers:

„Des Ktistes Grab in Flammen schaue ichs".

Dabei wandte er sich an Thrasyllus, den Begleiter des Tiberius, mit der Frage, von welchem Dichter wohl der Vers sei. Als dieser mit der Antwort zögerte, setzte er einen zweiten hinzu:

„Siehst du den Masgaba mit Fackellicht geehrt?"

Darauf fragte er ihn auch nach diesem Vers. Jener wußte nichts Anderes zu antworten als, von wem sie auch seien, die Verse seien ausgezeichnet. Da erhob Augustus ein Gelächter und strömte von Scherzen über." Aus dem Umstande, daß man an dem Ort, wo diese Scene spielt, den Blick auf die benachbarten Sirenusen hatte, muß angenommen werden, was ohnehin viel Wahrscheinlichkeit hat, daß der Palast des August an derselben Stelle lag wie die Villa des Tiberius oder vielmehr, daß Tiberius jenen bereits zu seinem Empfange bereit fand und nur, einmal angesessen, ihn erweiterte und verschönerte. Sie blieb auch unter den zwölf Villen, mit denen dieser die Insel übersäete und die er nach den zwölf Hauptgöttern benannte, die größte und bedeutendste der Insel, wie auch Plinius bestätigt, weil er nur von einem einzigen Palaste spricht[1]). Gleichwohl ist es von hohem Genusse, den Spuren dieser Villen nachzugehen, nicht um des todten Steinwerks willen, das im Laufe der Jahrhunderte verschleppt, zerbröckelt und überwuchert oft kaum noch sichtbar ist, sondern weil eine solche über Höhen und Tiefen führende Eilwanderung uns zugleich die malerischsten und gesuchtesten Punkte der Insel vor Augen führt.

---

1) Plin. III, 12, 3; Tacit. „Annal." IV, 67: tum Tiberius duodecim villarum nominibus et molibus insederat. Daß die zwölf Villen die Namen der zwölf Götter trugen, ist nach der bei Sueton („Tib." 65) vorkommenden villa Jovis kein allzu kühner Schluß. Auf die vielen Prachtbauten bezieht sich offenbar das Epitheton des Statius „dites Capreae" (Silv. III, 1, 28).

Von dem Städtchen Capri läuft, von Gärten und Olivenpflanzungen eingenommen, zwischen den Hügeln San Michele und Castello hindurch das liebliche Thal Tragara und theilt die östliche Hälfte der Insel wieder in zwei Theile. Sehen wir uns demgemäß zuerst auf der linken Seite um, so finden wir auf dem Wege nach dem Salto einen Platz namens Moneta, woselbst eine der Juno gewidmete Villa gestanden haben soll, jedoch trotz des mahnenden Trümmerwerks und Namens, der von monere stammen soll, niemals Ausgrabungen stattfanden, und gerade östlich von der Stadt den aussichtsreichen, ausnahmsweise nach allen Seiten sanft abfallenden Hügel San Michele, der verschiedene Netzwerkmauern mit Gemächern zur Schau trägt, doch weit mehr in sich birgt, was sich ungeachtet zeitweiliger Ausgrabungen noch immer dem Tageslicht entzogen hat. An seinem Fuß nach der Thalseite stehen die sogenannten „Camarelle“, eine langgestreckte Mauer mit Ansätzen von gewölbten Kammern, welche mit den von Sueton erwähnten, in Bild und Einrichtung raffinirt ausgestatteten Unzuchtsstätten [1]) in kühne Verbindung gesetzt werden, nach anderer, richtigerer Ansicht aber nur der Unterbau einer Straße waren, welche vielleicht mit mehreren Seitenarmen die Villen jener Gegend umschlang.

Ein kleines Querthal zwischen dem Hügel San Michele und dem Bergkegel Tuoro grande steigt zum Arco naturale und der Matromaniagrotte hinab. Von dem himmelstürmenden Felsgewirr und der grausigen Schönheit dieser Südküste, an welcher Giganten, Cyklopen und Poseidon wetteifernd ihre Kraft erprobt zu haben scheinen, ist es unmöglich einen Begriff zu geben. Wie ein Friedensbogen über dem kaum beschwichtigten Sturm der Elemente ragt hier das gewaltige Halbrund des berühmten Felsthors, welches mit dem einen Fuße auf dem Lande, mit dem andern im Wasser steht. Ein steiler Stieg endigt unten bei der Matromaniagrotte. Das Volk aber spricht

1) Suet. „Tib.“ 43.

von der „grotta di matrimonio", als wolle es mit dieser Vocalverschiebung auf die Orgien des Tiberius anspielen. Aus dem Namen, der aus magnum Mithrae antrum oder ähnlicher Wortverbindung zusammengezogen ist, ergiebt sich, daß man in dieser etwa 50 Fuß breiten und doppelt so tiefen Grotte einen Mithrastempel sehen will. In der That, nicht nur die Grotte selbst, in deren Tiefe zwischen einigen Sitzreihen einst Stufen zur Nische des Gottes führten, so wie ihre Oeffnung nach Osten sprechen dafür, es wird auch ausdrücklich bezeugt durch das aufgefundene Relief eines Mithrasopfers, welches sich sammt jenem von der Posilipgrotte im Museum befindet. Eigenthümlicher Weise stellen diese und alle ähnlichen Reliefs den Sonnengott selbst als Opferer dar und zwar jugendlich in Persertracht, wie er den Stier mit dem Dolche niederstößt, eine Allegorie, die noch nicht völlig aufgeklärt ist [1]). Eben so mysteriös erscheint uns ein in der Nähe entdeckter Grabstein mit folgender rührender griechischer Inschrift:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,
Den nicht Moiras Gebot fortraffte, den Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ichs ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manche der Cäsar,
Aber er hat nun mir und den Eltern vernichtet die Hoffnung.
Noch nicht fünfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach! und ich schaue nicht mehr das Licht des erleuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf ich noch an mein Bruder,
Eltern, ich flehe zu euch: O weinet nicht länger, ihr Armen!

Gregorovius, dem wir diese Uebersetzung entnehmen, hat Recht: „In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höhle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antinous dem Nil". Bis zu seinen Zeiten waren ja Menschenopfer und namentlich in den Mithrasmysterien nicht ungewöhnlich. Damit wird es aber auch fast zur schmerzlichen Gewißheit, daß alle die Gebeine

[1]) Ueber die Mithrasmysterien vergl. Preller, „Röm. Mythol." 756 ff.

und Aschenurnen, die man hier ausgrub, mit diesen Mithrasopfern zusammenhingen.

Daß Tiberius mit Bezug auf die Auffindung mehrfacher Säulen und Statuen auch bei der Mithrasgrotte eine Villa gehabt habe, ist zum mindesten sehr zweifelhaft, dagegen stand eine solche auf der weitschauenden Höhe des Tuoro grande beim Cap Tragara, eines jener Berge, deren Sueton auf Capri sieben annimmt [1]). Die dem Cap vorliegenden gigantischen Faraglioniklippen gehören zu dem Schönsten, was die Insel von Felsbildung aufzuweisen hat, wie denn überhaupt die capresische Süd- und Ostküste, deren Angel das Cap Tragara ist, an Kraft und Kühnheit der Felsformation weit und breit nur von Amalfi übertroffen wird. Die Bewunderer der Prellerschen Odysseebilder können hier seine heroisch-grotesken Küstenlandschaften verkörpert, wenn nicht gar im Original vor sich sehen. Auf dem Bergkegel Tuoro, wie drunten an der stillen, in ihrer Felswiege schlummernden piccola marina wimmelt es unter dem Gestein von historischen Trümmern. In das Bereich der Marine fällt auch eine offenbar künstlich erweiterte und mit Mauerwerk ausstaffirte Grotte, die anscheinend durch eine Ziegelmauer in zwei Theile geschieden war, die grotta del arsenale, in der man also eine Vorrathskammer für die Boote erblickt, die der furchtgepeinigte Tyrann an der Marine sicher in steter Bereitschaft hielt.

Und nun schwingen wir uns jenseit des Tragarathals auf den Castellohügel, der gegen Capri zu von üppigen Weingärten grünt, gegen die Seeseite aber, wo er auf seinem höchsten Zinken mit einem kleinen Castell gekrönt ist, jäh ins Meer fällt. Der umfassende Ueberblick, den man von da aus über die ganze, so gleichartige und doch so abwechslungsvolle Felsenwüstenei der Südküste gewinnt, läßt zum voraus auf das frühere Vorhandensein einer Villa schließen, auch wenn die 1787 von Hadrawa begonnenen aber bald wieder ver-

[1]) Suet. „Tib.“ 40.

schütteten Ausgrabungen es nicht bestätigt hätten. Man fand äußerst werthvolle Mosaikböden, von denen der schönste in das königliche Schloß Favorita gelangte, die Basreliefs einer geflügelten Fortuna, eines opfernden Genius und des Tiberius mit der Fürstenbinde, zwei fein gearbeitete Kinderbüsten, eine schöne Marmorvase, eine Gemme mit dem Kopfe des Germanicus und andere Gegenstände, die fast sämmtlich von angesehenen Privatpersonen und zwar Ausländern erbeutet wurden.

Gleiches gilt von den reichen Schätzen des palazzo marino, einer ausgedehnten Villa, die in ihren Resten in der Nähe des uralten Kirchlein San Costanzo unter der Treppe von Anacapri sich befindet und einst bis ins Meer hinabreichte. Bei der Fahrt nach der blauen Grotte passirt man staunend die weit in der Fluth zerstreuten Trümmer. Einen Kybelealtar mit dem Relief eines Widderkopfes wußte der bekannte Ritter Hamilton dem Britischen Museum zuzuwenden. Anderes wurde verstümmelt, wie z. B. eine der vielen Cipollinsäulen, die man zersägte, um die Stücke als Postamente für etliche Porphyrvasen in der Villa reale zu verwenden. Nur das Wenigste, darunter ein prächtig stilisirtes griechisches Capitäl, wanderte ins Museum, und doch wurden an dieser Stelle 1600 Centner Marmormasse aus dem Boden gezogen!

In der Umgebung von San Costanzo zählt man noch zwei weitere Villen des Tiber, was von dessen baulicher Thätigkeit einen Begriff giebt [1]). Nur eine einzige Villa ist auf der Höhe von Anacapri und zwar bei dem Thurm des Piano von Damecuta nachgewiesen, wo noch unzählige Marmorfragmente zu Tage liegen. Gerade unter dieser Oertlichkeit ist die blaue Grotte, was die Sage, daß im Alterthum von oben her ein unterirdischer Gang in die Grotte geführt habe, zu begünstigen scheint. Uns scheint nur wahrscheinlich, daß die blaue Grotte dem kaiserlichen Inselbewohner bekannt war, der während seines neunjährigen Aufenthaltes reichliche Muße hatte, unter den

[1]) Vergl. Nobile a. a. O. III, 128 ff.

Inselgeheimnissen auch alle jene magisch schimmernden und sirenisch klingenden Stalaktitenhöhlen zu ergründen, mit denen der Schöpfer die an Naturwundern so reiche Insel gesegnet hat. Manche dieser Höhlen und Grotten, in denen nach der Phantasie des Dichters Silius der wandelbare prophetische Meergott Proteus die schäumende Woge zurückschleudert, wurden von Tiberius zu sinnenberauschenden Venereen umgeschaffen, die er nach Belieben mit Schaaren von Nymphen und Panisken bevölkerte [1]).

Mit dem Hingang dieses Unseligen schließt auf Capri die Geschichte, vom Entsetzlichen gesättigt, ihr ermüdetes Auge. Auch wir schließen. Vieles ließe sich noch sagen von der unwiderstehlichen geheimnißvollen Anziehungskraft jener friedeathmenden Insel, auf der ein Friedloser sein Leben beschloß, Vieles von dem eigenthümlichen und auffälligen Naturcharakter, wornach der ästhetische Gegensatz zwischen Erhabenheit und Lieblichkeit hier, wenn nicht aufgehoben, so doch völlig versöhnt ist und nur an den unwirthlichen Küsten das Gewaltige und Grausige vorwaltet, Vieles sich schildern von den märchenhaften Lichteffecten des unterirdischen Krystallpalastes genannt die grotta azzurra, Vieles sich endlich erzählen von der in ihrer Armuth und Anmuth so reizenden Bevölkerung, es fällt nicht in den Kreis unserer Aufgabe. Wer Solches zu hören wünscht, lese die mit seltener Liebe geschriebene Monographie von Gregorovius oder vielmehr er lese sie nicht, wenn er nicht fern von dem Eiland weilend Tantalusqualen ungestillter Sehnsucht erdulden will. Wem es möglich ist, der eile selbst, wenn auch nur auf wenige Tage, nach dem unvergeßlichen Capri.

[1]) Suet. „Tib." 43; Silius VII, 392 ff.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

La Cava, Pästum, Süditaliens Naturcharakter.

Haec est Italia diis sacra.
PLINIUS MAJOR.

Mundus est ingens deorum omnium templum.
SENECA.

Unsere Wanderung am Golfe ist zu Ende, unsere Mappe ist gefüllt mit köstlichen farbenfrohen Bildern und werthvollen historischen Skizzen, die nicht durch die unzureichende Kraft unseres Pinsels, wohl aber durch den Werth ihres Gegenstandes und als etwas Selbstgesammeltes ein unvergängliches Interesse für uns besitzen, und somit könnten wir getrost nach Hause wandern, wie so Viele, welche nothgedrungen am blauen Golfe von Neapel das Ziel ihrer Reise fanden. Ins Binnenland zu reisen, um etwa die alten Campanerstädte Nola und Capua zu besichtigen oder um in Benevent die herrliche trajanische porta aurea zu bewundern, ist nicht Jedermanns Sache. Wer aber könnte von Neapel scheiden, ohne einen Blick hinter jene großartige Felscoulisse geworfen zu haben, welche das viermal so große salernitanische Wasserbecken geheimnißvoll dem Auge entzieht und gleichfalls ein Stück Welttheater verdeckt, das freilich nicht wie das neapolitanische nur das Stück und die Personen wechselte, sondern bald völlig verödete? Wer möchte als Romantiker auf die großartigen Gebirgsmassen und die saracenischen Denkmäler der felsnistenden Orte Amalfi

und Ravello verzichten, wer als classisch gebildetes und gestimmtes Gemüth ein Albumblatt des öden Pästum entbehren? Es bedarf daher keiner Entschuldigung, wenn wir zum Schlusse noch eine rasch entworfene Skizze von den Tempeln Pästums aufnehmen, denn sie gehören nicht blos zu den classischen Alterthümern in Neapels Umgebung, sondern bilden durch ihren Kunstwerth unzweifelhaft die Krone derselben.

Directe Dampfbootfahrten dahin werden von Neapel aus selten veranstaltet. Das Vergnügen, auf dampfgetriebenem Kiel den weiten Spiegel des salernitaner Golfes zu durchkreuzen, wird übrigens reichlich aufgewogen durch die Schönheit der Fahrt von Meer zu Berg und von Berg zu Meer, so wie durch das Interesse, welches das einst so wissensstolze Salerno und die Umgebung von Pästum einflößt, ganz abgesehen davon, daß sich mit dem Landweg die reizendsten Abstecher nach der uralten Basilikenkirche Santa Maria Maggiore bei Nocera, nach Amalfi, oder auch nach la Cava, dem Mittelpunkte der sogenannten neapolitanischen Schweiz, verbinden lassen. So konnten auch wir der Versuchung nicht widerstehen, bei dem freundlichen Arcadenstädtchen la Cava unsere Südfahrt zu unterbrechen, um dem berühmten Kloster Trinita bei Corpo di Cava einen Besuch zu widmen. Bekanntlich wurde auch dieses Kloster, wie das erste Europas auf Monte Cassino, bei der allgemeinen italienischen Klosteraufhebung seiner Bestimmung erhalten, indem man ihm gegen die Verpflichtung, sich mit dem gelehrten Jugendunterricht zu beschäftigen, ein besonderes Einkommen sicherte und es somit zu einem Nationaldenkmal erklärte, auf das jeder Italiener, dem die Blätter seiner Geschichte nicht gleichgültig sind, mit Stolz blicken darf. Soviel Rühmendes uns auch von dem Kloster und seiner Umgebung gesagt worden war, so wurden doch unsere Erwartungen in jeder Hinsicht übertroffen. Hier, wo weltflüchtige Frömmigkeit an Stelle zerstreuter Eremitenzellen in grauer Vorzeit eine prächtige Abtei baute, zu der schon longobardische Fürsten ihre Zuflucht

nahmen, um fern von Parteihaß und Bürgerfehde in der Einſamkeit einer Mönchszelle den vermißten Frieden zu finden, hier, wo Taſſo mit ſeinem Vater weilte, in Poeſie und Proſa die majeſtätiſche Ruhe dieſes ſchönen Erdwinkels feiernd, hier, wo Filangieri ſein unſterbliches Werk von der Wiſſenſchaft der Geſetzgebung verfaßte und Walter Scott ſich in den Kloſtermauern romantiſch begeiſterte, wo Salvator Roſa die Gegend durchſtreifte, um neue, ſtimmungsvolle Motive zu entdecken, hier, wo aus allen Ländern Gelehrte ſich einfanden, um in authentiſchen Originaldocumenten die Geſchichte des Mittelalters zu ſtudiren, hier iſt ohne Zweifel einer der bedeutungsvollſten und reizendſten Punkte Italiens. Wenn wir ſeiner hier in liebgewordener Erinnerung gedenken, ſo ſchöpfen wir die Berechtigung dazu aus ſeiner altgeſchichtlichen Vergangenheit, denn in dieſem einſt ſogenannten Thal des Metellus hatte Quintus Cäcilius Metellus, der Sohn des bekannten puniſchen Römerführers, nach der unglücklichen Schlacht von Cannä eine römiſche Colonie errichtet. Noch wird von ihr im Kloſter zu Cava ein Stück eines Moſaikbodens gezeigt, welcher einer fragmentariſchen Inſchrift zufolge zu dem Hauſe eines gewiſſen Anicius Anchenius gehörte und 1836 auf einer Anhöhe nahe bei der Abtei gefunden wurde.

Doch weder der altbegründete Glanz und Ruf des Kloſters, welcher durch zahlreiche fürſtliche und päpſtliche Privilegien gefördert wurde, noch der bis heute ungeſchwächt fortdauernde Werth ſeines Archives und ſeiner Bibliothek, weder ſein mittelalterlicher und moderner Gemäldeſchmuck in Kirche und eigener Pinakothek, noch der ehrwürdige Anblick ſeiner tauſend Jahre alten longobardiſchen Begräbnißgruft übten die Hauptanziehungskraft auf unſere deutſchen Gemüther aus. Was unſeren inneren und äußeren Sinn mit gleicher Macht feſſelte, das war die romantiſche Lage dieſes ſtillen Kloſters, das als Schützer ſeines weltlichen Gefährten, des Dörfchens Corpo di Cava, von ſteiler Felswand, wie eine Gottesburg, ſowohl zu den drohenden

Zacken des Monte San Angelo empor-, als in die bachdurchrauschte Thalschlucht herniederblickt, vor Allem aber war es die lang entbehrte würzige Waldluft, welche wie ein Hauch aus dem lieben Vaterlande, wie ein Gruß aus der fernen Heimath uns mild umwehte. Zum ersten Male seit lange schwelgten wir wieder in deutscher Waldesfrische und freuten uns, im Schatten lagernd, des geheimnißvollen Zaubers, den die Waldesstille um uns breitete. Wir gedachten Deutschlands und seiner eigenartigen Naturschönheit.

Ein solcher Ort, wo sich nordisches Leben in italienische Landschaft eindrängt, ist zu Vergleichen wie geschaffen und hilft mächtig, das bisher nur Geahnte und Empfundene in Bezug auf den beiderseitigen Naturcharakter klarer und bewußter zu gestalten. So kann man wohl mit Recht behaupten, daß in der nordischen Natur ein überwiegend religiöser, in der südlichen Italiens ein mehr heidnisch-ästhetischer Zug liegt. Ist es im Norden nicht der vielgepriesene Wald, der mit der unendlichen Abstufung seines saftigen Grün und mit seinem vielgestaltigen Leben den Grundton der Landschaft bildet, ist er es nicht, der mit dem geheimnißvollen Rauschen seiner Kronen dem Säuseln seines Blätterwerks, dem geschwätzigen Gemurmel seiner Quellen, dem vielstimmigen Chor seiner befiederten Sänger Herz und Sinn gefangen hält und eine Sprache redet, die der Süden nicht kennt? Ja, hier ist Leben! Hier ist, was dem ermatteten Geiste Frische und Aufschwung verleiht, also daß ein Gang durch den Wald uns zu einem wahren Seelenbade wird. Daher im Norden diese innige Wechselbeziehung von Natur und Menschengeist, daher die deutsche Naturpoesie in ihrem ganzen Reichthum, daher die deutsche Romantik, welche die in der Natur liegenden ahnungsvollen Beziehungen bis zur Sentimentalität und Schwärmerei ausgebildet hat, und daher endlich die religiöse Stimmung, das Gefühl göttlicher Nähe, welches der Wald erzeugt. Der Dichter hat Recht:

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt,
In den frischen Eichenhainen
Webt und lebt der deutsche Gott[1]).

Daß der Wald es ist, der durch Verinnerlichung des Gemüthes religiöse Gedanken und Empfindungen weckt, und daß er diese erhebende und reinigende Wirkung schon auf den Geist der Alten ausübte, dafür können wir nicht blos die Götterverehrung in Wäldern und heiligen Hainen, sondern auch einzelne Stimmen zum klaren Zeugniß aufrufen. So äußert schon Seneca: „Wenn du einen Wald voll uralter, ungewöhnlich hoher Bäume findest, welcher mit seinen dichten über einander gewachsenen Aesten und Zweigen dir den Anblick des Himmels entzieht, so wecken die Erhabenheit dieses Haines, die stille Abgeschiedenheit, die wunderbaren Schatten dieses freien und doch so dichten Gewölbes in dir den Glauben an die Gottheit" [2]). Doch ist der Wald nur der Grundton, zu dem die gesammte nordische Natur den rauschenden Accord spielt in dem Sausen des Windes, in dem gestaltenreichen, zerrissenen Wolkenzuge, der in seinem schwankenden Tempo oft bis zur dahinwirbelnden Wolkenjagd sich steigert, in dem raschen launischen Wechsel von Regen und Sonnenschein und in dem scharf hervortretenden Unterschied der Jahreszeiten, welche in zauberhafter Wandlung einander folgend jedesmal neue, überraschende Bilder produciren. Ueberall, selbst in der leblosen Natur, herrscht Leben und Bewegung, eine stete Veränderung der Erscheinungen, wodurch diese bald Spiegelbilder, bald Urheber der wechselnden Seelenstimmungen sind, die Verkündiger der Hinfälligkeit alles Endlichen, aber auch des Ewigen im Vergänglichen. Enthält somit die nordische Natur nicht eine unverkennbare Appellation an unseren inneren Sinn, an die Vernunft und das Gewissen, worin die ernstere und tiefere Religiosität des Nordländers ihre Erklärung

---

1) Ludwig Uhland. 2) Seneca „Ep." 41.

findet? Anders in Italien. Die Natur hat hier keine Sprache für uns. In unermeßlicher Schönheit liegt sie vor uns da, unfaßbar und unnahbar, aber eben durch ihre ergreifende Schönheit erzeugt sie nur ein überströmendes Gefühl, ein Schauen, Genießen und Bewundern, das jede verstandesmäßige Reflexion ausschließt und jedes bewußte Streben zurückdrängt. Ihrer harmonischen Einheit und Geschlossenheit entstammt ein Gefühl der Befriedigung, denn der menschliche Geist findet Nichts zu ergänzen und hinzuzusetzen und der Zwiespalt unseres Gemüthslebens, der zur Versöhnung treibt, hat seinen Wiederhall in der äußeren Natur verloren. Kein Wunder, daß wo die Natur selbst so unaussprechlich schön vor uns hintritt, daß da der Gedanke an den Schöpfer vor seinem Werke zurücktritt und die heitere Götterwelt Griechenlands oder am Ende auch das Heer der Heiligen leichtes Spiel hat, sich in der Phantasie des Beschauers an seine Stelle zu setzen. Zwar könnte gerade dieses polytheistische Moment als ein Beweis für den religiösen Naturcharakter des Südens angesehen werden, aber diese religiöse Stimmung haftet, wie schon die Schriften der Alten genugsam beweisen, nicht an dem Ganzen der Landschaft, als vielmehr an ihren zufälligen Einzelheiten, sei es nun ein geschwätziger Quell oder ein flüsternder Platanenhain, sei es das Dunkel einer Felsgrotte oder die unergründliche Tiefe eines Bergsees, worin sich die Seele andächtig schauernd verliert. Die südliche Natur, und das fällt vor Allem ins Gewicht, ist verhältnißmäßig leblos. Stumm und regungslos hat hier der Schöpfer ein Stück seiner Herrlichkeit vor uns ausgebreitet. Das Waldleben hat auf den kahlen Kuppen der Abruzzen kaum eine Heimath mehr, die engbegrenzte, vom Gewerbefleiße erfüllte Landschaft des Nordens erweitert sich zum stolzen, lichterfüllten Panorama, die frischen Localfarben nordischer Berg- und Wiesenthäler wandeln sich in weiche, nüancenreiche Farbentöne, das unendliche Meer öffnet sich dem Auge und in der stillen Feier der also ins Große gezogenen Natur vernehmen wir kaum

das Glöckchen eines entlegenen Bergklosters oder verspüren kaum das Lüftchen, welches die Segel der Barken schwellt. Begreift es sich da nicht, daß eine solche Natur uns im Grunde nur ästhetisch faßt und daß die Phantasie sich unwillkürlich nach dichterischen und künstlerischen Bildern umsieht, um ihren Charakter auszudrücken? Ja die Natur des Südens ist ein Gedicht, aber so großartig und erhaben, daß jeder Versuch ihr in Versen gerecht zu werden, jede Individualisirung ihres Wesens, von vorn herein scheitern muß, weshalb auch die italienische Naturpoesie mit der nordischen nimmermehr in Schranken treten darf. Noch näher liegt der Vergleich mit einem plastischen Kunstwerke. In idealer Schönheit steht sie vor uns da, aber ruhig und leblos, wie eine wohlgelungene Bildsäule, von der der Künstler die schaffende Hand abgezogen hat. Im Vergleich damit erscheint der Norden als ein belebtes Wesen, das zwar manche Schwächen und Formlosigkeiten an sich trägt, aber denkt und fühlt, und auch in uns bewußte Gedanken und Gefühle weckt. Doch wir haben genug gesagt, um darzuthun, daß gerade im Anblick der schönsten Panoramen Süditaliens es nicht die christlichen Ideen, sondern, abgesehen von den geschichtlichen Erinnerungen, hauptsächlich antikisirende Eindrücke sind, die dort auf den Saiten unseres Herzens spielen, während nur ausnahmsweise, wie in dem stillen la Cava, auch heimische, verwandte Elemente uns umgeben.

Durch ein schluchtartiges, an Tuffgrotten reiches Mühlenthal waren wir zur Höhe des Klosters emporgestiegen, wo uns nordischen Fremdlingen mit wahrhaft liebenswürdiger Bereitwilligkeit alle Räume und Kunstschätze vorgezeigt wurden. Den Rückweg traten wir auf einem prächtigen Waldpfade nach Vietri an, von dessen Rebhügeln aus uns zum ersten Male der weitgespannte Golf von Salerno bis zu der am Horizonte verschwindenden Punta di Licosa entgegentrat. Eine kleine Wanderung und wir waren in Salerno, das seinen einstigen Gelehrtenruf mit industrieller Bedeutung vertauscht hat und

nicht nur mit seiner Kathedrale aus grauer Normannenzeit und dem Grabe des gewaltigen Papstherrschers Gregors VII. prangt, sondern sich den Fremden auch in moderner Weise durch die schöne Strandpromenade seines Corso Garibaldi empfiehlt.

Die Bahn trug uns von hier folgenden Tags nach Battipaglia, wohin wir unseren Wagen vorausgesendet hatten, und unter einer Escorte von Carabinieri, welche die italienische Regierung zum Schutze gegen die Landplage der Brigantaggio noch immer für nöthig hält, fuhren wir einem Gefangenen oder einem Fürsten nicht unähnlich querfeldein die Straße gen Pästum. Bald genug verliert sich die angebaute Landschaft in ödes Steppenland und selbst dieses sinkt allmählich zur wüsten Sumpfniederung herab. Wie zu Goethes Zeiten sieht man noch jetzt die umherweidenden Büffelheerden als die einzigen Bewohner dieser trostlosen Einöde, welche gleichwohl als eine wahre Oase aus der antiken Kunstwelt bezeichnet werden darf. Doch gerade diese von dem Treiben des modernen Lebens so entfernte Umgebung stimmt harmonisch zu der gesunkenen Pracht der einst so stolzen Peseidonsstadt. Immer näher treten ihre Ruinen. Wirksam heben sie sich hervor auf dem monotonen Grunde der Campagna und des nahen Meeresspiegels. Die Bewunderer der römischen Campagna können hier ihr Ideal wiederfinden, die Erhabenheit einer Wüste sammt dem bräunlichen Colorit der Campagna, nur daß die dortigen Columbarien und Aquäducte als Staffage hier in den Tempelsäulen Pästums ihren Meister gefunden haben. Die Natur ist zum abgelebten Greise geworden, aber die Bauwerke sind die jugendkräftigen Glieder eines homerischen Helden.

Poseidonia, die nördlichste Pflanzstadt des berühmten Sybaris, welches durch sie von einem Meere zum andern regierte, ward nach dem Siege über Pyrrhus von den Römern niedergeworfen und lange kam seine Bevölkerung alljährlich zusammen, um in einem Thränenfeste der glorreichen Ver-

gangenheit zu gedenken; Pästum, die römische Colonie, die an die Stelle trat, erlag den Völkerstürmen und der Zerstörungswuth der Saracenen; die Normannen plünderten überdies die kostbaren Bauten, um ihre eigenen Gebäude mit diesem fremden Schmuck zu bekleiden; der Menschenfleiß versiechte in der Malaria, die schon unter Augustus ihr unheilvolles Werk begonnen hatte, der Boden versumpfte, die ganze Natur verkümmerte und die von den alten Dichtern 1) so viel gepriesenen, zweimal blühenden Rosen Pästums wandelten sich in Dornen und Disteln, aber — die Tempel blieben und stellen auf diesem öden Hintergrunde das Höchste dar, was uns aus der classischen Architektur geblieben ist. Durch die Oeffnung des einstigen Nordthors fährt man in den geweihten Bezirk ein und unwillkürlich bemächtigt sich unser ein Gefühl der Ehrfurcht, welches uns mit der Stimme des alten Bundes zuzurufen scheint: „Zeuch deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehest, ist heiliges Land“. Von einem Bezirke im eigentlichen Sinne darf gesprochen werden, denn noch erblickt man im Umfange einer Stunde die gewaltigen Travertinblöcke der Stadtmauer, welche, einst von vier Thoren durchschnitten und von acht Thürmen unterbrochen, von denen uns gleichfalls noch Spuren entgegentreten, die ovale Gestalt von Pompeji hatte. Innerhalb dieses Umkreises in geringer Entfernung von der armseligen Schenke und den wenigen Häusern, welche den Ortsbegriff Pesto bilden, liegen in einer Linie, mit der Front der aufgehenden Sonne zugekehrt, drei edle Heiligthümer dorischen Stils, der Ceres-, der Neptuntempel und die sogenannte Basilika, und zwar von Nord nach Süd in der eben bezeichneten Reihenfolge, doch nicht in gleichmäßigem Abstande, da die Basilika mehr als der Cerestempel sich dem Neptuntempel nähert. Es ist unfaßlich, daß diese herrlichen Kunstwerke bis zur Mitte

1) Virg. „Georg.“ IV, 119; Ov. „Met.“ XV, 708; Mart. XII, 31; Prop. IV, 5, 59.

des vorigen Jahrhunderts einer gänzlichen Vergessenheit anheimfallen konnten und auch seitdem von dem reisenden Publicum nicht so gewürdigt werden, wie sie es verdienen.

Man thut wohl daran, sich den mittleren Tempel zuerst anzusehen, weil er als der schönste und besterhaltene einen Maßstab zur Beurtheilung der beiden anderen abgeben kann. Dieser wunderbar schöne Tempel aus der Blüthe dorischer Kunst ist, wie die anderen, peripteral angelegt d. h. von einer Säulenhalle umringt und ist schon dadurch einzig in seiner Art, daß sich nicht nur der gesammte Außenbau, sondern sogar große Stücke der Cella mit ihrer Vorhalle, dem Pronaos, und ihrer Hinterhalle, dem Opisthodom, erhalten haben, mit ihnen aber auch innerhalb der Cella die auf beiden Seiten über einander liegenden Galerien von je sieben Säulen, welche erkennen lassen, daß der Mittelraum der Cella unbedeckt, also der Tempel ein hypäthraler gewesen ist. Der Säulenwald dieses lichtdurchflossenen Tempels ist also von absoluter Vollständigkeit, zugleich aber übt er durch seine wuchtige und doch so harmonische Construction einen Eindruck aus, den wir nicht besser als mit den Worten Adolph Stahrs aussprechen können, wenn er sagt: „Gleich jungen Riesen freudig in ihrer Kraftfülle stemmen sich seine sechsunddreißig Säulen, zwölf auf jeder Längen-, sechs auf jeder Breitseite, unter ihre Gebälklast, die zu tragen ihnen gleichsam eine stolze Lust scheint. Daher ist der Eindruck so die Seele ausfüllend und beruhigend und bei allem Ernste doch so heilig heiter. Ohne Basis, gleichsam der Erde selbst entwachsend, schießen ihre scharfgereifelten Stämme, wie riesige Doldenstengel, in die Höhe, während die leise Verjüngung gegen das Capitäl zu diesen Eindruck des Lebendigen, kühn Emporstrebenden noch verstärkt [1])". Anfänglich und in der Nähe stört uns die Plumpheit der gedrungenen Säulenmassen sammt der Schwere des auf ihnen lastenden Architraven, aber wie mächtig ergreift

[1]) A. Stahr, „Ein Jahr in Italien" I, 402.

uns die schlichte Größe dieses Bauwerks, seine durchgängige Harmonie und das eigenartige Leben, das über es ausgegossen ist, wenn wir seine Structur aus einiger Entfernung betrachten! Fest und wuchtig, wie für die Ewigkeit gebaut, steht der Bau da und doch enthält er nur das Nothwendige in der einfachsten Verbindung von tragenden und getragenen Massen und dies in einer Weise, welche, wie verschiedene Kenner richtig urtheilen, dem Ganzen den Ausdruck organischen Lebens mittheilt. Ein solches liegt nicht nur in den Säulen ausgesprochen, welche mit ihrer sanften Schwellung und den tiefen Canneluren den Charakter bewußten Strebens tragen und fast den Schein von Karyatiden erwecken, sondern auch in der mathematischen Regellosigkeit, die man in verschiedenen, schiefen Linien und abweichenden Maßverhältnissen entdeckt hat, wie es z. B. schon auffällig ist, daß die Langseiten nicht einschließlich der Ecksäulen die doppelte Säulenzahl der Front, sondern zwei Säulen mehr besitzen.

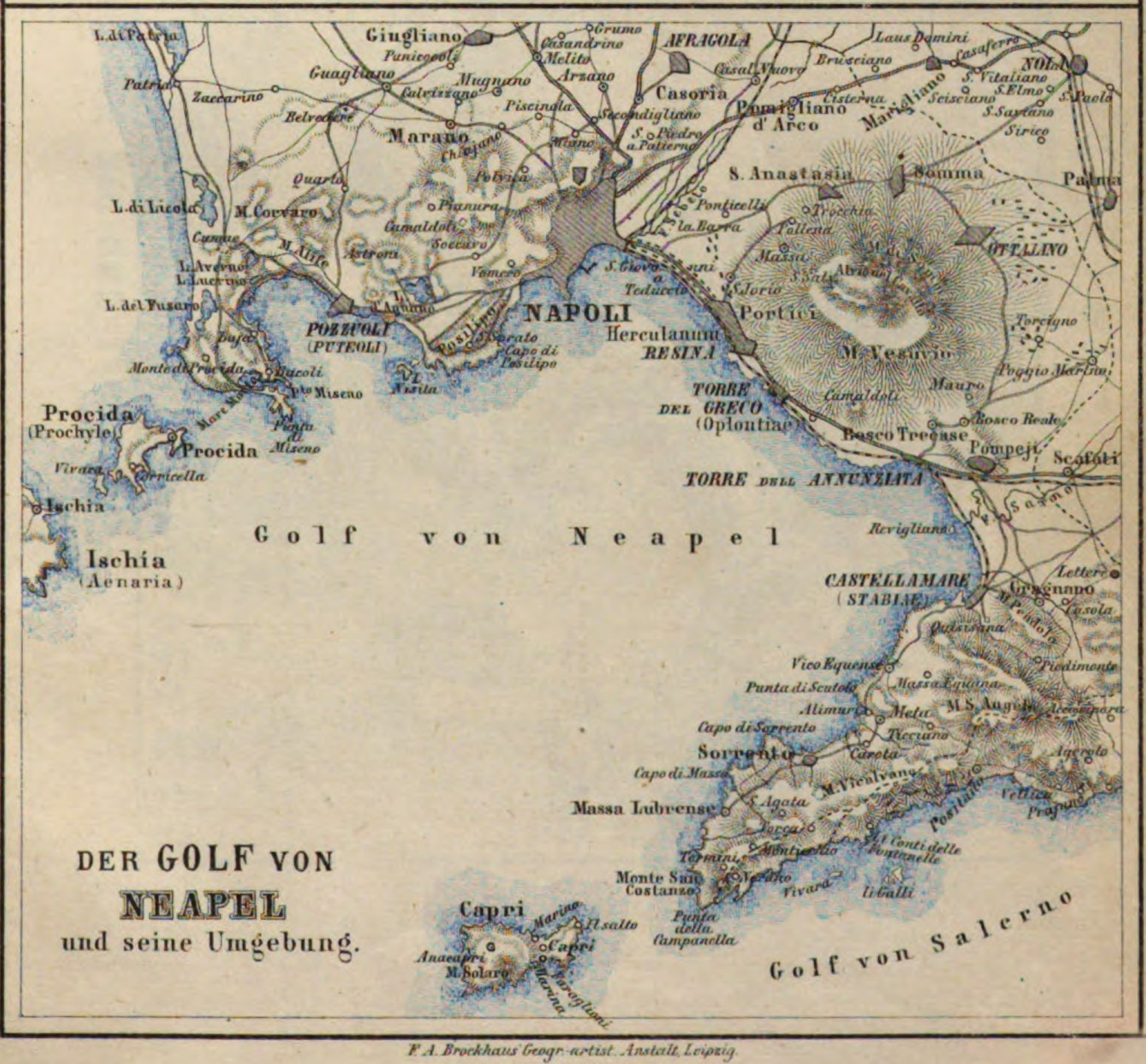
Minder gut erhalten und, wie namentlich die starke Säulenverjüngung zeigt, von geringerer stilistischer Durchbildung sind die beiden anderen Tempel, was den Einen ein Grund ist, sie früher in die Werdezeit dorischer Kunst, den Anderen, sie später in die Periode ihres Sinkens zu versetzen. Die Basilika, von nicht ganz gleicher Größe wie das Poseidonium, übertrifft dieses noch hinsichtlich der Säulenzahl seines Peristyls, indem es neun Säulen in der Fronte und die Ecksäulen mitgerechnet gerade das Doppelte an den Langseiten besitzt. Ueber dem schmäleren Architrav ist der Fries mit seinen Triglyphen und Metopen größtentheils verschwunden, eben so der Innenbau bis auf die Säulen der Vorhalle und drei Säulen in der Mittellinie der Celle. Letztere bildeten den Bestandtheil einer Säulenreihe, welche darauf hindeutet, daß der Tempel einst zwei Gottheiten gewidmet war, während an eine Basilika bei dieser Trennung des Raums nicht zu denken ist. In ähnlichem Zustande befindet sich der weit kleinere Cerestempel, nur daß über den sechs

Travertinsäulen an den Schmalseiten des Peristyls noch die Giebel emporragen. Auch er und die Basilika sind für uns wahre Kleinode aus der Zeit griechischer Kunst, obgleich sie durch die Vergleichung mit dem Heiligthum des Poseidon etwas von ihrem Werth verlieren. Neben dem Reiz ihrer imposanten Hallen lohnt es sich kaum, den da und dort zerstreuten Trümmern, dem spärlichen Mauerwerk des Theaters oder der Bodensenkung, welche das Amphitheater bezeichnet, eine allzu genaue Aufmerksamkeit zu widmen. Der Blick schweift doch immer wieder ungesättigt zu dem lichten Goldbraun der Säulen des Poseidoniums hinüber, und wenn er sich endlich satt gesehen und die Sonne tiefer und tiefer hinter der hellenischen Tempelpracht dem stahlblauen Tyrrhenermeere zusinkt, nun so weilt er noch im Traume bei den Tempeln der zerstörten Poseidonsstadt und nimmt unter all den Herrlichkeiten Italias auch ihr Bild mit in die ferne Heimath.

FINIS.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.



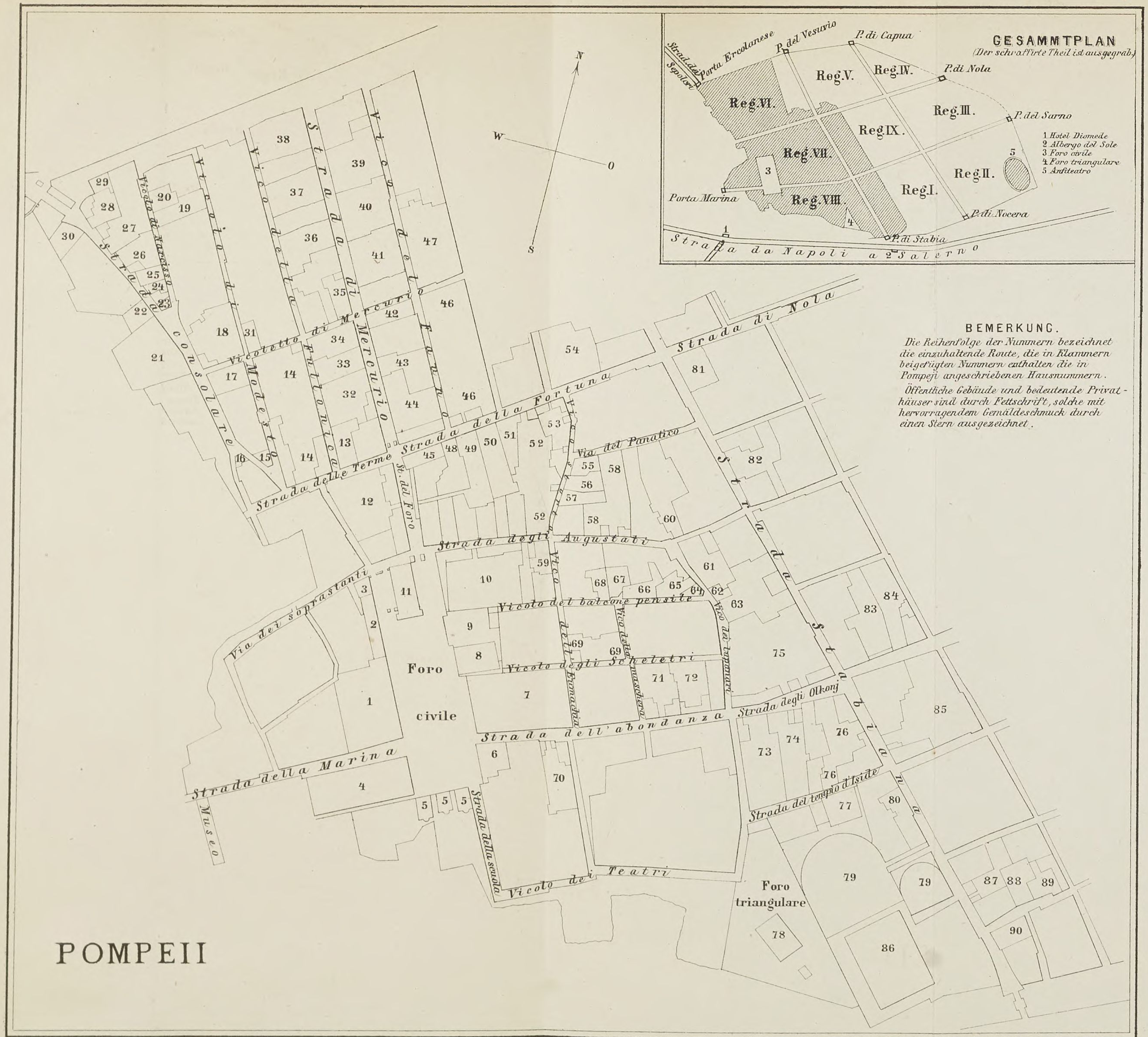


F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

POZZUOLI UND DIE HALBINSEL VON BAJAE



F.A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

1 **Tempio di Venere.**
2 **Poikile.**
3 **Latrine.**
4 **Basilica.**
5 **Le tre curie.**
6 **Scuola di Verua.**
7 **Edifizio di Eumachia** (Chalcidicum).
8 **Tempio di Mercurio** (Aedes genii Augusti).
9 **Senaculo.**
10 **Pantheon** (Augusteum).
11 **Tempio di Giove.**
12 **Terme pubbliche.**
13 ***Casa del poeta tragico.**
14 **Casa di Pansa.**
15 Thermopolium di Fortunata.
16 Farmacia.
17 Forno pubblico.
18 ***Casa di Sallustio.**
19 Casa di Narcisso.
20 Casa di Iside e Osiride.
21 Casa a tre piani.
22 Casa della dansatrize.
23 Thermopolium.
24 Fabrica di sapone (Seifenfabrik).
25 **Dogana.**
26 Casa del chirurgo.
27 Casa delle Vestali.
28 Albergo (di Polybio).
29 Casa del triclinio.
30 Albergo di Albino.
31 Casa di Modesto.
32 **Fullonica** (Nr. 38).
33 Casa della grande fontana a musaico (Nr. 36).
34 *Casa della piccola fontana a musaico (Nr. 35).
35 Parfumeria (Nr. 33).
36 *Casa di Adone ferito (Nr. 25).
37 Casa dell' Argenteria (Nr. 23).
38 ***Casa di Apollo** (Nr. 20).
39 **Casa di Meleagro** (Nr. 15).
40 **Casa del centauro** (Nr. 12—14).
41 **Casa di Castore e Polluce** (Nr. 10—11).
42 Taberna (Nr. 9).
43 Casa dell' ancora (Nr. 3).
44 Casa del naviglio (Nr. 1—2).
45 **Tempio della Fortuna.**
46 **Casa del Fauno** (Nr. 55).
47 **Casa del Laberinto.**
48 Casa delle forme di creta (Nr. 3).
49 *Casa della pareta nera (Nr. 4).
50 Casa dei capitelli figurati (Nr. 6).
51 Casa del Granduca (Nr. 7).
52 ***Casa di Arianna** o dei capitelli colorati (Nr. 11).
53 *Casa della caccia antica (Nr. 14).
54 Casa dei scienziati.
55 Forno pubblico.
56 Casa del Amore punito.
57 Casa delle quadrighe.
58 Casa dei marmi.
59 Casa del re di Prussia.
60 *Casa del Orso (della nuova fontana).
61 *Casa di Marte e Venere.
62 Albergo di Sittio o dell' Elefante.
63 ***Casa di Sirico.**
64 Lupanare (Bordell).
65 Fabrica di sapone.
66 *Casa di Camillo (Nr. 4—5).
67 *Casa di Elena e Paride (Nr. 6—8).
68 Casa del balcone pensile (Nr. 9).
69 *Casa della caccia nuova (Nr. 9).
70 Casa del cinghiale (Eber, Nr. 8).
71 Casa della regina d'Inghilterra (Nr. 44).
72 Casa delle colombe o del scheletro.
73 ***Casa di Olconio** (Nr. 4).
74 Casa di Mescinio (Nr. 9).
75 **Terme stabiane.**
76 **Casa di Cornelio Rufo** (Nr. 15).
77 **Tempio d'Iside.**
78 **Tempio di Ercole.**
79 **I teatri** (grande e piccolo).
80 **Tempio di Esculapio** (di Giove e Giunone).
81 *Casa del Orfeo (?).
82 **Casa di Lucrezio.**
83 **Casa di Epidio Rufo.**
84 ***Casa di Epidio Sabino** o del Parnasso.
85 ***Casa di Popidio Secundo** (del Citarista o d'Ifigenia).
86 Scuola dei gladiatori.
87 Casa dei mimi.
88 *Casa della Cassandra.
89 Libreria (officina libraria).
90 Albergo (hospitium Hermetis).

Hess, Wilhelm

Der Golf von Neapel, seine classischen Denkmale und Denkwürdigkeiten in Bildern aus dem Alterthum Allen Italienfahrern u. Alterthumsfreunden gewidmet

Leipzig 1877